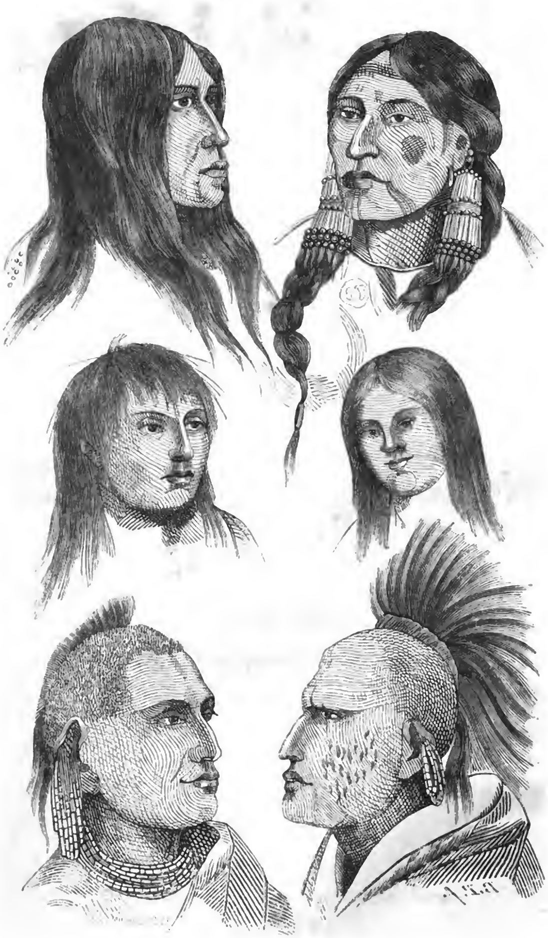
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
252
5 D
28

Digitized by Google

Digitized by Google

VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA IN ROMA

Tafel I.



Allgemeine
Cultur-Geſchichte
der
Menſchheit,

von

Guſtav Klemm.

Nach
den beſten Quellen bearbeitet und mit xylographiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtproducte u. ſ. w. verſehen.

Zweiter Band.

Die Jäger- und Fiſchervölker der paſſiven Menſchheit.

Mit 31 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1843.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Die Jäger- und Fiſchervölker der paſſiven Menſchheit . . . Seite 1
Die americaniſchen Jägervölker 7
Körperliche Beſchaffenheit . . . . —
Seelenzuſtände 11
Nahrung, deren Erwerb und Bereitung 12
Gefräßigkeit 13
Fleiſchkoſt . . . . —
Rinderheerden . . . . —
Pferde 14
Die Jagdwaffen . . . . —
Bogen und Pfeile . . . . —
Blaſerohr 16
Pfeilgift 17
Kugelbogen . . . . —
Wurfkugel . . . . —
Flinte 18
Lanze . . . . —
Dolch . . . . —
Jagd der Landthiere und Vögel 19
Hirſchjagd mit Masken 20
Jagd des Biſons 21
Fiſchfang 22
Betäubung der Fiſche 23
Pflanzungen . . . . —
Bucaniren am Feuer 26
Menſchenfleiſch 27
Die Coſſabiwurzel 30
Getraide 31
Getränke 32
Berauſchende Getränke . . . . —
Gewürze, Pfeffer 33
Coca 34
Tabak . . . . —
Kleidung und deren Bereitung 35
Bemalung . . . . —
Parfüm 38
Tatowirung . . . . —
Befiederung 40
Kleiderſtoffe 41
Gewebe . . . . —

Pflanzenfilz . . . . Seite 42
Federpelze . . . . „ 43
Schuhe . . . . „ —
Beinkleid und Hemd . . . . „ 44
Mantel . . . . „ 45
Schmuck und Zierrathen . . . . „ 46
Kopfputz. Einpreſſen der Köpfe . . . . „ 47
Bart und Augenbraunen . . . . „ —
Haupthaar . . . . „ 48
Federſchmuck . . . . „ 49
Ohrgehänge . . . . „ 50
Naſenſchmuck . . . . „ 51
Lippenverzierung . . . . „ 52
Halsſchmuck . . . . „ —
Caracoli . . . . „ 53
Arm-, Finger- und Fußringe . . . . „ 54
Handſpiegel und Fächer . . . . „ 55
Wohnung und Ruheſtätte . . . . „ —
Schirmdach . . . . „ 56
Runde, bienenkorbförmige Hütten . . . . „ —
Holzhütten . . . . „ 57
Zelte aus Leder . . . . „ 58
Hängematten . . . . „ 60
Schlafkaſten . . . . „ 61
Werkzeuge, Geräthe und Gefäße . . . . „ —
Steinäxte und Hämmer . . . . „ 62
Meiſel und Meſſer . . . . „ 63
Gefäße. Kürbisſchalen . . . . „ 64
Thongefäße . . . . „ —
Tabakspfeifen . . . . „ 66
Löffel aus Horn . . . . „ 67
Korbflechterei . . . . „ 68
Fahrzeuge . . . . „ 69
Aus Baumſtämmen . . . . „ —
Aus Baumrinde . . . . „ 70
Aus Häuten. Balſa . . . . „ 71
Laſtthiere. Llama und Pferd . . . . „ 72
Hund . . . . „ 73
Schlitten und Schneeſchuhe . . . . „ —
Eheſtand und Familienleben . . . . „ 74
Heirath . . . . „ 75
Trennung der Ehe . . . . „ 78
Liebesabentheuer. Reisfeſt . . . . „ 81
Mannweiber . . . . „ 82
Kindermord . . . . „ 83
Geburten . . . . „ 84
Wiege . . . . „ 85
Namengebung . . . . „ 86
Kinderzucht . . . . „ 87
Wehrhaftmachung . . . . „ 89
Geſelliges Leben . . . . „ 90
Höflichkeit . . . . „ 91
Gaſtfreundſchaft . . . . „ 93

Digitized by Google

Adoption . . . . . Seite 95
Beſtattung. Beerdigung . . . . . „ 96
Todtenfeſt . . . . . „ 97
Höhlengräber . . . . . „ 102
Uebergang in ein anderes Clima . . . . . „ —
Todtenklage . . . . . „ 103
Leichenbegängniß einer Delawarenfrau . . . . . „ 104
Leichengerüſte und Todtenbäume . . . . . „ 106
Gemeinſchaftliche Begräbnißplätze . . . . . „ —

Spiele und Feſtlichkeiten . . . . . „ 108
Ballſpiel . . . . . „ —
Reifenſpiel . . . . . „ 109
Würfelſpiel . . . . . „ 110
Rathe- und Handſchuhſpiel . . . . . „ 111
Kugelſpiel . . . . . „ 112
Trinkgelage . . . . . „ 113
Erntefeſt . . . . . „ 114

Tanz . . . . . „ —
Maskenſpiel der Jurt . . . . . „ —
Tänze der Arowaken . . . . . „ 116
„ „ Californier . . . . . „ 117
„ „ Jerokeſen und Omahas . . . . . „ 118
„ „ Arrikaras und Mönnitaris . . . . . „ 119

Oeffentliches Leben im Frieden . . . . . „ 122
Oberhäupter . . . . . „ 123
Ariſtokratie und Adel . . . . . „ 124
Vereine und Geſellſchaften . . . . . „ 126
Volksverſammlungen . . . . . „ 130
Verhandlungen und Verträge. Wampumgürtel . . . . . „ 131
Botſchaften . . . . . „ 132
Marktplatz . . . . . „ 133

Kriegsweſen . . . . . „ —
Wachſamkeit . . . . . „ —
Waffen . . . . . „ 134
Lanze . . . . . „ —
Keule . . . . . „ 135
Schlachtbeil. Tomahawk . . . . . „ 136
Schilde . . . . . „ 137
Panzer, Helm, Kriegerſchmuck . . . . . „ 138
Kriegszüge . . . . . „ 139
Ueberfall . . . . . „ 140
Schlacht, Abiponer . . . . . „ 141
„ Nordamerica . . . . . „ 143
Tropäen. Kopfabſchneiden . . . . . „ —
Scalpiren . . . . . „ 144
Gefangene, Marter und Hinrichtung derſelben . . . . . „ 145
Menſchenfreſſerei . . . . . „ 148
Siegesfeſt und Kriegstänze . . . . . „ 149

Religiöſe Begriffe, Glaube, Gottesdienſt, Zauberei . . . . . „ 151
Fähigkeit zu religiöſen Gefühlen . . . . . „ 152
Gleichgiltigkeit . . . . . „ —
Glaube an ein höchſtes Weſen . . . . . „ 154
Weltſchöpfung der Hundsrippenindianer und Chippewäer . . . . . „ 155

Weltſchöpfung der Jerokeſen . . . . . Seite 157
„ „ Delawaren . . . . . „ 159
„ „ Mönnitarris . . . . . „ 160
Geſtaltloſe Geiſter . . . . . „ 161
Thierſagen . . . . . „ —
Schlangen . . . . . „ 162
Eichhorn . . . . . „ 163
Schildkröte. Eule . . . . . „ 164
Seele und Schickſal . . . . . „ 165
Unſterblichkeit . . . . . „ 166
Zauberei . . . . . „ 167
Zauberer . . . . . „ 168
Traumdeutung . . . . . „ 170
Krankenheilung . . . . . „ 171
Götzenbilder . . . . . „ 172
Trommel. Zauberpfeife . . . . . „ 173
Vogelkaſten der Arrikarras . . . . . „ —
Opfer . . . . . „ 174
Schwitzhüttenopfer . . . . . „ 175
Opferſtangen . . . . . „ 178
Heilige Steine . . . . . „ —
Heilige Bäume . . . . . „ 179
Opferfeſte . . . . . „ —

Cultur . . . . . „ 180
Sprache . . . . . „ 181
Lieder . . . . . „ 182
Erzählungen . . . . . „ 183
Bilderſchrift . . . . . „ 186
Brief eines Mandan . . . . . „ 188
Gemalte Robe . . . . . „ 191
Zahlen . . . . . „ 192
Zeiteintheilung . . . . . „ —

Geſchichte . . . . . „ 193

Die Polarmenſchen . . . . . „ 197
Körperbeſchaffenheit . . . . . „ —
Geiſt und gemüthliche Eigenſchaften . . . . . „ 200
Selbſtmord . . . . . „ 201
Poſſenreißerei . . . . . „ 202

Familienleben . . . . . „ 203
Ehe . . . . . „ 204
Eheſcheidung . . . . . „ 205
Namengebung . . . . . „ 207
Kinderzucht . . . . . „ 208
Mädchen . . . . . „ 209
Adoption . . . . . „ 210
Loos der Frauen . . . . . „ 211

Das geſellige Leben . . . . . „ —
Höflichkeit . . . . . „ 212
Unterhaltung . . . . . „ 213
Feſte, Tanz . . . . . „ —
„ Melodien . . . . . „ 216
Ballſpiel . . . . . „ 217
Satyriſche Geſänge . . . . . „ —
Tanz als Begrüßung . . . . . „ 218

Krankheiten . . . . Seite 219
Alter . . . . = 220
Todtenbeſtattung, der Grönländer . . . . = 221
Mitgabe. Lebendigbegraben . . . . = 222
Todtenklage . . . . = 223
Beſtattung der Eskimos . . . . = 224
Die Wohnung . . . . = 226
Winterwohnung der Grönländer . . . . = 227
Feuerſtätte . . . . = 228
Sommerzelte der Grönländer . . . . = —
= = Eskimos . . . . = 229
Schneehütten der Eskimos . . . . = 230
Blockhäuſer der Atkinſoninſel . . . . = 233
Eishütten der Eskimos . . . . = 235
Wohnungen der Kamtſchadalen . . . . = 236
Schlafſtätte und Sommerwohnung derſelben . . . . . . = 237
Balaganen und Strohhütten . . . . = 238
Kleidung der Männer . . . . = 240
= = Frauen in Grönland . . . . = 241
= = Kamtſchadalen und Eskimos . . . . = —
Freude an europäiſchen Stoffen . . . . = 244
Schneebrillen, Schneeſchuhe . . . . = 245
Schmuck . . . . = 248
Bemalung . . . . = —
Tatowirung . . . . = 249
Durchbohren der Naſe . . . . = —
= = Lippen . . . . = 250
= = Ohren. Kopfputz . . . . = 251
Halsſchmuck . . . . = 253
Glöckchen, Reinlichkeit . . . . = 254
Nahrung. Gefräßigkeit . . . . = 255
Seehund . . . . = 256
Getränke . . . . = 257
Bereitung der Speiſen . . . . = —
Mahlzeiten . . . . = 258
Kamtſchadaliſche Speiſen. Thon . . . . = 259
Tabak . . . . = 261
Kunſtfertigkeiten . . . . = 262
Lederbereitung . . . . = —
Handwerkzeug . . . . = 264
Meſſer aus Knochen. Nadeln . . . . = 265
Gefäße aus Stein, Leder . . . . = 266
Zugthiere. Hunde . . . . = 267
Schlitten . . . . = 271
Seefahrzeuge . . . . = 273
Umiak . . . . = 274
Kajak . . . . = 276
Chartenzeichnung . . . . = 279
Jagd und Fiſchfang . . . . = 281
Jagdwaffen. Bogen . . . . = —
Pfeile . . . . = 282
Wurfſpieße . . . . = 283

Spieße	Seite	285
Die Jagd auf den Seehund	ſ	286
Klopfjagd	ſ	288
Schlingen	ſ	290
Fiſchfang	ſ	292
Das öffentliche Leben	ſ	293
Oberhäupter	ſ	—
Jagdrecht	ſ	294
Diebſtahl	ſ	297
Schimpfreden	ſ	—
Verkehr mit Fremden	ſ	298
Tauſch und Handel	ſ	299
Kriegsweſen	ſ	304
Befeſtigungen	ſ	305
Kriege und Kriegswaffen in Kamtſchatka	ſ	306
Ueberfall	ſ	307
Religion	ſ	308
Anſicht von der Seele	ſ	309
Zuſtand nach dem Tode	ſ	310
Weltſchöpfung	ſ	311
Weltende	ſ	314
Fluth der Kamtſchadalen	ſ	315
Oberſte Gottheiten in Grönland	ſ	316
ſ ſ ſ Kamtſchatka	ſ	317
Sagen von Kutka	ſ	318
Geiſter der Grönländer	ſ	325
Geſpenſter. Waldgeiſter	ſ	326
Berg- und Luftgötter	ſ	327
Sünden der Kamtſchadalen	ſ	328
Sagen von den Thieren	ſ	329
Amulete und Götzenbilder	ſ	331
Zauberei in Grönland	ſ	332
ſ bei den Eskimos und Aleuten	ſ	336
ſ in Kamtſchatka	ſ	337
Traumbeutung	ſ	338
Cultur	ſ	339
Zahlen und Zeitmaß	ſ	—
Genealogie	ſ	341
Plaſtiſche Kunſt	ſ	342
Sprache	ſ	343
Geſchichte	ſ	335
Die Bewohner des Nootka-Sundes	ſ	346
Körperliche und geiſtige Anlagen	ſ	—
Kleidung	ſ	348
Schmuck	ſ	349
Wohnung	ſ	350
Werkzeuge	ſ	352
Oeffentliches Leben	ſ	354
Culturſtand	ſ	357

Die

Jäger- und Fiſchervölker

der paſſiven Menſchheit.

Wir haben bis jeżt die Urzuſtände der paſſiven Menſchheit betrachtet, wie ſie in kleine Familien zerſpaltet kaum zu der Idee eines Stammes, geſchweige denn zu der einer Völkerſchaft gelangt, gleich den Raubthieren nackt und ohne feſtes Obdach in ihrer Heimath umherſchweifen.

Nehmen wir dieſen Zuſtand als den unterſten an, ſo müſſen wir es als einen weſentlichen Fortſchritt betrachten, wenn wir Mitglieder der paſſiven Menſchenart antreffen, welche ſich bereits in Stämme, Völkerſchaften, ja in größere Völkerbünde vereinigt haben.

Wir ſehen zuvörderſt dieſen Fortſchritt bei den faſt unzählbaren Völkerſchaften, welche vorzugsweiſe von der Jagd lebend die großen Ebenen des ſüdlichen und nördlichen America bewohnen. Wir finden hier bereits entwickeltere Formen des Lebens in der Familie, wir treffen die Anfänge des Feldbaues, der Viehzucht, mancherlei Kenntniſſe und Fertigkeiten in Bereitung der Nahrung, der Kleidung, des Schmuckes; wir finden umfangreichere Wohnſtätten, namentlich aber ein mehr entwickeltes öffentliches Leben. Die Volksſtämme ſtehen unter Oberhäuptern, welche namentlich im Kriege ihr Anſehen erwarben und es im Kriege auch vorzugsweiſe geltend machen, im Frieden dagegen dem Beirathe der Erfahrenſten, Aelteſten und Wohlhabenden unterworfen ſind. Im ſüdlichen America iſt dieſe Verfaſſung bei weitem weniger ausgebildet, im Norden aber kommen feſtere Formen vor und wir werden hier ſchon eigentliche Völkerbündniſſe und Verträge in ſehr ausgebildeter Weiſe antreffen. Nicht minder iſt das religiöſe Leben bei weitem reicher als auf der Stufe, welche wir bisher betrachteten, und die unbeſtimmten Gefühle von Furcht und Bangen vor der Einwirkung der unſichtbaren höheren Weſen ſind bereits durch den Gedanken an ein höchſtes Weſen gemildert, welches der Herr und Urheber alles Lebens iſt und dem der Menſch hoffend und vertrauend ſeine Bitten vortragen kann, dem er Dank und Opfer bringen darf. Das Nachdenken über Urſprung und Zukunft der Menſchen erſcheint uns als Frucht der Betrachtung des Schickſales derſelben und eine Reihe zum Theil ſinnreicher Sagen ſind eine Erklärung und Auslegung, welche die Fantaſie dem Verſtande hülfreich darbietet. Ueber-

Digitized by Google

haupt aber offenbart ſich der geiſtige Fortſchritt in weiterer Ausbildung der Sprache, in Herſtellung von Hülfsmitteln für geiſtige Thätigkeit; wir finden die erſten Spuren geiſtiger Darſtellung in gemeſſenen Reden und Geſängen, welche neben den Tönen und Gebärden auch Worte und Sätze enthalten. Im ſüdlichen America gränzen dieſe Zuſtände mehr an diejenigen, welche wir bei den Indiern des Waldes fanden. Hier, wo der Wechſel der Jahreszeiten keine weſentlichen und langdauernden Veränderungen der Witterung hervorbringt, wo daſſelbe leichte Schirmdach das ganze Jahr hindurch ausreicht, ſind die Bewohner auch nicht ſo ſehr an den Boden gebunden; iſt eine Gegend ausgebeutet oder treten andere Störungen ein, ſo wird die Hütte verlaſſen oder das Zelt abgebrochen und die Völkerſchaft zieht mit allem Hab und Gut weiter; an dem Orte, wo es ihr gefällt, iſt in wenig Tagen ein neues Dorf entſtanden, welches ſo lange beſtehen wird als der Wald Fülle des Wildes, bis der ſchnell bearbeitete Boden Früchte und Getraide geſpendet hat.

Je weiter nach Norden, deſto mehr hält der Boden den Menſchen feſt; die wechſelnden Jahreszeiten bringen die Idee der Zeit, ſo wie des Wechſels überhaupt in ihm zu größerer Entwickelung; ſein Gemüth wird mehr bewegt als das des Südländers, deſſen gleichmäßiges Clima dem leiblichen wie dem geiſtigen Zuſtande ein gleichmäßiges Beharren in traumbelebter Ruhe ſichert. Dem Südländer genügt jahraus jahrein dieſelbe leichte Hülle, daſſelbe luftige Dach. Der Nordländer muß vom Ueberfluſſe des Sommers für den Winter ſammeln, er bedarf Vorräthe jeder Art. Vor allem aber bedarf er für den Winter wärmender Kleider, und nur im heißen Sommer iſt ihm geſtattet nackt und bloß wie ſein ſüdlicher Landsmann umherzugehen, und er kann ſie nicht als eine nutzloſe Laſt oder einen überflüſſigen Schmuck betrachten wie dieſer. Ihm iſt das Kleid ein nothwendiges Bedürfniß. Der Nordländer muß vornämlich die Füße gegen den Schnee ſchützen, und dann über alle ſeine Kleider den großen Mantel nehmen, zu deſſen Herſtellung die Natur ihm in den großen wiederkauenden und Hufthieren die Mittel darreicht. Er hat ferner für die Beine, für den Leib, ja auch für Hände und Kopf beſondere Hüllen, die dem Südländer ganz fremd ſind. Der Nordländer wendet demnächſt den Schmuck, den der Südländer nur für ſeinen Körper braucht, auch auf ſeine Kleider an und macht dieſe durch Anhängſel, Färbung, Stickerei anſehnlicher und ſtattlicher; ja er muß zum Theil, will er ſeinem Schmuck das glänzende Anſehn geben, durch Farbe künſtlich nachhelfen, da die Natur ſeinen Vögeln die glänzenden Farben verſagt, welche die ſüdlichen Gegenden darbieten.

Das leichte Zelt, die luftige Hülle des Südländers iſt nicht geſchaffen die ſcharfen Winde, die Schneewetter und die Nebel abzuhalten, welche die Prairien des Nordens von America einen Theil des Jahres ſo unwirthlich machen. Es muß eine feſtere Wohnung auf-

gerichtet werden, worin der Menſch am Feuer und beim Lichte des Kienſpahns die Herankunft der milden Jahreszeit ruhiger abwarten kann; dazu bieten die Wälder ihre Stämme dar, die dicht aneinander gefügt und in den Fugen mit Moos verſtopft werden. Zur Lagerſtätte genügt nicht mehr die luftige Hängematte; ſie wird aus Fellen gebildet oder gar zum beſonderen Gefäße. Die Wohnungen werden dichter zuſammen gebaut, und wie denn die Kälte überhaupt zuſammenziehender Natur iſt, ſo bringt ſie auch die Familien, die Volksſtämme, die Völkerſchaften näher aneinander und hält ſie zuſammen in feſten Winterhütten und Dörfern.

Ebenſo bedarf der Nordländer bei weitem mehr Geräthes zu ſeinem Beſtehen. Die Körbe und Taſchen für ſeine Habſeligkeiten ſind dichter, als die des Südländers. Um über die Schneefläche zu kommen hat er die Schneeſchuhe, zum Fortſchaffen ſeiner Sachen hat er die Schleiſe und den Schlitten, vor die er ſeine Hunde anſpannt.

Bei weitem mehr wird dieß alles geſteigert, je tiefer nach Norden zu die Menſchen wohnen; dem nordamericaniſchen Jäger geben ſeine Wälder reichlichen Stoff zu Geräth aller Art, zum Baue der Wohnung, zur Feuerung. — Die Erde bringt Früchte aller Art hervor, die theils gar keiner Pflege bedürfend wild aufwachſen, theils mit geringer Mühe erbaut und vervielfältigt werden; eine reiche Fauna umgiebt ihn und was ihm Feld und Wald verſagen das liefern die Flüſſe und Seen.

Ganz anders iſt es in der Polarzone; die vornehmſte Frucht der Erde iſt hier das Eis, die reichhaltigſte Blume der Schnee, welche die kahlen Felſen und ſteinigten Gefilde faſt zwei Drittel des Jahres hindurch bedecken. Die Erdfeſte bietet dem Menſchen kaum mehr als den Grund und Boden zur Wohnung und Lagerſtätte, Steine und Erde zum Bau der Hütte, Geſchiebe zu Werkzeugen, die Flora (in Grönland 250 Kryptogamen und 76 Phanerogamen) liefert kaum mehr als den Docht zur Lampe, und einige Beeren zum Naſchen; die Fauna namentlich das in den Gewäſſern lebende Phoken- und Walengeſchlecht, muß faſt ganz die Flora erſetzen, indem ſie in den Knochen und Fellen die Hölzer und Blätter, in den Sehnen die Fäden, im Fleiſch und Fett die Früchte darbietet.

Die Polarnationen ſind die größte Hälfte des Jahres in ihre Hütten gebannt, wo die Familien beim Scheine der Thranlampe beiſammenſitzen und zu einem geſelligen Verkehre zu einem Austauſche ihrer Erfahrungen und Gedanken angeregt ſind. Während nun das ſorgloſe Dahinleben im Süden die Menſchen erſchlafft, ſtählt ſie der Norden durch Sorge, Müh und Arbeit. Der Geiſt wird friſch wie die Luft, heiter und hell wie der Boden des Nordens, und ſo finden wir denn bei den Polarnationen nicht jenes dumpfe Dahinbrüten, welches das höchſte Glück des Südländers ausmacht. Wir finden ferner eine ausgebildetere Religion, einen reichen Schatz von Sa-

gen, ſo wie überhaupt ein munteres geiſtiges Leben. Die Polarvölker, klein und behend an Körper, ſind ausdauernd und rüſtig, muthig und unternehmend auf der einen Seite, während eine ſorgfältige Beobachtungsgabe und eine gewiſſenhafte und ſinnreiche Benutzung aller ihnen dargebotenen Mittel aus jedem ihrer Geräthe und aus jeder ihrer Einrichtungen und Unternehmungen hervorblickt. Sie ſind die muthigſten Jäger, die es mit den ungeſchlachten Thieren ihrer Eismeere aufnehmen, welche in leichten Kähnen, wozu faſt ausſchließlich die Thierwelt den Bauſtoff liefert, durch Sturm und treibende Eisfelder ſchiffen. Ihre Hütten, zu deren Bau ſie oft nur das Eis und den Schnee anwenden können, ſind Muſter zweckmäßiger Einrichtung; ihre geſelligen Unterhaltungen ſprudeln von Witz und Laune — im grellen Gegenſatz zu dem ſchlaffen Hinträumen der Bewohner der Tropenländer.

Und ſo finden wir ſie auf einer unendlich höheren Stufe, als die Bewohner der öden Küſte des unwirthbaren Feuerlandes, der ſüdafricaniſchen und californiſchen Wüſten, oder frucht- und fleiſchreichen Urwälder. Somit wenden wir uns zur Betrachtung des Jäger- und Fiſcherlebens der paſſiven Menſchheit und der Formen, die daſſelbe entfaltet.

Die americaniſchen Jägervölker.

Körperliche Beſchaffenheit.

Die wilden Jägerſtämme der americaniſchen Ebenen, die jetzt den Kern der urſprünglichen Bevölkerung des Landes bilden, haben im Norden wie im Süden daſſelbe körperliche Gepräge.

Ein kräftiger, das Maas europäiſcher Mittelgröße innehaltender Körper von gedrungenem Bau, tüchtiger Muſculatur, mit breiter gewölbter Bruſt und von ſtolzer Haltung iſt allen gemein. Die Gewohnheit, mit den Füßen ſtets einwärts zu gehen, widerſtreitet freilich unſeren europäiſchen Begriffen von Anſtand und Schönheit, wie die ſtete Nacktheit dieſer Völker unſeren Anſichten von Schicklichkeit und Sittſamkeit zuwider iſt.

Die Hautfarbe der Americaner iſt im allgemeinen ein dem Kupfer gleichendes Roth, das ſich bereits an den kleinen Kindern zeigt*) und nach Masgabe des Clima bald mehr ins Braune, ins Hellere oder Dunklere ſpielt, ſo daß es ſowohl dem Negerſchwarz, als auch dem lichten Braun der ſpaniſchen und neapolitaniſchen Landleute ſich nähert **).

---

*) Die Kinder ſind nicht übel geſtaltet, ſie kommen ſehr groß und ſtark auf die Welt, mit gliedslangen Haaren auf dem Kopfe, ſind am ganzen Leibe vollkommen und von rother Farbe, man kann wohl ſagen a matre rubet. Bei der Taufe hätte ich ſie eher für Mulattenkinder angeſehen, weil ſie viel ungeſtalteter und brauner waren. Die rothe Farbe verändert ſich in einem Jahre in eine braune Caſtanienfarbe oder dem in Waſſer eingetauchten Sohlenleder gleich. Ochs in Murrs Nachr. v. ſpan. America I. 196.

Die kleinen Kinder der Dacotans ſehen dunkelbraun, haben dicke Bäuche, einen aufgetriebenen Nabel, dünne Beine. Sie kommen, wenn auch nicht weiß, doch lichtbraun auf die Welt. Prinz Neuwied Reiſe in Nordamerica I. 317. 561.

**) Beſchreibung der Mönnitarris Prinz Neuwied Reiſe II. 214. und der Mandans: Die Mandans ſind ein ſtarker, wohlgebildeter Menſchenſchlag, von mittlerer Größe oder über derſelben; nur wenige Männer kann man klein nennen. Der größte, jetzt unter ihnen lebende Mann war Mahohsi-Karehde (der fliegende Kriegsadler), welcher 5 Fuß 10 Zoll und 2 Linien Pariſer Maas hielt. Sie ſind dennoch im Allgemeinen nicht ſo groß als die Mönnitarris, von welchen ſie in dieſer Hinſicht übertroffen werden. Viele haben mehr als mittlere Größe, ſind dabei ſtark, robuſt, breitſchulterig

Die Geſichtsbildung und die Geſtalt der Schädel iſt wohl nicht minder mannichfaltig als in Europa; im Allgemeinen aber finden wir bei den Americanern vorſtehende Backenknochen, mehr kleine, tiefliegende, als große, runde und vorſtehende Augen und einen großen Mund, der mit vortrefflichen bis ins höchſte Alter ausdauernden weißen Zähnen beſetzt iſt. Das Kinn tritt nicht ſehr hervor, die Stirn iſt nicht hoch und das Vorderhaupt minder ausgebildet. Die Naſe iſt erhaben, lang und hervortretend, ausgenommen bei den Nationen, die wie die Einwohner von Domingo (Atwood **213.**) den kleinen Kindern die Naſe breit drücken. Bei den Nordamericanern (Prinz Neuwied Nord-

---

und fleiſchig; manche auch ſchlank und alsdann öfters von etwas dünnen Gliedern. Ihre Geſichtsbildung iſt in der Hauptſache die der meiſten Miſſouri-Indianer; doch haben ſie weniger lang hinabgezogene gekrümmte Naſen und weniger vortretende Backenknochen, als die Dacotas. Die Naſe der Mandans und Mönnitarris iſt nicht breitflügelich, öfters gekrümmt oder ſanft gebogen, oft gerade. Die Augen ſind meiſt länglich ſchmal, ſchwarzbraun, zuweilen am innern Winkel etwas hinabgezogen und geſpannt; bei Kindern oft, bei Erwachſenen ſeltener. Der Mund iſt oft breit, groß, etwas vortretend und die Flügel des Unterkiefers ſind häufig breit und eckig. In der Schädelform kommt große Verſchiedenheit vor; im Allgemeinen aber fand ich die Stirn nicht mehr zurückweichend als am Europäer, ob dieß gleich in einzelnen Fällen auch ſeine Ausnahme hat. Vergleicht man die vielen Schädel auf den Begräbnißplätzen, ſo zeigen ſich viele mit geradeaufſteigender Stirn, andere hingegen wo dieſer Theil mehr zurückweichend iſt. Ihre Haare ſind lang, ſtark, mehr oder weniger ſchlicht, ſchwarz, doch ſelten ſo kohlſchwarz und glänzend als die der Braſilianer. Bei vielen Kindern ſind ſie beſonders an den Spitzen nur dunkelbraun. Es giebt ganze Familien unter ihnen, wie unter den Blackfort, wo ſie grau oder ſchwarz mit weiß gemiſcht ſind, ſo daß der ganze Kopf grau erſcheint. Beiſpiele dazu lieferten die Familien des Sih-Chidä und des Matö-Chibä. Der letztere war in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig. Seine Haare waren buſchweiſe bräunlich, ſchwarz, ſilbergrau, meiſt aber weißgrau und ſeine Augenwimpern waren gänzlich weiß, welches bei einem übrigens ſtarken, wohlgebildeten Manne zwiſchen 20 und 30 Jahren einen ſonderbaren Eindruck machte. Ihre Zähne ſind wie bei allen Indianern an Miſſouri vorzüglich ſchön, ſtark, feſt, weiß wie Elfenbein und gleich aneinander gereiht. Sehr ſelten bemerkte man in dieſer Hinſicht einen Defect oder eine Zahnlücke, ſelbſt bei alten Leuten nicht. Bei dieſen nützen ſich die Zähne meiſt ab, ſind oft kurz abgeſchliffen, welches man hauptſächlich dem Kauen des harten, trocknen Fleiſches zuſchreibt. Die Weiber ſind ziemlich ſtark und unterſetzt, zum Theil groß zu nennen, die meiſten klein und breit. — Die Mandanweiber ſollen eine beſondere der von Levaillant und Péron an den Hottentottinnen bemerkte Bildung haben: Haec deformitas a viris ipsis ut dicunt tractibus saepe repetitis producitur. In nonnullis labia externa in orbem tres ad quatuor digitos transversos prominent, in aliis labia interna valde pendent; immo virornm ars in partibus ipsis figuras artificiose fictas format. Foemina hac raritate carens parvi aestimata et neglecta est. So iſts bei den Mandans, Mönnitarris und Crows. Die Kinder haben dicke Bäuche und dünne Glieder. Verwachſene ſind ſelten, Einäugige oder ſolche, die ein Fell auf dem Auge haben, kommen häufig vor. (Prinz Maximilian von Neuwied Reiſe II. 105 ff.).

america I. 340.), wie bei den Abiponern (Dobritzhoffer II. 32.) kommen noch jetzt jene ſtark gebogenen, ſchmalen Adlernaſen vor, welche wir auf den altmexicaniſchen Denkmalen ſo häufig vorfinden. Stumpfere Phyſiognomien zeigen die Americaner der Weſtküſte in Chile, Californien, dann auch die Puri und Botocuden*).

Eine ſeltſame Sitte findet ſich bei den Caraiben, den Flatheads und den Inſulanern; ſie geben durch Kunſt den Kinderköpfen eine beſtimmte Form; das Vorderhaupt von den Augenbraunen an bis zur Kronennath wird zurückgepreßt, wodurch dem Hinterhaupt eine widernatürliche Dicke und Erhebung zu Theil wird. Die Krone ward nach Herrera (XVI.) dadurch ſo feſt, daß eine ſpaniſche breite Klinge dieſelbe auf einen Hieb zu durchdringen nicht im Stande war. (Bryan Edwards I. 74. 75.).

Was nun den Geſichtsausdruck der americaniſchen Jägerſtämme betrifft, ſo wird uns derſelbe bald als dumm und leblos bei gewöhnlichem ruhigen Seelenzuſtand, bald als wild und ſtier geſchildert. Brand fand ſo die Indier in den ſüdamericaniſchen Pampas**). Prinz Neuwied bemerkte beſonders den ſcharfen, rückſichtloſen Blick der lebhaften, ſchwarzen Augen, und die wohlausgeprägten Züge. Die Geſichter der Frauen fand er ſtumpfer und flacher, und mit dem Ausdrucke des Leidens.

---

*) Sam. George Morton Crania americana: or a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of north and south America. illustr. by 78 plates etc. Philadelphia fol. u. Rec. von Carus in der neuen Jen. Lit. Ztg. 1842. S. 1100 ff. History of the Indian Tribes of North-america with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs embel lished with 120 portraits by Thom. L. M'Kennedy and James Hall. Lond. 1837. 5 Hefte. Die Abbildungen ſind weniger gut als die von Bodmer in des Prinzen von Neuwied Reiſe, wornach die I. Tafel dieſes Bandes gearbeitet iſt. Dazu kommen Schilderungen americaniſcher Körper in:
Murr's Nachrichten vom ſpan. America I. 196 nach Pater Ochs.
Stevenson narrative of 20 years residence in South America. Lond. 1829. I. 3. 376.
Ligon history of Barbadoes fo. 54.
Rengger Reiſe nach Paraguay S. 104.
Lery voyage du Bresil. 94. 95.
Gilij Saggio di storia Americana II. 35.
W. Bartram travels through North and South Carolina, Georgia and Westindia. Lond. 1792. S. 481 ff.
Langsdorff Reiſe um die Welt II. 142.
Lapérouse II. 203. 250.
Pöppig in ſ. treffl. Artikel Indier in der allg. Encyklopädie von Erſch und Gruber. 2. Section 17. Th. S. 370.
Tr. Bromme Gemälde von Nordamerica I. 160 ff.
S. Taf. I. wo eine Braſilianerin nach Spix und Martius, ein Machacari nach Rugendas und vier Miſſouri-Indianer nach Prinz Neuwied.

**) These Indians possessed dull, inanimate counfenances with a wild inexpressive star. Brand S. 60.

Zu dem eigenthümlichen Anſehen der Americaner trägt weſentlich bei, daß ſie nur das Kopfhaar ſtehen laſſen, außerdem aber jedes Haar, das ſich an den übrigen Theilen des Körpers zeigt durch Abſchneiden und Ausrupfen ſorgfältig vertilgen*).

Die Ausbildung der körperlichen Anlagen hat bei den Americanern den höchſten Grad erreicht. Im Schwimmen, Klettern, Springen, Laufen ſind ſie überaus ſicher, geſchickt und gewandt**). Es iſt gewöhnlich (bemerkt Heckewelder S. 387.), einen Jäger mit einem ganzen Hirſch auf dem Rücken zu Hauſe kommen zu ſehen. Er trägt das Wild in einem Happi, einer Art Gürtel zum Laſttragen, der um die Bruſt gelegt wird. Die Frauen tragen im Norden, wie im Süden die Bürde an einem um die Stirn gehenden Bande. Wenn gebaut wird, ſo ſchleppen die Nordamericaner große Blöcke auf ihren Schultern herbei. Zu ſchwerer Handarbeit haben jedoch ſämmtliche Americaner weniger Ausdauer als die Neger oder Europäer; Heckewelder (S. 387.) ſchreibt dieß dem Mangel an ſtärkender, regelmäßiger Koſt zu; mir ſcheint mehr eine moraliſche Urſache zum Grunde zu liegen, denn, die coloniſirten Indianer, welche man an regelmäßigen Wechſel von Arbeit und Ruhe gewöhnt hat, rühmt Schomburgk als tüchtige und fleißige Arbeiter, die auch ausdauern, wenn ſie nur ſicher ſind, daß ſie nicht um ihren wohlverdienten Lohn betrogen werden.

Die Americaner erreichen ein hohes Lebensalter, wenn daſſelbe nicht gewaltſam unterbrochen wird. Zwar bemerkte Schomburgk (Reiſe in Guiana und am Orinoko. Leipzig 1841. S. 102.) unter den Indiern von Guiana ſelten alte Indier; allein andere Reiſende ſahen deren mehrmal, ſo fand z. B. Stevenſon***) in Peru Einwohner

*) Dobrizhoffer Abiponer II. 26. A. v. Humboldt Reiſe II. 200. Gilij Saggio di storia americana II. 37. Quandt Surinam. S. 240. u. ſ. w.

**) Sono leggerissimi tutti in salire negli alberi; evoggonsi non di rado a corre le frutta nelle lor cime le donne ancora piu deboli. Che se loro non riesce per esserne liscia e sdrucciolante la corteccia il salirvi attaccandosi ad essi, adoperano un altro mezzo. Fanno un cerchio di vitalbe, e messivi entro i piedi se ne servono d'appoggio e di sostegno a salire. Sono tutti e maschj e femine di vita assai snella; e muovono come lor piace ad ogni parte le loro membra. Non hanno bisogno come noi della mano per raccorre a cagion di esempio un coltello oppure uno spillo caduto in terra. Ma senza punto abbassarsi l'alzano gentilmente colle dita de' loro piedi; le quali siccome non avvezze alle scarpe non sono le une all' altre soprapposte, ma larghe e separate. Aprendo dunque l' indice diro eosi e'l pollice de' piedi alzano con essa da terra la robba caduta con quella facilita che noi l'alziamo colle mani. Gilij Saggio di storia americana. II. 40.

***) Longevity is common among the Peruvian Indians. I witnessed the burial of two, in a small village, one of whom had attained the age of 127, ond the other of 109; yet both enjoyed unimpaired health to a few days within their decease. In examining the Parish

von 109, ja von 127 Jahren; Heckewelder (S. 388) ſagt, daß man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ſehr alte Leute unter den Südamericanern geſehen habe, darunter einige, die wohl hundert Jahr haben mochten. Sie erzählten Heckewelders daß in ihrer Jugend die Leute nicht ſo frühzeitig geheirathet, daß ſie bis ins 20. Jahr Knaben genannt wurden, daß ſie keine Beinkleider, ſondern nur einen Lederſchurz tragen durften; damals ſey man auch geſunder geweſen. Derſelbe erzählt (S. 506.), daß unter den Nordamericanern die Sage geht, Gott habe verordnet, der Menſch ſolle leben, bis alle ſeine Zähne abgenutzt, ſeine Augen dunkel und ſeine Haare grau geworden wären. Körperliche Mißbildungen ſind überaus ſelten. Prinz Neuwied (Nordamerica II. 60.) traf jedoch unter den Mönnitarris einen dicken Mann und ein Kind mit einer Haſenſcharte ſowie eine taubſtumme Familie unter den Mandans (ib. II. 306.).

Seelenzuſtände.

Wir finden bei den Indiern des Waldes, wie bei den Buſchmännern, Californiern, Peſcheräh und Neuholländern einen Seelenzuſtand, der ſich am beſten mit dem des Traumes vergleichen läßt. Auch bei den wilden Jägern der americaniſchen Steppen findet eine ähnliche Erſcheinung Statt, obſchon ſie bei weitem weniger Stätigkeit hat und öftere Unterbrechungen derſelben vorkommen.

Ein Franzoſe, Hector St. John Creveconur*), der ſich lange unter den nordamericaniſchen Indiern aufhielt, bezeichnet als das alleinige Ziel ihres Strebens die Ruhe und Unthätigkeit; er theilt folgende intereſſante Bemerkungen eines Engländers mit: Es iſt nicht möglich zu begreifen, wenn man ſich nicht lange unter den Americanern aufgehalten hat, wie ſehr der Grad der Cultur ihre Gefühle und ihr moraliſches Daſeyn einſchränkt. Kaum kennen ſie die Vergnügungen der Liebe; ſie ſehen ſie hingegen als erniedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieſes erſten bewegenden Princips unſeres Daſeyns macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und ſtumm; nichts ſpricht zu ihr, nichts erhitzt, nichts belebt ſie. Ob ſie gleich oft müßig ſind, ſo fühlen ſie doch nie den Ueberfluß am Leben, woraus bei uns die Langeweile, die Quelle ſo vieler nützlichen Arbeiten und Entdeckungen hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegeriſche Wuth oder Wahnſinn und Trunkenheit ſie nicht in Bewegung ſetzen, ſcheinen ſie ohne Leidenſchaften und ohne Wünſche zu ſeyn und eben ſo wenig Gedanken zu haben, als befänden ſie ſich im tiefſten Schlafe

books of Barranca I found, that in seven years eleven indians had been buried, whose joint ages amounted to 1207. (Stevenson Tr. in South-America I. 405.).

*) Reiſe in Oberpenſylvanien und dem Staate Neuyork, überſetzt von D. Tiedemann. Berlin 1802. S. 362.

oder wären unter dem Eiſe des Alters begraben. Der einzige Genuß, von dem ſie eine Idee haben, von dem ſie gerne reden, iſt die Ruhe oder vielmehr die allerhöchſte Unthätigkeit. Ach mein Bruder, ſagten mir kürzlich verſchiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittage aßen: du wirſt nie, wie wir, das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dieß iſt nächſt dem Schlafe das allerentzückendſte. So waren wir vor unſerer Geburt, ſo werden wir nach dem Tode ſeyn. Wer hat deinen Leuten, fuhren ſie fort, den ſteten Wunſch beſſer gekleidet, geſpeiſet zu ſeyn und ihren Kindern ſo und ſo viel Geld zu hinterlaſſen in den Kopf geſetzt? Fürchten ſie denn, Sonne und Mond möchten ihnen nicht aufgehen? der Thau der Wolken möge aufhören zu fallen, die Flüſſe vertrocknen, wenn ſie nach Weſten werden gegangen ſeyn? Sie ruhen nie, wie die Quelle, die aus dem Felſen ſpringt, wie das Waſſer unſerer Strömungen und Waſſerfälle; kaum haben ſie ein Feld eingeärntet, ſo bearbeiten ſie ſchon ein anderes; nachdem ſie einen Baum umgehauen und verbrannt haben, machen ſie ſich ſofort an einen anderen, und gleich als wäre der Tag der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer geſehen, die im Mondſcheine arbeiteten. Was iſt denn ihr Leben gegen das unſrige, weil die Gegenwart ihnen nichts iſt? Es kommt; aber die Blinden, ſie laſſen es gehen! Wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unſeren Jagden und Kriegen zurückgekommen ſind. Die Vergangenheit, ſprechen wir, iſt nichts wie der Rauch, den der Wind vertreibt und die Luft verſchlingt; die Zukunft aber, wo iſt die? Weil ſie noch nicht gekommen iſt, werden wir ſie vielleicht nie ſehen. Laßt uns alſo den heutigen Tag genießen, morgen wird er ſchon weit von uns ſeyn. — Auch bei den ſüdlichern Americanern hat man dieſelbe Neigung zur Ruhe, zur Unthätigkeit bemerkt. Gilij (II. 111.) Bryan Edwards (I. 80.) Dobritzhoffer und alle Beobachter berichten, daß dieſes Streben nach Ruhe vorzugsweiſe nur durch den Hunger oder durch die Rachſucht gewaltſam unterbrochen werde, daß ſodann aber alle Kräfte der Seele und des Körper aufgeboten werden, dieſe Leidenſchaften auf das vollſtändigſte zu befriedigen, um dann aufs neue wiederum in träger Ruhe dahinzuträumen. Wir werden im Verlaufe unſeres Berichtes die Belege zu dieſem Satze finden.

Die Nahrung, deren Erwerb und Bereitung.

Wie alle Naturkinder haben ſämmtliche americaniſche Jäger jenen coloſſalen Appetit, den wir bei den fleiſchfreſſenden Thieren und Menſchen des Waldes und der Steppe finden. Die Berichte der Reiſenden bringen uns zahlreiche Beiſpiele, die fürwahr ans Unglaubliche gränzen. Dobritzhoffer verſichert (I. 281.), daß ein Quaranier ein kleines Kalb in wenig Stunden verzehre, einen Antheil Rindfleiſch, den man bei Antritt der Reiſe auf drei Tage mitgiebt, wird am er=

ſten vollſtändig aufgezehrt. Pater Ochs erzählt die erbaulichſten Geſchichten von der Gefräßigkeit ſeiner neubekehrten Indianer in Neuſpanien, wie z. B. ein ſolcher, den man als Koch an einen Keſſel geſtellt ein halbes Viertel eines Ochſen, das man zerſtückt hineingeſchnitten, allgemach herausgefiſcht und verzehrt habe. Zwei ausgehungerte Nordamericaner verzehren auf einen Sitz einen ganzen Hirſch. Alle Americaner ziehen die Fleiſchkoſt aller übrigen vor; die Inſekten und Würmer, die Amphibien, die Fiſche, Vögel und Säugethiere werden verzehrt, wo man ſie findet; Ameiſen, Schlangen, Ratten und Katzen, Tieger werden genoſſen, ja es wird im Norden wie im Süden das Menſchenfleiſch mit unter den Nahrungsmitteln befunden.

Die Trägheit der Americaner läßt die Nahrung vorziehen, deren Erwerb ihnen die geringſte Mühe verurſacht. In Surinam ſind die großen rothen Ameiſen eine überaus läſtige und ſchädliche Landplage, die namentlich in den Coffabifeldern große Verwüſtungen anrichten, wenn ſie im October ausfliegen. Sobald die Indianer dieß merken, verſammelt ſich Alt und Jung, um die dickleibigen, eiertragenden Ameiſen zu fangen. Sie reißen ihnen den Hinterleib ab, der etwa die Größe einer kleinen Haſelnuß hat und eſſen denſelben roh oder geröſtet. Der Geſchmack ſoll ſehr angenehm ſeyn (Quandt Surinam 183.). Daſſelbe thun auch die Abiponer (Dobritzhoffer II. 460.). Nächſtdem eſſen ſie auch den Grugenwurm oder die Made der Calandra palmarum (Schomburgk Reiſe 324.). Die Maiongkongs wühlen am Waſſerſaum die Erde mit langen Stöcken auf und ſuchen die großen im Schlamme verborgenen Würmer, die dann abgewaſchen und roh verzehrt werden (Schomburgk Reiſe 434.). Die Läuſe werden von den Abiponern ſtets verzehrt. Kommt einer Indianerin bei Durchſuchung der Haare eine beſonders fette unter die Finger, ſo macht ſie der ihr zunächſtſitzenden Nachbarin ein Geſchenk damit und bietet ſie ihr dar, wie wir unſere Tabakdoſe hinreichen (Dobritzhoffer II. 445.). Eben ſo ſehr begierig auf das in den Haaren lebende Ungeziefer ſind die Frauen der Charruas (Azara II. 10.). Eine Erſcheinung, die wir ſchon auf den niedrigſten von uns betrachteten Culturſtufen fanden, und die Prinz Neuwied (II. 138.) auch bei den Miſſouri-Indianern bemerkte.

Der Erwerb der Fleiſchnahrung, welche die Americaner aller übrigen vorziehen, macht ſie zu den geſchickten, kühnen und glücklichen Jägern als welche wir ſie im Allgemeinen finden.

Die Stämme, welche die Pampas und Savannen von Südamerica bewohnen, finden ihren weſentlichen Unterhalt in den zahlloſen Rinderheerden, die jahraus jahrein jene grasreichen Gegenden bevölkern. Dieſe Rinder kamen ſo wie die Pferde, die ſich nicht minder zahlreich vorfinden allerdings erſt durch die Spanier nach America; ſie ſind jedoch ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert (Dobritzhoffer III. 11.) dort einheimiſch und namentlich iſt ſeitdem das Pferd der beſte Bun-

desgenoſſe der eingebornen Steppenamericaner geworden*). Die Americaner, die vorzugsweiſe durch Hülfe des Pferdes bezwungen und unterdrückt wurden, verdanken demſelben ſpäter ihre Befreiung und Errettung vom ſpaniſchen Joch und noch jetzt z. Th. ihre Freiheit und Selbſtändigkeit. Sie ſind überaus kühne und geſchickte Reiter geworden, und wir werden ſpäter ſie von dieſer Seite noch beſonders betrachten. Dieſe Pferde aber finden wir bei den Patagonen ſowohl als bei den Indianern von Paraguay, Braſilien, am Orinoko, wie am Miſſiſippi — kurz in allen den großen Ebenen die ſich zwiſchen den Gebürgen ausdehnen.

Der Beſitz dieſer Pferde hat aber, eben ſo wie der der Rinder die Lebensweiſe der Americaner in verſchiedener Hinſicht auch weſentlich verändert, indem er ſie der mühſamen Einzeljagd überhob, indem er ihnen Materialien, namentlich die großen Häute dieſer Thiere darreichte, die ſie vorher wie die Yanchama aus der Pflanzenwelt entnahmen oder ganz hätten entbehren müſſen, wenn ihnen die Natur nicht den Anta, Guanaco, Lama, das americaniſche Wildſchwein Tayaca im Süden, im Norden aber den Hirſch, den Moſchusochſen, Bären und Wolf und im höchſten Norden das Renthier und den Seehund dargeboten hätte.

Die Waffen, deren ſich die Americaner des Südens wie des Nordens bedienen um die Thiere zu erlegen, ſind Bogen und Pfeil, und die Lanze. Nächſt dieſen finden wir in den tropiſchen Gegenden das Blaſerohr und die Bolas oder Wurfkugeln.

Bogen und Pfeil iſt wohl die älteſte und allgemeinſte Jagdwaffe der Americaner. Die ſüdlichen Nationen führen im Allgemeinen jene langen Bogen und Pfeile, die wir bereits bei den Waldindianern kennen lernten; kürzer ſind die Bogen und Pfeile der Nordamericaner.

Die langen Bogen der Abiponer ſind aus dem purpurfarbnen Netergeholz gemacht, überaus ſauber und glatt gearbeitet, ſchnurgerade und von Mannslänge; die Sehne wird meiſt aus den Gedärmen der Füchſe, zuweilen aber aus den ungemein ſtarken Fäden gewiſſer Palmbäume zugerichtet. Zum Schutze der Hand beim Abſchnellen der Sehne haben ſie eine Art hölzerne Handſchuhe. Der Köcher — ein Geräth was die Waldindier nicht kennen, iſt aus Binſen geflochten und mit einer bunten Schnur von wollenen Fäden geziert. Die Pfeile ſind eine Elle und eine Spanne lang und beſte-

*) Zu beachten iſt jedoch, daß die Isländer, welche mit Gudleif im J. 1027 über Irland an die nordamericaniſche Oſtküſte kamen, dort von Männern angegriffen wurden, welche zu Pferde ſaßen; ſ. K. Wilhelmis Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland. Heidelb. 1842. 8. S. 102. nach ſkandinaviſchen Berichten. Es ſcheint demnach, daß das Pferd vor der Eroberung der Spanier doch in America einheimiſch geweſen, gleich dem Hirſche, Bären, Wolfe, Fuchs und a. der alten Welt angehörigen Thieren.

hen aus einem Rohr, an deſſen Ende eine Spitze von Bein, Eiſen oder ſehr hartem Holze befeſtigt iſt. Die Federn, womit der Pfeil beſchwingt wird, nehmen die Abiponer aus den Rabenflügeln, und binden jede einzeln zu beiden Seiten des Schaftes mit überaus dünnen Fäden an. Die Vilelas leimen ihre Federn an den Schaft und ſtecken die Spitze nur leicht hinein, ſo daß ſie, wenn der Pfeil aus dem Fleiſche gezogen wird, darinnen ſtecken bleibt. Die Pfeile ſind überhaupt von verſchiedener Art. Die, welche zu Erlegung des größeren Wildes beſtimmt ſind, ſind länger und dicker; manche Pfeilſpitzen ſind flach und gerade; andere haben auf einer oder auf beiden Seiten Widerhaken, ja manche ſind mit einer vierfachen Reihe Widerhaken beſetzt. Wollen ſie kleine Vögel oder Thiere lebendig fangen, ſo wird dazu ein Pfeil genommen, an deſſen Spitze ſich eine Kugel von Holz oder Wachs befindet, die Thiere werden dadurch nicht getödtet, ſondern nur betäubt. Können ſie nicht in gerader Richtung ſchießen, ſo machen ſie einen Bogenſchuß (Dobritzhoffer II. 480.).

Die Arowaken in Surinam führen ebenfalls den langen Bogen, der abgeſpannt ganz gerade iſt. Die Sehne iſt aus Seidenkraut. Sie haben verſchiedene Arten Pfeile, die gemeiniglich 4 Fuß lang ſind. Der Harpun mit doppelten Widerhaken iſt mit einer Schnur an einen dünnen hölzernen Stock befeſtigt. Wenn das Wild getroffen iſt, geht er vom Stocke ab, der dann hinter dem Thiere herſchleift und im Gebüſch den Weg bezeichnet den daſſelbe genommen hat. Gemeiniglich bleibt der Stock an ein Paar Bäumen hängen und das Wild verwickelt die Schnur um den Baum, es muß ſtehen bleiben und wird vom nacheilenden Jäger durch einen zweiten Pfeil erlegt. Die übrigen Pfeile haben ſämmtlich hölzerne Schäfte. Der Pfeil für Fiſche und Vögel hat drei hölzerne Arme oder Spitzen, die mit eiſernen Widerhaken verſehen ſind. Er iſt befiedert. Für den Schuß in der Nähe haben ſie einen Pfeil, der mit einer großen 4 Zoll langen Spitze beſetzt iſt, die an der Stelle, wo ſie im Rohre ſitzt, einen Knopf hat, damit ſie nicht allzutief eindringen könne. Endlich hat man einen Pfeil, der an Statt der Spitze einen hölzernen Knopf von der Größe einer Wallnuß hat (Quandt Surinam S. 227.). Andere Pfeile haben in dem Schafte aus leichtem Rohr ein Stück ſehr hartes Holz, das mit Baumwollenfäden angefügt iſt. Es iſt bald mit eiſernen Stiften, bald mit Stacheln verſchiedener Fiſche z. B. des Machoiran und des Rochen bewehrt. Letzterer iſt vier Zoll lang, an beiden Seiten reichlich mit Zähnen beſetzt, die leicht in die Wunde eindringen (S. Neue Reiſe nach Cayenne a. d. Franz. v. M. G. Leipzig 1802. 8. S. 89.)*).

*) S. Taf. II. Fig. 1—5. Surinamſche Pfeile nach Quandt. Fig. 6. Rohrſchaft mit Federn und Holzſpitze mit Rochenſtachel nach einem Exemplar meiner Sammlung.

Die Bogen und Pfeile der Nordamericaner ſind nicht ſo lang, auch bei weitem künſtlicher und zuſammengeſetzter. Die Bogen der Nordcalifornier haben gefällige Formen, ſind von Holz, 3—3½ F. lang, ſauber gearbeitet und auf einer Seite ſehr künſtlich mit Hirſchſehnen überzogen, die dem Holz ganz feſt ankleben und ihm eine ſolche Elaſticität mittheilen, daß viele Kraft und Geſchicklichkeit dazu gehört denſelben zu ſpannen. Die Pfeile ſind gleichfalls ſehr niedlich und mit Sorfalt verfertigt und an der Spitze mit Obſidian verſehen, die in den Schaft eingelaſſen und mit Sehnen ſehr feſt daran gebunden iſt (Langsdorff Reiſe II. 142.). So fand auch Laperouſe (II. 250. 272.) die Bogen um Bai Monterey künſtlich mit einem doppelten Ochſenziemer belegt und die Pfeile mit künſtlich gearbeitetem Kieſel verſehen.

Die Dacotans und Aſſiniboins haben ähnliche Waffen, die ſie auch neben der Flinte beibehalten. Der Bogen der letztern iſt z. Th. mit Elkhorn belegt, mit einer aus Thierſehnen gedrehten ſehr kräftigen Schnur beſpannt und mit ſolcher zur Verſtärkung an verſchiedenen Stellen umwickelt, oft mit buntem Tuche, Stachelſchweinſtacheln und weißen Streifen von Hermelinfell verziert. Bogenfutteral und Köcher ſind von Thierfell, oft von Fiſchotter, beide aneinander befeſtigt und an letzterem hängt vorne der Schwanz des Thieres in ganzer Länge herab (Neuwied Nordamerica I. 442.)*).

Nächſt Bogen und Pfeil haben die Südamericaner noch ein anderes Schießgewehr, das Blaſerohr. Die Maiongkongs und Guinaus in Guiana fertigen dieſelben aus einem 15—16 Fuß langen Rohre, welches ſehr gerade wächſt und ohne beſondere Vorbereitung benutzt werden kann (Schomburgk Reiſe in Guiana S. 451.). Berühmte Blaſerohrſchützen ſind die Macuſis, die für ihre Blaſeröhre beſondere Holzfutterale fertigen (ſ. Schomburgk im Ausland 1843. N. 102. S. 467 ff.). Die Indier in Mainas dagegen fertigen ihre minder langen Blaſeröhre aus zwei ganz gleichen Stücken Chontaholz, welche vermittels eines Schweinzahns ausgehölt und mit der Zunge des Paiceſiſches gehobelt werden. Die Xeberos haben noch kürzere Blaſeröhre und führen ihre dazu gehörigen Giftpfeile in einem beſonderen Köcher bei ſich (Miſſ. Reiſen von Murr. S. 33. 41.).

Dieſe Pfeile — in Quito ma genannt, ſind 7—8 Zoll lang, ganz gerade und am obern Ende ſpitzig geſchnitten. Das andere Ende iſt mit einem Flocken loſer Baumwolle verſehen. Die ſüdamericaniſchen Völker von Paraguay, Braſilien, Chile, Peru, am Orinoko und in Mexico, desgleichen die Caraiben haben die Gewohnheit dieſe, ſo wie auch die langen Bogenpfeile zu vergiften**), eine Sitte, die bei den

*) S. Taf. II. Fig. 8 und 9 nach Prinz Neuwied.
**) S. Condamine 67. 208. — Azara II. 3. — Dobritzhoffer II. 482. Bryan Edwardt I. 46. — Neuwied Br. R. II. 22. — Spix und Martius

Nordamericanern nicht vorkommt. Sowohl zur Jagd, als im Kriege werden dieſe Giftpfeile angewendet.

Das Pfeilgift wird in Maynas aus dreißig verſchiedenen Wurzeln und Rinden unter Beobachtung vieler Umſtände und Vorſchriften gemacht. Das Gift wirkt ſofort, wenn der Pfeil die Haut auch nur unbedeutend geritzt und getroffene Thiere fallen ſogleich und ſterben nach wenig Minuten. Das Fleiſch des auf dieſe Art erlegten Wildes iſt indeſſen genießbar; man ſchneidet die Wunde wo das Gift eingedrungen, oft nicht einmal aus. Als Gegenmittel wird Salz und Zucker, in Surinam auch ein Regenwurm betrachtet. Innerlich genoſſen iſt es unſchädlich, obſchon es in Menge getrunken tödtlich wirkt. Zuweilen ſoll der Blaſerohrſchütze eine Anſchwellung der Lippen erleiden, wenn er lange hintereinander mit Giftpfeilen geſchoſſen hat. Das Gift wird auch in Geſtalt einer Pille als Abführungsmittel angewendet. Je friſcher das Gift gebraucht wird, deſto ſchneller wirkt daſſelbe; doch tödtete Gift von 14 Monaten noch eine Henne in 7 Minuten.

Eine andere Jagdwaffe iſt der Kugelbogen, den ſowohl die Abiponer (Dobritzhoffer II. 489.) als auch die Guarani (Azara II. 67.) ſowie einige Braſilier (Neuwied Reiſe I. 76.) führen, der jedoch wohl nur eine Waffe für Kinder — wie etwa bei uns das Blaſerohr iſt. Der Bogen iſt aus ſehr elaſtiſchem Holze, ſehr gebogen, und etwa 3 Fuß lang. An Statt der Sehne dienen zwei Schnüre, die einen Zoll parallel von einander ſtehen und in der Mitte durch ein Fadennetz verbunden ſind, in welches die aus gebranntem Thon in der Größe einer wälſchen Nuß gefertigten Kugeln gelegt werden. Sie tragen einen Beutel bei ſich, in welchem die Thonkugeln (bodoques) aufbewahrt werden. Mit dieſem Geſchoß tödtet man Vögel bis auf 40 Schritt Entfernung; auf 30 Fuß konnte man damit ein Bein zerſchießen. (S. auch Renggers Reiſe S. 126 und Taf. I. Fig. 16.)*).

Eine den Bewohnern der Pampas eigenthümliche Waffe iſt die Wurfkugel — bolas, abiponiſch Noahaeharancate. — Es ſind dieß drei ſteinerne mit Leder überzogene Kugeln, die an drei mit einander verbundenen Riemen hängen. Die Kugeln haben die Größe einer Fauſt, die Riemen ſind fingerdick und 3 Fuß lang. Man faßt die kleinſte Kugel mit der Hand, ſchwingt das Ganze einigemal kräftig um den Kopf und läßt ſie dann fahren, wo ſie dann auf 100 Schritt ziemlich ſicher treffen und um die Füße des Thieres oder des Menſchen ſich ſchlingen (Azara II. 46.). Dieſe Waffe die in den Pampas die Stelle der Bogen und Pfeile vertritt, kennen auch die Abiponer, und die Europärer und Neger, die in jenen Gegenden heimiſch

III. 1155. — Quandt Surinam S. 229. — Neue Reiſe nach Cayenne S. 91. — Gilij II. 351. — Stevenſon II. 375. — Murr Miſſ. Reiſen S. 90.

*) S. Taf. II. Fig. 10.

geworden ſind, haben dieſelbe angenommen. Eine andere Art Wurfgeſchoß beſteht aus einer einzigen Kugel, die verlorene bola genannt. Sie iſt bedeutend kleiner, als die vorige, von Kupfer oder Blei, mit Leder überzogen und an einem Riemen oder Strick von 3 Fuß Länge befeſtigt. Sie fliegt, nachdem ſie geſchwungen worden, mit großer Gewalt 150 Fuß weit. In der Nähe wird ſie auch zum Schlagen gebraucht (Azara II. 46.). Beide Waffen wurden bereits vor der Eroberung durch die Spanier geführt.

Die jüngſte Waffe der Americaner iſt die Flinte, in deren Gebrauch ſie außerordentliche Uebung erlangt haben. So erzählt Prinz Neuwied von den Miſſouri-Indianern, daß ſie unglaublich ſchnell laden und feuern. Sie führen auf den Biſonjagden ſtets einen Vorrath Kugeln im Munde bei ſich und laſſen die Kugel, ohne Pfropf unmittelbar auf das Pulver laufen. Die Kugel klebt feſt und ſo wird ſie abgeſchoſſen (Prinz Neuwied Nordamerica II. 33.).

Eine Hauptwaffe der Pferdenationen des Südens wie des Nordens iſt die Lanze. Die Cocamas fertigen deren von 9 Spannen Länge aus dünnen Röhren Guachi, die am Ufer wild wachſen und ſauber gemalt werden. Die Spitze iſt aus Chontaholz und zwei Spannen lang. Sie werfen auf 50 Schritt mit großer Sicherheit (Murr Miſſ. Reiſen S. 61.). Die übrigen Nationen fertigen die Lanzen aus hartem Holz, ſo z. B. die Yquitos die oben gar ſauber mit ſchwarz und weißen Bejuto umflochten und mit Ringeln von ſchönen Federn eingefaßt ſind. Die Spitze iſt aus einem zweiſchneidig geſchliffenen Beine (Murr l. c. S. 77.). Die Encabellados machen die Spitze ebenfalls zweiſchneidig und eine halbe Elle lang aus Chingamarohr, das ſcharf geſchliffen wird (Murr I. 102.). Die Ticunas nehmen feſtes rothes Holz palo santo zur Lanzenſtange und zur ſpannenlangen Spitze ſchwarzes hartes Holz (Murr l. c. 96.).

Die Indianer von Port Français führen außerdem auch den Dolch. Jeder hatte einen eiſernen Dolch am Halſe hängen, deſſen Geſtalt der des indiſchen Cris am nächſten kam. Der Griff war die unmittelbare Fortſetzung der Klinge, natürlich ohne Schneide und abgerundet. Er ward in einer Scheide aus gegerbtem Leder getragen und ſchien ihr koſtbarſtes Geräth zu ſeyn. Man bedient ſich derſelben nur gegen Bären und andere wilde Thiere. Einige waren auch aus rothem Kupfer, die man jedoch den übrigen nicht vorzuziehen ſchien, da dieſes Metall ſehr gemein bei ihnen iſt (Lapérouſe II. 151.).

Auch die Nordamericaner führen ſolche Lanzen, die ſie oft auf die ſeltſamſte Weiſe mit buntem Tuch und Adlerfedern verzieren (Neuwied I. 239.).

Dieß ſind die weſentlichſten Waffen, welche die Americaner zu Erwerbung ihrer Nahrungsmittel aus dem Thierreiche anwenden. Wie alle Völker, die in gleicher Weiſe der Natur nahe ſtehen, ſind ſie überaus kühne und geſchickte Jäger, gleich den Indiern des Waldes.

Die Südamericaner jagen unter den größeren Thieren den Tieger, den Tapir, das Wildſchwein, den Hirſch, dann auch den Haſen. Die Herden der wilden Schweine erwarten die Surinamer auf Bäumen und überſchütten ſie dann mit einem Pfeilregen. Wenn in Surinam ein Indianer einen Haſen jagen will, ſo ſetzt er den Hund auf das Land aus, und fährt in ſeinem Corjar längs des Flußufers hin. Sobald der Hund einen Haſen findet, ſo ſchlägt er an; der Haſe ſucht ſich ins Waſſer zu retten, wo ihn der Indianer erwartet und, da er langſam ſchwimmt, leicht mit einem Pfeile erlegen kann. Auf gleiche Weiſe wird auch das herdenweis ziehende wilde Schwein und der Hirſch zuweilen gejagt. Der Tapir — in Surinam Kamma genannt, wird durch ganze Geſellſchaften gejagt. Man fährt in Corjaren auf das Thier los und ſchießt daſſelbe, ſobald es mit dem Kopfe aus dem Waſſer herausragt. Wenn es dann ermättet, wird es noch mit einem harpunartigen Pfeile, der mit einer Schnur an einen Stock befeſtigt iſt, geſchoſſen und ſo behält man das ſinkende Thier immer in der Gewalt. — Das Faulthier, indiſch Hau — wird ebenfalls von den Indiern gejagt und gern gegeſſen. Sehen ſie dieſes Thier auf einem Baume, ſo hauen ſie denſelben um, halten ſich aber mit größter Vorſicht von ſeinen Doppelklauen entfernt, mit denen jeder ſeiner Vorderfüße bewehrt iſt (Quandt Surinam S. 203 ff.).

Die Seeküh werden in der Weiſe wie der Tapir erlegt. Die Warauen warten deßhalb die hohe Fluth bei dem Neumonde ab, weil ſich dieſe Thiere dann den Ufern am meiſten nähern, um das Laub der Bäume deſto beſſer erreichen zu können. Die Jäger haben oft auf mehrere Tage Vorräthe von Lebensmitteln bei ſich, weil die Thiere überaus behutſam und vorſichtig ſind. Sobald ſich nun eine Seekuh zeigt, wirft man mit der Hand eine Harpun auf ſie ab, woran an einer Schnur ein Stock von leichtem Holze befeſtigt iſt; wenn das Thier ſinkt, zeigt der Stock dennoch ſeinen Aufenthaltsort an (Quandt S. 109.).

Von den Vögeln erlegen die Indianer mehrere Arten, z. B. den Povice; andere fangen ſie lebendig, indem ſie ſolche theils am Flügel verwunden, theils ſie aber in Fallen fangen. Die auf den Bäumen lebenden großen Eidechſen werden mit Pfeilen geſchoſſen, an deren Spitze ein Kolben türkſcher Weizen befeſtigt iſt, da eine ſcharfe Spitze das Wild an den Baum feſtnageln würde.

Mehr noch als die ſüdlichen werden die nördlichen Nationen von America als geſchickte Jäger gerühmt. Der nördliche Theil Americas iſt reich an Sümpfen und Wäldern, welche überaus ſtark mit allerlei Wild, Haſen, Caninchen, Hirſchen, Seeottern, Seewölfen — im Winter aber auch mit Bären, Wölfen, Füchſen, wilden Katzen, Moſchusochſen, und weiter gen Norden mit den Renthieren bevölkert ſind.

Eine überaus künſtliche, im Weſten wie im Oſten gebräuchliche Jagd iſt die Hirſchjagd mit Masken, welche bereits die Reiſenden des 16. Jahrh. bemerkten (Indorum Floridam provinciam inhabitantium eicones primum ibidem ad vivum expressae a Jacobo Lemoyne cui cognomen de Morgues et ed. Th. de Bry. Frkft. a. M. 1591. Fol. Nr. XXV.). Der Jäger ſetzt dann einen Hirſchkopf auf ſein Haupt und ahmt, wie auf vier Beinen gehend die Bewegungen der graſenden Hirſche nach. Er hat indeſſen Pfeil und Bogen zur Hand*). Auf gleiche Weiſe ſah Wentzel (Franklin I. R. S. 297.) die Hundsrippenindianer den **Renthieren** nachſtellen. Die Jäger gingen paarweiſe, der vorderſte trägt in der einen Hand ein Renthiergeweih, an welchem noch zum Theil die Haut des Kopfes ſitzt, in der andern ein kleines Bündel Zweige, gegen welches er von Zeit zu Zeit das Geweih reibt und dabei die dem Thiere eigenthümlichen Bewegungen nachahmt. Sein Begleiter tritt genau in die Fußtapfen des Vordermannes und hält zwei Flinten in horizontaler Lage, ſo daß die Mündungen unter den Armen des Vordermanns hervorſtehen. Beide Jäger tragen an der Stirn eine Binde von weißem Pelz und der vorderſte hat eine ſolche gleichfalls um jedes Handgelenk. Sie nähern ſich dem Rudel nach und nach und erheben dabei die Beine ſehr langſam, ſetzen ſie aber ruckweiſe nieder, wie es das Renwild zu thun pflegt und ſorgen immer dafür, daß ſie die Füße übereinſtimmend bewegen. Sobald ein Stück aus der Herde auf dieſe ungewöhnliche Erſcheinung aufmerkſam wird, ſo hält dieſe alsbald ſtill und der Kopf fängt an die gehörigen Bewegungen zu machen. So können ſich die Jäger mitten unter die Herde begeben und nach Bequemlichkeit die beßten Stücken ausſuchen. Alsdann ſchiebt der Hintermann das Gewehr ſeines Kameraden vorwärts, der Kopf fällt zur Erde und beide Jäger feuern faſt in demſelben Augenblick. Das Rudel wird flüchtig, die Jäger ſetzen ihm nach; die geängſtigten Thiere machen bald Halt um zu ſichern, die Jäger, die im Laufen indeſſen geladen haben, thun daſſelbe nun zum zweiten Male; das Wild geräth in immer größere Unordnung und oft wird ein großer Theil des Rudels innerhalb eines Umkreiſes von ein Paar hundert Schritten erlegt. Nach demſelben Grundſatze, daß das Renthier durch einen auffallenden Geruch oder eine ſeltſame Erſcheinung zu paniſchem Schrecken und in Verwirrung gebracht wird, verfahren die Kupferindianer. Sie legen ein weißes Kleidungsſtück an, knieen nieder und ſchwenken die Flinte

*) Die Californier um Bai Monterey ſind ausdauernde kluge Jäger. Nous vîmes un Indien ayant une tête de cerf attachée sur la sienne marcher à quatre pattes, avoir l'air de brouter l'herbe, et jouer cette pantomime avec une telle vérité, que tous nos chasseurs l'auraient tiré a trente pas, s'ils n'eussent été prévenus. Ils approchent ainsi le troupeau de cerfs à la plus petite portée et les tuent à coups de flèches (Lapérouse II. 251.). Daſſelbe beobachtete Langsdorff II. 171.

von einer Seite, was ohngefähr ſo ausſieht, als wenn das Renthier ſein Gehörn an einem Steine reibt. So locken ſie das Thier oft bis auf Schußweite heran (Franklin I. R. S. 296.).

Die Aſſiniboins und Crihindianer leben vorzüglich vom Biſon; ſie folgen den Biſonherden und erlegen dieſelben in beſonderen Treibjagden oft zu 600 — bis 800 Stücken. Sie legen dazu beſondere Pferche und Gehäge an. Franklin (I. R. 131. und Neuwied I. 443.) beſchrieben dergleichen. Es iſt ein eingehägter, runder Platz von etwa 100 Yards im Durchmeſſer. Etwa eine halbe Stunde weit waren auf jeder Seite des Weges, der dahin führt, etwa 20 Yards von einander Pfähle in den Boden getrieben, welche die Büffel für Menſchen anſehen und dadurch abgeſchreckt werden an den Seiten durchzubrechen. Bis gegen 60 Yards vom Pferch befindet ſich zwiſchen dieſen Stäben ein Flechtwerk von Baumzweigen, hinter welchem ſich die Indianer verbergen, um die Annäherung des Büffels abzuwarten. Bei dieſer Art von Jagd können vorzüglich die Reiter ihre Geſchicklichkeit beweiſen. Es kömmt darauf an, daß dieſe ſo treiben, daß die Büffelherde gezwungen wird, die etwa eine viertel Meile breite Gaſſe einzuſchlagen. Iſt dieß geſchehen, ſo erheben die Jäger ein lautes Geſchrei, reiten hart an die Thiere heran und ſetzen ſie ſo in Schrecken, daß ſie blindlings in die Falle rennen. Sind ſie bis zu den im Hinterhalte liegenden Leuten gelangt, ſo ſpringen auch dieſe in die Höhe und vermehren die Angſt der Thiere durch heftiges Schreien und Feuern und es bleibt dieſen nun keine andere Wahl, als in den Pferch zu ſetzen, wo man ſie alsbald mit Pfeilen und Feuergewehr niederſchießt. Mitten in dem Gehäge, welches Franklin ſah, ſtand ein Baum, an welchem die Indianer Streifen von Büffelfleiſch und Stücken Tuch als Opfer oder Tribut für den großen Herrn des Lebens aufgehangen hatten. Man ſagte, daß ein Mann zuweilen den Baum erklettere und während die Büffel anrücken, Hymnen zu dem Gotte der Jagd ſinge. Er kann ſeinen Poſten nicht eher verlaſſen, bis alle im Gehäge befindlichen Büffel getödtet ſind. Die Büffeljagd wird von den Indianern auch noch auf andere Art betrieben. Am meiſten Geſchicke gehört dazu, den Büffel zu Pferde zu erlegen. Ein gut berittener Jäger ſprengt auf die Herde zu und wählt ſich ein beſonderes Stück aus, welches er von den übrigen zu trennen ſucht. Gelingt ihm dieß, ſo weiß er das Thier durch die gehörige Führung des Pferdes immer abgeſondert zu halten, und ſobald er ſich ihm auf die gehörige Schußweite genähert hat, ſtreckt er daſſelbe nieder*) (Franklin I. R. S. 131. Prinz Neuwied II. 193.). In ähnlicher Weiſe werden auch die Cabris (Antilocapra americana Ord.) gejagt. Wölfe, Füchſe und

*) S. die ſchöne Abbildung einer nordamericaniſchen Büffeljagd im Atlas zu des Prinzen Neuwied Reiſe. Taf. 31. woraus eine Gruppe auf meiner 3. Tafel.

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

kleinere Thiere fängt man in künſtlichen Fallen, den Biber mit den von den Europäern erhandelten Eiſen. Die Bärenjagd iſt bei den Mandans nicht beliebt, da ſie zu gefahrvoll iſt und dennoch keinen guten Braten liefert. Die größern Raubvögel fängt man auf ganz eigenthümliche Art. Der Jäger gräbt ſich nach der Länge ſeines Körpers eine Grube in den Boden, legt ſich auf den Rücken hinein und läßt ſich nun mit Reiſern und Heu bedecken, auf dieſes aber Stücken Fleiſches legen. Die Raubvögel kommen herbei, ſetzen ſich zum Fleiſche und werden vom Jäger bei den Beinen gefaßt (Prinz Neuwied II. 195.).

Die Jagd iſt die vorzüglichſte Beſchäftigung der Nordamericaner und ſie muß ihnen den weſentlichſten Theil ihrer Nahrung darbieten. Der Jäger geht früh, ehe er etwas genoſſen hat aus und folgt dabei ſeinem Grundſatze, daß der Hunger der beßte Sporn zur Anſtrengung ſey. Er kehrt, wenn er einen Hirſch, Bär, Gans, Wälſchhuhn, Rackun oder irgend ein Wild erlegt hat, gemeiniglich zwei Stunden vor Mittag zurück und ruht nun bis etwa 4 Uhr, wo er abermals auszieht. Nur bei trübem, regnichten Wetter verweilt er den ganzen Tag auf der Jagd (Heckewelder S. 323.). Uebrigens eſſen die nordamericaniſchen Indianer auch ertrunkene und gefallene Thiere, ſelbſt wenn das Fleiſch derſelben bereits in Fäulniß übergegangen iſt. Die Dacotans ſchlachten demnächſt fettgewordene Hunde.

An den großen Flüſſen, weniger jedoch im Norden als im Süden überwiegt der Fiſchfang die Jagd und hierbei entwickeln die Eingebornen abermals jene, den Europäern faſt unbegreifliche Fertigkeit, die wir bereits an den Jägern der südamericaniſchen Urwälder kennen lernten. Sie erkennen die Nähe eines Fiſches an gewiſſen Kennzeichen und ehe der zuſchauende Europäer bemerkt, worauf ihn der Indianer aufmerkſam gemacht hat, fliegt der Pfeil ſchon ab und der Fiſch krümmt ſich tödtlich verwundet auf der Oberfläche des Waſſers. Iſt der Jäger durch einen dazwiſchen liegenden Gegenſtand verhindert, geradezu nach einem Fiſche oder Waſſervogel zu zielen, ſo ſchießt er denſelben mit dem richtigſten Augenmaße im Bogen durch die Luft. Bei der Fiſchjagd im Nachen ſind gemeiniglich nur zwei miteinander; der eine, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, ſteht vorn unbeweglich, der andere ſitzt hinten und rudert. Sie reden nie ein Wort, es mag vorfallen was da will. Sobald der vornſtehende etwas bemerkt, giebt er dem andern die Richtung an, dieſer ſteuert genau nach der Angabe und mit ſo wenig Geräuſch, als nur möglich iſt. Nach einem gegebnen Zeichen rudert er gar nicht mehr und der Kahn geht noch ein Stück von ſelbſt in der gegebnen Richtung fort. Auf ſolche Art wird die große Meerſchleie von den Guyanern gefangen. Sobald der Fiſch den erſten Pfeil hat, ſchlägt er fürchterlich um ſich und taucht unter. Der Jäger wartet geduldig bis er ſeinen Pfeil, der im Fiſche ſteckt auf der Oberfläche des Waſſers herausblicken ſieht und ſendet einen zweiten nach. Der Fiſch taucht abermals, kommt aber bald in

kleiner Entfernung aufs Neue zum Vorſchein und erhält nun den dritten, tödtlichen Schuß. Große Seefiſche werden, wie die Seekuh in Cayenne, mit der Harpun erlegt (N. Reiſe nach Cayenne S. 92 ff.).

Nicht minder geſchickte Fiſchjäger ſind die Abiponer und ihre Nachbarn. In den klaren Gewäſſern werden die Fiſche mit Pfeilen oder Lanzen erlegt. Die Payaquas und Villelas fangen die Fiſche in kleinen Netzen, die ſie wie einen Schurz um den Leib binden. So geſchürzt ſpringen ſie vom Geſtade ins Waſſer. Sehen ſie auf dem Grunde einen Fiſch, ſo ſchwimmen ſie ihm nach, umſchließen ihn mit dem Netze und ſchleppen denſelben ans Ufer. — Andere, namentlich die an den Wäldern wohnenden Paraguayer machen künſtliche Reußen. Sie umzäunen im Fluſſe eine große Strecke mit Stöcken, die ſie mit Baumreiſern künſtlich dergeſtalt umflechten, daß die Fiſche zwar hinein, aber nicht wieder heraus können. Nächſtdem fangen ſie auch die Fiſche durch Betäubung — eine Sitte die auch Pöppig (II. 284.) in Peru fand. Man nimmt dazu die Schlingpflanze Yripetingi oder die Blätter des Caraquata-Baumes, deſſen gut zerriebene Wurzel man ebenfalls zu dieſem Zwecke ins Waſſer ſchüttet. Die Fiſche werden dadurch betäubt und taumeln ihrer ſelbſt nicht mächtig auf dem Waſſer herum. Oft peitſchen die Abiponer das Waſſer mit den Blättern eines gewiſſen Baumes, welcher beſonders häufig an den Ufern des Atingy-Fluſſes wächſt, deren Saft den Fiſchen ſehr ſchädlich iſt (Dobritzhoffer I. 454.).

Auch die Nordamericaner erlegten ehedem, als ihr Gebiet den atlantiſchen Ocean und die großen Flußmündungen noch berührte, die americaniſchen Eidechſen, Alligators; die Americaner um Port Français ſperren die Flüſſe, oder ſie fiſchen auch mit der Angelſchnur. An jede Angelſchnur befeſtigen ſie eine derbe Seehundblaſe und laſſen ſie ſo aufs Waſſer. Jeder Kahn wirft 12 bis 15 Angelſchnuren, die von zwei Menſchen beobachtet werden (Lapérouſe II. 206.).

Das **Fleiſch** der Thiere iſt zwar den americaniſchen Völkerſchaften die liebſte und weſentlichſte Nahrung, allein ſie haben zur Aushülfe und zur Ergänzung doch auch zu **Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche** ihre Zuflucht genommen und wir finden bei ihnen ſchon den Ackerbau und die Pflanzungen; ſie ſind jedoch im weſentlichen immer noch Jäger, die ſich nicht gern an feſte Stätte binden und es iſt nur die Fruchtbarkeit des Bodens, das ſchnelle Herauswachſen der Früchte, was ihnen die Ausſaat und Ernte und dieſe Beſchäftigung überhaupt annehmlich macht; immer aber bleibt ſie Nebenſache.

Unter den Südamericanern finden wir **Pflanzungen** bei den Guarany, Tupy, Guayanas, Aguitequedichayos und den Guanas (Azara II.) wie denn auch bei den Caraiben und den Stämmen am Orinoko (Bryan Edwards I. 57.) der **Feldbau**, der Anbau von Mais und verſchiedenen Wurzeln angetroffen wird. In Surinam iſt der Feldbau be-

ſonders auf Wurzelfrüchte gerichtet, und darunter iſt die Coſſabi oder Mainokwurzel die vornehmſte (ſ. Quandt S. 174.); ſie vertritt bei den Eingebornen die Stelle des Getraides und wird daher alle Jahre gebaut. Man ſucht dazu einen Buſch mit ſandigem Boden aus, worin bei dem heftigen häufigen Regen die Wurzeln der Fäulniß weniger ausgeſetzt ſind. In der trocknen Zeit vom Juli bis Ende October werden zuvörderſt die Büſche und dünnen Bäume umgehauen, dann fallen die größeren Bäume darauf. Anfangs November wird, wenn das gefällte Holz ausgetrocknet, daſſelbe angezündet und nun beginnt, wenn der Brand vorüber, die Anpflanzung der Wurzel. Zuvörderſt werden kleine Haufen von der durch die Aſche gedüngten Erde gemacht, in welche man 1½ Fuß lange Stücken der vorjährigen Wurzel zu 3—4 nebeneinander ſteckt. Mit der eintretenden naſſen Jahreszeit wachſen dieſe und ſetzen die Coſſabiwurzeln an. Die ſtärkſten Knollen ſind etwa zwei Fäuſte groß, bald länglich, bald kugelförmig. In denſelben Feldern pflanzen die Indianer auch noch Ananas, Pataten, Nappos, Tejer und andere Feldfrüchte, ferner Zuckerrohr zum Naſchen, Welſchkorn, deſſen Kolben ſie röſten; die Ernte wird nicht regelmäßig gehalten, ſondern, ſo wie etwas reif iſt, wird es weggegeſſen. Ein Coſſabifeld hält etwa zwei Jahr aus, dann wird es wieder zur Wildniß und kann erſt nach 30—40 Jahren wieder dazu benutzt werden. Die Pataten die man daneben pflanzt, wachſen an Ranken, die man wie bei uns die Erdbeere durch Stecklinge vermehren kann und die einmal eingepflanzt außerordentlich fortwuchern. Die Ananas wird gepflegt und es erreicht die Frucht, die man durch die Nebenſproſſen fortpflanzt, eine Höhe von 15 Zoll (Quandt S. 174 ff.).

In ähnlicher Weiſe wird der Ackerbau mitten in den Urwäldern von Peru betrieben (ſ. Pöppig Reiſe II. 352 ff.).

Ebenfalls nur Anfänge des Ackerbaues finden wir bei den Nordamericanern, obſchon ſie bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Wichtigkeit und Bedeutung des Ackerbaues vollkommen einſahen: Keskétomah vom Stamme Maskinonge der Oneida-Indianer ſprach in einer Rathsverſammlung von der Abnahme der indianiſchen Bevölkerung und von der außerordentlichen Zunahme der Weißen. „Woher das? ſprach er, daher, daß ſie die Erde zu bauen wiſſen. Brüder und Freunde, dieß iſt noch das Mittel, das unſere Unfälle heilen kann! aber damit es wirke, müſſen wir alle einig ſeyn, gleich den Fingern derſelben Hand, gleich den Rudern deſſelben Canots, ſonſt werden unſere Anſchläge, unſere Hoffnungen mit dem Blaſen des Windes dahinfahren. Laßt uns jagen, um dieſe unſchätzbare Uebung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht; und laßt uns endlich den Boden, worauf wir geboren ſind, bauen. Laßt uns Ochſen, Kühe, Schweine und

Pferde anſchaffen. Laßt uns lernen das Eiſen ſchmieden, welches die Weißen ſo mächtig macht. Dann werden wir ſie in Schrecken zu halten wiſſen; wenn Hunger und Mangel wie ſonſt an unſere Thüren klopfen, werden wir mit den Mitteln verſehen ſeyn, ſie zu bändigen und zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß Koreyhunſta ältestes Oberhaupt der Miſſiſaes allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotſchelaga zurückkam und fragte man nach der Urſache, ſo antwortete er: ſiehſt du nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleiſch leben? daß dieß Fleiſch mehr als 30 Monden braucht um heranzuwachſen und oft ſelten iſt? daß jedes jener wunderbaren Körner, die ſie in die Erde ſtreuen, ihnen mehr als hundert zurückgiebt? daß das Fleiſch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat? wir aber deren nur zwei beſitzen, um es zu erhaſchen? daß die Körner da, wo die Weißen ſie hinſtreuen, bleiben und wachſen? daß der Winter, der für uns die Zeit unſerer mühſamen Jagden iſt, ihnen die Zeit der Ruhe iſt. Darum haben ſie ſo viele Kinder und leben länger als wir. Ich ſage alſo jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unſeres Dorfes vor Alter werden abgeſtorben ſeyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geſchlecht der kleinen Kornſäer das Geſchlecht der Fleiſcheſſer vertilgt haben, wofern dieſe Jäger ſich nicht entſchließen auch zu ſäen. Die Worte des Koreyhunſta ſind ſchon unter den Völkerſchaften Verod, Nattit, Narraganſet und manchen anderen wahr geworden; gehet hin, die Plätze zu ſehen, welche ſie bewohnten, ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal die geringſten Spuren ihrer Dörfer, wo ſonſt alles Freiheit und Leben verkündigte. Die Wohnungen der Weißen ſind an ihre Stellen getreten, dieſe ackern mit ihren Pflügen die Oerter um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruheten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, ſo macht euch gefaßt, das nämliche Schickſal zu erfahren. Ach warum habe ich nicht die Flügel des Adlers, ich wollte mich ſo hoch als unſere Berge emporſchwingen und dann ſollten meine Worte, getragen vom Winde, bei allen Völkerſchaften erſchallen, die unter unſerer Sonne wohnen. Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eiſen dieſes Tomahawk in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergeſſen, was ich euch noch zu ſagen habe. Ihr ſeyd verloren, tapfere Oneidas, wenn ihr forthin nichts als Jäger ſeyn wollt. Die heutige Sonne iſt nicht mehr die geſtrige; ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erſtickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieteriſchen Nothwendigkeit zu eröffnen. Freunde und Brüder, wie iſts möglich, dieſe Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da ſie doch ſo laut ſpricht, wie der Donner! Dieß ſpricht ſie zu euch durch meinen Mund: Ein Carabiner iſt gut, ein Pflug aber noch beſſer; ein Tomahawk iſt gut, aber eine Axt mit einem tüchtigen Stiele noch beſſer; ein Wigwam iſt gut, aber ein

Haus und eine Scheune ſind noch beſſer (ſ. Crevecoeur Reiſe in Oberpenſylvanien S. 50 ff.).

Da indeſſen der Ackerbau und die Pflanzung wie alle derartigen Geſchäfte den Frauen überlaſſen bleiben, ein dienſtbarer Sklavenſtand nicht vorhanden, vor allem aber das den freien Leuten ſo überaus reizende Jägerleben zu tief eingewurzelt und mit der Denkungsart und den Sitten ſo innig verbunden iſt — bleibt der Ackerbau immer nur Nebenſache. — Die Jagd und der Fiſchfang ſind Hauptbeſchäftigung, die Fiſchkoſt iſt die vorherrſchende, auch erbauen ſie nie mehr als ſie eben brauchen (Schomburgk Reiſe in Guiana S. 167.).

Die Nordamericaner bauen vorzugsweiſe den Mais, der in der Mandanſprache Kohchantä heißt, wovon Prinz Neuwied neun verſchiedene Arten anführt. Der Mais wird im Mai reihenweiſe in kleine Gruben geſteckt, dreimal behackt und behäufelt und im October geärntet. Ehedem benutzte man die Schulterblätter der Biſonten als Hacke. Außer dem Mais baut man noch Bohnen, Kürbiſſe, Sonnenblumen und Tabak (Prinz Neuwied Reiſe II. 123.).

Alle americaniſchen Völkerſchaften kennen den *Gebrauch des Feuers* und deſſen Anwendung zur Bereitung der Speiſe. Sie alle bringen daſſelbe wie ihre Brüder in den Urwäldern Braſiliens durch Reibung verſchiedener Hölzer hervor, ſ. o. Bd. I. S. 245. Doch fand Mackenzie (S. 188.) den Gebrauch des Stahls und Schwefelkieſes, ſo wie des Zunders bei den Chippeways. Das Feuerzeug der Abiponer (Dobritzhoffer II. 147.) iſt wie das der Braſilier. Rohes Fleiſch wird nur an der nordweſtlichen Küſte von den roheſten Stämmen der Californier und den Kalyuſchen verzehrt (Laperouſe II. 269.); alle übrigen pflegen daſſelbe an einen Pfahl geſteckt, am Feuer zu röſten. Dieß iſt die am meiſten verbreitete und gewöhnlichſte Art das Fleiſch zu bereiten und zu genießen. Die Wilden von Mexico verſtehen es, ſelbſt größere Thiere, wie Ochſen, in Gruben zu braten, welche durch Feuer erhitzt werden und in denen man dann das Fleiſch mit heißen Steinen umgeben und mit Erde bedeckt eine Zeit den Wirkungen der Hitze überläßt.

Man röſtet endlich auch in Nordamerica das Fleiſch über den glühenden Kohlen, die man aus dem Feuer nimmt, und wobei man die Speiſe meiſt ſehr ſauber und reinlich bereitet.

Nächſtdem haben die ſüdlichen wie die nördlichen Americaner Kochgeſchirre aus Thon, die wir ſpäter näher betrachten. Die Indianer der Nordweſtküſte, namentlich um Port Français bedienen ſich hölzerner Gefäße; Fiſche, die ſie darin kochen wollen, werden durch Hinzuthun von heißen Steinen gar gemacht (Laperouſe II. 198.).

Die braſilianiſchen Völkerſchaften hatten ſchon im 16. Jahrh. das *Bucaniren* oder das Austrocknen. Man pflanzte vier armſtarke Holzgabeln in die Erde, die etwa drei Fuß von einander abſtanden, darüber wurden zollſtarke Stäbe gelegt und mit dürrem Holze,

welches wenig Rauch giebt, ein gelindes Feuer darunter gehalten, ſo wird das Fleiſch oft länger als 24 Stunden durchröſtet und kann dann aufbewahrt werden (Lery voyage en Brézil. S. 136., ſ. auch eine Abbildung in der de Bry'ſchen lateiniſchen Ausgabe S. 179.). Eben dieſelbe Sitte fanden die Franzoſen in Florida (ſ. Indorum floridam prov. inhabitantium eicones auct. Jac. le Morgues cur. Th. de Bry. francof. 1591. Tab. XXIIII.).

Im Norden von America verſteht man die Kunſt das Fleiſch durch Räuchern, wie durch Trocknen zur Aufbewahrung für längere Zeit geſchickt zu machen. Geräuchert werden namentlich die Lachſe (Mackenzie 495. 499.); getrocknet das Fleiſch des Wildes und des Biſons, woraus dann der Pemmican bereitet wird; man ſtampft das gedörrte Fleiſch und vermiſcht daſſelbe mit dem Fell der Bären oder dem Talge anderer Thiere und erhält ſo ein Nahrungsmittel, das namentlich im Winter beſonders ſchätzbar iſt (Neuwied I. 443. Heckewelder 327.).

Man hat mehrfach behauptet, daß die Indianer von America Menſchenfleiſch gegeſſen*), Berichterſtatter, die ſich längere Zeit in America aufgehalten, widerſprechen dem jedoch im Allgemeinen. Zu läugnen iſt indeſſen nicht, daß im Kriege, namentlich wenn Mangel an anderweiter Nahrung eingetreten, die Americaner gleich anderen Nationen das Fleiſch ihrer getödteten Feinde verzehrt haben. Condamine (S. 84.) verſichert dieß von den Ureinwohnern am Yupura, Dobritzhoffer (II. 42. 55.) bringt Beiſpiele, daß Indianer, die im Innern der Wälder ſich aufhalten, bei Ueberfällen und in Ermangelung anderer Nahrung die Leichen der von ihnen erſchlagenen Feinde verzehrt haben. Er nennt namentlich die Makobier und Tobas, deren eine Bande den abiponiſchen Caziken Alaikin, der mit ſeinen Leuten zu einem Zechgelage verſammelt war, überfiel. Alaickin und ſechs ſeiner Leute wurden erſchlagen und von den hungrigen Siegern gebraten und aufgezehrt. Aehnliche Erſcheinungen ſind auch bei den Caraiben vorgekommen (Bryan Edwards I. 39. und Lery voy. de Brazil S. 136 und 218. nebſt Abbildung in der latein. Ausg. de Bry S. 174.).

Die Nordamericaner hatten nicht minder die Gewohnheit den Feind, den ſie beſiegt, zu verzehren. Crevecoeur theilt (S. 209.) ein Mohaak'ſches Lied mit, worin es heißt:

---

*) Les conquérans es les missionnaires n'ont jamais pensé une description véritable des différentes nations indiennes mais seulement à rehausser leurs prouesses et à exagérer leurs travaux. C'est dans cette vue qu'ils ont infiniment augmenté le nombre des Indiens et des nations et qu'ils en ont fait des antropophages; ils avaient grand tort, car aujourd' hui aucune de ces nations ne mange de chair humane et ne se ressouvient d'en avoir mangé quoiqu'elles soient aussi libres qu'à la première arrivée des Espagnols, ſagt Azara voyages dans d'Amérique merid. II. 2.

Laßt uns den Tomahawk erheben,
unſre Keſſel aufhängen
unſre Haare ſalben mit Fett,
unſre Angeſichter bemalen,
das Lied des Blutes ſingen,
dieſes Trankes der Krieger;
laßt uns die Todten ergötzen,
auf, auf, um ſie zuzudecken,
und ihnen laut zu ſagen,
daß ſie ſollen gerächt werden.

Refrain:

Laßt uns trinken das Blut
und eſſen das Fleiſch unſrer Feinde.

Ein arkanſa'ſches Lied ſagt:

Ich gehe in den Krieg, den Tod unſrer Tapfern zu rächen,
gleich dem hungrigen Wolfe will ich unerbittlich ſeyn,
unſre Feinde will ich ausrotten und ſie verſchlingen,
die Haut ihrer blutigen Schädel will ich gärben,
gleich dem Hagel will ich ihre Weiber und Kinder zerſchmettern,
und gleich dem Donner ihre Dörfer vertilgen.

Crevecoeur theilt ferner (S. 93.) eine Sage der Jerokeſen mit, worin es heißt: Manitu kommt zu einem Jäger, der ihn gaſtfrei aufnimmt und in ſeine Hütte führt. Als er in die Hütte trat erſtaunte er, wie er fünf Leute beſchäftigt ſah einen menſchlichen Leichnam zu zerlegen. Iſt dieß das Fleiſch, das du mir verſprochen haſt? fragte er: — Ja — war die Anwort, es iſt das beſte, was ich dir geben kann. — Und warum verzehrſt du dieſen Menſchen? — Weil er mein Feind war. — Warum war er denn dein Feind? — Weil er und ſeine Leute an der andern Seite des Fluſſes Wenowee wohnen und wir uns von jeher haſſen und uns bekriegen. Sie verzehren uns auch, wenn ſie uns erwiſchen. — Giebt es denn kein Wild in den Wäldern und keine Fiſche in den Flüſſen? — Zuweilen ſind ſie ſelten. — Warum verzehrſt du denn deines Gleichen? — Weil ſein Fleiſch beſſer iſt als als Elenn und Büffelfleiſch, weil es ungereimt ſeyn würde den Leichnam ſeines Feindes den Wölfen und Füchſen zu überlaſſen. Wozu hätte man ihn denn getödtet. Ueberdem, wie ſtolz und zufrieden iſt man, wenn man bedenkt, daß man von dem ſich ſättigen wird, welchen man haßte und alſo die Rache und den Hunger befriedigt? Wie läßt man da ſeinen Kriegsgeſang ertönen? Wie bewundern uns da unſere Weiber, unſere Kinder und unſere Nachbarn? Was ſoll ich dir noch mehr ſagen? Die Jagd iſt nicht immer glücklich. — Was machſt du, wenn ſie es nicht iſt? — Ich dulde, ich leide Pein; alles leidet unter meiner Rinde. Ergreift mich die unwiderſtehliche Gewalt des Bedürfniſſes, dann gehe ich ſehr weit von hier und um es zu befriedigen, erſchlage ich den erſten Menſchen, der mir in den Weg kommt. Ich ſehe leider, daß du kein

Krieger biſt; du weißt nicht was der Hunger iſt; verfolgt und erwiſcht er dich einmal, dann wirſt du es gewahr werden. — Beſonders merkwürdig iſt eine Stelle der bereits angeführten Sage, worin Manitu einen Americaner über das Scheußliche der Menſchenfreſſerei zur Rede ſetzt. Der Americaner ſagt darin: Ich will dir meine Gedanken eröffnen; mein Kopf ſagt mir, ſo oft ich mich aus Hunger geneigt finde, es zu machen, wie meine Nachbarn, folgendes: Wie könnteſt du von einer Zunge eſſen, die geredet hat, wie die deinige, von einem Herzen, welches gleich dem deinigen, ſein Weib und ſeine Kinder geliebt haben wird? Wie könnteſt du dich entſchließen, die Brühe von Fleiſche eines Menſchen zu trinken, der, wäre er auf dieſer Seite des Fluſſes geboren worden, dein Nachbar, vielleicht gar dein Freund geweſen wäre? Der Wolf frißt nie den Wolf, der Fuchs würde lieber ſterben, als vom Fuchſe ſpeiſen, und du Menſch wollteſt deines Gleichen verſchlingen, verdauen? Muß dein Haß und deine Rache nicht befriedigt ſeyn, da du das Blut haſt zur Erde fließen laſſen, welches ſeine Glieder belebte, um die Fliegen damit zu tränken? Warum gehſt du nicht, wenn dich hungert, in den Wald des Orikomah die Früchte zu ſuchen? In der Aſche gebraten oder gekocht, werden ſie dich und deine Familie erhalten. Dieß ſagt mir mein Kopf, ſo oft meine Geſellen, wenn ſie einen Feind erſchlagen haben, ſeinen Leichnam zerſtücken. Sie machen meinen Widerwillen lächerlich, ſie ſehen mich als einen ſchwachen und feigen Niſchinorbay an, der den Triumph ſeines Sieges nicht zu genießen weiß; und dieſe Vorwürfe aus dem Munde meiner Nachbarn vermehren noch mein Unglück (Crevecoeur S. 104.).

Wir ſehen alſo hier den Gebrauch des Menſchenfreſſens theils als eine Folge von Jagdunglück und Hunger, theils als eine Frucht der wüthenden Rache; zugleich aber tritt verſöhnend und tröſtend ſchon auf dieſer Stufe menſchlicher Cultur der Widerwille gegen ſolche Nahrung hervor. In der Zeit als die Spanier nach America kamen, war die Sitte des Menſchenfreſſens bei weitem allgemeiner, ja in den großen, nationell entwickelten Reichen von Mexico und Peru war ſie durch das religiöſe Geſetz geheiligt. Gegenwärtig finden ſich nur geringe Spuren davon. Das auch in der Bruſt des Wilden vorhandene, wenn auch nur ſchlummernde Gefühl, dann der Umgang mit den Europäern, der daſſelbe geweckt hat, iſt wohl die weſentliche Urſache davon. Ohne dieſe Einwirkungen würde dieſe Sitte gewiß fortbeſtanden haben, ſie würde jedoch bei Vermehrung der Bevölkerung, bei Ausbildung und Gliederung der Stände, Eigenthum der Mächtigen, der durch geiſtliche oder kriegeriſche Mittel Herrſchenden geworden ſeyn, — wie wir dieß in der That bei den ſanften Nationen der Südſeeinſeln deutlich ſehen werden.

Wie der Ackerbau der Jagd, ſo iſt auch die Pflanzenkoſt der thieriſchen Nahrung bei den Americanern, wie bei allen auf gleicher

Culturſtufe und unter ähnlichen, climatiſchen Verhältniſſen ſtehenden Völkern, untergeordnet.

Die wildwachſenden Beeren und Früchte dienen mehr zur Würze der Fleiſchkoſt als zur eigentlichen Nahrung. Mehr noch iſt dieß der Fall mit den Wurzeln, deren Anbau wir kennen lernten.

In Surinam iſt die Coſſabiwurzel ein wirkliches Nahrungsmittel. Zunächſt wird Mehl daraus bereitet; man nimmt die Wurzel, ſchält die Rinde ab, die ſich ſo leicht wie Birkenrinde davon löſet und reibt dann das Innere auf einem Brete, in welches kleine zerſchlagene, ſcharfe, ſpitzige Steinchen eingelaſſen ſind; die ſo zerriebene Coſſabiwurzel wird in Schläuche gefüllt, die aus Rohr geflochten, ſehr dehnbar und etwa drei Ellen lang ſind. Oben und unten iſt an dem Schlauche eine gleichfalls aus Rohr geflochtene Schleife. Die obere Schleife wird, wenn die zerriebene Wurzel eingefüllt iſt, an einen in der Höhe befindlichen Nagel gehängt und in die untere Schleife das ſpitzig gemachte Ende eines Baumes geſteckt. Auf dieſen Baum ſetzt ſich ſodann die Frau, welche die Wurzel gerieben und zieht durch ihre Schwere den Schlauch zuſammen. Sie nöthigt dadurch den giftigen Saft durch die kleinen Oeffnungen des Schlauches in ein darunter ſtehendes Gefäß zu laufen. Wenn der giftige Saft auf dieſe Weiſe, ſo viel möglich ausgepreßt worden, wird aus dem wieder ausgeweiteten Schlauch die nun dick und feſt gewordene Maſſe herausgenommen, einige Tage an die Sonne, oder auf einem Roſt über ihren Herd in den Rauch gelegt, damit ſie noch etwas mehr austrockne. Wenn ſie nun Brot backen wollen, wird eine runde, etwa fingerdicke, jetzt eiſerne Platte, Budalli, die auf einigen Steinen über dem Fußboden liegt, heiß gemacht. Die Coſſabimaſſe iſt mittlerweile durch ein aus Rohr geflochtenes Sieb getrieben und den Sägeſpänen ähnlich geworden; dieſes Mehl wird etwa zwei Finger hoch auf die Platte geſchüttet und bäckt hier zu einem fingerdicken Kuchen zuſammen.

Außer der Coſſabiwurzel benutzen die Indianer, freilich ohne die Pflanzen in dieſer Abſicht beſonders zu pflegen, auch die Früchte der Bananen, mehrere Bohnen und Kürbiſſe, die apfelartigen Früchte des Bollentri-Baumes (ind. Buroe) mehrere Pflaumenarten. Die Hora genannten Nüſſe werden von ihnen alljährlich in Säcke geſammelt, die ſie aus Rohr flechten und Quecke nennen. Aus der Itte-Palme ſammeln ſie den zuckerſüßen Saft (Quandt S. 163.), benutzen auch den innern weichen Kern, um in Ermangelung der Coſſabiwurzel eine Art Brot daraus zu backen. Nächſtdem wird Zuckerrohr und Mais zur Näſcherei benutzt.

Die Nordamericaner leben ebenfalls vorzugsweiſe von Fleiſchkoſt, außerdem verzehren ſie Welſchkorn, Kartoffeln, Bohnen, Kürbiſſe, Gurken, Melonen, zuweilen auch Kohl und Rüben, die ſie auf ihren Aeckern ziehen. Sie benutzen nächſtdem die in den Wäldern wachſenden Wurzeln, Früchte, Nüſſe und Beeren, oft aus Noth, meiſt

als Gewürz der anderweiten Speiſe. Gewöhnlich halten ſie des Tages nur zwei Mahlzeiten. Die erſte findet zwei Stunden vor Mittag Statt. Die Indianer bereiten ihr Korn auf mancherlei Weiſe. Sie machen eine vortreffliche Muß-Suppe (Pottage) daraus, indem ſie es mit friſchem oder gedörrten und zerſtampften Fleiſch, getrockneten Kürbiſſen, trocknen Bohnen und Caſtanien zuſammenkochen. Zuweilen wird die Suppe mit Zucker oder Syrup vom Ahornbaume geſüßt. Ein anderes gutes Gericht wird aus Mais und den gereinigten Kernen der Hickerÿnuß (Iuglans alba) bereitet. Die Nüſſe werden in einem Stampfbock oder Mörſer zermalmt, indem ein wenig warmes Waſſer darauf gegoſſen wird; es wird, je nachdem die Maſſe dicht wird, immer mehr Waſſer zugegoſſen, bis die Hülſen der Nüſſe beim Umrühren ſich von der Flüſſigkeit abſondern, welche letztere das Anſehen von Milch bekommt. Dieſe wird in den Keſſel gegeben und giebt der Suppe einen kräftigen und angenehmen Geſchmack. Sondern ſich die Hülſen nicht von ſelbſt ab, ſo ſeihet man die Flüſſigkeit durch ein Tuch. Aus den verſchiedenen Kürbiſſen und Gurken und den Veitsbohnen, bereiten die Frauen mannichfaltige Gerichte. Bei der Auswahl der Kürbiſſe und Gurken ſind ſie äußerſt ſorgfältig; ſie glauben, daß ſie um ſo ſchmackhafter werden, je weniger Waſſer dazu genommen wird, und daß ſie am beſten gerathen, wenn ſie nur in ihrem eignen Safte gekocht werden. Die Töpfe decken ſie mit den großen Blättern der Kürbiſſe, Weinſtöcke, des Kohls und andere Früchte. Aus den Krannichbeeren und dem Holzapfel bereiten ſie mit Zucker treffliches Eingemachtes. Das Brot backen ſie theils aus dem unreifen Weiſchkorn, das noch in der Milch ſteht; theils aus dem gereiften und trockenen. Letzteres wird ganz fein geſtampft, dann durchgeſiebt; aus dem geknäteten Teig werden Kuchen von 6 Z. Durchm. geformt, die einen Zoll dick und am Rande abgerundet ſind. Die Aſche wird ſorgfältig von Kohlen gereinigt und muß wo möglich von guter, reiner Eichenrinde genommen ſeyn. In den Teig dieſes Brotes kommen oft trockne oder gekochte Kürbiſſe, trockne Bohnen, gut geſchälte Caſtanien, die vorher gekocht ſind, getrocknetes Wildfleiſch wohl zerſtampft, friſche oder getrocknete, doch nicht gekochte Heidelbeere, Zucker und andere wohlſchmeckende Ingredienzen. — Das unreife Welſchkorn bereitet man folgender Geſtalt zu Brot. Man ſtampft und quetſcht es, füllt dann die Maſſe mit einem hölzernen Löffel in breite friſche Welſchkornblätter, rollet dieſe rundumher zu und bäckt es dann in der Aſche, wie das andere Brot. Carver fand daſſelbe überaus wohlſchmeckend. Ihr Psindamócan oder Tassmanáne iſt die nahrhafteſte aus Welſchkorn bereitete Speiſe, wozu man die blaue, ſüßliche Art vorzugsweiſe verwendet. Das Korn wird in reiner heißer Aſche geröſtet bis es aufſpringt, dann geſiebt, gereinigt und in einem Mörſer zu einer Art Mehl geſtampft, dem beim Gebrauche gern etwas Zucker beigemiſcht wird. Wollen ſie daſſelbe genießen, ſo nehmen ſie etwa

einen Eßlöffel voll Mehl in den Mund, bücken ſich über ein flie-ßendes Waſſer und ſaugen es ein. Haben ſie jedoch einen Becher oder ein kleines Gefäß zur Hand, ſo wird das Mehl eingeſchüttet und Waſſer darauf gegoſſen. In den Lagern kocht man das Mehl mit Waſſer zu einer Suppe. Auf Reiſen und Feldzügen führen ſie immer eine Quantität ſolchen Mehls bei ſich; man muß ſich durch den Wohlgeſchmack nur nicht verleiten laſſen, zu viel davon zu neh-men, da die Maſſe im Magen aufquillt und unbequem wird.

Im Nothfalle verzehren die Americaner aber auch die Rinden der Bäume, welche ſie mit Lachsthran würzen (Mackenzie 493.), oder auch wildwachſende Wurzeln. Die Pomme blanche oder wilde Turnip (Psoraléa esculenta) iſt häufig in den Prairies der Schwarzfüßer. Weiber und Kinder graben die Knollen mit einem beſonders dazu ein-gerichteten Holze aus und bringen ſie zum Verkaufe an die Weißen. Eine andre Art Wurzel iſt bitter, wird mit Fleiſchbrühe gekocht und iſt alsdann ſehr nahrhaft; dieſe und andere wilde Früchte werden beſon-ders durch das Fett des Biberſchwanzes zu vorzüglichen Leckerbiſſen umgeſtaltet (Neuwied I. 571.).

Das Getränk der Americaner iſt im Allgemeinen das Waſſer, dem die Indianer von Surinam jedoch einen nahrhaften oder wohl-ſchmeckenden Zuſatz zu geben verſtehen. So haben die Indianer von Surinam als tägliches und geſundes Getränk das Ebeltir, das aus Caſſabimehl und Caſſabiſaft gefertigt wird. Die Frauen kauen einen halben friſchgebacknen Caſſabikuchen fein und thun denſelben in eine Calabaſſe. Mit dieſem Laib und dem durch das Kochen entgifteten Caſſabiſaft werden etwa 4½ Caſſabikuchen zu einem Teige geknetet und in einen Korb gepackt, der oben gut mit Blättern verbunden wird. Wenn dieſer Teig 4 — 5 Tage ſo geſtanden hat, wird er ſäuerlich um dem damit vermiſchten friſchen Waſſer einen buttermilchartigen Geſchmack zu geben. Auf Reiſen wird gemeiniglich ein Vorrath ſol-chen Teiges mitgeführt (Quandt Surinam S. 192.). Auch die Ca-raiben haben dieſes Ebeltir, nur daß dieſe den Teig ohne Hinzuthun von gekautem Brote bereiten. Sie legen fünf friſchgebackne Caſſabi-kuchen heiß aufeinander, laſſen ſie etliche Tage ſtehen bis ſie ſchim-meln und kneten dann alles mit gekochter Caſſabibrühe zu einem Teige zuſammen. Doch iſt dieſe Art nicht ſo wohlſchmeckend als die erſt-genannte (Quandt S. 193.). Ein ähnliches — von den Spaniern **Masato** genanntes Getränk wird von den Indiern in Quito bereitet*).

Nächſt dieſem angenehmen, der Geſundheit förderlichen Getränk finden wir aber auch wirklich berauſchende Getränke bei den americaniſchen Nationen, welche ſammt und ſonders dem Trunke über-aus ergeben ſind. Nur von den Nordamericanern wird behauptet, daß ſie vor Ankunft der Europäer betäubende Getränke nicht gekannt

*) **Stevenson tr. in South-America. II, 366.**

und überaus nüchtern gelebt haben. Heckewelder (S. 446.) verſichert, daß das Laſter der Trunkſucht durch die Europäer zu ihnen gebracht worden ſey und daß dieß von den Indianern ſelbſt auf das Beſtimmteſte behauptet werde. Dieß ſcheint freilich in dem Umſtande eine Beſtätigung zu finden, daß man kein berauſchendes Getränk nachweiſen kann, welches die Nordamericaner vor der Ankunft der Europäer gekannt und bereitet hätten; die indianiſchen Trinker benebeln ſich jetzt in Branntwein und Rum, und für Darbietung dieſes Genuſſes iſt alles von ihnen zu erlangen (Neuwied I. 572.).

Die mittel- und ſüdamericaniſchen Völker dagegen haben ſeit uralter Zeit ihre nationellen berauſchenden Getränke, die wir ſchon bei den Indiern des Waldes fanden und welche gar mancherlei Namen haben*). Die meiſten dieſer Getränke werden durch gekaute Pflanzenſtoffe in Gährung geſetzt, ſo das Paiwar der Arowaken, die Chicha und Laga der Abiponier. Letzterer iſt eine Art Meth, der aus Honig oder Johannisbrod und Waſſer bereitet wird. Künſtlicher iſt das Getränk der Arowaken, das Illihiti oder Pernau. Man röſtet die Coſſabikuchen dunkelbraun und beinahe ſchwarz, kaut einen Theil und knetet das Uebrige mit gekochtem Coſſabigiftſaft, worauf heißes Waſſer zugegoſſen wird. Dann ſeihet man Alles durch einen aus Rohr geflochtenen Sack und bewahrt das Getränk in großen Krügen. Nach zwei Tagen beginnt es zu gähren und wird ſodann trinkbar. Der Geſchmack ähnelt dem Bier. Eine ſtärkere Art deſſelben, jedoch nicht durchgeſeiheten Trankes heißt Paiwar, und während das Illihiti zur Stärkung nach ſchwerer Arbeit genoſſen wird, dient das Paiwar zu den Saufgelagen (Quandt Surinam S. 194.).

Zu bemerken iſt dabei, daß dieſe berauſchenden Getränke ausſchließlich den Männern vorbehalten ſind und daß die Weiber ſich ſtets nüchtern halten.

Außer den berauſchenden Getränken genießen die Americaner beſonders die Gewürze und den Tabak.

Die Indianer von Surinam lieben vorzüglich den rothen ſpaniſchen Pfeffer, den ſie auch in den Coſſabifeldern und bei ihren Häuſern pflanzen. Sie kochen denſelben in dem Coſſabiſafte mit etwas Fleiſch oder Fiſch und haben beſtändig einen Vorrath davon. So oft ſie eſſen, wird auch der Pfeffertopf dazu gebracht, und wenn ſie ſonſt keine Fleiſch- oder Fiſchſpeiſe haben, ſo tauchen ſie ihren Coſſabi hinein (Quandt Surinam S. 200.). Auch die Nordamericaner haben nach Heckewelder (S. 454.) das Gelüſt nach beißenden Gewürzen; er ſchreibt dieß ihrem ſteten Genuß von Fleiſch und friſchen Ge-

*) Azara II. 133. — Gilij II. 140. — Humboldt u. Bonplandt Reiſe II. 191. — Dobritzhoffer Abiponer II. 498. 582. — Quandt Surinam 192 — 199. — Pöppig I. 352. — P. Ochs bei Murr Nachrichten vom ſpan. America I. 249. — Tr. Bromme Gemälde von Nordamerica I. 192.

müſſen zu, die ſie meiſt ohne Salz eſſen. Weineſſig trinken ſie, wenn ſie ihn haben können, in beträchtlicher Menge; ſie gehen meilenweit nach den Kranichbeeren, ſammeln auch Holzäpfel, wilde Trauben und andere ſelbſt bitter ſchmeckende Früchte, ja ſie kauen und lecken die ſäuerlichen oder bittern Baumrinden. Wenn ſie nach langer Entbehrung Salz bekommen, ſo können ſie wohl einen Eßlöffel voll auf einmal verſchlucken, nach welchem, wie ſie ſagen, ſie und ihre Pferde gleichen Hunger haben.

Die Guajiros an der Mündung des Rio la Hacha auf der Küſte von Paria tragen calcinirte und gepulverte kleine Muſchelſchalen in einer Fruchtſchale am Gürtel hängend bei ſich (Humboldt und Bonplandt Reiſe II. 191.) und verſchaffen ihren Geſchmacksorganen ſomit einen beſondern Reiz, den die Chileſen durch die Coca hervorbringen, die überdem noch berauſchende Eigenſchaften hat. Dieſe berauſchenden Blätter kommen von Erythroxylon Coca, einem unſerem Schwarzdorn ähnlichen Buſch von 6 — 8 Fuß Höhe. Man nimmt die Blätter ab und trocknet ſie mit Sorgfalt; beim Genuß werden ſie abwechſelnd mit gepulvertem Kalk in den Mund geſteckt und ausgekaut; der Coquero (ſo nennt man in Chile die unverbeſſerlichen Liebhaber der Coca) zieht ſich in das Dunkel oder in die Wildniß zurück und überläßt ſich hier ganz einem Zuſtande, der dem Opiumrauſche gleicht, obſchon er ſchwächer, aber anhaltender iſt. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich und zitternd. Durch Anreden wird der Zuſtand der Halbbegeiſterung gemeiniglich geſtört (Pöppig Reiſe II. 209.). Man verſichert, daß in Peru oftmals junge Leute aus guter Familie, die aus Langeweile den Cocagenuß begonnen, Geſchmack daran gefunden und in die Wildniß entwichen ſind.

Die Omaguas am Amazonenſtrom haben in der Floripondio und Curupa ein ähnliches Rauſchmittel, das ſie in einen oft 24 Stunden anhaltenden Zuſtand der Begeiſterung und Seherkraft verſetzt. Condamine (S. 73.) bemerkt nicht, wie ſie dieſe Pflanzen bereiten; er erzählt, daß ſie Curupa pulveriſiren und als Schnupftabak verwenden; ſie haben dazu gabelförmige Röhren, wie ein Y gebildet, mit denen ſie ſich das Pulver in die Naſenlöcher einblaſen.

Den Nordamericanern eigenthümlich iſt der Genuß des Rauchtabaks, den ſie ſich theils ſelbſt fertigen, indem ſie mehrere Pflanzen in den Wäldern aufſuchen und zubereiten, theils von den Europäern erwerben. Die Aſſiniboins z. B. rauchen die kleinen rundlichen getrockneten Blätter der Sakakomi-Pflanze (Arbutus uva ursi), welche ſie Koſſinn nennen (Neuwied I. 570.). Die Tabakspflanze gehört urſprünglich America an, ſie wurde von den Spaniern zuerſt in Yucatan bemerkt und ſcheint von hier aus zu den übrigen Völkern von America gekommen zu ſeyn. Die Völker am Orinocco, von Guiana und die Caraiben kennen und lieben ebenfalls den Tabak, den

ſie auch z. Th. wie die Spanier als Cigarre rauchen. Den Frauen iſt dieſer Genuß unterſagt (Gilij III. 406.).

Die Kleidung und deren Bereitung.

Die americaniſchen Nationen gehen, ſofern es Wind und Wetter nur einigermaßen geſtattet, am liebſten nackend und unbedeckt; nur die Strenge des nordamericaniſchen Climas, dann die Bekanntſchaft mit den Europäern hat dieſer Lieblingſitte einige Beſchränkung auferlegt. Wir fanden eine gleiche Scheu vor Kleidungsſtücken bei den Wilden in Neuholland, bei denen der rauhen Nordweſtküſte Americas, bei den Californiern und bei den Bosjesmans, wie bei den Waldindiern Braſiliens*). Wir fanden jedoch auch namentlich bei den Letzteren ſchon als Erſatz der Kleidung die Bemalung, die auch bei den Nationen, welche zu Anlegung von Kleidungſtücken ſich bequemt haben, wenigſtens für einzelne Theile des Körpers, namentlich das Geſicht, beibehalten worden iſt. Die meiſt dick aufgetragenen Farben dienen allerdings zum Schutze wieder das fliegende Ungeziefer und erſetzen ſomit eines Theils die Kleidung, vor der ſie noch den Vorzug haben, daß ſie die Haut eng umſchließen und den Inſecten keine Herberge gewähren. Dieſe Bemalung iſt nun freilich Urſache, daß die *Reinlichkeit*, auf welche der Europäer ſo großen Werth ſetzt, gar ſehr vernachläſſigt wird; ſo unſauber nun der Körper gehalten wird, eben ſo wird auch die nächſte Umgebung durchaus der Sitz der größten Unſauberkeit ſeyn. Beſonders unreinlich ſind die nordweſtlichen Indianer, namentlich um Port François**). Die Nordamericaner, namentlich die Mandans, baden ſich ſehr oft, allein ihre Hände ſind ſtets mit Fett und Farben beſchmiert und die langen Nägel nie farblos (Prinz Neuwied II. 137.).

Dieſe *Bemalung* finden wir bei den Braſilianern (Lery S. 99. 109.), Payaguas (Azara II. 127.), wie bei den Caraiben (Bryan Edwards I. 45.) und den Arowaken. Letztere färben ſich gern den Leib ganz roth; dieſe rothe Orleanfarbe nennen ſie Sirabulli und fertigen ſie von der Frucht des Rokubaumes, den ſie zu dem Zwecke in ihren Coſſabifeldern anpflanzen. Die Frucht beſteht in einer Schote von der Größe einer Mandel, die noch in der Schale iſt; ſie hat auswendig weiche Stachel und öffnet ſich gereift und getrocknet von ſelbſt;

*) S. Lery voyage du Bresil S. 97. und 111 ff. Dobritzhoffer II. 165. Humboldt und Bonpland Reiſe in den Aeq. Gegenden II. 195. 197.

**) Ils ne sécartent jamais de deux pas pour aucun bésoin; ils ne cherchent dans ces occasions ni l'ombre, ni le mystère; ils continuent la conversation qu'ils ont commencée, comme s'ils n'avaient pas un instant a perdre, et lorsque c'est pendant le repas ils reprennent leur place dont ils n'ont jamais été eloignés d'une toise. Ihre Holzgefäße werden nie gereinigt (Lapérouse II. 197.).

man findet darin eine Anzahl Körner, die mit ſchönen zinnoberrothem Safte umgeben ſind. Die geſammelten Schoten werden ausgekörnt, die Körner in einer Schüſſel ausgewaſchen und das rothe Waſſer trocknet ein. Die Farbe wird, um ihr mehr Körper zu geben, mit Patatenmehl vermengt und dieſe Farbenkugeln in den von Rohr geflochtenen Käſtchen, Borudi, mit dem übrigen kleinen Geräth, wie Fiſchangeln, Haarzangen, Spiegel, Raſirmeſſer, Scheere u. ſ. w., aufbewahrt und überall mitgeführt. Wollen ſie ſich färben, ſo wird die rothe Farbe mit Kraböl gemengt und damit der ganze Leib, vom Kopf bis zu den Füßen eingeſchmiert. Zuweilen, beſonders wenn ſie zu Europäern gehen wollen, werden nur Hände und Füße beſtrichen, ſo daß es ausſieht, als hätten ſie rothe Handſchuh und Halbſtiefeln an. Sie glauben übrigens, daß dieſe Farbe ſie vor dem Einfluſſe der böſen Geiſter zu ſchützen vermöge. Bei ihren Luſtbarkeiten, beſonders wenn ſie feierliche Tänze anſtellen, malen ſie ſich noch auf andere Art und zwar mit einem Pflanzenſafte, der die Haut tintenſchwarz färbt. So wird der ganze Leib ſchwarz, das Kopfhaar aber roth gemalt. Die Malerei beſteht in allerlei Figuren, Schlangen, Vögel und andere Thiere darſtellend. Man könnte ſie aber eher für aneinander hängende hebräiſche Buchſtaben anſehen, weil ſie alle aus eckigen, ſtarken, feinen und parallel laufenden Strichen beſtehen. Die Farbe hält einige Tage, ehe ſie vergeht; die Malerei wird von den Frauen mit großer Sorgfalt gemacht. Die Geſichter werden außerdem durch andere Farben auffallend bemalt, beſonders mit dem Karairu, einem ſchönen Carminroth aus trocknen Rankenblättern, die bei langſamen Feuer tagelang gekocht werden. Mit dieſem Carmin wird das Geſicht ſtrichweiſe bemalt und dieſe Striche durch gelbe und weiße Thonfarbe erhöht (Quandt Surinam S. 238 ff.).

Eben ſo malen ſich die Völker am Orinocco für gewöhnlich roth und an Feſttagen mit anderen auffallenden Farben, die ſie auch ziemlich in derſelben Weiſe, wie die Arowaken bereiten (Gilij II. 56 ff.). Die eine Hälfte des Geſichts malen ſie oft gelb, die andere roth, die Bruſt roth, die Arme und Füße ſchwarz u. ſ. w. Die Frauen verſchwenden viele Zeit mit dieſem Farbenſpiele. Die Malerei der mexicaniſchen Nationen ſchildert Pater Ochs: Sie haben verſchiedene ſchöne Erdfarben, als roth, grün, gelb, blau, weiß. Aus dieſen machen ſie unterſchiedliche Ballen, gleich unſeren Lackkugeln. Um nun in rechter Pracht vor andern zu erſcheinen, legen ſie die Kugeln neben ſich, tauchen ſie in eine Schüſſel Waſſer und fangen an ſich vom Halſe bis unten am Bauch zu tüpfen, in unterſchiedlichen Reihen von abwechſelnden Farben, die auf der braunen Haut in thalergroßen Flecken artig ſpielen; oder ſie rühren die Farben in Waſſer an, tauchen die Finger darein und machen entweder gerade oder gezackte Linien auf den Leib, daß man von weitem ſchwören ſollte, ſie wären in Calamanka gekleidet. Ein Schenkel iſt roth, der andere gelb, eine Wade

weiß, die andere blau, die Füße kohlſchwarz und gelb, um die Augen ſchwarze Ringe, die Naſe blau, die Backen grün, das Kinn weiß. In die Haare flechten ſie kleine Hörner und beſtecken ſie mit Hahnenfedern. Sie brauchen viele Zeit und Geduld dazu, ſchminken ſich aber nur zu ihren vornehmſten Feſten und waſchen ſich dann in einem Bach wieder ab. Es giebt Nationen, die ſtets geſchminkt gehen, ihre Schminke mit glänzendem Firniß anmachen und ſie allzeit bei ſich tragen (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 198.).

Auch die Nordamericaner malen ihre Haut, nur daß ſie, denen das rauhere Clima auch andere Kleidungsſtücke unentbehrlich macht, die Malerei meiſt bloß auf das Geſicht beſchränken. Hier ſind es beſonders die Männer, die ſich ſchminken; die Frauen würden die Eiferſucht ihrer Männer erregen, wenn ſie beſondere Sorgfalt auf dieſen Schmuck verwenden wollten. Bevor ſie ſich malen, wird das Barthaar ausgerauft. Heckewelder (S. 339.) beſchreibt uns genau einen ſo geſchminkten Indianer: Zu meinem äußerſten Erſtaunen bemerkte ich drei verſchiedene Malereien oder Figuren auf einem und demſelben Geſicht. Durch ſeine große Geſchicklichkeit und Ueberlegung bei dem Auftragen und Verwaſchen der Farben hatte er nämlich ſeiner Naſe das Anſehen gegeben, wenn ſie gerade von vorn geſehen wurde, als ob ſie ſehr lang und dünn wäre und am Ende einen runden Knopf hätte, wie etwa das obere Ende einer Feuerzange. Auf der einen Wange zeigte ſich ein runder rother Fleck, etwa von der Größe eines Apfels, auf der andern Wange war dieſelbe Zeichnung, aber ſchwarz gemalt. An den Augenliedern bemerkte man ſowohl oben als unten entgegengeſetzte Farben. Sahen wir ihn von der Seite an, ſo zeigte ſich ſeine Naſe in dem Profil wie der Schnabel eines Adlers gebogen und mit ſcharfer Spitze, gerade wie jene Vögel ihn haben, nur an der Spitze etwas geöffnet. Das Auge war mit erſtaunlicher Kunſt angemalt und der ganze Kopf machte eben keinen übeln Eindruck, er zeigte insbeſondere viel kühnen Muth. Traten wir nun auf die andere Seite, ſo zeigte ſich dieſelbe Naſe wie das Maul eines Hechts, ſo geöffnet, daß man die Zähne ſehen konnte. Er ſchien mit ſeiner Malerei ſehr zufrieden zu ſeyn und da er ſeinen Spiegel bei ſich hatte, ſo betrachtete er ſeine Arbeit dem Anſchein nach mit ſtolzem Entzücken.

Bei beſonderen Feſtlichkeiten malen die Männer auch ihre Schenkel, Beine und Bruſt entweder mit einer ſchwärzlichen Grundfarbe oder mit einem Ueberzug von weißlichem Thon. Sie tauchen dann ihre Fingerſpitzen in ſchwarze oder rothe Farbe und indem ſie dieſelbe mit ausgeſpreizten Fingern über jenen Grund hinziehen, bringen ſie geſchlängelte Striche hervor (Heckewelder S. 340.).

Prinz Neuwied fand die Saki's in beiden Geſchlechtern roth bemalt, in verſchiedener Zeichnung, bei den Foxes roth und gelb oder roth, weiß und ſchwarz. Die Art ſich zu bemalen iſt ganz willkühr-

lich. Kommen die Männer zu einem gewöhnlichen Feſte zuſammen, und findet einer, daß bereits ein anderer dieſelben Farben und Muſter an ſich hat, womit er ſich ausgeſchmückt, ſo entfernt er ſich, um ſeine Malerei abzuändern (Prinz Neuwied II. 112.). Bei den meiſten war die Umgebung der Augen und Ohren roth, auch hatten ſie ſolche Streifen über die Backen hinab, die übrigen Theile des Geſichts waren in natürlicher Farbe; behufs der Bemalung tauſchen ſie von den Kaufleuten Zinnober ein. Bei den Fuchsindianern war oft der ganze Kopf roth, an der Stirn ein gelbes oder weißes Band, Mund und Kinn mit der Geſtalt einer gelben Hand oder gänzlich ſchwarz angemalt (Max Neuwied I. 237.). Ein Ayowá, der ſeinen Sohn malte, nahm Zinnober in die flache Hand, vermiſchte ihn mit Speichel und rieb dem Kinde die Farbe ins Geſicht (ib. 298.). Die Dacotas fand derſelbe Reiſende (S. 357.) ebenfalls roth bemalt, Einige um die Augen weiß, zuweilen mit einem ſchwarzen Puncte auf der Stirn oder einem weißen Cirkel mit ſchwarzem Punkte auf jedem Backen. Ein Anderer hatte mit einem Holzſtäbchen parallele Linien in den Zinnobergrund auf ſeinen Wangen gezogen (ib. 364.). Auch die Schwarzfüßer malen das Geſicht mit Zinnober, den ſie mit Fett einreiben, wodurch das Geſicht einen glänzenden Anſtrich erhält. Einige färben bloß den Rand der Augenlieder und einige Streifen im Geſichte roth, wieder Andere gelb mit einem gewiſſen Thone und die Augenränder roth, oder das Geſicht roth, von der Stirn einen Streifen über die Naſe herab, und das Kinn blau mit einer metallglänzenden Erde, noch Andere endlich färben das ganze Geſicht ſchwarz, nur die Augenlieder mit einigen Streifen roth (ib. I. 562.). Aehnliches findet man auch bei den Mandans (Prinz Neuwied II. 112.), den Kniſtenos (Mackenzie 103.) und den Chipeways (Franklin R. I. 190. Mackenzie 135. 185.). Ja, die Schwarzfüßer malen ſogar ihre Pferde. Prinz Neuwied (I. 592.) ſah deren, die am Vorderkopfe mit rother Farbe bemalt waren, die Vorderblätter, Hinterſchenkel und Beine waren mit Querſtreifen zebraartig bezeichnet und an beiden Seiten des Rückgrates Figuren in Geſtalt von Pfeilſpitzen. Die meiſten Nationen am obern Miſſouri parfümiren ſich, indem ſie Caſtoreum mit Farbe miſchen und ſich damit Geſicht und Haare einreiben (Prinz Neuwied II. 116.).

Außer der Bemalung finden wir ferner die Tatowirung verſchiedener Art bei den Americanern des Südens wie des Nordens. Die alten Reiſenden fanden bei den Weſtindiern die Sitte, die Wangen durch tiefe Einſchnitte zu verunſtalten, die ſie mit ſchwarzer Farbe malten (Bryan Edwards I. 45.). Auch in Merico war die Sitte der Tatowirung. Sechs bis zwölf Monate nach der Geburt reißen ſie dem Kinde alle Haare aus den Augenbraunen und erweitern mit einem ſpitzigen Dorne alle dieſe Löcher, ſtreuen geſtoßene Kohlen darauf und reiben

ſie in die blutigen Oeffnungen. Die obern und untern Lefzen wenden ſie ihnen, ſo weit ſie können, um und ſtechen mit ſpitzigen Dörnern viele hundert Stiche in das zarte Fleiſch, welches ſie ebenfalls mit Kohlen oder mit Biſachen (Schotenfrucht) beſtreichen, wodurch die Lefze lebenslänglich ſchwarzblau, wie bei den Kindern die viel Heidelbeeren gegeſſen, und geſchwollen bleibt. Schläfe, Backen, das ganze Kinn, den ganzen obern Leib, Bruſt, Arme und den Rücken durchſchneiden ſie mit vielen tauſend unterſchiedlichen Strichen und Figuren, als Rädern, Sternen, Roſen, allerhand Thieren und Schlangen, welche auf der braunen Haut, nebſt den langen, ſtarken, vom Kopfe hängenden Haaren eine fürchterliche Geſtalt machen. Zu dieſer häßlichen Ceremonie erwählen ſie nebſt dem Stecher einen Gevatter und eine Gevatterin, die das in ſolcher Marter ſich drehende, weinende und blutende Kind halten müſſen. Pater Ochs ließ ſeine Pflegebefohlenen durchhauen, wenn ſie ihre Kinder dergeſtalt marterten (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 196.). Die Indier um S. Francesco tatowiren beſonders die Frauen. Einige haben eine zwei- oder dreifache Linie, die von beiden Mundwinkeln nach den Seiten des Kinns zuläuft, bei Andern ſind bloß in der Mitte deſſelben einige nach unten contrentriſch ſich vereinigende Streifen angebracht, und die meiſten haben an der vordern Seite des Halſes vom Kinn bis zur Bruſt und auf den Achſeln kunſtloſe einfache Lang- und Querſtriche (Langsdorff II. 144.). Mehr aber ſcheint dieſe Sitte den nördlichen Nationen von America eigen zu ſeyn. Bei den Crih-Indianern iſt die Tatowirung ſehr gewöhnlich. Die Frauen begnügen ſich meiſt mit einer oder zwei Linien nach der Beugung der Unterkinnlade, die Männer aber ſind z. Th. am ganzen Körper mit Linien und Figuren überſäet. Die meiſten ſcheinen es mehr als einen Beweis von Muth denn als Zierrath zu betrachten, da die Operation äußerſt ſchmerzhaft iſt und bei zahlreichen und verwickelten Figuren mehrere Tage dauert. Die Linien im Angeſicht werden hergeſtellt, indem man eine Ahle geſchickt unter die Oberhaut hin und durch den ſo gebildeten Canal eine in Kohlenpulver und Waſſer getauchte Schnur zieht. Der Körper wird mittels Nadeln von verſchiedener Größe, welche nach einem Muſter geordnet ſind, punctirt. Die Tatowirnadeln ſind an einem kleinen Holzſtab befeſtigt. Vor Ankunft der Europäer hatte man dazu Feuerſteinſpitzen (Heckewelder S. 342.). Das verhaltene Aechzen des Leidenden wird durch Klingeln einer Menge Schellen, die an einem Geſtelle vereinigt ſind, übertäubt. Die Stiche werden mit eingepulverter Weidenkohle eingerieben und dadurch unvertilgbar gemacht (Franklin R. I. 76.). Nach Heckewelder (S. 342.) war die Tatowirung gewiſſermaßen eine Art von urkundlicher Schrift. Ein tapferer Häuptling, Namens Wawundochwalend, wünſchte, daß man ihm einen andern Namen geben möchte; er ließ ſich daher die Umriſſe einer Waſſereidechſe oberhalb des Kinns einpunctiren und hieß von nun an Twa-

kachſchawſu, Waſſereidechſe. Ein Lenape-Indianer, der im Jahre 1742 hochbejahrt und deſſen Körper voll von den Narben der ihn getroffenen Pfeile war, hatte ſeine Haut, ſoweit ſie unbekleidet blieb, ganz mit Figuren, die ſich auf ſeine Heldenthaten bezogen, überpunctirt; ſeine ganze Geſchichte war gleichſam auf ſeiner Haut dargeſtellt und dieſe wurde von ſeinen Stammgenoſſen auch aus den Figuren herausgeleſen. Die Dacotas tatowiren Hals und Bruſt mit blauen Streifen oder kleinen Figuren (Prinz Neuwied I. 358.). Die Schwarzfüßer tatowiren ſich nicht, tragen aber an den Armen parallel Quernarben (ib. I. 561. II. 116.). Eine ganz beſondere Art von Bedeckung, nämlich eine Befiederung, fanden die Franzoſen des 16. Jahrhunderts bei den Tupinambas in Braſilien; dieſe beſtrichen den ganzen nackten Körper mit Gummi und beſtreuten Leib, Arme und Scheukel mit rothen Flaumenfedern (Lery S. 106.). Die Encabellada-Nationen beſtreichen auf gleiche Weiſe Arme und Schienbeine mit rothem Chamba, über welchea ſie, ſo lange er noch feucht iſt, einen dünnen lockeren Baumwollenflaum ankleben laſſen (Murr Miſſ. Reiſen 100.). Desgleichen bemalen ſich auch die Californier um Monterey hinten und vorn und beſtreuen ſich den Körper mit Flaumfedern, wenn ſie zum Tanze ſich vorbereiten (Langsdorff II. 168.).

Die eigentlichen Kleidungſtücke, zum Schutze gegen die Witterung, ſind im Norden natürlich bei weitem mannichfaltiger als im Süden. Wir fanden die Stämme der wilden Nationen, die auf der tiefſten Stufe der Cultur ſtanden, ziemlich ganz nackend. Der vorgeſchrittene geſellige Zuſtand derjenigen americaniſchen Völker, die wir jezt betrachten, giebt ſich auch in der anſehnlicheren, zuſammengeſetzteren Bekleidung kund. So finden wir denn auch die in Völkerſchaften beiſammen lebenden Nachbarn der familienweiſe beſtehenden Waldindier mit Schurz und Mantel aus ſelbſtbereiteten Stoffen, die meiſt der Pflanzenwelt entnommen ſind. Die dürftigſte Kleidung trifft man bei den Indianern von Surinam; die Frauen der Arowaken tragen Schürzen von der Größe eines Quartblattes, die ganz aus Glascorallen beſtehen; der Grund iſt entweder weiß, gelb, roth oder blau, worein einige Blumen gewirkt ſind. Dieſe Schürzen liegen gut an und laſſen ſich ſehr leicht reinigen. Die Warauen haben größere Schürzen von der Größe eines kleinen Papierbogens, meiſt von weißen, größeren Corallen; da dieſe jedoch koſtbar ſind, tragen die meiſten Schürzen von Baumrinde, die man für gegerbtes Kalbfell halten könnte. Vorn iſt dieſelbe etwa eine Spanne breit; der obere Rand iſt an die um die Hüften gehende Schnur umgebogen, das andere Ende verjüngt ſich nach unten zu einem Zipfel, der etwa Daumenbreit zwiſchen den Beinen durchgeht und hinten an die Gürtelſchnur befeſtigt wird. Die Caraibenweiber machen ſich aus Cattun eine Art Hülle, die die Geſtalt unſerer Badehoſen hat (Quandt Surinam S. 245.).

Die Völker von Paraguay haben ebenfalls mancherlei Kleider;

die Mbayas haben einen Ueberfluß von Kleidern, aber ſie machen davon einen ſeltſamen Gebrauch, denn ſie bedecken damit Theile, die ſie ohne Bedenken dürfen ſehen laſſen und laſſen dagegen andere unbedeckt, welche die Ehrbarkeit zu verhüllen befiehlt. Die Frauen verbergen die Rückſeite ihres Körpers von den Schultern bis an die Fußſohlen in einen Mantel aus ſelbſtgefertigtem Stoff. Die Abiponer, Männer wie Weiber, kleiden ſich gleichmäßig in ein viereckiges Stück Zeuch, welches ſie eben bekommen können; das eine Ende binden ſie an den linken Arm und laſſen den rechten blos, damit ſie denſelben vollkommen frei haben. Um die Lenden wird dieſes Stück mit einer Binde von Wolle gegürtet. Das Kleid reicht von der Schulter bis zur Ferſe. Schuhe, Strümpfe, Beinkleider kennen ſie nicht, doch haben ſie noch einen am Halſe geknüpften einfachen Mantel. Kopfbedeckung bedürfen ſie nicht, nur fand Dobrizhoffer (nach deſſen Bericht dieſe Notizen II. 159.), daß ſie eine rothe wollene Binde um den Kopf wanden und Andere, welche den europäiſchen Hüthen ſehr nachſtrebten. Aehnliches berichtet von den wilden Stämmen Neuſpaniens P. Ochs (in Murr Nachrichten v. ſpan. Americ I. 253. f.).

Die Kleiderſtoffe werden bei den Abiponern von den Weibern bereitet. Sie ſcheeren die Schafe, ſpinnen die Wolle ſehr fein, färben dieſelbe ſehr gut und weben daraus allerlei geſtreifte und buntfarbige Zeuche mit verſchiedenen Figuren und Zügen darauf. Der Webſtuhl beſteht aus einigen Schilfröhren und Hölzchen, welche gar leicht zuſammengelegt und auf das Pferd gepackt werden können. Sie verſtehen auch die Otterfelle zu warmen Mänteln zu bereiten. Sie entbalgen die Fiſchottern, ſpannen das Fell mit Holzpflöcken an dem Boden aus und malen es ſodann, wenn es ausgetrocknet, mit kleinen viereckigten Fleckchen. Sie machen — ohne die eigentliche Gärbung anzuwenden — die Felle mit ihren Händen weich und geſchmeidig und nähen ſie mit einem ſehr feinen Faden trotz unſeren Kürſchnern mit ſo vieler Kunſt zuſammen, daß auch das ſcharfſichtigſte Auge keine Fuge daran wahrnimmt und der ganze Mantel aus einem einzigen Fell zu beſtehen ſcheint. Statt der Nadel bedienen ſie ſich ungemein zarter Dornen, mit denen ſie nach Art der Schuſter das Otterfell durchſtechen, um den feinen Faden hindurchziehen zu können. Der Mantel heißt Nichigherit (von Nichigehe Fiſchotter) und wird von den Frauen faſt immer, von den Männern nur bei rauhem Wetter angelegt. Aermere tragen auch Mäntel von Reh-, Hirſch- oder Tigerfellen. Außerdem fand Dobrizhoffer auch Umhänge bei ihnen, die aus Vogelfedern künſtlich zuſammengeſetzt waren.

Die Völker von Maynas tragen gleichfalls Schurz und Mantel. Sie weben aus Pflanzenſtoffen ein Zeuch, das ſie Cachivango nennen und mannichfaltig färben*). Die Frauen tragen nur den Schurz,

*) Die Weiber (Mexico) ſpinnen die Baumwolle ſo fein und färben ſie

die Männer aber einen Rock in Geſtalt eines Sackes mit Löchern für Kopf und Arme, der bis auf die Ferſen reicht (Murr Miſſionsreiſen S. 31.). Sie verſtehen ſich auf das Spinnen und Weben eben ſo gut als die Bewohner von Quito, Arauco und Mexico (Stevenson travels in S. Amer. I. 6., dazu Quandt Surinam S. 235.). Eine ſeltſame Tracht iſt die der Malabasfrauen von Quito, die eine Art von Pelerine über ihren Rock um den Hals tragen (Stevenſon R. II. 416.). Außer den gewebten Stoffen finden wir bei den Südamericanern noch eine eigenthümliche Art Kleidungsſtoff, der der Pflanzenwelt entnommen iſt, die Yanchama der Encabellados-Nation. Es iſt die Rinde eines großen Baumes, welche ſie in der beliebigen Länge anſchneiden und ablöſen, nachmals aber durchaus mit Schlägeln lang und gut abklopfen und indeſſen immerzu auswaſchen, bis die äußerſte herbe Oberfläche rein abgeſchält, die Rinde aber ſo beugſam und weich geworden, daß ſie für gegärbtes Leder gelten könnte. Durchs Waſchen wird ſie ſchneeweis und läßt ſich ausdehnen. Es zeigt ſich an ihr ein eben ſo wunderliches Gewebe der dünnſten unter ſich ordentlich verflochtenen Fäſerchen, daß man es unter die Kunſtſtücke der Natur vom erſten Range rechnen darf. Es dient zur Kleidung, zu Zeltbetten, Decken u. ſ. w. (Murr Miſſ. Reiſen S. 101.). Es iſt dieß das erſtemal, daß wir im Laufe unſerer Betrachtung einem Stoffe begegnen, den wir in der Südſee zur Kleidung, in China ſchon ſehr früh, in Weſtaſien und Europa ziemlich ſpät als Papier wiederfinden werden. Der americaniſche Stoff unterſcheidet ſich von dem der Südſee durch größere Feſtigkeit, er iſt ſtärker und lederartiger; ich vermuthe, daß die oben erwähnten aus Baumrinde gefertigten Schürzen der Warauenweiber aus demſelben Stoffe gefertigt ſind.

---

mit Baumblättern oder Rinden mit einer ewig dauerhaften Farbe. Sie verfertigen ohne Webeſtuhl nur mit 4 in die Erde eingeſchlagenen Stöcken ſo dauerhafte Gewebe von Tiſchtüchern, ohne vorgelegtes Muſter, daß es ihnen nicht leicht ein Weber in Deutſchland nachmachen wird. Die Arbeit iſt ſo dicht, daß das geſpannte Zeuch, ohne daß ein Tropfen durchdringt, auch den ſtärkſten Regen aushält. Mit der Nadel ſah ich von ihnen ſehr ſchöne Arbeit, da ſie von Seide oder gefärbter Wolle die ſchönſten Blumen, Thiere und allerlei Figuren in ihre Hemden und Kleidungen ſtickten. Ich mußte ihnen jährlich einen ziemlichen Vorrath von Flockſeide, gefärbter Wolle oder kleinen Bändchen kommen laſſen, die ſie zu ihrem Aufputze von mir bettelten. Sie machten die feinſten Teppiche von Palmzweigen oder Rohren mit unterſchiedlichen Figuren ohne Vorbild blos aus dem Kopfe. Sie flechten von zartgeſchlitzten Palmen auf Damaſtart die ſchönſten ganz leichten Hüthe aus einem Stück (Ochs in Murr Nachr. v. ſpan. America I. 192.).

Die Andoas flechten allerhand Netze, Beutel und Schnappſäcke aus Chambira. Von den langen ſchmalen Blättern dieſer Palme zieht man die dünnen Häutchen ab, trocknet ſie in der Sonne und dreht daraus Schnürlein feiner oder ſtärker, die dann auch verſchieden gefärbt werden. Die Indier kommen ſelten ohne ſolche Chambirabüſchel aus dem Wald. Die Weiber machen Beſen, Siebe, dünne Fäden zum Nähen, Fiſchangelſchnüre, Hängebetten, Trageſäcke (Murr Miſſ. Reiſen 48.).

Die Americaner des Südens gehen im allgemeinen durchgehends barfuß. Die Pehuenſchen tragen jedoch Reitſtiefeln ohne Nath — Zumeles — die aus dem Hinterfuße eines Pferdes beſtehen, deſſen Haut man oberhalb des zweiten Gelenkes cirkelförmig durchſchnitt, abſtreifte, durch vorſichtiges Schaben und Gärben mit alaunhaltiger Erde, die ſehr häufig in den Anden vorkommt, geſchmeidigte und endlich zu einem Strumpfe machte, der nur an der Spitze zuzunähen iſt. Sie tragen übrigens weder Beinkleider noch Hemden, ſondern ſchlagen eine Decke (Chamal) um, die ihnen bis auf die Füße reicht und um die Schultern eine Art Mantel (Poncho). Das Haupt tragen Männer und Frauen unbedeckt, das Haar lang; die Frauen winden daſſelbe in zwei Zöpfe, die mit allerlei Corallen verziert unten wieder vereinigt werden (Pöppig I. 386 f.).

Die Völker der nördlichen Hälfte von America entnehmen die Kleider, die ſie gegen die Rauheit ihres vaterländiſchen Clima anwenden müſſen, zumeiſt der Thierwelt, den Fellen und Pelzen des Wildes, den Federn der Vögel. Die Federn, welche im Süden nur als Schmuck benutzt werden, verarbeiten die Californier überaus geſchickt zu Federpelzen, indem ſie die Federn auf Schnüre reihen und übereinander verbinden*); übrigens beſteht ihre Tracht wie die der Pehuenſchen in einem um die Lenden geſchlungenen Otterfell, einen die Schultern umfaſſenden kleinen Mantel von Caninchenfell (Lapérouſe II. 271.). In gleicher Weiſe iſt auch die Tracht der öſtlicher wohnenden Nordamericaner, über welche ausführliche Nachrichten vorhanden ſind. Sie beſteht — außer der allen gemeinſamen Bemalung — in einem um die Lenden geſchlungenen weiberrockartigen, langen Gewande und einem großen, um die Schultern geſchlungenen Mantel. Um den Unterleib tragen ſämmtliche nordamericaniſche Indier das Nokka, von den Engländern Breechcloth genannt, ein Stück ſchwarz und weißgeſtreiften wollenen Zeuches, welches ſie zwiſchen den Schenkeln durchziehen und vorn und hinten unter dem Gürtel durchſchieben, wo es alsdann mit einer breiten Fläche herunterhängt (Prinz Neuwied II. 115.).

Die Füße werden durch Schuhe von gegärbter Wildhaut, ohne beſonders aufgenähete Sohlen, geſchützt. Sie nehmen dazu das Fell der Hirſche, der Bären, der Renthiere u. ſ. w. und tragen im Win-

*) Die Californier um S. Francesco bereiten aus den Federn der Waſſervögel, beſonders Enten und Gänſe ein Kleid, indem ſie eine Feder dicht neben der andern um eine Schnur feſtbinden und mehrere ſolche Schnüre nachher ſo aneinander reihen, daß dadurch eine Art Federpelz entſteht, der ſich auf der äußern, wie auf der innern Seite völlig gleich bleibt und ſo warm iſt, daß er auch in einem nördlichen Clima getragen werden könnte. Auf dieſelbe Art ſollen ſie auch die Seeotterfelle in ganz ſchmale Riemchen ſchneiden, dieſe um eine Schnur winden und alsdann mehrere dieſer aneinander gereiheten Pelzſchnüre zuſammen befeſtigen, wodurch ein auf beiden Seiten völlig gleicher Pelz entſteht (Langsdorf II. 141.).

ter Schuhe, an denen die Haarſeite nach innen gekehrt iſt, die ſehr warm halten (Heckewelder 336.). Dieſe Schuhe werden meiſt mit Schmelz und Perlen beſetzt und mit Streifchen von gefärbtem Leder zierlich ausgenähet*). Um den Knöchel tragen diejenigen Männer, welche eine Heldenthat verrichtet haben, einen Wolfſchwanz, der auf dem Boden nachſchleift, oder Streifen von Otterfell, welche an der Fleiſchſeite mit rothem Tuche beſetzt ſind und auf dem Boden eine lange Schleppe bilden (Prinz Neuwied II. 115.). An dieſe Schuhe (Mocassin) ſchließen ſich die Beinkleider (Leggings) ebenfalls aus rothbraun angeſtrichnem Leder, die auf die mannichfaltigſte Weiſe verziert ſind und mit Riemen einzeln an einen um die Lenden gehenden Gurt befeſtigt werden. Die Mönnitari verzieren ſie mit den Zöpfen ihrer erſchlagenen Feinde (Neuwied I. 411.) andere beſetzen ſie auf das netteſte mit gefärbten Stachelſchweinkielen, Schnallen und was ſie ſonſt an ſilbernen und metallnen Zierrathen bekommen können. Um die Knöchel tragen ſie kleine Glöckchen oder kupferne Schellen, um beim Gehen ein Geräuſch zu verurſachen und die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen (Heckewelder 337.). Die Chippewah tragen Schuh und Strümpfe aus einem Stück, dieſe reichen bis an die Mitte des Leibes, wo ſie an einem Gürtel hangen, unter welchem zur Bedeckung der Schamtheile ein kleines Stück Leder gezogen wird, deſſen Enden vorn und hinten herabhängen**). In die Schuhe legen ſie Muſe- oder Renthierhaare mit Leder an Statt der Socken. Die Strümpfe der Frauen reichen nur bis an die Knie (Mackenzie 136.). Die Schuhe ſind oft Gegenſtand der beſondern Sorgfalt; ſo führen die Schwarzfüßer deren von Biſon oder Elkleder, die mit Schweinſtacheln geſtickt ſind und deren jeder eine andere Grundfarbe hat; iſt der eine z. B. gelb, ſo iſt der andere weiß (Prinz Neuwied I. 566.).

Die Bedeckung des Oberkörpers beſteht in einem Hemd, was urſprünglich wie alle die übrige Kleidung der Nordamericaner aus gegärbtem Fell gemacht iſt, das man im Winter mit den Haaren, im Sommer ohne dieſelben trägt. Dieſes Hemd reicht bis in die Mitte der Lenden, an daſſelbe fügen im Winter die Chippewah noch Handſchuh und eine Kappe, tragen wohl auch doppelte Hemden (Mackenzie 136.). Auch dieſes Kleid entbehrt nicht des Schmuckes der Stachelſchweinkiele und buntgefärbten Haare, ſo wie einer bunten Einfaſſung (ib. 185.). Die ſchönen Lederhemden der Schwarzfüßer ſind von Bighornfell, das, wenn es neu iſt, gelblichweiß und ſehr nett

---

*) S. Prinz Neuwied Reiſe Atlas Taf. 48. und 8. 13. 28.

**) Ganz deutlich wird die Tracht auf den Abbildungen zu des Prinzen Neuwied Reiſe Taf. 31. und Taf. 11. — Die 4. Tafel dieſes Bandes zeigt:
1) Omaha-Indianer.
2) Arrikkarą-Krieger.
3) Dacota Frau und Mädchen.

ausſieht. Man läßt am Rande eines ſolchen Hemdes gewöhnlich einen ſchönen Streifen des Fells mit den Haaren ſtehen. Sie haben halbe Aermel und ſind an den Näthen derſelben mit herabhängenden Zöpfen von Menſchen- und buntgefärbten Pferdehaaren befeſtigt, welche an ihrer Wurzel mit Stachelſchweinkielen umnäht werden. Oben an der Halsöffnung hat das Hemde gewöhnlich eine herabhängende Klappe, welche gegenwärtig oft mit rothem Tuche ausgefüttert, mit Franzen oder mit Streifen von gelben und bunten Porcupinſtacheln, auch mit ähnlichen von himmelblauen Glasperlen verziert iſt. Einige haben die vielen herabhängenden Schnüre aus dünnen Strängen von weißem Hermelinfelle verfertigt, eine ſehr theure Verzierung, da dieſe Thiere durch die häufigen Nachſtellungen ſehr ſelten geworden ſind. Sobald ſolche Lederhemden anfangen ſchmutzig zu werden, ſtreicht man ſie oft rothbraun an, allein im Zuſtande der Neuheit ſind ſie weit ſchöner (Neuwied I. 564.). Dieſe reichverzierten Röcke lernt man am beſten kennen aus den meiſterhaften Abbildungen Bodmers zu des Prinzen von Neuwied Reiſe, wo wir Tafel 46 einen Blutindianer, Tafel 8 einen Dacota, Tafel 13 einen Mandan und Tafel 28 einen Mönnitari im Feſtſchmucke ſehen.

Ueber dieſe Unterkleider wird dann der große Mantel getragen, der zumeiſt aus einem großen Biſonfelle gemacht iſt*). Die Chippeways nähen zu dieſem Zwecke mehrere Renthierfelle zuſammen (Mackenzie 136.). Die den europäiſchen Anſiedelungen zunächſt wohnenden Americaner tauſchen ſich weißwollene Decken ein, welche dann die Stelle des nationellen Mantels vertreten müſſen. Die Schwarzfüßer tragen noch die große Biſonhaut (Buffalo-Robe) als Hauptſtück ihres Anzuges. Sie bemalen dieſelbe auf der gegärbten Seite, wie auch die übrigen Stämme dieſe große Fläche niemals ohne Zier laſſen. Gewöhnlich bemerkt man darauf ſchwarze Parallel-Linien mit einigen wenigen abwechſelnden Figuren, oft mit Pfeilſpitzen oder andern ſchlechten Arabesken; andere ſind mit den Kriegsthaten ſchwarz, roth, grün und gelb bemalt. Die Figuren ſtellen die Erbeutung von Gefangenen, Getödteten, Verwundeten, genommenen Waffen und Pferden, fließendes Blut, in der Luft umherfliegende Kugeln und alle dergleichen Gegenſtände vor. Solche Roben ſind mit einer Querbinde von Stachelſchweinſtacheln in den lebhafteſten Farben geſtickt, welche durch eine ähnliche runde Roſette in zwei gleiche Theile getheilt wird. Oft iſt der Grund des Felles rothbraun und die Figuren darauf ſchwarz. Alle Miſſouri-Indianer tragen dieſe Roben, die von den Mönnitaris und Crows am ſchönſten gearbeitet und gemalt werden.

*) Die Miſſouri-Indianer bereiten ihre Felle dergeſtalt, daß ſie dieſelben mit ihren Hakeninſtrumenten ſehr ſchnell und gründlich abſchaben und die obern abfallenden Späne wegwerfen. Die zweite oder untere Lage wird in Waſſer gekocht und gegeſſen (Prinz Neuwied Nordamerica II. 37.).

Während des Sommers trägt man ſie mit dem Pelze nach außen, im Winter die Haare nach innen, der rechte Arm und deſſen Schulter bleiben gewöhnlich frei (ſ. Prinz Neuwied Reiſe I. 564. II. 113. und Abbild. Taf. XXI., wo eine ſolche Robe ausgebreitet und Taf. XX. ein Mandan damit bekleidet erſcheint)*).

Dieß wären die weſentlichſten Theile der Kleidungſtücke der Americaniſchen Jäger-Nationen.

Schmuck und Zierrathen.

Wir ſahen den Menſchen auf den tiefſten Anfangsſtufen der Cultur ſchon mit dem Triebe der Putzliebe begabt; wir betrachteten die Gedärme der verzehrten Thiere, die er um ſeine Glieder wickelt, wo ſie dann durch Luft und Wärme zu Fuß- und Halsringen zuſammendorren, wir ſahen, wie er Muſcheln und Federn in ſeine Naſe und Ohren ſteckt; wir fanden die nackten, ſchmutzigen Menſchen von Auſtralien, Feuerland, Südafrica nackt und bloß, ohne Kleidung, doch nie ohne Schmuck, und wir erkannten darinnen einen der Unterſchiede, welche die Gränze von Menſch und Thier beſtimmen helfen.

Mit der fortſchreitenden Cultur mehrt ſich die Liebe zum Schmuck und in dieſer Schmuckliebe finden wir die früheſten Keime der Kunſt. Der Auſtralier hat den Stock, wie ihn der Baum liefert, zum Geräth, zur Waffe. Der weiter vorgeſchrittene Menſch macht, indem er ſein Geräth beſſert, daſſelbe bequemer, zugleich auch ſchöner. Der menſchliche Körper iſt immer der Mittelpunct alles Strebens nnd Lebens des Kindes, wie des auf der Stufe der erſten Kindheit ſtehenden Wilden — an ihm finden wir auch die erſten Verſchönerungsverſuche, die Narben, Bemalung, Durchbohrungen, Anhängſel und Gewinde. Bei weiterem Fortſchritt dehnt ſich auch die Verſchönerung auf die Kleidung aus, die Verſchönerungsverſuche werden gründlicher, anhaltender, umfaſſender. Der Auſtralier durchbohrt nur den Naſenknorpel, der Botoeude nur Lippen und Ohren — die vorgeſchrittenen Nationen finden wir weiter gegangen, ſie verändern die Bildung des Körpers, namentlich des Kopfes, während die Anhängſel, die Ringe, Wedel, Zöpfe u. ſ. w. in einer außerordentlichen Fülle angewendet werden. Sie überladen ſich geradezu mit Schmuck und behängen auch ihre Geräthe, Waffen, Kleider, kurz alles was mit ihnen in näherer Berührung ſteht, mit farbigen, glänzenden, klappernden Gegenſtänden, ſo namentlich auch die Americaner. Die Bemalung und Tatowirung, die bei ihnen z. Th. die Stelle der Kleidung vertritt, lernten wir ſchon näher kennen und wir blicken hier auf dieſelbe zurück, weil ſie nach uramericaniſchen Begriffen als ein weſentlicher Theil der Schönheit erſcheint. Unter den civiliſirten Völkern

*) S. unten Tafel 17.

der alten Welt ſind es namentlich Frauen und Mädchen, welchen die Sitte das Vorrecht geſtattet, ſich mit Schmuck zu bedecken. Auf den Anfängen der Cultur finden wir jedoch das männliche Geſchlecht vorzugsweiſe als Inhaber des Schmuckes. So haben z. B. bei den Miſſouri-Indianern die Männer den reichſten und ſchönſten Schmuck, während die Weiber einfacher gekleidet und nur ſehr wenig geputzt einhergehen und für die Entbehrungen und Mühen ihres Lebens nicht einmal dieſe Entſchädigung haben (Prinz Neuwied II. 130.).

Beginnen wir bei Betrachtung des Schmuckes der Americaner mit dem Kopfe.

Mehrere americaniſche Völkerſchaften ſuchen die natürliche Geſtalt ihrer Köpfe dadurch zu verändern, daß ſie die Schädel der neugebornen Kinder zwiſchen Breter feſtbinden; die Caraiben preſſen das Vorder- und Hinterhaupt (Bryan Edwards S. 54. Murr Miſſ. Reiſe S. 62.). Die Arowaken richten den Druck auf das Vorderhaupt, wodurch das Hinterhaupt vorzüglich dick und außerordentlich feſt wird (Bryan Edwards I. 74.). Nächſtdem meldet noch Davies (S. 251.), daß die caraibiſchen Frauen die Naſen ihrer neugebornen Kinder platt drücken*). Aehnliches fand Mackenzie (S. 540.) im Norden, wo man die Köpfe der in der Wiege liegenden Kinder ebenfalls durch Breter in eine keilartige Geſtalt zu bringen ſuchte. Nach ſolcher Verflachung der Schädel ſind die Chactaws von den Europäern Flatheads oder Flachköpfe genannt worden (Bartram travels S. 515.).

Den ſo geſtalteten Kopf ſchmückt man nun auf mannichfaltige Art, zuvörderſt und zumeiſt durch Entfernung der Barthaare und der Augenbraunen, die ziemlich von allen americaniſchen Völkerſchaften ſorgfältig ausgerauft werden. Die Arowaken raſiren die Augenbraunen und malen an ihre Stelle einen ſchwarzen Strich, die Barthaare raufen ſie mit einer kleinen Haarzange aus. Sie ſitzen oft Stundenlang mit dem Spiegel in der Hand, um ſich die Barthaare auszuraufen, und wenn ſie zu ſtark und häufig werden, brauchen ſie dazu auch ein Barbirmeſſer (Quandt S. 240., von den Caraiben Bryan Edwards I. 54. Davies 252.). Eben ſo verfahren die Nordamericaner, die ſich vor Ankauf der Europäer einer zweiſchaligen Muſchel bedienten, die auf einem rauhen Steine ſcharf gemacht und wie

*) Quant au nez au lieu que les sages femmes de par deça dès la naissance des enfans, à fin de leur faire plus beaux et plus grans, leurs tirent avec les doigts; tout au rebours, nos Ameriquains faisans consister la beauté de leurs enfans d'estre fort camus, si tost qu'ils sont sortis du ventre de la mere (tout ainsi que voyez qu'on fait en France es barbets et petits chiens) ils ont le nez escrasé et enfoncé avec le pouce: ou au contraire quelque autre dit, qu'il y a une certaine contrée au Peru, ou les Indiens ont le nez si oultrageusement grand, qu'ils y mettent des Emeraudes, Tourquoises et autres pierres blanches et rouges avec filets d'or. (Lery voyage. S. 98.).

eine Scheere angewandt wurde. Jetzt haben ſie aus Meſſing gefertigte ſchraubenförmige Dräthe, ſie drehen das Haar in die Schraube und rauſen daſſelbe ſo mit der Wurzel aus. Dieſe Zange führen ſie ſtets bei ſich und rauſen damit ſehr ſchnell. Je öfter die Operation wiederholt wird, deſto ſparſamer wächſt das Haar und dieß hat Anlaß zur Behauptung gegeben, daß die Americaner von Natur gar keinen Bart hätten (Heckewelder S. 341. Neuwied I. 561., wo auch zangenförmig gebogener Drath genannt wird, ſ. auch Neuwied I. 236.).

Das Hauptbaar dagegen wird ſehr ſorgfältig gepflegt und daher iſt es auch vom ſchönſten, glänzendſten Schwarz. Vorzüglich ſchön iſt das Haar der Frauen von Surinam, welche daſſelbe fleißig mit einem von ihnen ſelbſt bereiteten Oele ſalben*). Sie geben dem Oel, das ſie aus der Frucht des Krabbaumes machen, einen Zuſatz von Arrekuſtriharz, wodurch daſſelbe einen angenehmen Geruch erhält (Quandt S. 161.). Die Nordamericanerinnen beſtreichen das Haar mit Thierfett. Faſt bei allen americaniſchen Völkerſchaften tragen die Frauen das Haar lang, die Guinaufrauen jedoch ſchneiden daſſelbe kurz ab (Schomburgk Reiſe 425.). Die Nordamericanerinnen laſſen es ſo lang als möglich wachſen, ſo daß es mancher bis auf die Knie reicht. Die Delawarfrauen flechten ihr Haar nicht, ſondern legen es vielfach zuſammen und umwickeln es mit einem Tuche. Einige binden es hinten zuſammen, rollen es auf und umwinden daſſelbe mit Band. Die Jeroſenfrauen und Huronen tragen Zöpfe, die bis an die Hüfte reichen, mit Tuch umgeben und mit rothem Bande umwickelt ſind (Heckewelder S. 338.).

Die meiſten Veränderungen und Umgeſtaltungen nehmen die Männer mit ihrem Haupthaare vor. Die Charruas tragen allerdings langes Haar, winden aber daſſelbe in einen Knoten, worein die jungen Leute weiße Federn ſenkrecht ſtecken (Azara II. 9.). Die Payaguas raſiren das Vorderhaupt kahl, aber von der Höhe des Ohres an laſſen ſie das Haar frei herabfallen, oder binden es auch hinten mit einem kleinen Riemen von behaartem Affenfelle feſt (Azara II. 127.). Die Caraiben tragen ebenfalls langes Haar, das ſie mit Federn ausſchmücken. Den Sklaven werden die Haare kurz geſchnitten (Bryan Edwards I. 53.). Die Pehuenchen laſſen das Haar ebenfalls lang zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Die Bewohner von Mainas

*) Die Indier von Guiana preſſen aus der Nuß des Crabholzes (Aublets Carapa guianensis) ein Oel, das ungemein rein brennt, aber meiſtentheils zum Salben der Haare verbraucht wird. Die indianiſchen Frauen, berühmt wegen ihrer Schönheit und des beſonderen Glanzes ihres Haars, machen beſtändig Gebrauch davon. Treten ſie eine Reiſe an, ſo befindet ſich ſicherlich eine mit Crahöl gefüllte Kürbisflaſche unter dem Gepäck. Auch Europäerinen und Creolinen der Colonie benutzen es, nachdem man ein Mittel entdeckt hat, den ihm eigenthümlichen Geruch zu entfernen (Schomburgk Reiſe in Guiana S. 135.).

tragen Kränze von auserleſenen Federn (Murr Miſſ. Reiſen 33.). Die Encabellados haben Kronen von Papagaienfedern (ib. 100.); die Malabas in Quito ein verziertes Leder — wincha —, in welches ſie 3 bis 4 Schwungfedern des Parrot ſtecken (Stevenson tr. in S. Am. II. 416.). Die Californier arbeiten überaus ſchöne Federkronen. Man nimmt dazu die zinnoberrothen Schwanzfedern des picus auratus, deren der Vogel nur zwei hat (Langsdorff II. 143., ſ. auch Lery 101.).

Ueberaus große Mannichfaltigkeit herrſcht in Bezug auf die Pflege und Ausſchmückung der Haare bei den nordamericaniſchen Völkern, welche überhaupt bei weitem mehr Sorgfalt auch auf dieſen Theil des Schmuckes verwenden, als ihre ſüdlichern Stammgenoſſen. Die Sakis und Foxes z. B. raſiren das Haar über den ganzen Kopf mit Ausnahme eines ſchmalen Haarbuſches oder Streifens am Hinterkopfe, welchen ſie meiſtens gleich einer Bürſte kurz geſchnitten haben und der in einen dünnen Haarzopf ſich verliert, welcher geflochten wird, um daran den Hauptkopfzierrath, den ſogenannten Hirſchſchwanz zu befeſtigen; es iſt dieß ein Buſch von den Schwanzhaaren des virginiſchen Hirſches, weiß, mit einigen ſchwarzen Haaren, deſſen weißer Theil mit Zinnober roth gefärbt wird. Er iſt mit einigen Schnüren und Holzpflöcken auf eine ſinnreiche Art an den Haarzopf des Hinterkopfes befeſtigt, und auf ſeiner Mitte liegt zwiſchen den Haaren verborgen ein von Holz oder Knochen durchbrochen geſchnitztes Stäbchen, an welchem oben eine kurze knöcherne Büchſe angebracht wird, in welcher eine horizontal nach hinten hinaustretende große Adlerfeder befeſtigt iſt. Dieſe Feder wird oft mit Zinnober roth gefärbt und iſt die Auszeichnung eines tapfern Kriegers. — Wer ſich durch den Pferdediebſtahl auszeichnete, in ihren Augen eine große Heldenthat —, befeſtigt an der Spitze dieſer Feder die Schwanzklapper einer Klapperſchlange. Der ganze Hirſchſchwanz wird, wenn man ihn nicht gerade trägt, mit ledernen Riemchen in die Geſtalt einer dicken Rübe zuſammengewickelt und auf dieſe Art aufgehoben (Th. I. S. 236. Taf. III. theilt Prinz Neuwied die Abbildung eines ſo geſchmückten Foxindianers mit). Die Dacotans tragen das Haar lang herabhängend, häufig hinten in einen Zopf zuſammengeflochten; die ältern Männer haben die Haare natürlich um den Kopf hängen, im Geſicht aber unten etwas abgeſchnitten und aus der Stirn zurückgeſtrichen. Bei jungen Leuten waren ſie öfters geſcheitelt, und gerade über die Naſe herab hing eine ſtarke, platte Locke (Prinz Neuwied I. 341.). Weniger Zierlichkeit bemerkte derſelbe Reiſende bei den Aſſiniboins, die meiſt die Haare unordentlich um den Kopf hängen ließen, während ſie andere hinten in einen Zopf zuſammengewunden hatten. Der eine trug eine Mütze von weißem Wolfsfell (ib. 421.). Ein anderer wickelte ein ledernes Flintenfutteral um die unordentlichen Haare, wodurch ein kleiner Federbuſch aufrecht zu ſtehen kam, der ſich an dem einen Ende deſſelben befand (ib.

I. 527.). Oft tragen ſie die Haare wild über die Augen herabhängend, junge Leute kämmen ſie glatt und ſcheiteln ſie. Oft iſt auf jeder Seite neben dem Schlafe eine kleine Seemuſchel am Zopfe der Haare befeſtigt, oder Andere tragen an der linken Seite neben der Stirn einen Haarzopf mit Meſſing- oder Eiſendrath umwunden, oft auch an beiden Seiten; einige wenige haben endlich den bei den Mandans und Mönnitarris üblichen Zierrath angenommen, welcher zu jeder Seite der Stirn eine lange Schnur bildet; auf dem Hinterkopfe hängt bei ausgezeichneten Schwarzfuß-Kriegern auch ein Büſchel von Enten- und Raubvogelfedern herab, zuweilen Hermelinfelle mit Schellen, rothe Tuchſtreifen, zum Theil mit blanken Knöpfen verziert, oder oben auf dem Kopfe breite, kurzgeſchnittene ſchwarze Federn, gleich einer Bürſte. Manche binden ihre Haare hinten in einen langen dicken Zopf, jedoch ſelten, und Viele, beſonders die Medecine-Männer oder Gaukler tragen ſie wie bei den Mandans und Mönnitarris in viele dicke Zöpfe vertheilt und wickeln dieſe gewöhnlich über der Stirn in einen dicken Knoten mit einem ledernen Riemen zuſammen. Mehrere binden ein ſchmales Stück Fell oder einen ledernen Riemen um den Kopf und ſtecken eine oder ein Paar Federn hinein, Viele haben große Bärenklauen in den Haaren befeſtigt (Neuwied I. 563.).

Bei den ſüdlichen wie bei den nördlichen Americanern ſind die Vogelfedern der vorzüglichſte Haarſchmuck; neben dieſen jedoch fand Prinz Neuwied (I. 454.), daß die Crih-Indianer während der großen Hitze Kränze von grünem Laube um die Stirn gelegt hatten. Bartram (travels 499.) fand bei den Nordamericanern eine beſondere Hauptbinde, die etwa 4 Zoll breit, geflochten oder gewoben und mit Steinen, Knöpfen, Wampums, Stachelſchweinkielen an den Schläfen verziert war. Vorn ſah man eine Schwungfeder oder einen Reiherbuſch. Bei den Aſſiniboins ſah Prinz Neuwied einen Helden, der quer über den Kopf einen ledernen Riemen trug, an welchem auf jeder Seite ein Horn und zwiſchen dieſen kurzgeſchnittene ſchwarze Federn befeſtigt waren. Die Hörner, aus denen der Antilope paſſend geſchnitten, trugen an ihrer Spitze einen Büſchel von gelbgefärbten Pferdehaaren und an den Seiten hingen mit Federn beſpitzte und mit gelben Stachelſchweinſtacheln umſponnene Lederſchnüre herab (ib. I. 458 und Atlas XII.).

Nächſt dem Haare werden nun auch die übrigen Theile des Kopfes reichlich verziert, vor allem aber die Ohren, die allgemein durchbohrt werden. Bei den Abiponern werden den Mädchen ſowohl als den Knaben die Ohren ſchon im zarteſten Alter geſtochen. Bei den Männern ſind Ohrgehänge faſt gar nicht im Gebrauch, bloß die Alten pflegen ſich zuweilen Trümmer von Ochſenhorn, Holz oder Bein, Wollfäden von verſchiedener Farbe, oder auch Knoten von Horn in die durchbohrten Ohren zu ſtecken. Dagegen iſt kaum eine verheirathete Frau ohne Ohrſchmuck, der zum Theil in zuſammengerollten

Cylindern von Palmblättern beſteht, mit ſeidenen Bändern zuſammengehalten wird und faſt bis auf die Schultern herabhängt. Die Löcher ſind oft ſo groß, daß eine Billardkugel hindurchgeht (Dobritzhoffer II. 43.). Die Arowakenweiber tragen oft Korkſtöpſel in ihren Ohrlappen und heben darin ihre Näh- und Stecknadeln auf (Quandt 246.). Die Californier und andere Nationen des ehemaligen ſpaniſchen America ziehen die Löcher der Ohrläppchen ſo groß, daß ſie, wenn ſie als Bothen laufen, die zuſammengerollten Briefe darein ſtecken und fortſchaffen (P. Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 255.). Die Arecunas in Guiana tragen in den Ohren Vogelköpfe, vorzüglich vom Colibri und einem kleinen Baumläufer von glänzend blauer Farbe (Schomburgk Reiſe 384.). Die Frauen der Guinaus tragen Bleiſtückchen, die Männer Bambusſtäbe, deren eines Ende mit Federn des Papagai, Macaws und des ſchwarzen Powis ausgeputzt war, oder auch Hauer vom wilden Schwein in den Ohren (derſ. S. 425.). Die alten Braſilianer ſteckten weiße Knochen durch die Ohren*). Die Pehuenchen haben Ohrzierrathen von gediegenem Silber, die oft ſo ſchwer ſind, daß ſie noch mit beſonderen Fäden am Kopfe befeſtigt werden müſſen (Pöppig I. 386.).

Die Nordamericaner durchſchneiden den äußern Rand des Ohres und trennen denſelben von der Ohrmuſchel ab. Dieſen Rand umwickeln ſie von oben bis unten mit Kupferdrath, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 bis 6 Zoll Durchmeſſer ausdehnt und ihn beinahe bis auf die Schulter herabzieht. Da jedoch dieſe Ohrverzierung manche Nachtheile hatte, und der Jäger in den Gebüſchen leicht damit hängen blieb, bei Trinkgelagen leicht ein Riß geſchehen konnte und auch der Froſt manchen abgelöſeten Ohrrand zerſtörte, hatte man ſchon zu Heckewelders Zeit ſeltener Gelegenheit, dieſen ſeltſamen Zierrath zu ſehen (Heckewelder S. 344.). Prinz Neuwied fand bei den Grosventres des prairies als Ohrzierde einen großen eiſernen oder Meſſingring, der zuweilen 4 bis 5 Zoll im Durchmeſſer hielt, andere trugen deren 4 bis 8, auch Stücke von Muſcheln (I. 527.). Die Schwarzfüßer bringen im Ohrrande ein oder ein Paar kleine Löcher an, in welchen ſie verſchiedenartige Zierrathen tragen, als Schnüre von Glasperlen mit weißen Cylindern abwechſelnd, welche ihnen das von den Nationen der weſtlichen Seite der Rocky mountains beſonders der Kutanäs eingetauſchte Dentalium liefert. Viele Blackfeet tragen nichts in den Ohren und die langen, dichten Haare verbergen gewöhnlich dieſen Theil (Neuw. I. 561.).

Die Naſe wird von den meiſten americaniſchen Nationen verziert, indem die Naſenſcheidewand deßhalb durchbohrt wird. Die Arecunas ſtecken Bambusſtücke durch dieſe Oeffnung (Schomburgk Reiſe 384.). Die Seris in Neuſpanien hängen farbige Steinchen, die an

*) Lery S. 101.

Schnuren vor dem Munde ſchweben, in die Naſe. Einige wenige tragen an der Naſe blaugrüne Steinchen, durch welche ſie feſt zu ſeyn glauben und die ſie kaum um eine Kuh oder ein Pferd weggeben (Murr Nachr. v. Neuſpanien I. 255.). Die Caraiben ſtecken Knochen oder Schildkrötenſchalen in die Naſenſcheidewand (Bryan Edwards I. 45.). Die Miſſouri-Indianer durchbohren weder Naſenſcheidewand noch Lippen, mit Ausnahme eines Stammes in den Rocky mountains, der unter dem Namen Schopunisch oder Pierced Nose Indians bekannt iſt (Neuwied I. 561.). Die Chipeways nähern ſich ihren polariſchen Nachbarn auch darin, daß ſie die Naſenwand ſo durchbohren, daß in dieſelbe eine Gänſeſpuhle oder ein kleines Stück Holz geſteckt werden kann (Mackenzie I. 185.).

Wie die Waldindier, bohren auch höher ſtehende americaniſche Indianer Löcher in die Lippen. Die Charruas durchbohren gleich nach der Geburt den Kindern die Unterlippe in der Gegend der Zahnwurzeln, doch hat bloß das männliche Geſchlecht dieſe Auszeichnung. In dieſes Loch ſteckt man ein Holzſtäbchen von 4 bis 5 Zoll Länge und etwa 2 Linien Durchmeſſer. So lange ſie leben, wird das Stäbchen nicht herausgenommen, ſelbſt nicht, wenn ſie ſich zum Schlafen niederlegen, ſondern nur dann, wenn es zerbrochen iſt und durch ein anderes erſetzt werden ſoll. Um zu verhüthen, daß es nicht herausfalle, wird es aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, das eine iſt breit und an dem einen Ende platt, womit es an die Zahnwurzeln anſtößt, das andere Ende aber iſt durchbohrt und dahinein wird das zweite lange Stück Holz hineingetrieben (Azara II. 10.). Die Abiponer durchbohrten ebenfalls die Lippen und trugen darin Stäbchen von Rohr, Bein, Glas, Gummi oder Meſſing. Dieſen Schmuck trugen die Männer vom ſiebenten Jahre an. Die Guarani nennen dieſen Schmuck Tembetà. Dobritzhoffer bemerkt, daß die Stäbchen der Caziken aus goldfarbigem Harz waren, das ganz das Anſehen von Glas hatte, auch hart war (Dobritzhoffer II. 40.). Die Warauen- und Caraibenweiber beſtecken oft den Rand ihrer Ober- und Unterlippen mit Nähnadeln (Quandt 246.). In dieſer Weiſe ſind auch der Payaguas und der Paraguayer verziert, deren letzte Rengger (auf ſ. 1. Tafel) abbildet*).

Der Halsſchmuck iſt bei ſämmtlichen americaniſchen Völkerſchaften, vorzugsweiſe aber bei den weniger bekleideten Südländern, der Gegenſtand beſonderer Sorgfalt. Er beſteht zum großen Theil aus Muſcheln, Corallen, Knochen, die man durchbohrt und an Schnüre gereiht hat. Die Braſilianer des 16. Jahrh. hatten lange Schnüre namentlich von Muſcheln und Knochen um den Hals (Lery S. 99.). Die Arecunas haben Halsbänder von Affen- und Pecarizähnen oder den Stacheln des Stachelſchweins, an denen lange, baumwollene Fran-

*) S. auch Lapérouſe II. 200. und Lery S. 97.

ſen hängen die wieder mit den Fellen der Eichhörnchen, Toucan und anderer Thiere geſchmückt ſind und beſonders bei Tänzen angelegt werden (Schomburgk Reiſe S. 384.). Die Macuſis, Caraiben und Arrowaken tragen eine Schnur Corallen oder rother Perlen, die Guinans und Mayonkongs ſind um den Hals mit Putz überladen (Schomburgk S. 430.). Bei den Caraiben fand man den Caracoliſchmuck*). Die Encabelladas tragen Affen-, Schwein- und Tigerzähne um den Hals (Murr Miſſ. Reiſe 100.). Der Halsſchmuck der Californier um S. Francesco beſteht theils in Federn, theils in Muſcheln, beſ. dem Seeohr, deſſen Farbe ſehr glänzend. Von einer andern Muſchelart fertigen ſie kleine Ringe, die ſie mit bewunderungswürdiger Genauigkeit alle von einerlei Größe zu machen und in der Mitte ohne eiſerne Inſtrumente zu durchbohren wiſſen. Sie haben das Anſehen der Glascorallen und werden an Schnüre gereiht als Halsſchmuck getragen (Langsdorff II. 143.).

Auch die Nordamericaner tragen reichen Halsſchmuck. Die Saki und Foxes haben Schnüre von blau- und weißen Muſchelſtücken in vielen Strängen um den Hals (Neuwied I. 237.). Die Mandans, ſo wie alle Miſſouri-Indianer, tragen häufig das ſchöne Halsband von den Klauen des Bären, welches Mato-Unknappininda genannt wird. Dieſe Klauen ſind im Frühjahre beſonders groß, oft 3 Zoll lang und dann an den Spitzen weißlich gefärbt, welches man ſehr liebt. Man gebraucht dazu nur die Klauen der Vorderfüße, welche an einen Streifen von Otterfell befeſtigt werden, der hinten als langer Schwanz lang über den Rücken hinabhängt. In der Mitte ihrer Länge werden jene Klauen von einer Reihe blauer Glasperlen auseinander gehalten und ihre Seitenflächen ſind mit rother und gelber Farbe angeſtrichen, ſo daß das Ganze einen Halbcirkel von einer Schulter zur

*) The most considerable of all their Ornaments are certain large medals of fine Copper extramly well polished without any graving on them, which are made after the figure of a crescent and enchaced in some kind of solid and precions wood; these in their own language they call Caracolis. They are of different largeness, for there are some so small that they hang them at their ears like Pendants and others abont the bigness of the palm of a mans hand, which they have hanging about their necks, beating on their breasts. They have a great esteem for these Caracolis, aswell by reason the material where of they are made which never contracts any rust, glisters like Gold, as that it is tho rarest and most precious booty they get in the incursions they make every year into the Country of the Arouagues their enemies; and that it is the livery or badge, where by the Capitains and their children are distinguished from the ordinary sort of people: accordingly those who have any of these jewels make so great account of them, that when they die, they havo no other inheritance to leave their Children and intimate friends; nay there are some among them, who have of these Caracolis which had boen their Grandfathers, wherewith they do not adorn themselves but on oxtraordinary occasions. Davies hist. of the Caribby Islands S. 258., ſ. auch Tr. Bromme Gem. v. Nordamerica I. 187.

andern oberhalb der Bruſt bildet. Unter 12 Dollars kann man ſelten ein ſolches Halsband erhalten, das übrigens dem Beſitzer nur ſehr ſelten feil iſt (Prinz Neuwied II. 111 ff.). Die Schwarzfüßer tragen ein großes Halsband von Bärenklauen, die Spitzen nach innen gerichtet, was eine koſtbare und ſchöne Verzierung iſt, oder ein anderes von gewiſſen wie foenum graecum riechenden Wurzeln, welche ſie von den Kulanàs eintauſchen; dieſe ſind in kurze Cylinder geſchnitten und an Schnüren aufgereiht. Nicht ſelten ſchmücken ſie ſich mit einem viereckig geflochtenen Halsbande von einer wohlriechenden Grasart, mit anderen von Glasperlen, welche ſie das Pfund zu 3 bis 4 Dollars von der Compagnie kaufen, und worauf beſonders das weibliche Geſchlecht ſehr viel hält. Einige Piekanns hängen an den Hals einen grünen, oft verſchieden geformten Speckſtein oder verhärteten Talk, oder Zähne von Biſonten, Hirſchen, Elken, Pferden und dergl., auch große, runde, platte, von Muſcheln geſchnittene Scheiben (Neuwied I. 563.). Prinz Neuwied bemerkt, daß die Nordamericaner vorzüglich himmelblaue und weiße Glasperlen lieben und daß ihr Farbenſinn gar richtig ſey, ſo daß ſie im Haar roth, auf der braunen Haut himmelblau, weiß oder gelb am liebſten tragen (ib. I. 566.). Die Weiber der Mandans, Mönnitarris und Arrikaras fertigen Glasperlen aus buntem Glaſe, ſie pulveriſiren die von den Fremden erhaltenen Glasperlen und bringen ſie in andere Formen (Prinz Neuwied II. 127.).

Ziemlich allgemein iſt auch bei den americaniſchen Völkerſchaften der Gebrauch der Armringe, die bei den ſüdlichern ziemlich von demſelben Stoff ſind, wie die Halsgehänge, wie z. B. bei den Payaguas (Azara II. 127.). Die Guinaus tragen Flechten ihres eigenen Haares oder blaue Perlen um die Arme, oft nehmen ſie dazu abgerundete Wedgewoodſtückchen (Schomburgk 425.). Die Braſilianerinnen trugen Armbänder, die aus abgerundeten weißen Knochen beſtanden und mit Gummi und Wachs an Schnüre von namhafter Länge befeſtigt waren*). Die Saki und Foxes von Nordamerica tragen meſſingene Armringe (Neuwied I. 239.), die Poncars deren aus weißem Metall (Neuwied I. 313.), die man auch bei den Mönnitarri (ibid. I. 411.) und Mandans (ib. II. 113.) fand.

Fingerringe kommen bei den Blackfeet und Mandans vor und ſind aus Meſſing gemacht (Neuwied I. 563. II. 113.).

Die Verzierung der Füße finden wir vorzüglich bei den ſüd-

*) Au reste elles font des grands bracelets composez de plusieurs pieces d'os blancs, coupez et taillez en maniere de grosses escailles de poissons, lesquelles elles sçavent si bien rapporter et si proprement joindre l'une à l'autre avec de la cire et autre gomme meslée parmi en façon de colle, qu'il n'est pas possible de mieux. Cela ainsi fabriqué, long qu'il est d'environ un pied et demi, ne se peut mieux comparer qu'au brassars de quoy on ione au ballon par deça. Auch winden ſie die Halsbänder der Männer um den Arm (Lery S. 110.).

lichen Nationen; die Caraiben und andere Stämme von Guiana tragen nicht allein Flechten und Perlſchnüre um Knie und Fußknöchel, ſondern die Weiber dieſer Völkerſchaften ſuchen eine künſtliche Vergrößerung ihrer Waden dadurch hervorzubringen, daß ſie von Jugend auf feſtanſchließende Bänder um die Beine legen (Schomburgk 403.). Bei ihren Tänzen tragen die Arrowaken um die Knöchel Schnüre, an denen durchbohrte Nüſſe befeſtigt ſind, die beim Auftreten einen raſſelnden Ton von ſich geben (Quandt 243.).

Die Mandans ſind ſehr eitel, und es führen daher die jungen Männer dieſer nordamericaniſchen Nation ſtets einen kleinen Handſpiegel bei ſich am Handgelenke. Die Handelsleute verkaufen ihnen dieſe Spiegel in einem Futterale von Pappe, welches aber ſogleich durch einen ſoliden Rahmen von Holz erſetzt und an einem rothen Bande oder ledernen Riemen an der Hand getragen wird. Der Spiegel wird auf verſchiedene Art gefaßt. Oft iſt der plumpe Rahmen roth bemalt, oft bunt geſtreift, mit eingeſchnittenen Bären und Biſonfährten bezeichnet; auch bemerkte man dieſe hölzerne Faſſung zuweilen von bedeutender Größe, oben geſpalten wie einen Stiefelknecht und mit meſſingenen Nägeln beſchlagen, dabei mit Bändern, Fell und Federn verziert. Einige hatten dieſes wichtige Inſtrument ſogar an der untern Fläche ihres Adlerflügels befeſtigt, in welche er künſtlich eingelaſſen war. Der indianiſche Stutzer ſieht häufig in den Spiegel und ordnet, wenn er etwa im Winde gegangen, ſorgfältig ſein Haar und den übrigen Putz (Neuwied II. 108.). Bei den Südamericanern kommt der Spiegel, und zwar aus einem gewiſſen, fleißig polirten, ſchwarzen Harze, nur unter den Yquitos vor (Murr Miſſ. Reiſen S. 78.).

Endlich findet ſich noch bei den Nordamericanern ein eigenthümlicher Schmuck, der Fächer, der bei den Blackfeet aus dem Schwanze des Adler, des Schwans, der Eule, oder eines andern Raubvogels beſteht und am Handgriffe mit Leder oder buntem Tuche beſetzt iſt (Neuwied I. 392. 565.).

Wohnung und Ruheſtätte.

Nicht minder als die Kleidung iſt auch die Wohnung geeignet, einen Maßſtab für die Fortſchritte der Cultur abzugeben. Auf den niedrigſten Stufen menſchlicher Cultur fanden wir zuſammengenommene Grasbüſche, Geſträuche, natürliche Felſenhöhlen, das Laubdach der Bäume als die Wohnſtätte der familienweiſe lebenden Menſchen, die der Zufall darbietet und die verlaſſen wird, wenn man ihrer nicht weiter bedarf. Ein Fortſchritt ſcheint es, wenn der Menſch auf Herſtellung einer Wohn- und Ruheſtätte mehr Sorgfalt verwendet, wenn er ſie vorbereitet, auf ſeinen Zügen das Material dazu mit ſich nimmt und dann, wenn er weiter zieht, die Wohnung abbricht und mit ſich fortſchafft, um ſogleich wieder Gebrauch davon machen zu können. Der Beſitz ſolcher beweglichen Wohnungen ſetzt Mittel

zur Fortſchaffung voraus, und je bedeutender dieſe ſind, deſto umfangreicher wird die Wohnung ausfallen. Wir finden daher dieſe beweglichen Wohnungen beſonders bei den heerdenbeſitzenden, umherziehenden Hirtenvölkern; dieſe ſind durch den ſteten Aufenthalt in den baumloſen Steppen, die nur Gras zur Nahrung der Thiere darbieten, genöthigt, den Stoff für ihre Wohnung, namentlich das zum Gerüſte nothwendige Geſtänge, mit ſich fortzuſchaffen. Dadurch aber wird eine bei weitem zuſammengeſetztere, viel Pflege und Aufmerkſamkeit erfordernde, den Sinn für Ordnung erweckende und erhaltende Einrichtung, eine Beaufſichtigung des ganzen Geräthes und Zeuges nothwendiger Weiſe hervorgerufen.

Die Anfänge ſolch eines Zuſtandes finden wir auch bei den americaniſchen Völkerſchaften, die ihren Lebensunterhalt vorzugsweiſe von der Jagd erhalten. Wir finden bei genauer Betrachtung eine zwiefache Art der Wohnung, deren eine an die Buſch- und Grasneſter der Auſtralier und der Bosjesman gränzt, während die andere als der Vorläufer zu den regelmäßigen Zeltwohnungen der milchtrinkenden Hirten zu betrachten iſt.

Bloße Schirmdächer, doch größer als die in den braſilianiſchen Urwäldern, fand man bei den Einwohnern um Portfrançais. Es waren Schuppen von 25 Fuß Länge und 15 bis 20 Fuß Breite, die nur auf der Windſeite mit Bretern oder Baumrinde bedeckt ſind. In der Mitte war ein Feuer, über welchem Fiſche, Lachs und dergl. zum Räuchern aufgehängt waren. Achtzehn bis zwanzig Perſonen wohnten in dieſen Schuppen, die Weiber und Kinder auf der einen, die Männer auf der andern Seite. Es ſtanden drei oder vier Hütten beiſammen, allein jede ſchien eine von der andern abgeſonderte Geſellſchaft zu bilden, jede hatte ihre Pirogue und ihren Häuptling und trieb unabhängig von der andern ihre Geſchäfte. Dieſe Hütten boten für den Winter gar keinen Schutz dar und waren muthmaßlich nur für den Sommer beſtimmt (Lapérouſe II. 196.).

Eine andere Art von Wohnung, bei weitem allgemeiner, ſind die kleinen kreisrunden, bienenkorbartigen Hütten, die wir bei den Bewohnern von Guiana, ſo wie bei den weſtlichen Nationen von Nordamerica finden. So fand Schomburgk (S.85.) die Hütten der Mapiſianas kreisrund aus dichtgeflochtenen Palmblättern errichtet. Das Innere glich der Kuppel eines Doms, der durch zwei Baumſtämme und mehrere ſchiefſtehende Balken unterſtützt wurde. Rings herum waren die Hängematten angebracht und die verſchiedenen Geräthſchaften der Küche und der Jagd an den Wänden aufgeſtellt. Nicht anders ſind die Hütten in Californien um Bai Monterey; ſie ſind rund, von 6 Fuß Durchmeſſer und 4 Fuß Höhe. Einige armdicke Pfähle werden in den Boden geſteckt und oben gewölbt zuſammengebogen. Darauf ſind 8 bis 10 ſchlecht geordnete Strohbündel gelegt und dieſe müſſen Wind und

Regen abhalten. Bei gutem Wetter wird die Hälfte der Hütte aufgedeckt und man hält in der Nähe immer ein Paar Strohbüſchel bereit (Lapérouſe II. 262.). Dieſe Hütten entſprechen den geringen Bedürfniſſen der Einwohner und werden ſehr oft gewechſelt. Bei der gränzenloſen Unreinlichkeit nehmen die Flöhe darin ſehr leicht überhand; iſt dieß nun der Fall, ſo brennt man die Hütte weg; eben dieß geſchieht, wenn Jemand darin geſtorben. In zwei Stunden iſt indeſſen eine neue Hütte vollkommen herzuſtellen (Langsdorff II. 141.).

Etwas beſſer und geräumiger ſind die Hütten der Pimas in Mexico. Es ſind 10 Schuh hohe und eben ſo breite Bienenkörbe. Sie ſtecken in einen Cirkel lauter Baumäſte dicht aneinander, um welche ſie die Erde aufwerfen, damit der Regen vom Boden nicht eindringe. Oben ziehen ſie die Aeſte in der Mitte zuſammen, bedecken das Gewölbe mit Gras und ſchütten Erde darauf. Die Thüre iſt etwa eine Elle hoch und eben ſo breit, durch welche man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Ganz ohne Fenſter und Luftloch ſteckt hier eine ganze Familie, Großvater, Vater und Mutter nebſt etlichen Kindern, beiſammen, die alle um das Feuer, welches Tag und Nacht, Sommer und Winter mitten inne erhalten wird, herum liegen. — Etliche richten vier Blöcke auf, zwiſchen welchen ſie mit Stein und Lehm die Wände aufbauen; andere machen nur von Palmteppichen ihre Tabernakel, die ſie nach Gutdünken von einem Orte zum andern fortrücken. Solche Zelte brennt man bei Sterbefällen ab. Die dummen Papagos machen Löcher und ſchlafen des Nachts darinnen; im Winter machen ſie zuvor Feuer in ihren Dachslöchern, heitzen dieſelben, kehren die Kohlen heraus und ſtrecken ſich hinein. Um ſich den Magen nicht zu erkälten, halten ſie einen ſtark glühenden Brand um die Gegend des Nabels (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 244 f.).

Aehnliche, doch mit Vijao-Blättern gehörig gedeckte Hütten fand Stevenſon (travels in S. America II. 360.) in Quito; ſie waren auf Pfählen ſehr ſchnell errichtet und ſchützten vollkommen vor dem Regen. In gleicher Weiſe ſind die Hütten der Caraiben; ſie ſind aus einem kreisrunden Stabgerippe, das mit Blättern bedeckt iſt (Bryan Edwards I. 55.).

Die Wohnungen der Nordamerikaner ſind ſchon etwas anſehnlicher; ſie ſtehen beiſammen und ſind gemeiniglich in der Nähe eines Landſees oder Fluſſes, meiſt an erhabenen Orten errichtet. Soll nun eine Hütte erbauet werden, ſo löſet man von ſaftreichen Bäumen, namentlich von Linden, die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen ab und macht dieſe durch aufgelegte Steine eben wie ein Bret. Hiernächſt werden die Wände der Hütten durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und durch Querſtangen verbunden werden. Dieſes Geſtell wird von Innen und Außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt und Alles mit Baumbaſt oder Hickeryzweigen, die zäh

und biegſam ſind, befeſtigt. Auf eben dieſe Weiſe wird das Dach, das von zwei Seiten ſchief in die Höhe geht, mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausgange des Rauches bleibt eine Oeffnung im Dache, für den Eingang in die Hütte iſt eine Oeffnung in der Wand gelaſſen. An Statt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel — ein Stock von Außen gegen die Thüre geſtemmt zeigt an, daß Niemand zu Haus iſt. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden. Die Delawaren hatten Häuſer mit ſpitzigen Dächern, die Irokeſen aber machten die Dächer rund und gewölbt, was die urſprüngliche aus der Zeltform hervorgegangene Bauart zu ſeyn ſcheint. Die Häuſer der Delawaren waren kleiner und es hatte gern eine jede Familie ihr beſonderes; die Irokeſen wohnten dagegen zu 3 bis 4 Familien beiſammen, deren jede ihren beſonderen Feuerherd hatte. Dieſe Hütten ſtehen nahe beiſammen und das ſo gebildete Dorf wird mit dicht aneinander geſetzten Pfählen umgeben. Eine ordentliche Anlage iſt in dieſen Dörfern nicht zu bemerken, ein jeder baut wo und wie es ihm am ſchicklichſten und bequemſten zu ſeyn ſcheint (Loskiel bei Heckewelder S. 349.).

Die Hütten der Chipewäer, welche Mackenzie (S. 187.) beſuchte, waren ſehr einfach. Einige Stangen auf Gabeln in einem Halbcirkel waren mit einigen Zweigen oder einem Stücke Rinde bedeckt. Zwei dieſer Hütten ſtehen einander immer gegenüber und dazwiſchen brennt das Feuer, ſie ſind alſo ganz ſo angelegt wie die Lederzelte, die wir bald näher betrachten werden.

Die Jäger in den Steppen bedienen ſich der **Zelte**, und wir finden dieſe Bauart ſowohl im Süden als im Norden von America gleichmäßig verbreitet.

Die Charruas und Mbayas nehmen, wenn ſie eine Wohnung errichten wollen, drei oder vier grüne Zweige von einem Baume, beugen ſie und ſtecken beide Enden in die Erde. Ueber die drei oder vier dadurch gebildeten Bogen, die nur wenig von einander entfernt ſind, ſpannen ſie eine Kuhhaut. Iſt dieſe Hütte für eine Familie nicht ausreichend, ſo wird daneben eine andere gebaut. Man muß auf allen Vieren in dieſe Hütten einkriechen; ſie liegen darin auf einem Fell und ſchlafen auf dem Rücken, wie alle wilde Indier; Hausgeräthe haben ſie nicht (Azara II. 11.)*).

Das Haus des Pehuenchen iſt in ähnlicher Weiſe errichtet. Einige wohlbereitete Ochſenhäute werden in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befeſtigt. Die Stäbe liefert die in den Anden wachſende

*) Azara bemerkt dabei: J'ignore quelles étaient leurs anciennes habitations, quand il n'avaient ni peaux de vaches, ni peaux de chevaux. Allein wir wiſſen aus Dobrizhoffer, daß America, bevor es ſeit 1550 Ochſen und Pferde durch die Europäer erhielt, von ſeinen Hirſchen, Schweinen, Tapiren genug größere Häute hatte, die man übrigens durch Zuſammennähen leicht vergrößern konnte.

Colligue, ein baumartiges Gras mit äſtigem Stamme. Die Hütten errichten die Pehuenchen am Ufer eines Baches, vor derſelben ſteckt die Lanze im Boden und dabei ſteht ſtets ein geſatteltes Pferd. Im Innern der Hütte brennt ſtets ein Feuer, als Lagerſtätte dienen einige Schaffelle (Pöppig I. 382.).

Die Zelte des Dacotas ſind hohe, zugeſpitzte Kegel von ſtarken Stangen, welche mit einem Ueberzuge von dicht aneinander genähten Biſonfellen bedeckt werden. Dieſe Häute ſchabt man an beiden Seiten dergeſtalt, daß ſie durchſichtig wie Pergament werden und im Innern den Tag vortrefflich zulaſſen. Oben bei der Vereinigung oder vielmehr Kreuzung der Zeltſtangen befindet ſich die Oeffnung, um den Rauch auszulaſſen, welche man durch Klappen oder Flügel der Zelthaut zu ſchützen ſucht. Man ſtellt nämlich mit einer beſondern Stange, welche an den Endzipfeln des oberen Randes der Zeltdecke befeſtigt iſt, einen ſolchen Flügel jedesmal an der dem Winde ausgeſetzten Seite aufrecht in die Höhe. Die Thüre iſt eine Spalte an der Vorderſeite der Hütte, welche gewöhnlich noch mit einem auf einen Rahmen geſpannten Stücke Fell verſchloſſen wird. In der Mitte der Hütte unterhält man nur ein kleines Feuer. Neben dieſen Lederzelten ſind Pfähle in die Erde geſteckt, an welchen mancherlei Geräthſchaften hängen, auch Gerüſte, um die neugegerbten Felle aufzuhängen; andere mit buntbemalten Pergamenttaſchen und Säcken oder mit den aufgehangenen Waffen, Bogen, Pfeilen, Köchern, Schilden von Leder, Lanzen und Streckkolben. Der innere Raum einer vom Prinzen Neuwied beſuchten Hütte war hell und hatte etwa zehn Schritte im Durchmeſſer, rundum waren Biſonfelle auf dem Boden ausgebreitet, an der Wand befanden ſich die Geräthe (Neuwied I. 342.). Bei Veränderung des Wohnortes wird das ganze zum Zelt gehörige Material auf Pferden fortgeſchafft. Das Zelt eines ausgezeichneten Mannes war roth angeſtrichen und von den Spitzen ſeiner Zeltſtangen flatterten im Winde mehrere Scalps (ib. 354.). Eben ſo ſind die Zelte der Crows, an deren Zeltſtangen bunte, beſonders rothe Tuchlappen wie Fähnlein flattern*). Bei dieſen Indianern ſtehen die Zelte regellos beiſammen (ib. 396.). Die Aſſiniboins dagegen hatten ein Lager in Halbmondgeſtalt aufgerichtet (ib. 462.). Nicht anders ſind die Zelte der Blackfeet, wie denn Prinz Neuwied eine große Uebereinſtimmung hierin bei allen Miſſouri-Indianern fand. Dieſe Zelte von gegerbtem Biſonfell dauern nur ein Jahr aus; ſie ſind Anfangs nett und weiß, nachher bräunlich und oben am Rauchfange ſchwärzlich, zuletzt pergamentartig durchſichtig und innen ſehr hell. Gemalte und mit Figuren bezeichnete Zelte ſieht man nur ſelten, und es haben nur einige Häuptlinge dergleichen. Neben dem Zelte ſtellen ſie ihre Hundeſchleifen auf und bilden aus ihnen kegelförmige, den Zelten ſelbſt ähnliche Geſtalten, die

*) S. die Abbildung auf Taf. V. nach Prinz Neuwied.

jedoch nicht mit Leder bedeckt ſind. An dieſen hängt man die Schilde, Reiſe- und Packtaſchen, Sattel und Zaumzeug auf, auch das in ſchmale Streifen geſchnittene Fleiſch, Felle und dergl. Oft iſt an einer beſondern Stange oder über dem Eingange des Zeltes die Medicin-Taſche, der Zauberapparat aufgehängt (Neuwied I. 567. Hütten und Dörfer der Mandans II. 117., der Arrikaras II. 270.). Die Dörfer der Mandans waren ehedem mit Palliſaden umgeben und an einem derſelben bemerkte Prinz Neuwied (II. 117.) in gleichen Abſtänden vier aus Erde erbaute und außen und innen mit Flechtwerk bekleidete Baſtionen mit Schießlöchern, welche einen Winkel bildeten und in ihrer Kehle nach dem Dorfe hin offen waren. Aehnliche Umpfählungen bemerkten die Reiſenden des 16. Jahrhunderts um die Dörfer der Floridaner (Le Moine bei de Bry 30 und 50.). Das Mandandorf Ruhptare lag eng beiſammen, in der Mitte einen runden Platz von etwa 60 Schritt Durchmeſſer laſſend. Hier ſtand die Arche des erſten Menſchen, eine Art aus Bohlen zuſammengeſetzter 4—5 Fuß hoher Cylinder, der in die Erde gegraben und mit Schlingpflanzen zuſammengehalten wird. An der Nordſeite deſſelben Platzes iſt die Zauberhütte, worin die religiöſen Feſte gefeiert werden. Hier ſteht auf einer hohen Stange eine Figur von Fellen, den böſen Geiſt darſtellend.

Als Ruheſtätte haben die ſüdamericaniſchen Völker ſeit uralter Zeit die Hängematte, welche ſchon die Reiſenden des 16. Jahrh. bei den Braſilianern und Caraiben fanden. Es ſind dieß eigentlich Netze mit großen, oft 6 Zoll langen Maſchen, von 6 bis 7 Fuß Länge und 12 bis 14 Fuß Breite. Sie werden an beiden Enden aufgehangen und bilden dann ein luftiges und bequemes Lager, das ſich ganz der Geſtalt des Körpers anſchmiegt, und da es mit dem Fußboden in keiner Berührung ſteht, dem Ungeziefer keinen Zutritt geſtattet. Der Stoff, aus dem die Hängematte gefertigt wird, iſt Baumwolle, Ita, Chambira und andere Pflanzenfaſern. Die Caraiben und Arrowaken färben ſie roth*).

*) Hamaca werden von den Yamaeos trefflich bereitet. Sie iſt ein Netz aus dünnen Schnüren ſo artig geſtrickt, daß der Darinliegende bequem in beliebiger Stellung ruhen kann. Die Yamaeos und alle Bewohner der Mainas machen ſie aus Chambiraſchnüren (Murr Miſſ. Reiſen 72.). In Guiana wirken ſie die Indianer meiſt aus den Fäden gedrehter Baumwolle, aus denen man ein Netz arbeitet, das etwa 6 Zoll große Maſchen hat. An jedem Ende werden Stricke aus Silbergras oder den handförmigen Blättern der Ita (mauritia flexuosa) eingewirkt. Die Arowaaks und Warraus bereiten ihre Hängematten ganz aus den Fäden der Ita, die ſie Ita vissieri nennen; die Caraiben und Waccawais färben ſie mit dem Arnatto roth, das ſie vorher mit Crabnußöl vermiſchen. Eine thätige Frau beendigt eine Hängematte in einem Tage (Schomburgk Reiſe in Guiana S. 210.). Ausführliche Beſchreibungen der Hängematte finden wir bei Lery S. 275. Davies hist. of the Caribby Island 292. Labat voyage aux Isles de l'Amerique P. II. p. 13. Tom. I.

Neben der Hängematte kommen aber auch andere Lagerſtätten bei den Südamericanern vor. Davies fand bei den Caraiben eine Art Bett, das ſie Cabane nannten, und welches aus kleinen verſchränkten Stangen beſtand, welche dick mit Bananenblättern überdeckt waren. Die vier Enden wurden mit großen Seilen aus Mahot gefaßt und frei aufgehängt (ib. 293.). Es iſt dieſes Bett wahrſcheinlich der Vorläufer des Hamac oder der Hängematte. Auch eine Art kleiner, aus gelbem Holz zierlich geſchnitzter Stühle ſah er bei den Caraiben, dann kleine auf vier hölzernen Beinen, die mit Lotanier-Palmblättern bedeckt waren.

Die Nordamericaner dagegen ruhen auf Thierfellen und decken ſich mit ihren Kleidern. Die Mandans haben in ihren Hütten eigene große viereckige Kaſten von Pergament oder Fell, mit einem viereckigen Eingange, die geräumig genug für mehrere Menſchen ſind, welche darin bequem und warm auf Fellen und wollenen Decken liegen (ſ. Prinz Neuwied II. 120. mit Abbildung)*).

Werkzeuge, Geräthſchaften und Gefäße.

Unter allen Zonen, ſelbſt in der Nähe der Pole, bietet die Natur in ihren Geſchieben und Erden, ihren harten und weichen Pflanzenſtoffen, in den Knochen, Sehnen, Fellen und Federn der Thiere eine ſo große Fülle von Stoff dar, womit der Menſch nicht allein ſeinen Hunger ſtillen, ſondern auch ſeine Haut ſchirmen, ſeine Hände bewaffnen kann, daß wir auch die Menſchen, ſobald ſie nur die unterſten an die Thierheit gränzenden Culturſtufen überſchritten haben, mit einer Menge Dinge umgeben ſehen, von denen der dem höchſten Luxus entſprungene Stoicismus einen guten Theil ſchon überflüſſig finden würde.

Betrachten wir dieſe Werkzeuge näher, ſo müſſen wir auch hier bedenken, daß wir uns einem Culturzuſtande gegenüber befinden, der noch nicht die Gewinnung der Metalle erkannt hat. Ihre Stelle vertreten die feſten Geſteinarten, die bereits vom Urgebirge losgetrennt durch das Rollen und Schleifen in den Gewäſſern zu Geräthſchaften für Schlagen, Klopfen, Schneiden, Bohren und Stechen verbreitet worden ſind. So finden wir auch, daß die Americaner, bevor ſie mit den Europäern bekannt wurden, nur Geräthe aus Stein, Muſcheln, Knochen und derartigen Stoffen beſaßen.

Bei den Indiern des Waldes fanden wir abgerundete Geſchiebe, womit ſie ihre Pflanzenkörner, Knochen u. ſ. w. zertrümmerten. Die vorgeſchrittenen Völkerſtämme haben Aehnliches, doch ſind ihre Klopfwerkzeuge zu größerer Bequemlichkeit bereits mit einem Handgriff oder Helm von Holz verſehen. Die Americaner haben freilich ſeit der Be-

*) S. Taf. IX. 3.

kanntſchaft mit den Europäern, und ſeitdem ſie ſich von dieſen mit leichter Mühe eiſerne Geräthe verſchaffen können, in der Aemſigkeit, aus Stein ſich Werkzeuge anzufertigen, bedeutend nachgelaſſen. Indeſſen traf noch Mackenzie (231.) unter 69 ° 14′ N. Br. Indianer, welche gar ſorgſam nach den Feuerſteinen ſuchten, die das Waſſer aus dem Flußufer herauswäſcht. Noch hie und da in den Prairien findet man ſteinerne Hämmer, die offenbar in einen hölzernen Stiel gezwängt waren*) (Neuwied I. 416.). Gebohrte Hämmer, zum Einſtecken des Stieles, finden ſich nirgend in Nordamerica, da die Löcher nur mit Hülfe metallener Werkzeuge zu Stande gebracht werden können. Bei dieſen nordamericaniſchen Steinhämmern muß alſo der Stiel den Stein umfaſſen, daher dieſer auch eine um den ganzen Stein mitten herumlaufende Rinne hat. Der Stiel wurde von obenherein geſpalten und in dieſe Rinne gelegt, oben ſodann aber durch Schnüre und Riemen dicht angepreßt, ſo daß er den Stein feſt umſchloß und hielt**). Nicht unmöglich iſt, daß man den Stein dergeſtalt an einen noch mit dem Stamme verbundenen Aſt befeſtigte und ihn ſo von dem Holze umwachſen ließ.

Auf andere Art ſind die ſteinernen Artklingen mit dem Holze verbunden; die Schneide der Klinge läuft parallel mit dem Stiele und iſt in dieſen eingelaſſen, hier aber erſt durch naſſe Felle verbunden, über welche ſodann zu Vermehrung der Feſtigkeit geflochtene Fäden kreuzweis und quer dicht verſchnürt ſind. Da dieſe Klingen meiſt eine gebogene, dem Halbmond ſich nähernde Geſtalt haben, welche zwar unter den Baſaltgeſchieben, doch nicht eben häufig vorkommt, ſetzen ſie größere Mühe und längere Erfahrung in derartigen Arbeiten voraus. Die Abbildung***) zeigt zwei ſolche Steinärte, welche im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden (Türkenzelt 73. u. 74.) aufbewahrt werden. Die erſte hat folgende Maße: Stiel 26 Zoll, Klinge 5¾ Zoll lang, 3 Zoll an der größten Breite. Der Stein iſt Granit, der Stiel ganz mit Flechtwerk umwunden, unten mit Federn geſchmückt. Die zweite Art hat eine baſaltene Klinge von 11½ Zoll Länge und iſt unten roth gemalt. Der Stiel hat 23 Zoll und einen aus Pflanzenſtoff gut geflochtenen Tragriemen. Die Klinge iſt durch naſſes Leder, dann mit Fäden an den Stiel befeſtigt, der Durchmeſſer vom Rücken des Stieles bis an die Schneide der Art beträgt 7 Zoll. Die Arbeit an dieſen Stücken iſt vortrefflich,

*) S. Taf. VI. Fig. 9.

**) S. Taf. VI. Fig. 3. Mandankeule nach Prinz Neuwied II. 202. 4. Miranhakeule nach Spix und Martius Atlas. Fig. 7. 5. 8. 9. Steinkeile in Nordamerica gefunden, nach Prinz Neuwied und Schmidt, Verſuch über den polit. Zuſtand der Vereinsſtaaten von Nordamerica. Atlas XIII. und Bd. II. S. 439.

***) S. Taf. VI. Fig. 1. 2. u. 7.

namentlich läßt auch die Bearbeitung des Steines nichts zu wünſchen übrig.

In den americaniſchen Gräbern hat man ferner auch keilförmige, meiſelartige Steine gefunden, dergleichen in unſeren germaniſchen Grabhügeln ſo häufig angetroffen werden*). Man hat dieſe keilförmigen Klingen wohl für Abhäuteinſtrumente erklärt, doch noch nie ein ſolches für dieſen Zweck angewendet geſehen. Ich halte ſie daher für Axtklingen, die wir ſpäter bei den Südſeevölkern in gewöhnlichem Gebrauche finden werden. Die Aexte der Chippewäer ſcheinen aus ſolchen Keilen zu beſtehen. Mackenzie (S. 188.) ſah deren aus einem Stücke grauen oder braunen Steins 6 bis 8 Zoll lang und zwei Zoll dick. Die innere Seite iſt flach, die äußere rund und läuft ſchmal zu in eine zollbreite Spitze. Sie werden in der Mitte, die flache Seite einwärts gekehrt, vermittels eines Strickes aus feſter Haut an einen zwei Fuß langen Griff befeſtigt und mit dieſem Werkzeuge wird das Holz geſpalten.

Das *Meſſer* iſt nächſt dem Hammer und der Axt das nothwendigſte Geräth. Der größte Theil der americaniſchen Nationen hat gegenwärtig daſſelbe durch die Europäer erhalten und bedient ſich nicht mehr der früheren, aus einheimiſchen Stoffen verfertigten. Die ſüdlichen Völkerſchaften benutzten dazu wahrſcheinlich die Rohre und Schilfe, die z. Th. noch als Pfeilſpitzen vorkommen, die man am Feuer härtet und mit Wachs tränkt und zuſchleift. Die Abiponer machten Meſſer aus der Kinnlade des Fiſches Palometa oder aus einer an einem Steine geſchärften Muſchelſchale (Dobrizhoffer II. 276.). Die Seeanwohner benutzten Muſchelſchalen, mit denen ſie ſich unter andern wie bereits erwähnt, den Bart ſchoren. Die Mexicaner brauchten den Obſidian, die nördlichen den Eſkimos zunächſt wohnenden Indianer den Feuerſtein, der auch noch jetzt als Pfeilſpitze vorkommt. Feuerſteinmeſſer findet man auch nebendem in den Gräbern; es ſind länglich viereckigte Feuerſteinplättchen, 2 bis 2½ Zoll lang und 6 Linien breit, an allen vier Seiten ſehr ſcharf ſchneidend, dabei aber von geringer Dicke**). Ein Inſtrument, welches Schmidt (Verſuch über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der vereinigten Staaten von Nordamerica. Atlas Pl. XIII. N. 7.) mittheilt, iſt aus Hornblende und ſcheint als Bohr- oder Stechwerkzeug gedient zu haben. Doch iſt es nicht öfter vorgekommen. Wie bei allen Nationen, denen der Ge-

*) S. mein Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde S. 156. Taf. X. Bei uns iſt das vorherrſchende Material der Feuerſtein, wie unter 35 Stücken meiner Sammlung 24 von dieſem Stoffe gemacht ſind.

**) Neuwied I. 184. mit Abbildung auf Taf. XLVIII., wo auch nachgewieſen, wie die Geſtalt der nordamericaniſchen Meſſer ganz dieſelbe der in Mittelamerica gefundenen iſt. Auch in Deutſchland finden ſich dieſe Formen, welche von der urſprünglichen Geſtalt und Beſchaffenheit des von der Natur dargebotenen Materials bedingt wurden.

brauch der Metalle noch fremd iſt, beſchränken ſich auch bei den americaniſchen Völkerſtämmen die Werkzeuge nur auf ſehr wenige Formen. Unter dieſen nehmen die Waffen die erſte Stelle ein. Wir lernten dieſe, ſofern ſie zur Erwerbung des Unterhaltes dienten, ſchon oben kennen; die Kriegswaffen aber kommen ſpäter zu unſerer Betrachtung.

Bei weitem mannichfaltiger ſind die Gefäße, die zur Bereitung und Erhaltung der Nahrung nothwendig ſind, die daher auch bereits auf den niedern Stufen der Cultur in großer Mannichfaltigkeit vorkommen.

Im Allgemeinen können wir annehmen, daß die Bewohner der ſüdlichen Gegenden zunächſt die Schalen der Kürbiſſe und Nüſſe, die Küſtenbewohnern die der Muſcheln, Schildkröten u. ſ. w. benutzen, während die der nördlichern Binnenländer genöthigt ſind, den bildſamen Thon zur Herſtellung von Gefäßen anzuwenden.

So finden wir auch bei den Südamericanern die Kürbisſchalen allgemein im Gebrauch. Die Guarani machen aus den Porongos, einer Art Flaſchenkürbis, Waſſerkrüge, Teller und Trinkbecher, ein plattes Stück Holz dient ihnen als Löffel (Rengger Paraguay S. 118.). Auch die Caraiben benutzen die Kürbisſchalen zu mancherlei Gefäßen, die ſie, wie die Braſilianer (Spix und Martius II. 506.) Cois oder Conis nennen. Sie ſchneiden verſchiedene Figuren hinein, räuchern ſie und malen ſie ſo gut ſie können (Davies S. 293.). Die Yurimagua benutzen eine auf Bäumen wachſende hartſchalige Kürbisart, Pate, die man, je nachdem das Gefäß größer oder kleiner werden ſoll, ſpäter oder früher abnimmt. Die Frucht, von der Größe eines Apfels an, wird in zwei gleiche Hälften getheilt, die Schalen ſind hart und glatt wie Bein, ſie werden geſchält und ſchwarz gebeizt, dann roth und gelb mit ordentlicher Austheilung der Farben und mit Blümlein und Zweigen gemalt. Die Schale wird darauf mit dem Safte der Pariuarifrüchte glänzend gemacht (Murr Miſſ. Reiſen S. 55., ſ. auch Spix und Martius II. 506.). Die Omaguas bilden aus dem Kahutſchukharze hohle Flaſchen, die an der Mündung dünne Röhrchen haben. Dieſe Flaſchen bleiben immer biegſam und dienen dazu, ſich den Tabak aus Gurupablättchen in die Naſe zu ſpritzen (Murr a. a. O. 87.).

Ein großer Fortſchritt ſcheint der Beſitz der Kunſt aus Thon Gefäße zu formen und ſie durch Feuer zu härten; wir finden dieſe Kunſt bei den Americanern*). Die älteren Reiſenden ſahen bereits ſehr große Gefäße; ſo erzählt Lery (S. 277.), daß die Frauen, denen auch dieſer Theil der Arbeit bei den Tupinambas zufiel, große Vaſen machen, in denen die Cava bereitet und bewahrt wird; ſie

*) Taf. VII. enthält americaniſche Gefäße, 1. Hornlöffel aus Nordamerica, 2. aus Paraguay, 3. 4. 5. Thongefäße der Payaguas, 6—9. der Arowaken.

fertigen runde und ovale Kochtöpfe, mittle und kleine Teller und Töpfe. Alle dieſe Gefäße waren von außen gar ſchön polirt und inwendig mit einem weißen, ſich verhärtenden Saft überzogen. Sie malen ihre Gefäße auch mit Blumen, Knoten und allerlei niedlichen Muſtern. Ein gleiches melden die Miſſionaire von den Omaguas (Murr Miſſ. Reiſe 86.). Die Abiponerfrauen ſind eben ſo geſchickte Töpferinnen, ſie wiſſen Töpfe und Kannen von verſchiedener Form aus Thon zu kneten, ohne ſich der Töpferſcheibe zu bedienen. Dieſe Thongefäße härten ſie nicht im Brennofen, ſondern auf dem freien Felde, indem ſie rund um ſelbe herum Feuer anmachen. Die Gefäße ſind ohne Glaſur; ſie werden anfangs roth gefärbt, dann aber, um ihnen Glanz zu geben, mit Gummi überzogen (Dobritzhoffer II. 162.).

Nicht mindere Geſchicklichkeit fanden ſchon die älteren Reiſenden (Davies 293.) bei den Caraiben. Die Arrowaken fertigen ihre Gefäße auf folgende Art. Wenn ſie einen Topf anfangen, ſo machen ſie erſt von dem Thone, den ſie mit einer verkohlten und gepulverten Holzkohle vermiſcht haben, eine runde Platte, ohngefähr 4 Zoll im Durchmeſſer, die allemal bei großen Töpfen als Fußboden ſehr klein iſt. Hierauf werden von dem nämlichen Thone kleine Würſte, ohngefähr eines Fingers dick, an die Platte oder untere Scheibe angeklebt und mit den Fingern platt gedrückt. So fahren ſie fort, bis der Topf ſeine gehörige Größe und Geſtalt hat. Eben ſo machen ſie auch ihre Schüſſeln, die oft ſo dünn ſind, daß man ſich wundern muß, wie ſie dieſes mit den bloßen Händen zu Stande bringen und doch ihren Gefäßen eine ſo regelmäßige Geſtalt geben können. Während der Arbeit poliren ſie den etwas trocken werdenden Thon mit einem glatten Steine oder einer glatten Muſchel. Die Form der Töpfe iſt meiſt mit rundem Boden, ſo daß ſie nicht gut auf glatter Fläche ſtehen würden. Die Arrowaken ſtellen ſie immer auf den ſandigen Fußboden. Sie machen oft ſo große Waſſertöpfe, wie kaum ein europäiſcher Töpfer auf der Scheibe zu Stande bringen würde. Die größten können oft weit mehr als einen Dresdener Scheffel faſſen. Die großen Töpfe brauchen ſie zum Baiwar bei den Trinkgelagen und in Paramaribo, wo man nur Regenwaſſer aus den gemauerten Ciſternen zum Kochen und Trinken hat, werden ſie gar ſehr geſucht, weil ſich das Waſſer in denſelben ſehr gut abklärt und kühl erhält. Ueberhaupt kaufen die Europäer die indiſchen Kochtöpfe gern, weil ſie dauerhafter ſind als die dahingebrachten europäiſchen. Die Arrowaken und Warauen machen die beßten Kochtöpfe und die Caraiben bunte Schüſſeln, die man auch als Trinkgefäße braucht. Wenn der Topf hinlänglich ausgetrocknet iſt, machen ſie beſonders zu den großen Töpfen eine Vertiefung in den Sand, legen leichtbrennendes Holz oder Reißig unter und um den Topf herum, auch etwas weniges, wenn der Topf dick iſt, inwendig hinein. Je nachdem nun der Topf heiß wird, verſtärken ſie das Feuer und brennen ihn ſo

recht gut. Zur Glaſur nehmen ſie, wenn der Topf geſchwärzt oder bunt gemalt iſt, eine harzige Rinde, beſtreichen mit derſelben den Topf und laſſen das Harz an einem gelinden Feuer zergehen. Dieſe Glaſur hält ziemlich lange, kann jedoch dem heißen Waſſer nicht widerſtehen (Quandt 233 ff.). Bryan Edwards (I. 56.) verſichert, daß die Caraiben ihre Töpferwaaren in Brennöfen gebrannt und daß man in Barbadoes Ueberreſte ſolcher Brennöfen geſehen.

Ganz in derſelben Weiſe iſt die Töpferei der mexicaniſchen Stämme beſchaffen, auch ihre Gefäße haben einen runden Boden, auch ſie kennen die Metallglaſur nicht; um die Gefäße zu härten, werden ſie, nachdem ſie mit Kuhfladen bedeckt auf dem flachen Felde gebrannt ſind, ganz mit Fett beſchmiert und in einem hellen Feuer ausgebrannt, worauf ſie denn zum Kochen dienlich ſind (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 192.). Es iſt dieß eine Methode, welche auch die Guarani kennen (Rengger 118.).

Die Nordamericaner fertigen ebenfalls Gefäße aus gebrannter Erde, wie man deren in den alten Grabſtätten gar häufig findet. Sie waren aus grauem Thone gemacht und auf der Oberfläche meiſt mit Reifen bezeichnet und es ſcheint, als wären ſie in einem Tuche oder Korbe ausgeformt, da ſie mit ähnlichen Figuren oder Eindrücken bezeichnet waren. Man fand große, aber ſehr flache Gefäße mit figurirten Handgriffen. Häufig findet man in der dunkelgrauen Maſſe dieſer Gefäße zerbrochene Muſchelſchalen eingemiſcht (Neuwied I. 183.). Bei Anfertigung der Gefäße verfahren ſie wie ihre ſüdlichen Nachbarn. Die Weiber der Mandans, Mönnitarris und Arrikaras fertigen noch irdene Töpfe und Gefäße von verſchiedener Geſtalt und Größe aus dunkelſchieferfarbenem Thon, der ſich gelbroth brennt und mit Kieſeln und Granit gemiſcht iſt, die man im Feuer zu Staube gebrannt hat. Mit einem dicken runden Steine in der Hand bildet die Arbeiterin die innere Höhlung des Gefäßes und treibt daſſelbe auf dieſe Art von Innen auseinander, während ſie es von Außen mit einem Stück Pappelrinde zuſammenhält und glättet. Iſt der Topf fertig, ſo wird er inwendig mit trocknen Spänen angefüllt, von außen damit umgeben und ſomit gebrannt. Eine Glaſur kennt man nicht (Prinz Neuwied II. 127.).

Ein Kunſtzweig den ſie noch üben, iſt die Anfertigung der Tabackpfeifen, deren man auch in den Grabhügeln aus gebrannter Erde gefunden hat. Darunter befand ſich eine, die die Geſtalt eines hockenden Menſchen zeigte (Neuwied I. 183.). Die ſchönſten Pfeifen haben die Dacotas aus einem rothen verhärteten Thone oder Stein, der beſonders an einem Seitenbache des Big-Sioux-River bricht. Der Stein kommt in großen Lagern geſchichtet vor, wo die ſenkrecht abgeſchnittene Uferwand des Baches die buntabwechſelnden Schichten zeigt. Die rothen Steinſchichten, welche höchſtens die Dicke eines Fußes, oft weniger halten, wechſeln mit gelblichen, bläulichen, weißlichen und an-

dern Thonarten ab. Man nimmt von der Erdoberfläche den Raſen und die obere Schicht ab und je tiefer man dringt, deſto lebhafter und ſchöner iſt gewöhnlich die rothe Farbe des Steins. Man kann größere Stücken haben und ſchöne Tiſchplatten davon machen. Die Indianer kennen und ſchätzen die Erde und betrachten ſie als Gemeingut; wenn ſich feindliche Stämme bei dieſem Geſchäft begegnen, ruht der Streit, bis daſſelbe vorüber. Sie machen aus dem Steine Kopfbrecher oder War-Klubs, die freilich nur zum Staate dienen. Das hauptſächlichſte Product bleiben die Pfeifenköpfe, deren mannichfaltige Formen die beiliegende nach des Prinzen Neuwied Abbildungen entnommene Tafel zeigt*). Der Stiel daran iſt ein breites plattes, hölzernes Rohr, welches mit Büſcheln roth, gelb oder grün gefärbter Pferdehaare geziert und an ſeinem Vordertheile mit buntfarbigen Schnüren von Stachelſchweinſtacheln dicht umwunden iſt (Neuwied I. 356.). Die Pfeifenköpfe der Aſſiniboins, die nicht in der Nähe des rothen Thonſteines wohnen, ſind aus ſchwärzlichem Stein oder ſchwarzem Thon, weichen auch in der Geſtalt von denen der Dacotas ab. Das Rohr iſt eben ſo verziert. Wieder anders ſind die Pfeifen der Indianer am Obermiſſouri; der Kopf und das Rohr gehen in einer Linie, der Kopf wird abwärts gehalten und das Feuer kann mithin nicht leicht aus der Ferne geſehen werden (Neuwied I. 444.). Die Aſſiniboins haben nächſtdem gar zierliche Pfeifenräumer, ein feines Stöckchen, das mit gefärbten Federkielen umwunden iſt (Neuwied ib.). Die Schwarzfüßer hatten Pfeifen aus Speckſtein oder ſchwarzem Thon; ſie nähern ſich in der Form denen der Dacotas, die ſie gern eintauſchen, ſind aber nicht ſo ſchön verziert. Der Kopf iſt rund auf einer würfelartigen Unterlage ruhend, das Rohr von Holz, breit, platt oder rund, zuweilen gleich einer Schlange geſchnitzt. Sie ſind mit rothen Spechtsköpfen, Schnäbeln und einem großen Fächer von Federn verziert und kommen auch bei allen übrigen Nordamericanern im Weſentlichen ſo vor. Wenn die Schwarzfüßer rauchen, legen ſie ein Stück getrockneten Biſonmiſt oder auch einen rundlichen, von den Hülſen gewiſſer Waſſerpflanzen zuſammengeballten Kuchen auf den Boden, um den Pfeifenkopf darauf zu ſtützen (Neuwied I. 570.). Die Muskoghe-Indianer hatten hölzerne Pfeifen mit einem Rohr aus Cane (Miegia), deren auch bei den Jerokeſen vorkommen (Neuwied I. 185.).

Die Americaner fertigen demnächſt noch aus Horn kleinere Gefäße, namentlich Schöpflöffel aus den Hörnern des Bighorns und anderer Thiere (Neuwied I. 568 u. II. 123.). Dieſe ſind jedoch weniger allgemein als die ſchönverzierten Taſchen aus Leder, welche bunt gemalt und mit einer Menge lederner Schnüre und Franzen behängt

---

*) S. Taf. VIII.

ſind; zum Theil haben ſie halbmondförmige Geſtalten (Neuwied I. 568.)*).

Beſondere Geſchicklichkeit zeigen die Americaner in Anfertigung der verſchiedenen Flechtwerke und Korbarbeiten. Die Pimas in Mexico flechten überaus geſchickt runde, ſchüſſelförmige Körbe, Coritas genannt, aus einer hornförmigen, gleich einer Ale ſpitzigen Pflanze. Sie ſind ſo dicht, daß man Waſſer darin tragen und Speiſen darein ſchütten kann. Sie ſind in ſchwarz und weiß und allerlei Figuren gemuſtert. Die Arbeit iſt ſo ſchwer, daß das Blut aus den Fingern läuft und keiner über zwei Stunden dabei aushalten kann. Dem Pater Ochs machten ſie Backtröge aus dieſem Stoff und die Weiber bedienten ſich derſelben ſtatt eines Schiffchens, in welches ſie ihre kleinen Kinder und Habſeligkeiten legten, in den Fluß ſprangen, mit der linken Hand den Korb fortſchoben, mit der rechten Hand aber ruderten (Murr Nachr. v. ſpan. America I. 193.). Die Californier um S. Francesco haben ſehr künſtlich aus Baumrinde und Baſt geflochtene Körbchen, die ſo feſt und waſſerdicht ſind, daß ſie ſich derſelben als Trinkgefäße und als Suppenſchüſſeln, ja ſogar auch als Bratpfannen bedienen. Sie röſten in dieſen Körbchen das Korn und andere Hülſenfrüchte ſchnell und trefflich über dem Kohlenfeuer, ohne daß der Korb Schaden leidet. Manche dieſer Körbe ſind mit den rothen Federn des Oriolus phoeniceus und dem ſchwarzen Kopfbüſchel des gehaubten californiſchen Feldhuhns (Tetrao cristatus), auch wohl mit Muſcheln und Corallen geſchmückt (Langsdorff II. 142.).

Aehnliches fand Mackenzie (S. 367.) an der Nordweſtküſte. Die Eingebornen fertigen aus den Wurzelfaſern der Pechtanne geflochtene Keſſel, die überaus dicht und feſt ſind und worin ſie mittels eingelegter glühender Steine ihre Speiſe kochen.

Die Xeberos flechten aus dem Bejuco ein doppeltes enges Gitter, eines genau über dem andern liegend, zwiſchen beide kommen dann gewiſſe lange dünne Blätter, welche von beiden Gittern gut zuſammengepreßt werden. Es ſind dieß die im ſpaniſchen America allgemein üblichen, Petaca genannten Reiſekoffer (Murr Miſſ. Reiſen S. 41.).

Die Warauenfrauen ſind ebenfalls ſehr geſchickte Flechterinnen. Sie nehmen dazu ein gewiſſes Rohr, das ſich ſehr gut ſpaltet, lang, ohne Abſätze iſt und wovon ſie den linſenartigen Kern ſehr leicht abſtreifen können. Aus dieſem Rohr flechten ſie ihre Coffabiſchläuche, Körbe, Siebe und gewöhnlichen kleinen Koffer, Borudi. Dieſe haben die Geſtalt eines Käſtchens, ſind doppelt mit dazwiſchen gelegten Blättern geflochten und für einige Zeit daher auch waſſerdicht. Eben ſo iſt auch der Deckel gemacht, damit der Regen nicht eindringe. Sie fertigen nächſtdem — wie die Xeberos — auch große Koffer, die von den Europäern gern gekauft werden (Quandt Surinam S. 231.).

*) Taf. IX. 1. 2. Jagdtaſchen der Schwarzfüßer. Prinz Neuwied I. 568.

Einen ausführlichen Bericht über die Korbflechterei der Caraiben finden wir bei Labat (voyage aux isles franç. de l'Amérique II. 16 ff.), woraus ich nur folgendes zur Ergänzung aushebe. Die Körbe der Caraiben haben gewöhnlich die doppelte Länge ihrer Breite und man hat ſie von 3 Fuß bis zu 8 u. 10 Zoll Länge, mit entſprechender Breite. Die höchſten ſind etwa 9 bis 10 Zoll hoch. Der Boden iſt flach und die Seiten ſenkrecht. Der Deckel iſt wie der Boden und genau ſchließend, er iſt ein Drittel niedriger als der eigentliche Korb. In dieſen Körben bewahren ſie alle ihre Habſeligkeiten. Auch Labat rühmt die Dichtheit und Trefflichkeit dieſer Körbe.

Endlich findet man bei den Americanern auch *Gefäße aus Holz*, ſo namentlich bei den Indianern um Portfrançais. Sie haben viele kleine Käſten, in denen ſie ihre koſtbarſten Habſeligkeiten aufbewahren und ſie an den Eingang ihrer Hütten ſtellen. Die Holzgefäße, in welchen ſie mit heißen Steinen ihre Fiſche kochen, und die als Teller und Schüſſel dienen, werden niemals gewaſchen (Lapérouſe II. 198.).

Fahrzeuge.

Die Fahrzeuge fanden wir ſchon auf den tiefſten Stufen der Cultur, und auch ſie ſcheinen, wie das Feuer, zu den Dingen zu gehören, welche die Unterſcheidungszeichen zwiſchen dem Menſchen und dem Thiere ausmachen. Keines der Thiere bereitet ſich ein Fahrzeug, um ein Waſſer zu durchſchneiden oder den dadurch unterbrochenen Weg fortzuſetzen, oder das Waſſer als Weg zu benutzen.

Die *Fahrzeuge*, welche wir bei den Americanern finden, ſind ſehr mannichfaltig; die einfachſten ſind unſtreitig die *Baumſtämme*, die man ein wenig aushöhlt und zum Faſſen einer Laſt geſchickt macht. Solche haben auch die rohen Kaliuſchen (Langsdorff II. 112.), die oft ſo groß ſind, daß ſie 30 bis 40 Menſchen faſſen. Die Amagua bauen Canots aus einem einzigen Stamme, die 17 Ellen lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit ſind. Der Cedernſtamm, der dazu gebraucht wird, muß ganz geſund und ohne Knoſpen der Aeſte ſeyn. Um den gefällten Baum ans Ufer zu bringen, muß Alles, Weiber und Kinder helfen; ſie belegen den Weg mit Walzen und ſchlüpfrigen Baumrinden und arbeiten fleißig mit Hebebäumen. Der Baum wird dann ausgehauen und das Canot wird fertig, ohne einen Nagel einzuſchlagen. Die Fahrzeuge werden am Vordertheile mit ſieben, am Hintertheile mit ſechs Indiern beſetzt, deren jeder ein langes Handruder hat. Ueber der Mitte des Canots ſind zwei aus großen Blättern geflochtene Dächer angebracht, die in der Mitte eine Elle weit von einander entfernt ſind (Murr Miſſ. Reiſe S. 83.). Sie haben aber auch kleinere aus einem Stück beſtehende Canots, die ſo leicht ſind, daß zwei Perſonen ſie auf den Schultern forttragen können (ib.).

Die Caraiben haben ähnliche Canots; ſie höhlen einen ſtarken Baum aus und treiben ihn dann durch Feuer, welches ſie in der Mitte machen, auseinander. Das friſche, ſaftvolle Holz wird durch die Hitze weich und läßt ſich dann jede beliebige Geſtalt geben (Quandt 231.)*).

Bei den Caraiben von S. Thomas fand Labat (voyage II. 10 ff.) zwei Arten von Fahrzeugen, beide aus einem Stück Akajouholz gefertigt: die Pirogue und der Bacaſſas. Die Pirogue war 29 Fuß lang und in der Mitte 4½ Fuß breit, ſie lief auf beiden Seiten ſpitz zu und die Spitzen traten ſehr hoch, etwa 15 bis 20 Zoll empor. Sie hatte neun Ruderbänke, die nur geſpalten und geglättet, nicht geſägt waren. Etwa 8 Zoll hinter jeder Bank und höher als dieſelbe, hatte man armdicke Stangen angebracht, welche an die Seiten der Pirogue befeſtigt waren, und theils die Spannung des Schiffes erhielten, theils als Lehne für die Ruderer dienten. In den Bord waren Löcher gebohrt, an welche Seile von Maho gingen, um das Gepäck feſt zu ſchnüren. Die andere Art Fahrzeug, der Bacaſſas, hatte 42 Fuß Länge und ziemlich 7 Fuß Breite in der Mitte. Das Vordertheil war erhaben, das Hintertheil aber platt und gerade. Am Vordertheil war das Bild eines kleinen Männchens ſchlecht ausgeſchnitzt aber ſorgfältig weiß, ſchwarz und roth gemalt, an ſeiner Seite war der bucanirte, oder im Rauch getrocknete Arm eines Engländers befeſtigt. Auch der Bacaſſas hatte Ruderbänke und noch eine etwa 15 Zoll hohe Erhöhung des Bords. Weder die Pirogue noch der Bacaſſas hatten ein Steuerruder, ſeine Stelle vertrat eine etwas größere Pagalle (Ruder), welche ein am Hintertheile ſitzender Mann regierte.

Aehnliche Canots fand Mackenzie bei den Indianern am Lachsfluſſe (52° 25′ 52″ N. Br.). Das Canot eines Häuptlings war aus Cedernholz gebaut, 45 Fuß lang, 4 Fuß breit und 5½ Fuß tief. Es war ſchwarz angeſtrichen und mit weißen Figuren von Fiſchen verſchiedener Art geziert. Der Dollbord, ſo wie das Vorder- und Hintertheil waren mit Zähnen von Seeottern ausgelegt (Mackenzie 502.).

Außer dieſen Fahrzeugen aus Holz finden wir auch deren, welche nur aus *Baumrinde* zuſammengeſetzt ſind. Sie ſind namentlich in Guiana gebräuchlich. Man macht ſie aus einem einzigen Stücke der Murianara, die eine anſehnliche Größe erreicht. Man macht zuvörderſt einen Einſchnitt in den Baum, ſo lang als der Kahn werden ſoll. Die Rinde wird durch Eintreibung von Keilen abgelöſet. Iſt ſie abgeſchält, ſo wird ſie durch eingeſtämmte Querhölzer offen erhalten, an beiden Enden aber werden Balken untergeſtämmt, um dieſe Theile der Rinde in die Höhe zu treiben. Verticale Einſchnitte von je 2 Fuß Länge und einigen Zoll Tiefe verhindern, daß ſich die

*) Eine ausführliche Beſchreibung der Anfertigung ſolcher Canots ſ. bei Labat voyage aux Isles françaises de l'Amerique II. 176.

Seiten nicht zuſammenrollen. Nachdem man die ſo behandelte Rinde einige Tage der Witterung ausgeſetzt hat, wird das Fahrzeug in Gebrauch genommen. Obgleich ein ſolcher Borkenkahn ſo unſicher iſt, daß auch die geringſte Bewegung der darin Sitzenden ihn der Gefahr des Umwerfens ausſetzt, ſo ſieht man doch oft drei Menſchen mit ihrem Gepäck darin. Der größte Vortheil iſt, daß man mit dieſen Borkenkähnen auch flache Stellen befahren kann. Ein Mann kann ſie bequem auf dem Kopfe über einen Katarakt tragen. Beim Aus- und Einſteigen iſt freilich große Vorſicht nöthig (Schomburgk Reiſe 206.). Die Indianer am Miſſouri fertigen in ähnlicher Weiſe aus der Rinde der Papierbirke (betula papyracea) große Fahrzeuge. Der Baum iſt oft mehr als mannsdick, die Rinde wird in großen Tafeln mit Leichtigkeit abgehoben (Prinz Neuwied II. 81.).

Sehr allgemein in Südamerica ſind die Fahrzeuge aus Häuten. Die Abiponer, welche überaus geſchickte Schwimmer ſind, bedienen ſich ſolcher Fahrzeuge namentlich zu Fortſchaffung ihrer Habſeligkeiten. Sie nennen dieſes Fahrzeug Natac, die Spanier Pelota. Um ein ſolches herzuſtellen, nimmt man eine rohe, haarigte, ungegerbte Ochſenhaut, ſchneidet davon die Füße und den Hals weg, ſo daß ſie faſt viereckigt wird, und beugt dann die vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufwärts; man bindet ſie mit Riemen feſt, damit ſie aufrecht bleiben und die viereckigte Geſtalt nicht verlieren. Auf den Boden der Pelota legt man den Sattel und das übrige Gepäck an Statt des Ballaſts. Derjenige, der über den Fluß ſetzen will, ſtellt ſich in die Mitte und achtet auf die Erhaltung des Gleichgewichts. An der Seite der Ochſenhaut wird nun an Statt eines Schiffsſeiles ein Riemen befeſtigt. Dieſen nimmt der Schwimmer in die Zähne oder in die eine Hand und zieht ſo, während er mit der andern rudert, das Fahrzeug mit ſich fort, ohne daß der Darinſitzende einer Gefahr ausgeſetzt würde, wenn auch die Wellen hoch gehen. Traut der Schwimmende ſeinen Kräften nicht, ſo hält er ſich an den Schwanz des vor ihm ſchwimmenden Pferdes an. Sollte die Ochſenhaut durch Regen und Näſſe erweicht werden, ſo ſpannt man dieſelbe durch Baumäſte wiederum an. Dobritzhoffer rühmt die Bequemlichkeit und Sicherheit dieſer Fahrzeuge (Dobritzhoffer II. 149 ff.).

Auch bei den Nordamericanern fand Prinz Neuwied ähnliche, aus Biſonhaut gefertigte Fahrzeuge (I. 528. II. 128.).

Ein anderes, auch aus Häuten gefertigtes Fahrzeug, welches an der Südweſtküſte Americas, in Peru gebräuchlich, iſt die Balſa. Dieſe beſteht aus Häuten der Seewölfe, welche gut zuſammengenäht und mit Luft angefüllt werden. Man legt die Häute zuſammen und durchbohrt beide mit einer Ahle von Fiſchgräte; in jedes Loch ſteckt man einen Holzpflock oder eine Fiſchgräte, um welche man oben und unten naſſe Gedärme windet, damit die Luft nicht herausdringen kann. Zu einer Balſa gehören zwei ſolche gefüllte Häute, welche man durch dar-

über gelegte Holzſtäbe verbindet, an dem Vordertheile ſtoßen die Häute zuſammen, während ſie am Hintertheile entfernter von einander ſind. Der Fiſcher ſetzt ſich auf das über die Stäbe gelegte Fell und rudert mit einem Ruder von zwei Schaufeln; iſt der Wind günſtig, wird auch ein kleines Segel von Baumwolle aufgeſteckt. Um die den Häuten entfahrene Luſt zu erſetzen, hat er zwei Darmſchläuche vor ſich, durch welche er ſeine Häute wiederum füllen kann (Frezier voyage de la mer du Sud. 109.).

Dieß über die Befahrung der Flüſſe und anderer Gewäſſer. Zum Fortkommen auf dem feſten Lande, namentlich zur Fortſchaffung des Gepäckes, bedienen ſich die Americaner theils der Thiere, theils beſonderer Geräthe.

Das Laſtthier der Ureinwohner von Süd- und Mittelamerica war das Lama, das der jetzigen iſt das Pferd und im Norden der Hund. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß das Pferd erſt im 16. Jahrh. durch die Europäer nach America gekommen und daß es ſich ſeitdem dort zu unglaublich großen, wildgewordenen Herden vermehrt habe. Im Laufe der Jahrhunderte ſind dieſe Nationen überaus geſchickte Reiter geworden, die ganz und vollkommen auf ihrem Roſſe zu Hauſe ſind. Sie verſtehen das wildeſte Pferd zu bändigen, ſo daß es ihrem Willen ganz gehorſam iſt. Sie drehen daſſelbe nach Belieben im Kreiſe, ſie drehen ſich geſchwind um daſſelbe herum, ſo daß ſie ſich mit den Fußſpitzen an den Rücken des Roſſes aufhängen. Sehen ſie einen Feind auf ſich zielen, ſo ſchwenken ſie ſich unter den Bauch des Pferdes (Dobritzhoffer II. 512.).

Auch die Nordamericaner in den Steppen am Miſſouri ſind kühne und geſchickte Reiter. Prinz Neuwied ſah Männer vom Volke der Mönnitari ihre vom Brauſen des Dampfſchiffes ſcheu gewordene Pferde mit außerordentlicher Leichtigkeit tummeln, indem ſie dieſelben durch die Hiebe ihrer kurzen Peitſchen nach Art der Coſaken heranzutreiben ſuchten. Mit dem Zügel am Unterkiefer befeſtigt, arbeiteten ſie die zum Theil leichten raſchen Pferde durch das Weidendickicht hindurch. Steigbügel*) — die bei den Peruanern allgemein — hatten ſie meiſtens nicht, ſaßen aber dennoch ſehr feſt auf dem nackten Pferde; manche von ihnen ritten auf einem dem ungariſchen Bocke ähnlichen Sattel (Neuwied I. 412.). Die Aſſiniboins ſatteln und zäumen die Pferde wie die Mönnitari. Der als Zügel an den Unterkiefer des Pferdes angebundene Strick aus Biſonhaar gedreht iſt immer ſehr lang und ſchleiſt auf der Weide nach, wenn das Thier nicht angebunden iſt. Viele haben große ſchuhförmige Steigbügel von Pergament, alle aber eine kurze Peitſche in der Hand, welche meiſtens aus dem Ende eines Elkgeweihes gemacht und oft bunt verziert

*) S. den Reiter auf Taf. III., der im Begriffe iſt, ſeinen Pfeil auf einen Biſon abzuſchießen; nach Prinz Neuwied.

iſt (Neuwied I. 443.). Die Schwarzfüßer haben ähnliche Zäume und einen Sattel, wie der ungariſche Bock; er beſteht aus zwei breiten, flachen Bretern, winkelartig gegeneinander geneigt, welche längs den Seiten des Pferderückens liegen, und hat hinten und vorne einen hohen, geradeaufſtehenden Fortſatz, von welchem häufig Lederfranſen herabhängen. Er wird mit einem Felle bedeckt, ein anderes liegt unter demſelben, beide bilden bei Nacht das Bett des Reiters. Die Schwarzfüßer lieben als Luxusartikel ſchöne Schabracken von einem großen Pantherfelle, die ſie meiſt aus den Rocky mountains erhalten. Da ſolche Thiere jetzt ſchon ſeltener werden, ſo bezahlt man die Felle oft theuer, oft mit einem guten Pferde, oder ſogar mit mehreren und ſelten unter 50 Ducaten an Werth. Das Pantherfell wird querüber gelegt, ſo daß der lange Schwanz an einer Seite herabhängt, und iſt mit Scharlachtuch unterlegt, welches rundum an den vier Borten ſowohl als an dem Kopfe und Schwanze einen breiten Saum bildet (Neuwied I. 569.). Daß die Pferde gemalt werden, haben wir ſchon oben aus den Nachrichten deſſelben Reiſenden gemeldet.

Nächſt dem Pferde iſt auch der Hund von den Nordamericanern als Laſtthier benutzt. Die Indianer von Portfrançais haben Hunde, das einzige Thier, mit dem ſie in Frieden leben. Es ſind kleine Schäferhunde; ſie ſind wild, bellen faſt nie und in jeder Hütte ſind 3 bis 4 derſelben (Lapérouſe II. 198.). Bei den Mönnitari ſah Prinz Neuwied die Hundeſchleifen (Travail oder Trawage), Geſtelle, die auf dem Rücken der Thiere befeſtigt werden und hinten nachſchleifen; auf dieſen wird das Gepäck mit Riemen befeſtigt (N. I. 410.). Auch die Aſſiniboins haben ſolche Schleifen (ib. 444.).

Endlich finden wir auch bei den nördlichen Americanern die *Schlitten* und die *Schneeſchuhe*. Die Schlitten ſind 8 bis 10 Fuß lang und ſehr ſchmal. Sie beſtehen aus zwei oder drei ebenen, vorn aufwärts gekrümmten Bretern, die mit Querleiſten verbunden ſind. Sie ſind ſo dünn, daß ſie ſich mit einer ſchweren Fracht nach den Unebenheiten des Bodens biegen, über den ſie hingleiten, die Fracht wird um die Ränder herum mit Schnüren befeſtigt. Die Hunde werden durch einen beſonderen Treiber in Ordnung gehalten (Franklin Reiſe I. 108.). Die Kinder der Mandans fertigen ſich Ruſchelſchlitten aus einem ausgehölten Bret oder aus dem Rückgrate eines Biſon, woran einige Rippen ſtehen gelaſſen ſind (Prinz Neuwied II. 307.).

Im Norden hat man auch *Schneeſchuhe*. Der Schneeſchuh wird aus zwei leichten hölzernen Stäben gefertigt, welche an ihren Enden vereinigt und durch Querhölzer auseinander gebogen ſind. Die Seitenſtäbe werden zuvor über einen Rahmen und zwar ſo am Feuer getrocknet, daß das Vordertheil des Schuhes wie ein Boot aufwärts gekrümmt iſt und das Hintertheil ſich in eine ſcharfe Kante verläuft. Der zwiſchen den Stäben befindliche Raum iſt durch ein feines Netz von Riemen ausgefüllt und nur der Theil hinter dem Hauptſtabe, in

welchen der Fuß geſetzt wird, mit einem dichten, ſtarken Netze verſehen. An dem letzteren wird der Fuß durch Riemen befeſtigt, welche um die Hacke gehen, aber nur die Zehen feſthalten, ſo daß ſich die Hacke nach jedem Schritte erhebt und das Hintertheil des Schuhes auf dem Schnee nachgezogen wird. Zwiſchen dem Hauptſtabe und dem nächſten nach vorn iſt eine kleine Lücke gelaſſen, damit ſich die Zehen beim Aufheben der Hacke ein wenig niederbeugen können und an den Spitzen keine Reibung erleiden. Die Länge des Schneeſchuhes beträgt 4 bis 6 Fuß und deſſen Breite 1½ bis 1⅓, je nach der Größe desjenigen, der ihn trägt. Die Bewegung beim Gehen iſt durchaus natürlich, denn der eine Schuh ruht auf dem Schnee, während der Rand des andern über denſelben weggleitet. Es gehört einige Geſchicklichkeit dazu, ſich derſelben zwiſchen Büſchen zu bedienen, ohne häufig hinzuſtürzen, und wenn dieß geſchehen iſt, ohne fremde Hülfe aufzuſtehen. Jeder Schuh wiegt, wenn er nicht mit Schnee beſchwert iſt etwa zwei Pfund. Die Schneeſchuhe der nördlichen Indianer weichen von denen der ſüdlichern darin ab, daß ſie ſich mehr nach Außen krümmen, woraus der Vortheil entſpringt, daß beim Aufheben des Fußes durch das Niederſinken der ſchwerſten Seite der Schnee abgeworfen wird. Wie ſehr auch die Europäer den Indianern an Kunſtfleiß überlegen ſind, ſo haben ſie dennoch an dieſem nützlichen Geräth keine Verbeſſerung anbringen können (Hood bei Franklin Reiſe I. 107. f.).

Eheſtand und Familienleben.

Wir ſahen bisher das Weib, den ſchwächern Theil, als den dienenden, den Mann als den herrſchenden und finden dieſelbe Erſcheinung auf dieſer und den folgenden Stufen der Cultur, ſo wie bei allen Völkern der paſſiven Menſchenart. Bei allen americaniſchen Völkern iſt der Mann der Herr, der die Pflicht hat, für Herbeiſchaffung der Nahrungsmittel zu ſorgen, die Frau aber ſeine Dienerin, der die Bereitung der Nahrung, die Anfertigung der dazu nöthigen Geräthe, ſo wie der Kleidung u. ſ. w. obliegt. Bei allen americaniſchen Völkern hält ſich der Mann ſo viele Frauen, als er ernähren kann.

Die Charruas nehmen ſich ein Weib, ſobald ſie den Geſchlechtstrieb in ſich erwachen fühlen. Nie heirathet der Bruder die Schweſter, obſchon darüber keine Art von Geſetz vorhanden iſt. Die Heirath wird wie ein Geſchäft abgemacht und wie alles übrige, was ſie vornehmen, mit kaltem Blut und großem Ernſt. Der Bräutigam geht zu den Eltern derjenigen, welche er haben will und die niemals ſeine Hand ausſchlagen wird. Von der Verheirathung an bildet der junge Mann einen beſonderen Hausſtand und ſorgt für die Nahrungsmittel, denn vorher lebte er ohne etwas zu thun auf Koſten ſeiner Eltern; er geht weder mit in den Krieg noch in die Rathsverſamm-

lungen. Die Männer haben oft mehrere Frauen, aber nie hat eine Frau mehrere Männer, wohl aber verlaſſen die Frauen den Mann, der mehrere hat, wenn ein unverheiratheter Mann ſie haben will, denn die Eheſcheidung iſt ganz frei und willkührlich, doch iſt eine Trennung ſelten, wenn Kinder vorhanden ſind (Azara II. 20.).

Die Abiponer heirathen erſt im geſetzten Alter und ſelten vor dem fünfundzwanzigſten Jahre, die Mädchen nicht vor dem neunzehnten oder zwanzigſten. Viele ſchätzen ſogar ihre jungfräuliche Freiheit ſo hoch, daß ſie nur aus Gehorſam gegen ihre Eltern und nicht aus Neigung in die Eheverbindung einwilligen, wie ſie denn alleſammt keuſch und rein leben, und ihre Ehre mit aller Entſchloſſenheit vertheidigen. Unzucht und Ausſchweifung ſind bei den Abiponern unerhörte Laſter. Spanierinnen, die von Abiponern gefangen jahrelang unter ihnen lebten, kehrten endlich unangetaſtet zu den Ihrigen zurück und verſicherten ſowohl im Beichtſtuhle, als auch öffentlich, daß ihre Ehre nirgend beſſer als bei den Abiponern verwahrt wäre. Wenn ein Abiponer ein Mädchen heirathen will, ſo muß er zuerſt mit den Eltern deſſelben über den Preis dafür einig werden. Dieſer beſteht meiſtens in vier und mehreren Pferden, Bündeln von Glaskorallen, Scheibchen von Schneckenſchalen, bunten Stoffen oder Kleidern aus Wolle, einer Lanze mit Eiſenklinge und andern dergleichen Dingen. Zuweilen haben jedoch die Mädchen ſolche Verhandlungen dadurch rückgängig gemacht, daß ſie gar nicht davon reden hören wollten, viele entflohen in die Wälder und Gebüſche an den Seen, um dem Eheſtande zu entweichen. Iſt man jedoch endlich von allen Seiten einig, ſo wird die Braut in die Hütte ihres Gatten gebracht. Acht Mädchen halten dabei ein zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe, worunter die Braut mit niedergeſchlagenen Augen traurig, ſtill und ſchamhaft zwiſchen einer Menge Zuſchauer einherſchreitet. Nachdem ſie von ihrem Manne freundlich empfangen und begrüßt worden, wird ſie von den Mädchen auf dieſe Art, wie ſie angekommen, in die väterliche Wohnſtätte zurückgebracht und nun trägt ſie aus dieſer in einem zweiten und dritten Zuge einen Kürbiß, die Töpfe, das zum Weben nöthige Geräth in das Zelt des Mannes. Von da kehrt ſie aber allemal nach einer kurzen Unterredung wieder zu den Eltern zurück, ſo daß auch der Mann, um zu ſchlafen und zu eſſen, dahin gehen muß. Erſt nachdem die Eltern von der Rechtſchaffenheit ihres Schwiegerſohnes überzeugt ſind, oft erſt nachdem die Tochter Mutter geworden, geſtatten ſie dieſer, ganz zu ihrem Manne zu gehen. Die Hochzeit wird zuweilen von den Männern durch ein Saufgelage gefeiert, zuweilen verkündet ein Knabe, der an der oberſten Spitze des Zeltes ſitzt, die Vermählung durch eine Trommel. Vielweiberei iſt bei den Abiponern etwas ſeltenes; Männer, die mehrere Frauen haben, vertheilen dieſe in meilenweit von einander entlegene Wohnplätze, da ſonſt, wenn alle in einer Hütte beiſammen ſind, des Zankes und

Streites um die Herrſchaft und die Gunſt des Mannes kein Ende iſt. Die Abiponer haben für dieſe Art Streit ein beſonderes Wort „Nejenta“. Das Band der Ehe iſt bei den Abiponern nicht weniger loſe als bei den Charruas und den übrigen Americanern; der Mann verſtößt oft ſeine Frau aus bloßem Mißfallen und es bedarf durchaus keiner weiteren Angabe der Gründe, welche den Mann zu ſolchem Verfahren beſtimmen. Reizt ihn eine ſchönere, ſo wird die erſte Frau verſtoßen, wenn ſie auch noch ſo treu, fleißig und ſelbſt Mutter geweſen. Zuweilen rächen freilich die Verwandten, wenn ſie ſich bei einem Trinkgelage berauſcht haben, die angethane Schmach; zuweilen wird auch die Verſtoßene ſogleich wieder von einem anderen Manne zur Frau genommen. Wie die Charruas vermeiden auch die Abiponer die Heirath zwiſchen Blutsverwandten und halten dieſe für etwas Schändliches; eben ſo iſt auch Ehebruch etwas verabſcheutes und den Frauen erwächſt keine Gefahr von den andern Männern. Die Männer ſind übrigens außerodentlich eiferſüchtig und würden Angriffe auf die Tugend ihrer Gattin auf das grauſamſte rächen (Dobrizhoffer **II. 251** ff.).

Bei den Pehuenchen wird die Braut ebenfalls den Eltern abgekauft; der Liebhaber meldet ſich beim Vater, der ihm einen Preis ſetzt, der im Verhältniß zum gegenſeitigen Beſitzthum von Pferden, Sattelzeug, ſilbernen Sporen, Zierrathen und Waffen beſteht nnd Quegutun heißt, oder in Kühen und Schafen erlegt und Mavatun genannt wird. Zeigt ſich der junge Mann geneigt, den Preis zu zahlen, ſo gilt es nicht für einen niedrigen Treubruch, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier ſo hoch zu treiben ſucht, als er nur irgend kann. Allein mit Befriedigung der Eltern iſt der Handel noch nicht geſchloſſen, denn jeder Verwandte des Mädchens muß im Verhältniß ſeines Verwandtſchaftsgrades ein Geſchenk erhalten; Feſtlichkeiten oder irgend eine Art von bürgerlichen oder religiöſen Ceremonien ſind bei der Hochzeit nicht im Brauche. Der Ehemann hat das Recht, ſeine Frau zu verſtoßen, oder die Frau verläßt den Mann. Will er ſie dann nicht wieder annehmen, ſo ſind die Eltern verbunden, den Kaufpreis zurückzuerſtatten und ſie erhalten die Enkel, die kein getrennter Mann behalten kann. Außerdem muß der Mann die Eltern ſeiner Frau unterſtützen, wenn ſie es verlangen, und bei den Araucanen müſſen die Eltern ein bedeutendes Geſchenk erhalten, wenn die Frau ſtirbt. Uebrigens bemerkt man keine Zärtlichkeit gegen die Frauen bei den ſtolzen Männern, die dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben fürchten würden (Pöppig Reiſe **I. 384.**).

Die Arowaken beſtimmen ihren Töchtern ſchon im Voraus einen Mann. Will etwa Jemand für ſeine Tochter einen ſolchen haben, ſo läßt er denjenigen, den er dazu auserſehen, bei einem Beſuch durch ſeine Tochter Eſſen vorſetzen; wird dieſes von ihm angenommen, ſo iſt auch die Heirath geſchloſſen; läßt er daſſelbe aber ſte-

hen und bringt Entſchuldigungen vor, ſo weiß der Vater, woran er iſt. Dieß kommt jedoch ſelten vor, da der Vater ſich vorher immer genau erkundigt, ob der Freier Neigung zu der Perſon habe. Der Mann hat zwar keinen beſtimmten Preis für eine Frau an deren Vater zu zahlen, allein er iſt verbunden, denſelben auf Reiſen und in Geſchäften zu unterſtützen. Iſt nun das Mädchen noch klein, daß der Bräutigam auf ihre Mannbarkeit einige Jahre warten muß, ſo nimmt er einſtweilen eine andere, etwa eine Wittwe, die ihm auch mehrentheils von ſeinem Schwiegervater angerathen oder gegeben wird, wenn er in ſeiner Familie eine dazu taugliche Perſon hat. Iſt dann das Kind mannbar, ſo wird daſſelbe die eigentliche Frau und die Stellvertreterin bleibt als Magd bei ihr. Die Heirath wird dadurch vollzogen, daß die Mutter die Hängematte des Bräutigams neben die ihrer Tochter aufbindet. Wird eine Frau Wittwe, ſo iſt das erſte, daß ihr von den Anverwandten des Mannes der Kopf geſchoren wird, und ehe das Haar ſeine gehörige Länge hat, darf ſie nicht wieder heirathen. Ueberhaupt hängt eine zweite Heirath nicht von dem Willen der Wittwe ab, ſondern der nächſte Verwandte des verſtorbenen Mannes hat das Recht ſie zu heirathen, und ſie wird dann oft die zweite oder dritte Frau deſſelben, wenn er ſie nicht mit Jemand anderem verheirathen will, der ſie ihm abkaufen muß, etwa für eine Flinte, einen Kahn oder eine eiſerne Coſſabiplatte. Heirathet ſie Jemand ohne die Einwilligung des rechtmäßigen Erben, ſo entſtehen daraus oft die blutigſten Fehden. Ein Schwiegerſohn darf niemals das Angeſicht ſeiner Schwiegermutter ſehen; iſt ſie bei ihm im Hauſe, ſo wird eine Scheidewand gemacht; reiſet ſie mit ihm in einem Kahn, ſo ſteigt ſie zuerſt hinein, damit ſie ihm den Rücken zukehren kann (Quandt S. 247.). Aehnliches findet ſich auch bei den Caraiben (Davies S. 332 ff.).

Bei den Braſilianern konnten ſich Verwandte heirathen, und es war nur die eigene Mutter, die eigene Schweſter und die eigene Tochter ausgenommen. Hochzeitfeierlichkeiten gab es nicht; ein Mann konnte mehrere Frauen haben, unter denen auch keine Eiferſucht bemerkt wurde. Ehebruch war ſelten und die Schuldige ward getödtet oder verſtoßen. Der Vater aber hatte das Recht, ſeine unverheiratheten Töchter dem erſten beſten Gaſte anzubieten (Lery 262.)

Bei den Völkern am Orinocco findet ſich ebenfalls die Ehe, die überaus eiferſüchtig aufrecht erhalten wird. Wie bei den Arowaken in Surinam geht die Heirath ohne große Umſtände vor ſich, und wie bei dieſen zieht nicht die Braut zum Manne, ſondern der Bräutigam zieht zur Braut und tritt bei deren Vater als Sohn und Gefährte ein (Gilij storia amer. II. 240.). Auflöſung der Ehe iſt ſehr gewöhnlich und geht meiſt von den Männern aus, doch dauert, namentlich wenn Kinder vorhanden ſind, die Ehe lange Zeit. Beiſpiele zärtlicher Gattenliebe kommen vor. Die Vielweiberei iſt allgemein.

Die Tamanachen haben ſtets zwei Weiber. Bei den Caraiben fand man häufig fünf Frauen (Gilij a. a. O.).

Bei den Nordamericanern iſt es im Weſentlichen nicht anders; die Ehe wird nicht auf Lebenszeit geſchloſſen, beide Theile ſind darüber einverſtanden, daß ſie nicht länger beiſammen bleiben werden, als ſie ſich gefallen. Dem Manne ſteht volle Freiheit zu, ſeine Frau zu verſtoßen und der Frau davonzugehen. Der Indianer nimmt ſeine Frau gleichſam auf Probe, doch mit dem ſtillen Vorſatze, ſie nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie ſich gut beträgt und vorzüglich nicht, wenn er Kinder von ihr hat. Die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles mögliche, dem Manne zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallenſteller iſt, der ſie durch ſeine Geſchicklichkeit zu ernähren, durch ſeinen Muth zu ſchützen vermag. Beim Antritt der Ehe erbaut der Mann eine Hütte, ſorgt für Aerte, Hacken, Schüſſeln, Keſſel, Kahn und das nöthige Geräth und Geſchirr. Die Frau bringt gewöhnlich dem Manne ein Paar Keſſel und andere Geräthe mit. Bei Neuverbundenen giebt ſich der Mann, ohne jedoch durch ein einziges Wort ſeine Liebe zu äußern, alle Mühe ſeiner Frau zu gefallen und bringt möglichſt viele Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit in der Jagd; bei Tages Anbruch geht er mit der Flinte davon und erſcheint zum Frühſtück mit einem Hirſch, wälſchen Hahn oder ſonſt einem Stücke Wild. Die Frau hat die Bereitung der Nahrung über ſich, ſie ſchafft Brennholz, das reife Korn und dergl. herbei. Die Männer freuen ſich, wenn ihre Frau hübſch geputzt einhergeht und den kranken und ſchwangern Frauen ſchafft der Mann jede Speiſe, zu welcher ſie Luſt hat, um jeden Preis herbei. Ein Indianer ging 40 bis 60 Meilen weit, um ſeiner Frau eine Schüſſel Kranichbeeren zu verſchaffen, ein anderer holte 100 Meilen weit Wälſchkorn herbei. Ein Mann, der ſeine Frau gut behandelt, wird ſehr geachtet und man ſagt von ihm: dieſer Mann hat ſeine Frau wirklich lieb. Selten läßt ſich ein Mann herab, mit ſeiner Frau zu zanken oder ſie zu ſchimpfen, wenn er auch Urſache hätte. In ſolchen Fällen nimmt er ſeine Waffen, geht in den Wald und bleibt dort eine oder zwei Wochen, ohne ihr vorherzuſagen, wann er wieder kommen wird. Sie geräth dadurch in einen Zuſtand der Ungewißheit und wird auch bei den andern Frauen als ein zankſüchtiges Weib bekannt. — Die Heirath*) wird in der Regel durch die beiderſeitigen Eltern unterhandelt; die Mutter des Bräutigams macht gewöhnlich den Anfang, ſie bringt eine Wildkeule oder dergl. ins Brauthaus, wobei ſie bemerkt, daß ihr Sohn dieß erlegt habe. Die Mutter der Braut bringt nun, wenn ihr die Heirath angenehm iſt, eine Schüſſel Eſſen, was die Tochter erworben und bereitet, etwa Bohnen, Korn

*) Ich theile gegen den Schluß des Bandes eine americaniſche Heirathgeſchichte mit, wie ſie Crevecoeur von einem Eingebornen vernahm.

und dergl. zum Bräutigam; haben die jungen Leute erklärt, daß das Gebrachte gut ſey, ſo iſt die Heirath in Richtigkeit. Beide Theile fahren fort, ſich zu beſchenken und beſchenken auch die Eltern mit Kleidungsſtücken, und die Kinder werden mit dem nöthigen Geräthe verſehen. Junge Männer, die keine Eltern haben, gehen zu dem Mädchen, ihre Braut, und ſagen: wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich dich zur Frau nehmen, worauf ſie, wenn ſie einwilligt, entweder gleich mit geht oder zur verabredeten Zeit nachkommt. Oder der Indianer geht zur Dirne, legt ſeine beiden Zeigefinger dicht neben einander, „macht zwei ausſehen wie eins", ſie verſteht es und antwortet gemeiniglich mit Ja. Bei den Chippewäern findet bei Gelegenheit der Heirath einige Feierlichkeit Statt. Iſt die Sache vorläufig beredet, ſo kommt der Bräutigam, der ſich durch ein Schwitzbad vorbereitet, zur Geliebten, ſetzt ſich auf die Erde und raucht ſeine Pfeife. Während dem Rauchen wirft er beſtändig kleine Stückchen Holz, etwa einen Zoll lang, eines nach dem andern bis auf hundert nach ihr. So viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, ſo viel Geſchenke muß der junge Mann dem Vater geben. Der junge Krieger giebt ſodann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet, darauf wird unter Abſingung der Kriegslieder getanzt. Iſt dieß vorüber und hat der Bräutigam ſeine Geſchenke abgeliefert, auch dergleichen von den Verwandten der Braut empfangen, ſo bedeckt der Vater das Brautpaar mit einer Bieberdecke und giebt ihnen eine neue Flinte und einen Kahn von Birkenrinde. Bei den Nadoweſſiern diente der Bräutigam bei dem Vater der Braut ein Jahr lang als Knecht, im Fall er noch nicht verheirathet war. Hat ſich nun der Vater von der Tüchtigkeit des jungen Mannes überzeugt, ſo führt er das Brautpaar zu einem freien Platz in der Mitte des Lagers, wo die Häuptlinge und erſten Krieger ſchon verſammelt ſind. Der erſte Häuptling macht öffentlich die Abſicht der jungen Leute bekannt, nennt ihre Namen und fragt, ſie ob ſie ihre Vereinigung wünſchen. Iſt dieß auf vernehmliche Weiſe geſchehen, ſo ſchießen die Krieger ihre Pfeile über ihren Köpfen hin und der Häuptling erklärt ſie für Mann und Frau. Der Bräutigam nimmt nun ſeine Braut auf den Rücken und trägt ſie unter lautem Zuruf der Verſammlung in ſein Zelt, worauf dann der junge Mann ein möglichſt ſtattliches Mal bereitet. Bei andern Nordamericanern wurden Braut und Bräutigam auf eine Matte in der väterlichen Hütte geſtellt, ein Stab von ihnen gehalten und dieſer in ſo viel Stücken zerbrochen, als Zeugen zugegen waren. Ein jeder derſelben nahm eines der Bruchſtücke an ſich (Heckewelder nach Long und Carver S. 246 bis 269.). Die Kaljuſchen haben eine beſondere Vorbereitung der Mädchen zum Brautſtande. Wenn man bei einem jungen Mädchen die erſten Zeichen der Mannbarkeit bemerkt, ſo läßt man ſie in einer kleinen Hütte von Eltern und Bekannten abgeſondert wohnen. Man giebt ihm alsdann in zwei Ta-

gen gar nichts und in den folgenden nur ſehr wenig zu eſſen und mäßig zu trinken. Das Getränk — Waſſer — muß ſie durch den Flügelknochen eines weißköpfigen Adlers ſchlürfen und darf nie mehr als drei Züge thun. Denn je weniger ein Mädchen in dieſer Zeit trinkt, je länger ſie eine ſtrenge Enthaltſamkeit fortſetzt und je mehr ſie ſich häuslich beſchäftigt, um deſto größer wird in der Folge die wechſelſeitige Anhänglichkeit in der Ehe ſeyn. Oft lebt ein ſolches Mädchen ein ganzes Jahr lang eingezogen, einſam und ohne Geſpielen und erwirbt ſich in der Folge die Liebe ihres Mannes durch angewöhnte Häuslichkeit. Gewöhnlich hat der Kaljuſche nur eine Frau, und nur wenige ſehr wohlhabende Oberhäupter halten ſich zwei, eine alte und eine junge. Sittlichkeit, Schamhaftigkeit, Anhänglichkeit und eheliche Treue charakteriſiren im Allgemeinen das weibliche Geſchlecht dieſer Nation und unterſcheiden ſie weſentlich von den aleutiſchen Nachbarn. So lange eine Frau fähig iſt Kinder zu gebähren, ſondert ſie ſich jeden Monat auf einige Tage in einer beſondern Hütte ab und gilt dann als untüchtig für die häuslichen Geſchäfte (Langsdorff II. 114 f.).

Auch bei den Nordamericanern iſt die Vielweiberei geſtattet und es iſt ſehr gewöhnlich, daß ein Mann zwei oder ſämmtliche Schweſtern aus einer und derſelben Familie heirathet. Die jüngeren und die kinderloſen Frauen ſind ſodann den älteren unterthänig und gehorſam. Das gemeinſame Beſtreben, dem Manne ſich gefällig zu machen und die Hoffnung Mutter zu werden erhält alle in Einigkeit und Heiterkeit. Je mehr aber ein Indianer Frauen hat, deſto größere Achtung genießt er, denn er gilt für einen beſonders geſchickten und gewandten Jäger (Heckewelder nach Lony 268.). Bei den Kniſtenos lebt, wie bei den Völkern am Orinocco, der junge Mann bei ſeinem Schwiegervater, der ihn jedoch bis zur Geburt des erſten Kindes ziemlich als Fremdling behandelt (Mackenzie 167.).

Wie bei den Südamericanern ſo ſind auch bei den Nordamericanern die Männer überaus eiferſüchtig, und die Untreue wird an den Frauen durch Prügel oder durch Verſtoßung und Fortjagen beſtraft. Oft wird ihnen auch die Naſe zum bleibenden Zeichen ihrer Schmach abgebiſſen (Heckewelder S. 268.), was namentlich von den Nadoweſſiern gemeldet wird (Carver S. 375.). Die Schwarzfüßer, die oft ſechs bis acht Weiber nehmen, beſtrafen den Ehebruch ebenfalls mit Abſchneiden der Naſe und der Haare und mit Verſtoßung. Eine ſo beſtrafte Frau findet keinen andern Mann und arbeitet dann gewöhnlich um Lohn oder für den Lebensunterhalt in andern Zelten, wartet die Kinder und dergl. Man hat Beiſpiele, daß der Ehemann die Untreue der Frau mit dem Tode beſtrafte und ihrem Liebhaber Pferde und andere werthvolle Dinge wegnahm, was dieſer ruhig geſchehen laſſen mußte (Prinz Neuwied I. 571.). Bei den Crih-Indianern, die mit den Europäern in längerem Verkehre ſtehen, iſt Ehe-

bruch ein nicht ſeltenes Laſter, was der Mann am Weibe durch eine derbe Tracht Prügel ſofort beſtraft. Der beleidigte Ehemann wagt aber nicht eher den Verbrecher zu Rede zu ſtellen, als bis ſie ſich einmal zuſammen im Fort betrunken; es entſteht dann eine Balgerei, die gewöhnlich mit einem Paar Händen voll Haare endigt. Ehrliebende Männer rächen ſich jedoch oft bei nüchternem Muthe, ſie gehen mit der größten Gelaſſenheit zum Verbrecher, ergreifen deſſen Gewehr oder irgend einen anderen werthvollen Gegenſtand und zertrümmern denſelben vor den Augen des Beſitzers, der ruhig zuſchaut (Franklin I. 71.).

Sehr ſeltſam ſteht der Strenge der Ehe der Gebrauch gegenüber, daß die Indianer dem Fremden nicht allein ihre Töchter, ſondern auch ihre Frauen darbieten. So fand Carver bei den Killiſtinos den Gebrauch, daß Häuptlinge und Andere den Europäern ihre Frauen zur Geſellſchaft anboten und es ward verſichert, daß dieſes Anbieten vor der Ankunft der Europäer eine Pflicht der Höflichkeit geweſen wäre. Eben ſo war es gebräuchlich, daß junge Krieger Nachts in die Wohnungen einſtiegen und mit einem Licht, das ſie ſorgfältig mit der hohlen Hand verdeckten, ans Lager der Geliebten traten; wenn ſie es ausblies, wurden ſie angenommen. Ueberhaupt darf eine Indianerin vor der Verheirathung allen ihren Trieben folgen. Eine Frau unter den Nadoweſſiern wurde mit beſonderer Achtung behandelt, weil ſie in jüngern Jahren ein Reißfeſt gegeben hatte, wobei 40 der vorzüglichſten Krieger eingeladen waren, denen ſie in ihrem Zelte Reiß und Wildbrät vorſetzte und während des Schmauſes hinter einem Schirme nach und nach allen noch einen andern Genuß darbot (Carver bei Heckewelder 268 f.). Etwas ähnliches meldet Eſchwege (Journal v. Braſilien I. 97.) von braſilianiſchen Indianern, welche alle Jahre ein Trinkfeſt feiern, zu deſſen beſonderer Würze für die Helden eine unverheirathete, allen beſtimmte Schöne durch das Loos erwählt wird. Außerdem werden wir bei Betrachtung des religiöſen Zuſtandes der Nordamericaner und zwar gewiſſermaßen als Opfer eine ähnliche ſeltſame Sitte finden.

Bei den Miſſouri-Indianern iſt eine Hauptbeſchäftigung der jungen Männer, bei den Mädchen und Frauen ihr Glück zu verſuchen, und dieß füllt außer dem Putze den größten Theil ihrer Zeit aus. Sie finden nicht viel ſpröde Schönheiten. Abends ziehen ſie meiſtens bis ſpät in die Nacht in den Dörfern und in der Umgegend umher, oder von einem Dorfe zum andern. Dabei tragen ſie Tropäen ihrer früheren Liebesabentheuer und erſcheinen im beßten Schmucke bei den Schönen. Die Anzahl der bereits beſiegten Damen wird durch Bündel von geſchälten, an der Spitze roth gemalten Weidenruthen angedeutet. Dieſe Stöcke hat man von zweierlei Art. Die meiſten ſind 2—3 Fuß lang, andere 5—6 Fuß. Die letzteren ſind, da ſie nur einzeln getragen werden, mit abwechſelnd weißen und rothen Ringen

bemalt, welche die Zahl der Eroberungen angeben. Die andere oder kürzere Art dieſer Stöcke iſt nur an der Spitze roth gefärbt und hier zeigt jedes einzelne Rüthchen eine Heldenthat an, deren ganze Summe alsdann zu einem oft voluminöſen Faſcikel vereinigt wird. Dicke Fasces dieſer Art werden von den Stutzern bei ihren galanten Excurſionen zur Schau umher getragen. Bei den Mandans ſind dieſe Stöcke, welche Mih-Hiruschä-Kähkarusch genannt werden, einfach gemacht, bei den Mönnitarris hingegen befindet ſich meiſt in der Mitte des Bündels noch ein längerer weit hervortretender Stock, der an ſeiner Spitze mit einem Buſche von ſchwarzen Federn behängt iſt. Die Federn zeigen die Favoritin an und die Stutzer ſagen einer jeden, daß ſie es ſey, für welche die Fahne aufgepflanzt worden (Atlas XXI. 6.). Hatten dieſe Leute mit einer Perſon vertrauten Umgang, welche die weiße Biſonrobe trug, ſo wird ein Stückchen ſolchen Fells oben am Stock angebracht; hat ſie aber eine rothe wollene oder Biſonrobe getragen, ſo befeſtigt man am Stocke ein rothes Tuchläppchen (Prinz Neuwied II. 131.).

Eine ſeltſame Erſcheinung, die ſich unter allen nordamericaniſchen Indianerſtämmen findet und der wir auch bei Polarnationen begegnen, ſind die **Mannweiber** (Bardaches der Canadier, Mihdäcka der Mandans). Sie kleiden ſich wie Weiber, verrichten alle Geſchäfte der letzteren und werden von den jungen Männern förmlich wie Weiber behandelt. Dieſe Geſchöpfe geben meiſt vor, ein Traum oder eine höhere Eingebung habe ihnen dieſen Stand zu ihrem Heil empfohlen und nichts kann ſie dann von ihrem Vorhaben abbringen. Es haben manche Väter ihre Söhne mit Gewalt von dieſem Vorhaben abzubringen geſucht, ihnen ſchöne Waffen gegeben u. ſ. w., vergebens haben ſie ſelbſt Strenge angewendet. Einſt wollte man ein ſolches Mannweib zwingen, ſeinen Stand aufzugeben. Ein ausgezeichneter Krieger bedrohete daſſelbe, es kam zu heftigem Streite, in deſſen Folge das Geſchöpf erſchoſſen wurde; allein man fand an Statt des Leichnams einen Haufen Steine, in welchem der tödtliche Pfeil ſteckte. Seitdem miſcht ſich Niemand in derartige Angelegenheiten (Prinz Neuwied II. 132.). Der Süden von America bietet ſeit den Zeiten der erſten Entdeckung dieſelben Erſcheinungen dar (ſ. Pöppigs Artikel Indier in der allgemeinen Encyklopädie von Erſch und Gruber II. Sect. Th. 17. S. 374., und Jac. le Moyne Indorum Floridam inhab. eicones ed Th. de Bry. S. XVII., wo ſie in der Abbildung mit langem Haar als Laſtträger erſcheinen).

Die Geburten gehen bei allen Americanern gar leicht von Statten; trotz dem nun, daß namentlich die nördlichen Indianerinnen ſehr verliebter Natur und nicht unfruchtbar ſind, iſt die Anzahl der Kinder nicht bedeutend. Eine ſeltſame Sitte herrſcht bei den Südamericanern, wo der Mann nach der Geburt der Frau eine Art Faſten halten muß. Sobald die Frau ein Kind zur Welt gebracht hat, legt

ſich der Mann in das Bett, läßt ſich, damit ihm kein kühles Lüftchen ſchade, mit Binſendecken und Häuten umzäunen, faſtet und enthält ſich einige Tage gewiſſer Speiſen und Getränke, auch erſcheint er binnen dieſer Zeit nicht öffentlich und ſcheint aus der Reihe der Lebendigen verſchwunden. Die Abiponer meinen, daß die Ruhe und Mäßigkeit des Mannes dem neugebornen Kinde ſehr zuträglich ſey und daß jede Ungemächlichkeit des Vaters einen nachtheiligen Einfluß auf daſſelbe habe; ſtirbt es, ſo ſchieben alle Weiber die Schuld auf den Vater und weiſen ihm nach, daß er Meth getrunken, zu viel Waſſerſchwein gegeſſen, ſeine langen Augenbraunen auszuraufen verſäumt hat, daß er beim Reiten ſich bis zum Schweiß ermüdet, bei rauhem Wetter durch den Fluß geſchwommen ſey. Die Weiberſchaar ſchmäht und verflucht ihn ordentlich (Dobritzhoffer II. 273.). Bei den Arowaken iſt es nicht anders; der Mann darf in der erſten Zeit nach der Geburt keinen Baum fällen, keine Flinte losſchießen, kein großes Wild jagen; er darf nur in der Nähe kleine Vögel mit Bogen ſchießen, kleine Fiſche angeln, und da ihm nun die Zeit lang wird, ſo iſt ihm das bequemſte, in der Hängematte zu faullenzen. Die Frau ſitzt auf dem Boden im Sande, um ihre Hängematte nicht zu verunreinigen (Quandt 252.). Eben ſo iſt es bei den Caraiben (Davies 337. Bryan Edwards I. 59.).

Bei den ſüdlichen wie bei den nördlichen Americanern kommt es oft vor, daß die Mutter ihr neugebornes Kind tödtet. Von den Guanas erzählt Azara (II. 93.), daß die Mütter den größten Theil ihrer Töchter gleich nach der Geburt tödten, indem ſie dieſelben lebendig begraben; dieß ſollen ſie thun, um das weibliche Geſchlecht nicht zu zahlreich werden zu laſſen, dadurch aber demſelben ein beſſeres Loos zu ſichern. In der That ſollen auch die Frauen bei den Guanas ein beſſeres Geſchick haben als bei den andern Indianern, wo ſie minder ſelten oder gar zahlreicher als die Männer ſind. Die Mädchen heirathen mit dem 9. Jahre und machen einen förmlichen Ehevertrag über die gegenſeitigen Leiſtungen. Die Guanas ſind eine zahlreiche, ſchon Ackerbau treibende Nation. Ein gleiches gilt von den Mbayas (Azara II. 115.), nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe auch männliche Kinder tödten und nur das muthmaslich letzte am Leben laſſen. Den Untergang der ehedem ſo zahlreichen Nation der Guaicurus ſchreibt Azara (II. 146.), der von ihnen nur noch einen fand, dem eben erwähnten Gebrauche zu. Eben ſo iſt es bei den Lenguas (Azara II. 152.). Auch bei den Abiponern iſt der Kindermord ziemlich gewöhnlich; da die Abiponerinnen ihre Kinder ſehr lange, oft drei Jahre ſäugen und während der Zeit ſich des Umganges mit dem Manne enthalten, dieſer aber dann nach einer andern Frau ſich umſieht, ſo tödten viele gleich nach der Geburt ihr Kind und ſind des langwierigen Säugens enthoben, der Wünſche ihres Mannes bald gewärtig, mithin der Gefahr, eine Nebenfrau dulden zu müſſen oder gar ver-

ſtoßen zu werden, bei weitem weniger ausgeſetzt (Dobritzhoffer II. 261.). Unter den nördlichen Indianern dagegen iſt dieſe Sitte minder häufig, und ich finde nur die Kniſtenos namentlich erwähnt. Die Frauen haben bei dieſer Nation ein ſehr hartes Loos und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Reihe von Müh und Arbeit. Sie ermorden daher zuweilen ihre Töchter, um ihnen das Elend dieſes Lebens zu erſparen. Theils aus Haß gegen den Vater, theils um ſich die Mühe des Säugens und der Erziehung zu erſparen, treiben ſie durch gewiſſe einfache Mittel die Frucht ab und wiederholen dieſe unnatürliche Handlung ohne Schaden für ihre Geſundheit (Mackenzie 108.)*).

Bei der Geburt des Kindes, wobei in der Regel die Frau fremder Hülfe nicht bedarf**), finden mancherlei Feierlichkeiten Statt. Die Abiponer laſſen wenige Stunden nach der Geburt einen Zauberer kommen, der dem Kinde, ſey es nun Knabe oder Mädchen, am Vorderhaupte einige Haare abſchneidet, worauf der Zauberer ein Geſchenk bekommen muß (Dobritzhoffer II. 276.). Wird aber dem Häuptlinge eines Abiponerſtammes ein männlicher Erbe geboren, ſo läuft die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand unter fröhlichem Rufe zur Hütte des Neugebornen und hüpft daherum, Dach und Wände mit den Zweigen klopfend. Das ſtärkſte Weib unter allen iſt mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden bis an die Waden bedeckt, daher heißt ſie die Spinne. Sie läuft mit den Mädchen durch alle Hütten, peitſcht alle Männer, die ſie in der Wohnung antrifft, mit einer aus Ochſenleder gefertigten Keule und jagt ſie ins Freie, wo ſie von den Mädchen mit den Palmzweigen empfangen werden. Unter lautem Gelächter wird ſo der erſte Tag beſchloſſen. An den nächſtfolgenden theilen ſich die Mädchen in kleine Schaaren ab und ringen öffentlich eine mit der andern, indeſſen nur mit den Armen. Die Knaben thun daſſelbe an einem andern Orte. Am dritten Tage läßt man die Knaben auf der einen und die Mädchen auf der andern Seite tanzen. Eines reicht dem anderen die Hand und ſie bilden ſo einen Kreis; während nun eine Alte die Kürbisklapper ſchüttelt, dreht ſich der Kreis mit größter Geſchwindigkeit; ſie ruhen zuweilen unter Scherz und Lachen aus.

*) Hierher gehört auch die von Capitain Franklin (R. I. S. 187.) aus Dr. Richardſons Tagebuche mitgetheilte Geſchichte von einem Chipewäer, der, nachdem ſeine Frau geſtorben, deren dreitägiges Kind an die Bruſt legte und ſäugte.

**) Die Frauen dürfen nicht im Hauſe gebähren, weil dadurch die Pfeile verdorben werden und nicht mehr treffen. Die Weiber gehen dann unter einen Baum in den Wald, etliche alte Weiber binden die Gebährende mit Stricken unter den Armen, hängen ſie an einem Baume auf und plagen ſie ſo lange, bis die Geburt vorüber. Dann ſchleicht die Frau an einen Bach und wäſcht ſich und geht dann wieder an ihre Arbeit. Hat eine Frau in einer Hütte gebohren, ſo wird dieſe niedergebrannt und eine andere gebaut (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 202.).

Am vierten Tage läuft die Spinne, von allen Mädchen begleitet, den ganzen Flecken hindurch und fordert in jeder Wohnung die, welche ſie darin für die ſtärkſte anſieht, auf, mit ihr auf öffentlichem Platze zu ringen. Sie werfen ſich zur Beluſtigung der verſammelten Menge gegenſeitig zu Boden. Die übrigen Tage werden entweder in gleicher Weiſe zugebracht, oder die Männer ſchwelgen fröhlich bei einem öffentlichen Trinkgelage unter abwechſelnden Geſängen oder dem Lärmen der Trommeln (Dobrizhoffer Abiponer II. 277.).

Die Americanerinnen ſäugen alleſammt ihre Kinder ſelbſt und meiſt mehrere Jahre lang, bis das nächſte wieder da iſt und dann übernimmt die Großmutter, wenn eine vorhanden iſt, dieſes Geſchäft noch einige Zeit. Sie ſuchen daher auch die Milch in ihren Brüſten zu erhalten und tragen kein Bedenken, jung eingefangene Affen, junge Schweine an ſich ſaugen zu laſſen. Dieß meldet wenigſtens Quandt (S. 253.) von den Arowakenweibern. Die Kinder werden nackt in eine kleine Hängematte oder auf ein Lager von Bananenblättern in einen Winkel der Hütte gelegt (Davies 338.).

Die nordamericaniſchen Frauen legen ihre Kinder in beſondere Geſtelle, in welchen ſie dieſelben mit ſich herumtragen können. Gleich nach der Geburt und nachdem die Mutter ſich gewaſchen hat, taucht ſie auch ihr Kind ein und wickelt daſſelbe in eine kleine wollene Decke. Dann wird es auf ein mit trockenem Mooſe bedecktes Bret gebunden, welches oben am Kopfende einen Reifen hat, damit das Kind ſich nicht verletzen kann. Im Winter wird das Kleine in Häute und Decken zugleich eingewickelt, im Sommer wird Gaze zum Schutz gegen die Mücken über daſſelbe gedeckt; die Mutter trägt das Kind an einem um die Stirn gehenden Tragriemen immer bei ſich (Heckewelder 155.). Die Dacotas binden ihre Kinder mit breiten ledernen Binden an ein verziertes Bret, wovon die eine Binde über den Kopf, die andere über die Mitte des Körpers gelegt wird. Dieſe Lederbinden ſind vorzüglich nett und künſtlich gearbeitet, z. B. gänzlich mit einem Grunde von milchweißen Stachelſchweinkielen bedeckt, auf welchem zinnoberrothe Figuren von Menſchen und ſchwarze von Hunden höchſt zierlich eingeſtickt waren und dergleichen Muſter von verſchiedener Art, alle von den lebhafteſten, höchſt wohlgewählten Farben (Neuwied I. 355.). Bei den Aſſiniboins ſah Prinz Neuwied ein Kind in einer Ledertaſche aufgehängt. Dieſe Taſchen ſind ſo groß, daß nur der Kopf des Kleinen hervortritt, ſie vertreten die Stelle der Wiegen. Die Taſche war ſehr zierlich gearbeitet, an ihrer Ober- oder Rückſeite mit zwei bunten Längſtreifen von bunten Stachelſchweinſtacheln und mehreren allerliebſten Roſetten, auch langen verzierten Schnüren verſehen und enthielt inwendig Pelz (ib. I. 462.). Bei den Crih-Indianern bemerkte Franklin ähnliches. Das Kind, deſſen untere Extremitäten in weiches Sphagnum oder Sumpfmoos gehüllt ſind, wird in einen Beutel geſteckt und im Zelte oder an einem Baumzweige aufgehan-

gen, ohne daß es im Geringſten Gefahr läuft, heraus zu fallen, denn das Band macht vor der Stirn ein Kreuz und die Hände bleiben vollkommen frei. Auf Reiſen hängt die Mutter den Beutel über den Rücken. Er gehört zum niedlichſten Hausgeräth und iſt mit Glasperlen und Stückchen Scharlachtuch geziert. Das Moos, in welches das Kind gehüllt iſt, bildet ein weiches elaſtiſches Bett, welches die Feuchtigkeit ſehr begierig aufſaugt, und gewährt gegen die ſtrengſte Winterkälte einen ſo wirkſamen Schutz, daß Tuch deſſen Stelle nur unvollkommen erſetzen würde. Die Mütter tragen jederzeit im Herbſt einen gehörigen Vorrath davon ein. Sollte es ihnen jedoch im Winter daran fehlen, ſo nehmen ſie Statt deſſen die weiche Wolle des Kolbenſchilfs, die Spähne von vermodertem Holze oder ſelbſt Federn, die jedoch das Moos nur unvollkommen erſetzen (Franklin Reiſe I. S. 90.).

Den Namen erhält bei den Caraiben das Kind nicht eher, als zwölf bis fünfzehn Tage nach der Geburt; es wird dann durch einen Mann und eine Frau benannt, welche Löcher in die Ohren, Unterlippe und die Naſenſcheidewand machen und einen Faden hindurchziehen. Oft wird auch die Vollziehung dieſer Durchbohrung bis auf ſpätere Zeit aufgeſchoben, wenn das Kind zu ſchwächlich ſcheint. Viele Namen ſind Wiederholungen der ihrer Voreltern oder Benennungen von Bäumen, wie Onliem banna Wildweinblatt; manche Kinder nennt man nach Ereigniſſen, die ſich zu ſeiner Zeit zutrugen, nach fremden Perſonen, die anweſend waren u. ſ. w. Solcher Name wird nicht das ganze Leben hindurch beibehalten; ſie wechſeln ihn, wenn ſie mannbar und in die Zahl der Krieger aufgenommen werden, oder wenn ſie eine große Kriegsthat verrichtet haben (Davies 338.). Die Abiponer legen bei dem Tode eines Verwandten ihre alten Namen ab und nehmen neue an (Dobrizhoffer II. 362.). In Arauco bekommt das Kind ſeinen Namen erſt, wenn es ein Jahr alt iſt; es verſammeln ſich dann die Freunde, ſchneiden dem Kinde eine Locke ab und ſchenken ihm irgend etwas (Stevensons Tr. in S. Am. I. 394.).

Die Nordamericaner ſind meiſt nach Thieren benannt, ſie heißen z. B. Biber, Otter, Sonnenfiſch, Tintenfiſch, Klapperſchlange, ſchwarze Schlange, Schildkröte u. ſ. w. Andere Namen ſind perſönlichen Eigenſchaften entnommen, andere ſind aus irgend einem Einfall entſprungen. Auch ſie wechſeln bei gewiſſen Veranlaſſungen die Namen, zumeiſt aber bei der Wehrhaftmachung. Ausgezeichnete Männer oder Leute, denen etwas beſonderes begegnet iſt, bekommen Namen, die ſich auf dieſe Umſtände oder Ereigniſſe beziehen. So hießen welche: der geliebte Liebhaber, der dem Liebe begegnet, ein anderer, der bei einem Ueberfall den Anbruch des Tages mit Ungeduld erwartet hatte, hieß: Laß es Tag werden; ein anderer, der eine große Tracht Wälſchhühner heimgebracht, hieß Wälſchhahnträger, einer hieß Lodderſchuh, weil ſeine Schuh immer zerriſſen waren. Der erſte Krieger der Nadoweſſier

hieß Ottahtongoom lisheah, d. h. der große Vater der Schlange, ein anderer Häuptling ward Honahpawiatin, d. h. der ſchnelle Läufer über die Berge genannt. Sie benennen auch ihre weißen Nachbarn und Freunde, wie ſie denn die Engländer Chanquaquock, Meſſermänner, nannten (Heckewelder S. 222.). Die Mönnitarris befolgen bei der Namengebung ihrer Kinder einen ſeltſamen Gebrauch. Der Vater geht auf die Biſonjagd und bringt viel Wildbrät mit zurück. Er beladet ſich im Dorfe öfters mit 10 bis 12 großen Stücken Fleiſch, unter deren Laſt er keucht und gebückt geht, oben darauf ſetzt er das Kind. In dieſem Aufzuge geht er in die Hütte eines Medecine-Mannes, der den Namen geben ſoll und überreicht dieſem das Fleiſch als Geſchenk (Prinz Neuwied II. 217.).

Die Kinder wachſen bei allen Americanern in großer Freiheit ungebunden auf; Gehorſam und Ehrerbietung wird von denſelben nicht verlangt, dennoch ſind ſie anhänglich. Die Caraiben unterrichten ihre Knaben frühzeitig im Gebrauch des Bogens und der Pfeile, ſie müſſen ſich oft ihre Speiſe von einem Baumzweige herunterſchießen (Davies 340.). Die Abiponer unterrichten ihre Söhne im Reiten, Schwimmen und andern Leibesübungen, in dem Gebrauche der Waffen. Die Mädchen werden von ihren Müttern in den häuslichen Geſchäften und Arbeiten ſorgfältig unterrichtet und zur Arbeit und Ertragung des Ungemachs gewöhnt. Ungehorſame Kinder werden weder durch Schläge noch durch Worte beſtraft. Der Cacike Alaykin kam immer in Geſellſchaft ſeines Söhnchens, welches er auf ſeinem Schooße ſitzen ließ und das den Vater auf alle Art beunruhigte, zupfte und ſchlug. Der Vater ſagte dann: Zweifelſt du noch, daß dieſer Knabe einſt ein unerſchrockener Krieger und trefflicher Hauptmann ſeyn wird? Siehſt du nicht, wie er nicht einmal mich fürchtet, der ich doch die Feinde vielmal ſchlug und einſt allen Spaniern Schrecken einjagte? Daſſelbe Kind warf auch ſeiner Mutter, wenn ſie es rief, Beine, Hörner und was ihm ſonſt in die Hand kam, nach (Dobritzhoffer II. 268.). Auch bei den Mexicanern wachſen die Kinder wild und ohne ſonderliche Pflege auf und liegen halbe Tage lang vom Ungezieſer geplagt in der Sonne. Sie beginnen dann auf allen Vieren geſchwind wie ein Hund zu laufen, dann giebt man ihnen Bogen und Pfeil und ſie zielen nach allem, was ihnen vorkommt. Bis ins zehnte Jahr laufen ſie ganz nackend einher. Sie ſtreifen in Schaaren umher und ſchießen ohne zu fehlen ihre Pfeile ohne Spitzen auf Hühner oder auf die an einen Kürbis gemalten Augen, Naſe oder Mund. Die ſtete Bemühung der Eltern iſt, den Kindern Muth zum Kriege einzuflößen. Nach Anwachs der Kräfte geben ſie ihnen auch ſtärkere Waffen in die Hände (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 199.).

Nicht anders iſt es in Nordamerica, worüber wir noch genauere Nachrichten haben. Man ſucht die Kinder durch die Freiheit, der

man ſie überläßt, zu ſelbſtändigen, ungebundenen Männern zu erziehen. Sagt die Mutter einem Knaben etwas, ſo ſchlägt er ihr ins Geſicht oder tritt mit dem Fuße nach ihr, ja zuweilen ſelbſt nach dem Vater. Dieſer ſenkt alsdann den Kopf und ſagt: „Das wird einſt ein tüchtiger Krieger werden." (Neuwied II. 129.). Die Eltern prägen den Kindern zuvörderſt ein, wie ſie ihr Daſeyn einem großen, gütigen und wohlwollenden Geiſte zu danken haben, der ihnen das Leben gegeben und für wichtige Entzwecke ſie beſtimmt hat; wie dieſer ihnen ein fruchtbares, geräumiges Land mit Wildbrät aller Art zu ihrem Unterhalt reichlich verſehen zugetheilt, ihnen auch durch einen ſeiner geringern Geiſter von oben herab Korn, Kürbiſſe, Bohnen und andere Gemüſe zur Nahrung herabgeſendet habe, und daß ihre Voraltern alle dieſe Wohlthaten mehrere Jahrhunderte lang genoſſen haben; daß man mithin alle dieſe Wohlthaten durch dankbare Verehrung anerkennen müſſe. Dieſe und ähnliche Lehren werden den Kindern immer wiederholt und ihnen geſagt, daß man Diejenigen, welche über die Verehrung des großen Geiſtes etwas wiſſen, befragen und deshalb verehren müſſe. Dieß weckt bei den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten und ernſtliches Verlangen, ihrem Rath und ihrem Beiſpiel zu folgen. Ihr jugendlicher Ehrgeiz wird erregt, wenn man ihnen ſagt, daß ſie mehr wären als alle übrigen Geſchöpfe und Gewalt über ſie haben ſollten; man ſagt ihnen, daß, wenn ſie den Rath der bewunderten Jäger, Fallenſteller und Krieger befolgen, ſie eben ſolchen Ruhm, und den Ruhm eines weiſen Mannes erhalten würden. Man prägt ihnen ferner ein, die Schwachen und Bejahrten zu ehren und ihnen ſtets zu Dienſten zu ſeyn, damit auch ſie im Alter gleiche Hülfe erhielten. Die Eltern lehren darauf den Unterſchied von Gut und Böſe, daß gute Handlungen dem großen Geiſte gefallen, daß böſe aber keinen Gewinn bringen. Dieſer Unterricht geſchieht nicht in einem gebieteriſchen, abſchreckenden Tone, ſondern auf die ſanfteſte, einnehmendſte Weiſe; Drohungen und Züchtigungen und andere harte Zwangsmittel werden nie angewandt. Der Stolz des Kindes wird früh geweckt. Der Vater darf nur in Gegenwart ſeiner Kinder ſagen: „Ich wünſche, dieß ausgerichtet zu haben, ich will doch ſehen, welches das gute Kind iſt, das es thun will", ſo werden die Kinder mit einander wetteifern den väterlichen Befehl auszuführen. Sieht ein Vater eine alte abgelebte Perſon vorbeiführen, ſo ſagt er zu ſeinen Kindern: „Was für ein gutes Kind muß das ſein, welches dem Alter ſo große Aufmerkſamkeit beweiſet." Und in gleicher Art handelt die ganze Gemeinde. Wenn ein Kind von ſeinem Vater mit einer Schüſſel Eſſen zu einer bejahrten Perſon geſchickt wird, ſo nennen Alle im Hauſe daſſelbe einſtimmig ein gutes Kind, ſie fragen, wem es gehört und ſagen: ei was hat der Vater für ein gutes Kind. So lobt man den Jüngling, wenn er ſein erſtes Stück Wild, Hirſch oder Bär erlegt hat. Auf ſolche Art wird die Jugend über alle wiſſenswerthe

Gegenſtände unterrichtet. So lernen ſie die Kunſt des Jagens, Fallenſtellens und der Kriegführung; die Mädchen lernen ſo die häuslichen Geſchäfte. Die Knaben ſchießen mit dem Bogen nach Tauben, Eichhörnchen; ihr erſter erlegter Hirſch veranlaßt eine Feierlichkeit, iſt es ein Bock, ſo erhält ihn ein alter Mann, der damit ſeine alten Freunde bewirthet, iſts eine Hirſchkuh, ſo bekommt ſie eine alte Frau zu gleichem Zwecke (Heckewelder S. 145 — 157.). Bei den Arikkaras und den Ojibuäs iſt die Kinderzucht ſtreng. Bei Letztern ſieht man oft, wenn ein Knabe vor den ältern Perſonen vorbei durch den Cirkel der Erwachſenen geht, dieſen bei dem Arme heranziehen und ihm eine tüchtige Lection ertheilen. Iſt ein junger Mann träge und will nicht auf die Jagd gehen, ſo hat man geſehen, daß ihn der Vater eine Meile weit fortprügelte und ihn bedeutete, wenn er nun mit leeren Händen zurückkehre, ſo werde er noch härter beſtraft werden. (Prinz Neuwied II. 240.). Prinz Neuwied ſah, wie Blackfeet-Knaben nach einer Maus ſchoſſen, die ein anderer in der Hand hielt. (a. a. O. I. S. 98. Siehe auch Franklin R. I. 73.). Die Kinder der Mandans und Mönnitaris werfen gern mit einem zugeſpitzten Stückchen Hirſchhorn, worinnen zwei Federn, wie an einem Pfeile ſtecken; ſie haben auch eine Art Harfenſpiel. (Prinz Neuwied II. 147.). So iſt denn die Erziehung bei den Americanern eine ununterbrochene Vorübung des künftigen Berufes, bei welcher alle Kräfte des Leibes und der Seele zu gleicher Zeit ausgebildet werden.

Dieſer Zuſtand der vollkommenſten Ungebundenheit und Freiheit dauert fort, bis der Knabe unter die Zahl der Krieger aufgenommen wird. Bei den Guanas wird im Alter von 8 Jahren mit den Knaben eine ſeltſame Feierlichkeit vorgenommen; die Knaben gehen ganz früh Morgens ins Feld und kehren erſt Abends nüchtern in feierlicher Weiſe heim. Hier werden ſie von einigen alten Weibern geſtochen und ihre Arme mit einem ſpitzigen Knochen durchbohrt. Die Knaben geben kein Zeichen des Schmerzes von ſich und erhalten dann von ihrer Mutter zu eſſen (Azara II. 98.).

Eine grauſamere *Wehrhaftmachung* findet bei den Mexicanern Statt. Der Knabe meldet ſich zur Aufnahme unter die Krieger. Etliche alte Krieger nehmen ihn erſt vor und geben Zeugniß, daß er etwas aushalten könne. Darauf macht der Häuptling die Probe an dem nackenden Knaben: er rauft ihn bei den Haaren, wirft ihn hin und her auf den Boden, ſtößt ihn mit Fäuſten. Dieß iſt die erſte Prüfung. Sollte der Knabe dabei nur einen einzigen Seufzer ausſtoßen, würde er als ein untauglicher verworfen und abgewieſen. Wenn er dazu lacht, ſich friſch und munter zeigt und zu viel mehrerm ſich erbietet, wird an ihm die zweite Probe gemacht. Der Capitain peitſcht mit Ruthen und Dornen den Recruten am ganzen Leibe, wobei zwar Blut fließt, aber kein Ach dem Knaben entfallen darf. Jetzt muß er ſich noch dem dritten ſpitzigen Examen unterwerfen. Der

Capitain nimmt unterſchiedliche den großen Raubvögeln abgeſchnittene, ausgeſtreckte und mit Fleiß dazu gedörrte Füße, ſticht, hackt, kratzt und reißt den Candidaten am ganzen Leibe, daß er faſt durchaus blutet, wozu der Recrut ſich ganz munter ohne Winden und Drehen darſtellen muß. Ein einziger ausbrechender Seufzer würde den ganzen Handel verderben; er würde nicht zum Soldaten tauglich erklärt werden. Iſt er als tauglich erkannt, ſo wird er von den Andern mit Glückwünſchen bewillkommnet, und je mehr er ausgeſtanden, deſto herzhafter wird er ausgerufen. Nach geſchehener Probe und gemachtem Verſuche im Pfeilſchießen giebt ihm der Capitain Bogen und Pfeile in die Hand, hält ihm eine Anrede, daß er niemals zaghaft ſeyn, ſich gern in alle Gefahr wagen, daß er auf den erſten Wink des Capitains allezeit erſcheinen und er ſicher glauben ſolle, daß er und ſeine Nation allein Leute wären und alle ihre Feinde nur als wilde Thiere von ihm müſſen angeſehen und niemals gefürchtet werden, daß er ſich und ſeine Landsleute allezeit zu beſchützen ſuche. Kaum iſt der Bube einverleibt, ſo ſchieben ſie die ſchwerſte Arbeit auf ihn. Er muß täglich die Wege ausſpioniren, um zu ſehen, ob nicht Fußtapfen der Feinde vorhanden ſind, muß mit Schwitzen die höchſten Berge erſteigen, bei jeder Witterung, Tag und Nacht das Vieh hüthen, die Durchreiſenden auf den Weg als Schildwache begleiten und immer Boten laufen (Ochs in Murr Nachr. v. ſpan. America I. 200.).

Die Nordamericaner haben etwas Aehnliches, die Weihe des Knaben. Der Knabe muß abwechſelnd faſten und die ekelhafteſten, angreifendſten Arzneien ſo wie berauſchende Decocte zu ſich nehmen, bis ſein Gemüth ſo erſchüttert und verwirrt iſt, daß er Geſichte und außerordentliche Träume hat, auf die man ihn gefliſſentlich vorbereitete. Er glaubt durch die Luft zu fliegen, unter der Erde fortzugehen, Berge und Thäler zu überſchreiten, Rieſen und Ungeheuer zu bekämpfen, Schaaren zu beſtehen. Er hat Zuſammenkünfte mit Mannito und andern Geiſtern, ſein Schickſal und Lebenslauf wird ihm enthüllt und ſein künftiger Beruf dargelegt. Auf ſolche Art wird ihm eine hohe Meinung von ſich und großes Selbſtvertrauen beigebracht. Er glaubt noch im Alter feſt an die Träume ſeiner Jugend (Heckewelder 423.).

Geſelliges Leben.

Das Leben der Americaner fließt ziemlich einförmig dahin; die Frauen ſind an die Hütte und ihre Beſchäftigungen, an die Bereitung der Speiſen, der Geräthſchaften, der Kleider gebunden, oder ſie müſſen dem Manne bei Errichtung der Hütten helfen oder ihm als Dienerinnen und Laſtträgerinnen auf die Jagd und in den Krieg folgen. Die Männer dagegen liegen entweder gedankenleer und faul auf dem Lager oder in der Hängematte, oder ſie entfalten ihre Kraft im Kampfe gegen das Wild und gegen ihre Feinde. Jene freund-

ſchaftlichen Unterhaltungen, Beſprechungen, Berathungen zwiſchen Ehegatten, die aus der Veredelung der Ehe und Liebe zur innigſten Freundſchaft entſpringen, ſuchen wir vergebens in dieſen Culturzuſtänden; das Weib iſt Eigenthum und Dienerinn des Mannes. Der Americaner, der von einem Jagdzuge, von einer Heerfahrt heimkehrt, tritt kalt und ernſt, wie er ohne Abſchied davon gegangen, in ſeine Hütte, als wäre er erſt vor wenig Minuten hinausgegangen, und es findet weder eine theilnehmende Nachfrage noch eine freundſchaftliche Mittheilung Statt.

Dagegen finden wir das geſellige Leben ſchon in weiterem Fortſchritt begriffen. Die Männer ſind nicht immer in ein dumpfes Brüten verſunken, ſondern ſie unterhalten ſich, wenn ſie zuſammenkommen, gern von ihren Angelegenheiten, von Jagd und Fiſchfang und was ihnen ſonſt eben intereſſant und wichtig ſcheint (Davies 265.). Dabei finden wir bei ſämmtlichen americaniſchen Stämmen unter den Männern ein rückſichtsvolles, höfliches Betragen. Die Caraiben z. B. brechen nicht leicht in jenes ſo leicht beleidigende, rohe Gelächter aus, wenn Jemand in der Geſellſchaft etwas thut oder ſagt, was ihnen ſeltſam ſcheint (Davies 265.).

Als vorzüglich höflich werden die Arowaken genannt. Als Schomburgk in ein Arowakendorf kam und ſeine Indianer Platz genommen, trat der Häuptling des Dorfes zu dem, den er für den vornehmſten unter den Indiern anſah, heran und redete ihn mit einem kurzen Spruche an, den er in dreifacher Steigerung wiederholte; er hieß: Setze dich nieder, ſetze dich geſund nieder, ſetze dich froh und geſund nieder. Der Angeredete antwortete jedesmal: Waug, ich danke dir. Darauf wandte ſich der Häuptling zu dem nächſten Gaſt und fuhr fort, bis Alle ſeinen Willkommen erfahren hatten. Nach ihm folgten ſeine Söhne und nach dieſen alle Männer des Dorfes, wobei ſie dieſelbe Sentenz wiederholten. Die ganze Ceremonie — von der die Europäer ausgeſchloſſen waren — währte wenigſtens eine halbe Stunde (Schomburgk R. S. 287.). Namentlich aber erweiſen Jüngere den ältern Perſonen viele Achtung; heftige Zänkereien und gewaltſame Ausbrüche von Zorn werden in ihren Geſellſchaften, ſoferne ſie nur nüchtern ſind, nicht bemerkt. Kinder und nahe Anverwandte reden von ihren Eltern ſtets im Plural. Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Indianer iſt, daß ſie, wenn ſie mit einem Andern reden, ſich niemals anſehen, ſondern daß der Redende dem andern ſtets den Rücken zukehrt oder ſich ſo ſtellt, daß er nicht geſehen wird. Sie ſagen, wenn ſie darüber befragt werden, daß es für einen Arowaken ſich nicht ſchicke den Freund anzuſehen, denn dieß ſei eine Sitte der Hunde. Erhält Jemand einen ſolennen Beſuch, ſo geht der Hausherr aus der Hütte und ſetzt ſich außen ſo, daß er dem innen ſitzenden den Rücken zukehrt und nun erſt nimmt die eigentliche Unterredung, namentlich wenn ſie Geſchäfte betrifft, ihren Anfang. Bei ſolchen ſolennen Beſuchen wird gemeiniglich

der Kommende zuerſt angeredet, und wenn deren mehrere ſind, einer nach dem andern, ein jeder je nach nach ſeiner Würde. Der Hausherr begrüßt die ſehr vorſichtig und langſam Ankommenden ſchon vor dem Hauſe mit den Worten: „biſt du da" oder „es iſt gut, kommſt du" und heißt ſie ins Haus eintreten. Hier bringen nun die Frauen einen Schemel oder ein Stück Holz; der Hausherr ſagt: „ſey da," der andere erwiedert: „ich ſage Ja". Nun ſpricht der Hausherr: „Hier iſt ein Schemel, ſetze dich," wobei er den Schemel tadelt jedoch bittet damit vorlieb zu nehmen. Der Gaſt hingegen verſichert, daß der Schemel gar gut ſey. Auf gleiche Weiſe werden nun auch die übrigen, die einſtweilen ganz ſtille daſtehen, zum Sitzen genöthigt und von dieſen die Begrüßung ebenſo erwiedert. Nach Beendigung dieſer Reden ſetzt die Frau einem Jeden ein Körbchen mit Coſſabibrot und was ſie ſonſt hat, vor. Coſſabibrot und Pfeffertopf fehlen nie, aber man entſchuldigt ſich, wenn weiter nichts vorhanden iſt und zählt ſorgfältig die Gründe davon her. Niemand wird von dem Vorgeſetzten etwas berühren, bevor ihn nicht der Hausvater dazu aufgefordert hat. Wenn einer ſeine Mahlzeit beſchließt, ſo ſagt er zu den übrigen nach Rang und Alter, daß er nun ſatt ſey und aufhöre zu eſſen, er wiederholt dieß auch ſeinem Wirth, der nun die Frau ruft, daß ſie das Eſſen wieder wegnehme. Niemals beſucht ein Indianer den andern, ohne daß ihm zu eſſen und zu trinken vorgeſetzt werde. Die Frauen eſſen ſtets geſondert von den Männern hinter einem Blätterſchirm. Die Begrüßungen wiederholen ſich, wenn ein Gaſt während des Eſſens einmal hinausgegangen iſt und in die Hütte zurückkehrt. Die Complimente werden ſtets in einem ſingenden Tone vorgetragen. Die Unterhaltungen beziehen ſich gemeiniglich auf ihre Jagd, Fiſcherei, ihre Reiſen und andere Unternehmungen. Die jüngeren Perſonen geben gemeiniglich nur Zuhörer ab und ein Jeder thut als höre er die Sache zum erſten Male, wenn er auch daſſelbe ſchon von andern einmal vernommen; höchſtens läßt er am Ende der Erzählung merken, daß ihm die Sache bereits bekannt ſey. Beim Abſchied wird daſſelbe Ceremoniell beobachtet. Der Aeltere heißt Ebebe, ſelbſt unter Kindern, welche genau bemerken, wer älter oder jünger iſt, ſollte es auch nur eine Woche oder einen Tag betragen. Wenn es des Morgens anfängt hell zu werden, ſo wird eine jede Mannsperſon von dem Ebebe ſo begrüßt: Es iſt Tag geworden und die Nacht iſt vorbeigegangen, wir wollen daher aufſtehen. Dann wird bemerkt, was vorzunehmen iſt und daß bald gegeſſen werden ſoll. Abends beim Schlafengehen wird jeder abermals vom Ebebe begrüßt und an das erinnert, was am folgenden Tage vorzunehmen iſt, zumal wenn ſie auf Reiſen begriffen ſind (ſ. Quandt Surinam S. 267 ff.).

Dieſelbe Höflichkeit, daſſelbe anſtändige Betragen finden wir auch bei den nördlichen Americanern. Sie drücken Freunden und Ver-

wandten die Hand und nennen dabei ſorgſam den Verwandtſchafts-titel, wie Großvater, Onkel, Vetter u. ſ. w. bis zum kleinſten Enkel herab. Wie das Alter bei dieſen Stämmen durchgängig ſehr geehrt iſt, ſo begrüßen ſie ältere, ehrwürdige Perſonen, mit denen ſie ſonſt nicht verwandt ſind, mit dem Titel Großvater, Großmutter. Sonſt nennen ſich Altersgleiche: Freund, Kamerad, Günſtling, Lieber. Bei der Rückkehr eines Freundes von einer gefährlichen Geſandtſchaft oder aus einem Feldzuge wird dieſer feierlich begrüßt. Man ſagt dann: „Ich danke dem großen Geiſt, daß er uns das Leben bis auf dieſen Tag unſeres glücklichen Wiederſehens erhalten hat; ich freue mich wirklich recht ſehr, dich zu ſehen". Der Ankommende erwiedert dann: „Du redeſt die Wahrheit, durch die Gnade des großen und guten Geiſtes wird es uns vergönnt, einander wieder zu ſehen. Ich freue mich eben ſo ſehr dich zu ſehen". Den Alten wird ſtets die höchſte Ehre erwieſen, ihren Bemerkungen und Rathſchlägen die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt; keiner wird den Alten widerſprechen oder auch nur ohne beſondere Aufforderung in ihrer Gegenwart reden. Die Alten, ſagen ſie, haben während der ganzen Zeit unſerer Lebensdauer und ſelbſt lange vor unſerer Geburt gelebt, ſie haben nicht nur alle die Kenntniſſe, die wir beſitzen, ſondern auch noch ein gut Theil mehr. Wir müſſen daher unſere unvollkommenen Anſichten ihrer Erfahrung unterordnen. Auf Reiſen geht immer einer der Aelteſten voran, wenn nicht Jemand beſonders dazu beſtimmt worden iſt. Auf Jagdzügen und Reiſen gehorchen ſie alleſammt willig den Anordnungen des Aelteſten (Heckewelder S. 114. 117.).

Nächſt der Verehrung des Alters finden wir bei allen americaniſchen Völkern die Gaſtfreundſchaft als einen allgemeinherrſchenden Charakterzug, der aus der allen jugendlichen Weſen angebornen Herzensgüte entſpringt. Bryan Edwards und alle andere Augenzeugen halten die mittelamericaniſchen Indianer für die artigſten und wohlwollendſten Menſchen (the most gentle and benevolent of the human race. Br. Edwards I. 81.). Als eines der Schiffe des Colombo in Hispaniola ſtrandete, ſetzten ſich ſofort an tauſend Canots in Bewegung, um den Unglücklichen Hülfe zu bringen. Alle wetteiferten in Gefälligkeit und Güte. Sie waren überhaupt außerordentlich gaſtfrei gegen die Spanier; dem Lieutenant Bartolomeo Colombo gingen die Matronen und Jungfrauen in feierlichem Zuge mit Palmzweigen entgegen und führten ihm zu Ehren Tänze und Kampfſpiele auf (Bryan Edwards I. 84 f.). Nicht minder wohlwollend und ſanftmüthig wurden die Franzoſen in Portfrançais empfangen (Lapérouſe II. 180.). Als Stevenſon Malabas in Quito verließ und am Ufer ſtand, kamen alle Frauen herbei, küßten ihn, und als ſein Canot im Strome dahinſchwamm, riefen ſie ihm ein lautes Lebewohl zu, welches ſeine beiden jungen indianiſchen Ruderer beantworteten (Stevenson travels in south America II. 41.). Bei

den Nordamericanern wird die Gaſtfreundſchaft als eine heilige Pflicht betrachtet. Sie glauben, der Herr des Lebens und der Schöpfer der Welt habe die Güter der Erde zum Beßten Aller, nicht aber zum Nutzen bloß einiger wenigen erſchaffen, und ſomit ſtehe Allen ein gleichmäßiger Antheil daran zu. Dieſe Grundſätze ſind die Quellen ihrer Gaſtfreundſchaft. Sie ſuchen daher keine Entſchuldigungen, um dem Geben zu entgehen, ſondern helfen dem Mangel ihrer Nachbarn bereitwillig ab, ſie theilen auch mit dem Fremden oft den letzten Biſſen. Sie würden ſich ſelbſt lieber mit leerem Magen niederlegen, als ſich nachſagen laſſen, daß ſie ihre Pflicht verſäumt und dem Mangel des Fremdlings, des Kranken, oder des Dürftigen nicht abgeholfen hätten. Der Fremdling hat Anſpruch auf ihre Gaſtfreundſchaft, theils weil er von ſeiner Familie und von ſeinen Freunden entfernt iſt, theils weil er ſie mit ſeinem Beſuche beehrt hat und mit einem guten Eindrucke von ihrem Gemüth wieder von ihnen gehen ſoll; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt, aus dem allgemeinen Vorrath unterſtützt zu werden (Heckewelder S. 112.). Alle Reiſende ſtimmen darin überein, daß der Unglückliche und Fremdling ſtets auf das Liebevollſte aufgenommen wird. St. John Crevecoeur erzählt, daß er ſelbſt, als er auf dem Lorenzoſtrom Schiffbruch gelitten, dieſe Gaſtfreundſchaft genoſſen. Der erſte Schnee war ſchon gefallen, ohne Beil und ohne Mittel, Feuer anzumachen, gezwungen, einige rohe Fiſche zu eſſen, zogen die Unglücklichen drei Tage lang am Strome hin, bevor ſie Spuren von menſchlichen Wohnungen entdeckten. Endlich bemerkten ſie den Rauch eines großen Mohaakiſchen Dorfes. Sobald die Reiſenden ſich ſoweit genähert hatten, daß man ſie im Dorfe hören konnte, kauerten die beiden indianiſchen Ruderer nieder und heulten wiederholentlich. Auf dieſes Geheul kamen einige Mohaaks herbei, führten jene ſtillſchweigend ins Dorf und brachten ſie bei drei Familien unter. Crevecoeur kam zu dem Aelteſten; der Greis reichte dem Weißen die Hand, ließ ihn aus der Familienpfeife rauchen und ſprach: „Sey willkommen, wo du auch herkommſt? Ruhe deine Gebeine auf dieſer Bärenhaut aus, wärme dich und iß. Der Winter kommt heran, der große Fluß führt ſchon Eisſchollen, unſer Fluß ſteht, es iſt nicht möglich nach Montreal zu gelangen; lege deine wenigen Kleider bei Seite, kleide dich wie wir, unſere Leute werden dich deſto lieber haben". Jetzt kamen die Weiber herbei, ſchnitten lachend dem Weißen die Haare ab, bemalten ſein Geſicht, brachten Kleider und gaben ihm einen Namen. Crevecoeur ging mit den Mohaaks auf den Fiſchfang und befand ſich ganz wohl und heimiſch unter ihnen (Crevecoeur S. 355., dem auch Bartram travels 488. und andere Reiſende vollkommen beiſtimmen).

Auch Prinz Neuwied bemerkt von den Miſſouri-Indianern, daß ſie und ſelbſt die gefährlichen Blutindianer in ihren Lagern und Zelten gaſtfrei ſind. Weiße, welche ſie im kalten October beſuchten, wur-

den ſogleich in dem Zelte eines Chefs beherbergt, und der Hausherr mit ſeiner ganzen Familie ſchlief unter freiem Himmel, Niemand durfte die Gäſte beläſtigen. Die Pferde wurden reichlich verſorgt und man hatte nicht nöthig nach ihnen zu ſehen; denn ſie waren unter dieſen Umſtänden vollkommen ſicher, ſo wie alle Habſeligkeiten der Fremden, die in andern Fällen unbedingt geraubt worden wären. Den Indianern fällt es nicht ſchwer, die wenigen Weißen zu füttern; dagegen iſt es den letztern unmöglich, bei den zahlreichen indianiſchen Beſuchen daſſelbe zu thun und dennoch verlangen ſie dieſes (Prinz Neuwied I. 574.).

Nicht ganz daſſelbe findet bei den ſüdamericaniſchen Indiern Statt. Die Pehuenchen ſind im Frieden gaſtfrei gegen Fremde und gewähren ihren Handelsfreunden ſtets die beſte Aufnahme; ſo rechtlich ſie ſich gegen dieſe benehmen, ſo wenig glauben ſie dem Unempfohlenen Rückſichten ſchuldig zu ſeyn. Räuberei, ja Mord am Unbekannten iſt ihnen kein Verbrechen (Pöppig I. 391.). Dieſe Abweichung von der in Nordamerica heimiſchen, auch bei den öſtlichen Indiern Südamericas anzutreffenden Sitte dürfte indeſſen wohl nur eine Folge des durch Jahrhunderte fortgeführten feindſeligen Verkehrs mit den europäiſchen Eindringlingen ſeyn.

Eine den nördlichen Americanern vorzugsweiſe eigenthümliche Sitte iſt die Adoption der Fremden, welche in ihre Gewalt gerathen ſind. Der überwundene Feind wird als Eigenthum des Siegers und dem Tode verfallen oft mit Martern hingerichtet; allein ſie laſſen ſich auch oft durch Gründe zum Mitleid bewegen und dann unterlaſſen ſie nie, dieſe Wohlthat ſo angenehm als möglich zu machen. „Sey gutes Muthes,“ ſpricht der Krieger zu dem, welchen er leben läßt, „ich habe deine Feſſeln abgenommen, ſey nicht verdrießlich, du ſollſt dich bald über den Verluſt deiner Angehörigen und die Entfernung von deinem Lande zufrieden geben. Betrachte von heute an mein Feuer als dein eigenes und meinen Keſſel wie deinen.“ Und ſo werden die Begnadigten nicht etwa Knechte und willenloſes Eigenthum ihres Siegers, ſondern ſie ſind fortan Mitglieder ſeiner Familie und ſeines Stammes. Nächſtdem nimmt man auch die Söhne anderer Eltern, welche gemeiniglich durch einen Traum bezeichnet worden, an Sohnesſtatt an, und es iſt dieſe Sitte bei den Crows, Mönnitarris, Dacotas, Mandans, Arrikarras ganz gewöhnlich. Wir werden unten (S. 302.) bei Gelegenheit der Zauberei die dabei üblichen Feſtlichkeiten näher betrachten.

Der Charakter einer Nation, die nähere Beſtimmung des Platzes, den ſie in der Reihe der Culturzuſtände einnimmt, erhellt vornämlich auch aus der Art und Weiſe, wie ſie ihre Todten behandelt. Bei den Jägervölkern von America finden wir einſtimmig eine ſorgfältige Behandlung der Verſtorbenen, welche die ſüdlichen Völker unter die Erde bringen, die nördlichen über derſelben zu bewahren und zu erhalten ſuchen.

Unter allen Arten der Beſtattung iſt die Beerdigung die älteſte und urſprüngliche, die wir auch bereits bei den Indiern des Waldes vorfanden. Sie iſt allen Südamericanern gemeinſam und es beſtehen nur in Bezug auf die damit zuſammenhängenden Gebräuche bei den verſchiedenen Völkerſchaften einige Abweichungen.

Die urſprüngliche Art des Begräbniſſes ſcheint das in der Hütte des Todten zu ſeyn, wie wir es bei den Indiern von Guiana, bei den Conibos und Remos und den Caraiben vorfinden. Die Caraiben, Macuſis und Anawais beerdigen den Todten in der Hütte, in welcher er geſtorben, und verlaſſen ſodann dieſelbe. Stirbt einer ihrer Stammverwandten auf der Reiſe, ſo wird über dem Grabhügel ein Schirmdach von Palmblättern errichtet, damit das Wetter den ruhenden Gefährten nicht beläſtigen könne (Schomburgk Reiſe in Guiana S. 137.). Dieſe Indianer verlaſſen übrigens den Ort ihrer Anſiedelung, ſobald der Tod die einflußreichſten Mitglieder des Dorfes hinweggrafft und ziehen, die Ernte im Stich laſſend, weiter (Schomburgk a. a. O. S. 160.). Die Caraiben begraben ihre Todten gleichfalls in der Hütte oder machen, wenn diß nicht geſchieht, wenigſtens eine Bedeckung über das Grab. Nachdem ſie die Leiche in eine Hängematte gewickelt und ins Grab gelegt haben, zünden ſie ein großes Feuer an, um welches alle erwachſenen Männer und Frauen herumkauern. Die Männer befinden ſich dabei hinter den Frauen, ſtreichen mit ihren Händen über die Arme und ermuntern ſie zum Klagegeheul. Nun ſingen Alle: „Ach, warum biſt du geſtorben? du hatteſt ſo manche gute Manioc, gute Pataten, gute Bananen, gute Ananas. Du warſt geliebt von den deinen und ſie hatten dich ſo ſehr lieb. Warum mußteſt du ſterben? Du warſt ſo tapfer und edel, du haſt ſo manchen Feind überwunden, du haſt in ſo mancher Schlacht dich brav gehalten und haſt uns ſo manchen Arowaken zu eſſen geliefert: Ach, wer ſoll uns nun gegen die Arowaken vertheidigen? Warum biſt du geſtorben u. ſ. w." Solche Ausrufungen werden dann mehrmals wiederholt. Darauf wird von einem Freunde des Verſtorbenen ein Bret auf deſſen Haupt gelegt und die Leiche mit Erde bedeckt, und alles was dem Todten gehörte, wird darauf verbrannt. Zuweilen erſchlagen ſie auch Knechte, die dem Geiſte in der andern Welt als Diener zur Seite ſtehen ſollen. Gewöhnlich aber gehen dieſe, ſo wie ihr Herr im Sterben liegt, hinweg und auf eine andere Inſel. Ehedem gaben die Caraiben dem Todten alle ſeine Geräthſchaften, Pfeil und Bogen, Gefäße, Geräthe und Schmuckſachen mit ins Grab. Schon zu Davies Zeit nahmen die Verwandten dieſe Dinge zu ihrem eigenen Gebrauch an ſich, oder ſie verſchenkten ſie zu ſeinen Andenken an die Leute, welche das Begräbniß mit anſahen. Nachdem nun das Grab mit Erde gefüllt iſt, ſchneiden die nächſten Verwandten ihr Haar ab und halten ein ſtrenges Faſten inne. Andere verlaſſen die Hütte und den Platz, wo ſie einen ihrer Verwandten begraben haben, und

ziehen weiter. Wenn die Leiche beinahe verfault iſt, wird eine anderweite Verſammlung gehalten, und nachdem ſie das Grab beſucht und ſeufzend darauf herumgetanzt, beginnt ein luſtiges Mahl, wobei ſie alle ihr Leid erſäufen und vertrinken (Davies hist. of the Caribby Islands S. 348 ff.).

Die Guiana-Indianer halten ebenfalls ein ſolches Trinkfeſt, oft zwei, drei Monate, oft aber auch erſt ein Paar Jahre nach dem Tode des Familiengliedes, wozu der von demſelben hinterlaſſene Coſſabi verwendet wird. Die Gäſte werden durch Zuſendung von Knotencalendern eingeladen. Die Feſtgeber verfertigen zu dem Zwecke etwa vier fingerdicke Peitſchen; die Männer ſtellen ſich in zwei Reihen und peitſchen jeden Ankommenden aus allen Kräften um die Waden, während ihnen dieſer ſeine Beine ſtandhaft hinhält. Gewöhnlich geſchieht dieß nur den Männern und die Weiber bekommen nur auf beſonderes Verlangen ihren Antheil. Die Angekommenen treten darauf in die Reihe der Peitſchenden und ſchlagen unter Trinken und Lärmen auf die Neuankommenden los, ſo daß oft arge, ja lebensgefährliche Wunden entſtehen. Wohlhabende Familien wiederholen dieſes Feſt mehrmals, ſo lange als die Coſſabivorräthe des Verſtorbenen ausreichen. Jeder Gaſt bringt ſeine Peitſche zum Feſte mit, welche beim Fortgehen zurückbleibt. Zum Beſchluß wird ein Loch in die Erde gegraben und der Pokal, das Rohrkäſtchen, Bogen und Pfeil, nebſt den geſammelten Peitſchen hinein gelegt und verbrannt. Dann wird das Loch verſchüttet und ſomit das Andenken an den Verſtorbenen vergraben. So iſts bei den Arowaken. Die Warauen und Caraiben halten das Feſtgelag ohne die Peitſchen; zum Beſchluß des Saufgelages wird oftmals der Todte oder einzelne ſeiner Gebeine ausgegraben und mit dem Nachlaſſe verbrannt, die geſammelte Aſche aber in eine Kiſte gelegt und dieſe ſammt ſeinem Andenken vergraben. Die Leichname angeſehener Perſonen werden von den Caraiben oft gar nicht begraben, ſondern für dieſen Zweck in den Hängematten geräuchert (Quandt Beſchr. v. Surinam S. 255.). Die Sitte, den Todten in ſeiner Hütte zu beerdigen, finden wir auch bei den Conobis und Remos*). Es iſt wohl die älteſte und urſprüngliche, aus dem Familienleben hervorgegangen.

*) On the death of a husband or wife it is the custom for the survivor to cry now and then during the space of a year but not after that time; and when it thunders they imagine they hear the voice of the deceased. Interment takes place soon after death, as soon as the goods of the deceased, which it is thought may be useful to him in another world, can be scraped together: his canoe forms his coffin, being cut to the proper length and boarded up at the ends and at top; in this the deceased and his goods are placed and he is buried as near the centre of the house at the depth of six or seven feet, as the previous interment of other bodies will permit. Smyth et Lowe narrative 240 ff.

Die übrigen Südamericaner beerdigen die Todten entfernt von den Wohnungen in den für jede Familie beſtimmten Begräbnißplätzen.

Die Abiponer begraben ihre Todten in die entlegenen Wälder. Sobald in einer Ortſchaft das Gerücht ſich verbreitet, daß Jemand in den letzten Zügen liege, ſo rennen alle alten Weiber, die ihm entweder verwandt oder als Zauberinnen bekannt ſind, mit ihren Kürbisklappern herbei und ſtellen ſich mit gelöſeten Haaren in langer Reihe um ſein Lager. Mit der rechten Hand ſchütteln ſie ihre Klappern, während ſie mit den Füßen gewaltig ſtampfen, die Arme in einander werfen und, ſo laut ſie nur können, heulen und jammern. Die älteſte ſteht dem Haupte des Sterbenden zunächſt und lärmt auf einer großen Kriegstrommel. Eine andere lüftet von Zeit zu Zeit die ſchwere Ochſenhaut, womit der Kranke bedeckt iſt, und ſieht nach wie es ſteht, begießt ihn, wenn er noch Athem zieht, mit kaltem Waſſer; wenn er aber nicht mehr athmet, dann ruft alles Chitkacka Lauaua — er iſt nicht mehr, und nun beginnen ſämmtliche Frauen des Orts ein allgemeines Zetergeſchrei. Alle Klappern und Trommeln werden in Bewegung geſetzt, alle Weiber ſchreien und heulen mit erzwungenen Thränen. Das wichtigſte Geſchäft der Anweſenden iſt jedoch, dem Todten Herz und Zunge mit der Wurzel herauszureißen, zu ſieden und dem nächſten beßten Hunde zum Freſſen hinzuwerfen, damit derjenige, welcher an dem Tode des Verwandten Schuld iſt, ſobald als möglich ebenfalls ſterbe. Der Leichnam wird noch warm angekleidet, in eine Ochſenhaut eingehüllt und mit ledernen Riemen zuſammengeſchnürt. Um das Haupt wird irgend ein Tuch beſonders gewickelt. Während der Leichnam ſo bereitet wird, eilen mehrere Weiber zu Pferde nach dem Begräbnißplatz und ſcharren ein Grab, und dorthin wird die Leiche ſo ſchnell als nur möglich gebracht. Das Grab iſt nicht tief; außenher wird es mit Dornen beſteckt, um die Raubthiere davon abzuhalten, oben darauf wird ein umgeſtürzter Topf geſtellt, in der Nähe aber ein Kleid aufgehängt; an die Gräber der Männer ſtecken ſie eine Lanze, und an das des Caziken ſtellt man mehrere feierlich niedergeſtochene Pferde auf beſondern Geſtellen auf, wozu man gemeiniglich die dem Verſtorbenen liebſten und beßten Thiere wählt. Sie ſuchen dadurch die Zukunft des Verſtorbenen ſicher zu ſtellen und beurkunden damit ihren Glauben an eine Fortdauer der Seele nach dieſem Leben, worüber wir ſpäter das Nähere mittheilen werden. Auf ein ordentliches Begräbniß legen die Abiponer beſonderen Werth; iſt ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, ſo ziehen ſie ſeine Leiche mitten aus den Feinden heraus und bringen ſie nach dem heimathlichen Begräbnißplatze. Um ſich die Laſt zu erleichtern, löſen ſie das Fleiſch von den Knochen und vergraben daſſelbe. Die Knochen aber werden ſorgfältig in Leder gehüllt und nach Hauſe gebracht; es erfolgt nun eine Feierlichkeit, die wir bei Betrachtung des Kriegsweſens der Americaner näher kennen lernen. Die Todten wer-

den familienweiſe zuſammen gelegt, die Weiber zu den Männern, die Enkel zu den Großvätern. Ja ſie nehmen bei Auswanderungen ihre Todten mit ſich hinweg (Dobritzhoffer II. 345 ff.). Gleich den Arowaken ſuchen auch die Abiponer das Andenken des Todten durch Zerſtörung ſeiner Habſeligkeiten zu zerſtören, was in ſeltſamen Widerſpruche mit der ſorgfältigen Bewahrung ſeiner Gebeine zu ſtehen ſcheint. Denn, alles was der Verſtorbene hinterläßt, wird in einem eigens dazu errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrannt; ſeine Pferde, ſein kleines Vieh, ſeine Geräthe werden verbrannt, ſeine Hütte abgebrochen und zerſtört. Seine Familie zieht anderswohin in ein fremdes Obdach, denn ſie wollen lieber darben, als unter dem Dache verweilen, unter welchem ihr Familienhaupt geſtorben iſt. Den Namen eines jüngſt Verſtorbenen auszuſprechen, iſt ein Gräuel, und wer es thut wird geſchlagen und verwundet. Man darf den Abgeſchiedenen nur als den bezeichnen, der nicht mehr iſt. War der Name eines Verſtorbenen ein gemeines Nennwort, das ein Thier oder etwas oft vorkommendes bezeichnet, ſo wird daſſelbe öffentlich verrufen und an deſſen Stelle ein neues, von irgend einem alten Mütterchen erfundenes geſetzt. Während der ſieben Jahre, wo Dobritzhoffer bei den Abiponern lebte, wurde die Benennung des Tiegers dreimal verändert, ein Geſchäft, das einer alten Zauberin überlaſſen bleibt, deren Ausſprüche ein Jeder ſich willig fügt. Die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen ändern ebenfalls ihre Namen, ſo wie die ihrer Hausthiere. Stirbt ein Häuptling, ſo ſchneiden alle Männer ihr langes Haar ab, den Weibern werden die Haare ebenfalls geſchoren, und ſchwarz und rothgefärbte Mäntelchen, welche den Kopf bedecken und von der Schulter bis auf die Bruſt reichen, umgehängt. Dieß Mäntelchen müſſen die Wittwen tragen, bis ſie eine neue Eheverbindung eingehen. Während nun die Weiber das Begraben der Leiche beſorgen, bereiten die Männer ein Saufgelage, und während die Männer zechen und ſchreien, ſtehen die Weiber dahinter und unterhalten ein jämmerliches Klagegeheul. Dabei geſchieht es denn oft, daß die bedenklichſten Zänkereien ſich entſpinnen, die mit Prügeln, ja oft mit Blutvergießen und Todſchlag endigen. Die trauernden Weiber haben dann die Aufgabe, die Trunkenen oder Verwundeten nach Haus zu bringen. Hierauf folgt dann die neun Tage lang fortgeſetzte Todtenklage der Frauen, welche theils am Tage von allen verheiratheten und verwittweten Frauen, theils des Nachts von einigen beſonders geladenen Frauen vor dem dazu beſtimmten Hauſe abgehalten wird.

Die Tagesklage findet Vormittags und Nachmittags Statt. Die Frauen erſcheinen mit fliegenden Haaren und entblößten Schultern, mit trauer- und ſchreckerfüllten Mienen, die Geſichter ſind mit Dornen geritzt. Sie ziehen in langen Reihen, eine hinter der andern, oft zweihundert an der Zahl, auf. Im Gehen hüpfen ſie wie die

7*

Frösche und werfen die Arme herum; jede trägt in der Hand einen mit Samenkörnern angefüllten, raſſelnden Kürbis, einige klopfen mit Stäbchen auf Töpfe, die mit Rehhaut überzogen ſind. Dazu wird gemeinſam in ſteigendem und fallenden, von dem höchſten bis zum tiefſten Tone geheult. Bei den von Zeit zu Zeit Statt findenden Pauſen werden im Tone eines grunzenden Recitativs die Thaten des Verſtorbenen gemeldet und die Zuhörer zu Rache oder Mitleid bewegt, wobei reichliche Thränen fließen. Die Meiſten tragen ein Geſchenk des Verſtorbenen, Meſſer, Glascorallen und dergl. So klagen ſie bei Tage.

Unter der Dämmerung finden ſich nun alle zu dem Leichendienſt beſonders eingeladenen Weiber in der dazu bezeichneten Hütte ein. Eine alte Zauberin leitet das Ganze, ordnet den Geſang und die übrigen Gebräuche an. Sie klopft wechſelsweiſe auf zwei große Kriegstrommeln und ſingt mit weinerlicher Stimme ein Lied, das die übrigen in gleichem Tone nachſingen, während ſie mit den Kürbisklappern und Trommeln raſſeln, bis der Tag anbricht. In der neunten Nacht werden die Töpfe des Verſtorbenen mit einem gewiſſen Gepränge zerbrochen. Jetzt ſingen ſie nun ein Freudenlied, welches die Anführerin mit tiefer droheuder Stimme unterbricht, indem ſie die Mitſängerinnen zur Fröhlichkeit ermahnt.

Nächſtdem wird noch alle Jahre an einem gewiſſen Tage die Feierlichkeit zum Andenken an die Todten mit dem nämlichen Lärmen wiederholt. Es darf ſich nur ein Weib an ihre verſtorbene Mutter erinnern, ſo löſet ſie ſich die Haare auf, greift nach dem Kürbis und rennt mit herbeigerufenen Weibern heulend umher. Selten vergeht eine Nacht, wo man nicht eine ſolche Klageſtimme bei den Abiponern vernimmt. Soweit Dobritzhoffer (Geſchichte der Abiponer II. 345 bis 371.).

In ähnlicher Weiſe ſind die Todtenbeſtattungen der übrigen Südamericaner, namentlich der Lenguas (Azara II. 153.). So beſtatten die Charruas ihre Todten mit allen ihren Habſeligkeiten auf einem kleinen Gebirge, tödten dort das Lieblingspferd des Verſtorbenen und drücken ihren Schmerz durch Zerfleiſchung ihrer Glieder mit den Waffen des Verſtorbenen aus. Für den Vater, Gatten und erwachſenen Sohn ſchneiden die Töchter und verheiratheten Schweſtern, ſo wie die Frauen ſich ein Fingerglied für jeden Todten ab, beim kleinen Finger beginnend. Nachdem ſie ſich mit den Waffen des Todten verwundet, bleiben ſie zwei Monate zurückgezogen in ihren Hütten, wo ſie weinen und faſten. Daher haben bei den Charruas alle erwachſene Frauen Narben und unvollſtändige Fingerglieder. Der Mann trauert weder um ſeine Frau, noch um ſeine Kinder. Stirbt der Vater, ſo verbergen ſich die erwachſenen Kinder zwei Tage ganz nackt in ihrer Hütte und bleiben hier ohne Nahrung, außer etwa ein wenig Fleiſch oder Ey vom Rebhuhn. Am zweiten Abend wird folgende Operation vor-

genommen. Ein Indianer ſticht dem Trauernden Dornen von 2—4 Linien Breite in die Haut von der Fauſt an bis an die Schulter, dieſer begiebt ſich dann nackt und allein in den Wald oder auf einen Hügel und gräbt ſich mit einem Stock mit Eiſenſpitze ein Loch, das ihm bis an die Bruſt reicht. Daſelbſt verbringt er die Nacht. Am Tage verweilt er unter einem kleinen, für ſolchen Zweck errichteten Schirmdache, wohin ihm die Kinder des Stammes Waſſer und Rebhuhn bringen. Dieſe Verbannung dauert 10 — 12 Tage (Azara II. 25.). Ebenſo verfahren die Minuanes (Azara II. 34). Die Mbayas tödten ebenfalls Pferde am Grabe des Todten und beſtatten ſie mit ihm. Perſonen, die entfernt von der Heimath ſterben, hängen ſie in einer Matte an einen Baum, damit das Fleiſch ſich von den Gebeinen löſe, und beſtatten dann dieſe bei den Verwandten; die Frauen und Knechte enthalten ſich während der Trauer der Fleiſchkoſt und beobachten ein tiefes Stillſchweigen (Azara II. 117.). Die Payaguas begruben ihre Todten ehedem in ſitzender Stellung, der Kopf blieb frei und ward mit einem Topfe bedeckt (Azara II. 125. Rengger Reiſe nach Paraguay S. 141.); ſie erbauen über dem Grabe ein leichtes Schirmdach und ſtellen gemalte Gefäße dabei auf; die Männer trauern nicht, die Frauen weinen nur einige Tage.

Die Indier von Chile haben im Weſentlichen dieſelben Gebräuche, gleich ihren öſtlichen Landsleuten verſorgen ſie den Abgeſchiedenen für ſeine Reiſe in die Ewigkeit mit dem Nöthigen. Sie legen ihm ſein Reitzeug, ſeine Waffen und die nährenden Samen der Araucaria ins Grab. Dem Reichen giebt man den beßten Silberſchmuck. Die Huilichen balſamiren das beßte Pferd des Todten, trocknen daſſelbe im Rauche und begraben es ſodann. Die Moluchen binden das Pferd am Grabe an und laſſen es Hungers ſterben, wenn es ihm nicht gelingt, ſich ſelbſt zu befreien und das Weite zu gewinnen. Mit den Körpern der Weiber macht man keine Umſtände, ſondern begräbt ſie ohne Ceremonie. Die Todten werden mit den Füßen voraus aus der Hütte geſchafft, denn, würde dieß nicht beobachtet, ſo könnte das irrende Geſpenſt dahin zurückkehren und in ſchreckender Geſtalt die nächſten Verwandten ſtören (Pöppig Reiſe I. 393.) *).

---

*) In Arauco finden folgende Gebräuche Statt. On the death of an individual the relations and friends are summoned to attend and weep or mourn. The deceased is laid on a table and dressed in the best apparel he possessed when alive. The females walk round the body chaunting in a doleful strain a recapitulation of the events of the life of the person whose death they lament. On the second or third day the corpse is carried to the family burying place, which is at some distance from the house, and generally on an eminence. It is laid in a grave prepared for the purpose. If the deceased be a man, he is buried with his arms and sometimes a horse, killed for the occasion: if a woman she is interred with a quantity of household utensils. In both cases a portion of food is placed in the grave to support them

Abweichend hiervon iſt der Gebrauch, den Gilij am Orinocco, doch nur ausnahmsweiſe fand. Die Todten werden in Höhlen begraben und der Eingang dazu mit Felsſtücken verſperrt, um die wilden Thiere abzuhalten. Sind dann mit der Zeit die Knochen entfleiſcht, ſo werden ſie theils in thönernen Gefäßen, theils in Körben in den Hütten aufbewahrt. Die Aturi ſetzten ehedem die Gebeine ihrer Todten auf dem Gebirge am Waſſerfalle Mapara in Waſſerbehältern bei. Die Parechi verbrannten die Leichen ihrer erſchlagenen Freunde (Gilij saggio di storia americana II. 107 ff.).

Die Nordamericaner beſtatten ihre Todten nicht minder ſorgfältig, und die dabei ſtattfindenden Gebräuche beziehen ſich theils auf den Zuſtand der Seele nach dieſem Leben, theils auf die Erhaltung des Andenkens des Verſtorbenen bei ihren Familien und Stammgenoſſen.

Die Nordamericaner fürchten den Tod nicht, ja die Chippewäer ziehen denſelben einem ſiechen, kraftloſen Alter vor. Sobald ein Vater ſeine Untüchtigkeit zur Jagd bemerkt, trägt er darauf an, ſein Clima zu verändern und der Sohn übernimmt munter die Rolle des Scharfrichters und macht dem Leben ſeines Vaters ein Ende. Wenn unter den nördlichen Chippewäern ein Hausvater abgeneigt ſcheint, dieſer Sitte ſich zu unterwerfen und ſein Leben ihm und den Seinigen eine Laſt wird, ſo ſchlägt man ihm vor, entweder ſich auf eine Inſel, verſehen mit einem kleinen Kahne und Ruder, Pfeil und Bogen und einem Trinkgeſchirr ausſetzen zu laſſen, oder den Tod nach den Geſetzen ſeines Volkes mit männlichem Muthe zu erleiden. Findet das letzte Statt, ſo wird ein Schwitzhaus bereitet, und während der Alte ſich dieſer vorbereitenden Prüfung unterwirft, erfreut ſich die Familie, daß der Herr des Lebens ihnen verliehen hat zu wiſſen, wie ſie mit den Bejahrten und Unvermögenden handeln und ſie in eine beſſere Welt ſchicken ſollen, wo ſie verjüngt werden, um aufs Neue mit jugendlicher Kraft zu jagen. Dann rauchen ſie die Friedenspfeife, eſſen Hundefleiſch in Bärenfett gekocht und ſingen den großen Heilgeſang (medicine song): „Der Herr des Lebens giebt Muth! Es iſt wahr, alle Indianer wiſſen, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun

---

and the Tempulagy or ferrywoman on their journey to the other country. Earth is thrown on the body and afterwards stones are piled over it in a pyramidal form. A quantity of cider or other fermented liquor is poured upon the tomb; when these solemn rites being terminated, the company return to the house of the deceased to feast and drink. Black is here as in Europe the colour used for mourning. — The Indians never believe that death is owing to natural causes but that it is the effect of sorcery and witchcraft. Thus on the death of an individual one or more diviners are consulted, who generally name the enchanter are so implicitly believed, that the unfortunate object of their caprice or malice is certain to fall a sacrifice. The number of victims is far from being inconsiderable (Stevenson tr. in S. Am. I. 60.).

unſern Vater, damit er ſich verjüngt fühle in einem andern Lande und im Stande ſey zu jagen.“ Geſänge und dazu gehörige Tänze werden wiederholt, der älteſte Sohn aber giebt ſeinem Vater den Todesſtreich mit dem Tomahawk. Darauf wird der Körper auf das Beſte bemalt, mit ſeinen Kriegswaffen begraben und über dem Hügel eine Hütte von Baumrinde errichtet (Heckewelder S. 278.). Dieſe Sitte fand namentlich bei den Indianern des oberen See's (Lac superior) Statt.

Das Andenken an den Todten wird bei allen Nordamerikanern in hoher Ehre gehalten und die Beſtattung ſeiner Leiche mit angemeſſener Feierlichkeit vollzogen. Dieſe richtet ſich vornämlich nach dem Range oder Vermögen des Verſtorbenen und ſeiner Familie. Alle aber, Männer wie Frauen, werden beklagt und beweint, allen wurden urſprünglich, wo die Indianer noch ungeſtört in ihren Ländereien verweilten, ihre Waffen, Geräthe und Schmuckſachen mit ins Grab gegeben, und wie bei den Abiponern war es Sitte, den Namen des Verſtorbenen nicht auszuſprechen, um den Schmerz nicht immer wieder zu erneuern. Krieger, die im Felde blieben, beſtattete man im Geheimen unter einem gefallenen Baumſtamme, damit der Feind ihre Scalphäute nicht bekommen könne. Stirbt ein Chippeway auf einer Jagdpartie, ſo wird der Körper in eine Art Sarg gelegt oder ſonſt bedeckt, damit die Erde nicht unmittelbar darauf fällt, und das Grab mit einem Gehäge von Stangen umgeben (Heckewelder S. 474 f.) Die Muscoculgen begraben ihre Todten gleich den Caraiben in ein viereckiges Grab, welches in der Hütte unter dem Lager des Verſtorbenen gegraben wird in ſitzender Stellung, umgeben von ſeinen Waffen. Das Grab wird mit Cypreſſenzweigen beſteckt (Bartram travels S. 513.). Die Dacotans begraben die im Felde Geſtorbenen ebenfalls (Prinz Neuwied I. 345.). Die Blackfeet ſuchen es zu vermeiden, ihre Todten mit Erde zu belaſten. Sie ſchnüren den Leichnam mit ſeinen beßten Kleidern, roth bemalt, aber ohne ſeine Waffen, in eine Biſonrobe und legen ihn an unzugängliche Orte, in Schluchten, Felſen, Wälder, ſteile hohe Ufer, bedecken ihn auch mit Steinen und Hölzern, um die Wölfe abzuhalten. Iſt kein einſamer Ort in der Nähe, ſo wird die Leiche freilich begraben, oder ſie wird in einer Art Holzhütte über der Erde bewahrt, oder man macht den Weißen ein Geſchenk damit, welches man in einem ſolchen Falle nicht zurückweiſen darf. Die Verwandten ſchneiden ſich die langen Haare ab, ſtreichen ſich dieſe, ſo wie Geſicht und Kleidungſtücke, mit weißgrauem Thone an und gehen während der Trauerzeit möglichſt ſchlecht gekleidet. Sie ſchneiden ſich dann auch häufig ein Fingerglied ab. Nicht minder werden auf dem Grabe reicher Indianer Pferde, und wie Beiſpiele vorhanden ſind, bei berühmten Häuptlingen deren zwölf bis funfzehn getödtet. Als der angeſehene Sachkomapoh, der vier bis fünftauſend Pferde beſaß, geſtorben, wurden deren hundert und fünfzig mit Pfeil-

ſchüſſen erlegt (Prinz Neuwied I. 582.). Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge beim Begräbniſſe eines Schwarzfüßers. Die Leiche war in Biſonroben feſt eingeſchnürt und auf eine Schleife gebunden, die von einem Pferde gezogen wurde. Ein alter Mann ſo wie eine Menge Weiber und Kinder von der Verwandtſchaft folgten weinend und heulend. Eine bejahrte Frau des Gefolges hatte ſich ein Fingerglied abgeſchnitten und hielt den ſtark blutenden Stummel in einem Büſchel Wermuthblätter verborgen. Im Fort Mackenzie wurde die Leiche von der Schleiſe losgebunden und ein junger Verwandter hielt eine Anrede. Er ſagte: „Was klaget ihr und weinet? ſeht, ich weine nicht! er iſt in das andere Land gegangen und wir können ihn nicht wieder aufwecken, aber wenigſtens zwei Bloot-Indianer (die man des Mordes verdächtig hielt) müſſen ihn begleiten und ihm dort aufwarten." Ein kleines Kind und der Bruder des Ermordeten waren ebenfalls in derſelben Nacht geſtorben, man hatte alſo drei Leichen zugleich im Fort und die Indianer ſagten, der ermordete Bruder habe die andern abgerufen. Da die Leiche des Indianers lange der freien Luft und der Sonne ausgeſetzt gelegen hatte, ſo mußte man eilen, ſie fortzuſchaffen. Der Dolmetſcher Berger erhielt den Auftrag, ſie zu bemalen, ihr die beßten Kleider anzuziehen und ſie aufzuputzen. Beide Indianer wurden in rothe wollene Decken und Biſonhaut gehüllt, worüber man ein Stück buntes Zeuch breitete, und in daſſelbe Grab gelegt. Der Boden und die Seiten der Grube waren mit Bretern ausgeſetzt, die Leiche ward ebenfalls mit Holz bedeckt, Zaumzeuch und Peitſche nebſt einigen Kleinigkeiten hinzugethan und dann mit Erde verſchüttet (Prinz Neuwied I. 604 f.).

Die ausführliche Beſchreibung des Leichenbegängniſſes einer vornehmen Delawarenfrau, der Gemahlin des tapfern Häuptlings Shingask, finden wir bei Heckewelder (S. 466.). In dem Augenblicke, da ſie verſchieden war, wurde ihr Tod durch beſonders dazu beſtellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht, indem dieſe riefen: „Sie iſt nicht mehr, ſie iſt nicht mehr!" Geſchrei und Wehklagen ertönte nun von allen Seiten und ſo ging in Schmerz und Betrübniß ein ganzer Tag hin. Die anweſenden Europäer wurden am folgenden Morgen zur Beerdigung eingeladen: ſie fanden die Leiche ſchon in einem, von einem europäiſchen Kaufmann gelieferten, auf indiſche Art prächtig gemalten Sarge. Ihre Gewänder waren überaus reich mit ſilbernen Spangen geſchmückt, der Hals mit Wampumgürteln umgeben. Ringe, Schleifen und Glöckchen waren ſehr zahlreich an allen Theilen der Kleidung angebracht. Nachdem die Zuſchauer ſich entfernt hatten, wurden Scheeren, Meſſer, Nadeln, Zwirn, ein zinnernes Becken und Löffel, ein Becher, ein neues Hemd, eine zubereitete Hirſchhaut zu Schuhen und andere dergl. Dinge in den Sarg gelegt. Darauf wurde der Deckel auf dem Sarge mit drei Riemen befeſtigt und drei hübſche, runde Stäbe, 5 oder 6 Fuß lang, nahe bei einander quer darüber

gelegt und mit Riemen von gegerbter Elennhaut befeſtigt. Es wurde ferner ein Bündel mit rother Schminke nebſt dem Stückchen Flanell, womit man ſie auflegt, in den Sarg durch ein am Kopfende deſſelben angebrachtes Loch geſteckt. Dieſe Oeffnung halten die Indianer für nothwendig, damit der Geiſt des Verſtorbenen nach Belieben aus- und eingehen könne, bis er den Ort ſeines künftigen Aufenthaltes gefunden hat. Nachdem alles in Ordnung gebracht, wurden die Träger — zwei Europäer — zwei Frauen in der Mitte und zwei Indianer am Fußende, an die Stäbe geſtellt. Jetzt trugen auch mehrere Frauen große Keſſel, Schüſſeln, Löffel, getrocknetes Elennfleiſch in Körben nach dem Begräbnißplatze hin. Der Leichenzug ſetzte ſich in Bewegung, während die weibliche Begleitung die Luft mit durchdringendem Klaggeſchrei erfüllte. Dem Zuge voran ſchritt ein Führer, dann folgte der Sarg, dahinter der Ehemann Shingask, dann die angeſehenſten Kriegsoberſten und Rathsmänner der Nation, zuletzt die übrigen Männer, Weiber und Kinder; den Schluß machten zwei ſtarke Männer, welche Ballen mit europäiſchen Manufacturwaaren trugen. Die vornehmſten leidtragenden Frauen gingen etwa 15—20 Schritt abſeits rechter Hand in gleicher Linie mit dem Zuge. Als dieſer am Grabe angekommen, wurde der Deckel vom Sarge abgehoben, das Gefolge bildete einen Halbkreis und alle ſetzten ſich nun auf den Boden nieder. Innerhalb des Kreiſes war ein Sitz für die beiden Europäer bereitet, während der troſtloſe Shingask ſich, ohne Jemand bei ſich zu haben, etwas weiter wegbegab und mit gegen die Erde gebogenem Haupte weinte. Das weibliche Trauergefolge ſetzte ſich ohne Ordnung zwiſchen niedrigem Geſträuche, das etwa 15 Ellen oſtwärts vom Grabe entfernt war, zuſammen. So blieb alles in tiefer Stille etwa zwei Stunden lang, während die Leiche mit einem weißen Tuche bedeckt war. Endlich traten ſechs Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche ins Grab zu ſenken, als plötzlich drei von den Trauerweibern von ihren Sitzen aufſprangen, ſich zwiſchen die Männer und den Sarg drängten und der Verſtorbenen laut zuriefen: „aufzuſtehen und mit ihnen zu gehen, und ſie nicht zu verlaſſen.“ Sie umfaßten ſogar ihre Arme und Füße; zuerſt ſah es aus, als ob ſie ihr liebkoſen wollten, nachher ſchienen ſie ſtärker zu ziehen, als ob ſie die Abſicht hätten, mit dem Körper davon zu laufen, während ſie beſtändig ſchrieen: „ſtehe auf, ſtehe auf; komm mit uns; verlaß uns nicht! entferne dich nicht!“ Zuletzt begaben ſie ſich hinweg, indem ſie an ihren Kleidern riſſen, ihr Haar zerrauften und unter allen Aeußerungen der wildeſten Verzweiflung laut ſchrieen und klagten. Nachdem ſie ſich wieder auf die Erde geſetzt hatten, fuhren ſie fort zu ſchreien, zu ſchluchzen, am Graſe und Geſträuch zu reißen, als wären ſie ganz außer ſich. Nachdem die Weiber ihre etwa 15 Minuten währende Ceremonie verrichtet, traten die ſechs Männer, die mittlerweile in der Nähe ſtehen geblieben, aufs Neue

hervor und ließen den Sarg in die Gruft hinab. Sie legten dann zwei abgeſchälte Stäbe von etwa 4 Zoll Durchmeſſer, der Länge nach und dicht über das Grab und traten ab. Darauf näherte ſich der Wittwer mit langſamen Schritten und ging auf den Stäben über das Grab hin, nach einer nahe gelegenen Wieſe. Sobald er ſich ſo weit entfernt, daß er nicht ſehen konnte, was am Grabe vorging, wurde ein bemalter hölzerner Pfoſten, auf welchem verſchiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumſtänden der Verſtorbenen, mit den Zeichen ihres Ranges, von zwei Männern herbeigebracht und einem dritten, einem Manne von Anſehen, übergeben, welcher ihn dergeſtalt aufſtellte, daß er am obern Ende des Grabes auf dem Sarge ruhete, indem er ſehr ſorgfältig Acht gab, daß ein gewiſſer Theil der Zeichnung gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet ſeyn möchte; darauf hielt er das Holz aufrecht und in der gehörigen Richtung, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen. Nachdem ſie trocknes Laub und Baumrinde darüber gelegt, ſo daß von der friſchen Erde nichts zu ſehen war, gingen ſie weg, worauf einige Männer die Grabſtätte mit vorher zugerichtetem Holzwerk etwa 4 Fuß hoch einfaßten. Hierauf fand die — dießmal durch einen tüchtigen Regen unterbrochene — Trauermahlzeit Statt und dann wurden die dem Zuge nachgetragenen Kaufmannswaaren herbeigetragen, in kleine Spenden geſondert und an ſämmtliche Anweſende vertheilt, wobei die, welche bei der Ceremonie viel zu thun gehabt hatten, beſonders reichlich bedacht wurden, wie denn z. B. die Klageweiber wollene Decken, Faltenhemden und Unterkleider, die Knaben Meſſer, Maultrommeln, die Mädchen Nadeln, Corallen und dergl. erhielten. Die ganze Feierlichkeit währte etwa ſechs Stunden. Die Klageweiber ſetzten aber ihr Geheul noch drei Wochen lang alle Abende fort (ſ. Heckewelder S. 465 — 474.).

Eine andere Art der Beſtattung iſt die Beiſetzung des Leichnams auf Bäumen und Gerüſten. Die Nadoweſſier hatten einen gemeinſchaftlichen Begräbnißplatz in der Nähe einer geräumigen Grotte unweit des Miſſiſippi, welche von den Indianern wakon teebe, Wohnung des großen Geiſtes, genannt wird. Die Leichen derer, die im Laufe des Jahres in großer Entfernung von dieſem Platze ſterben, werden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüſte oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt, im Sommer aber, wenn es nicht möglich iſt die Leichen zu erhalten, wird das Fleiſch derſelben verbrannt und blos die Gebeine aufgehoben, um darauf im Frühjahr, wo die einzelnen Stämme der Nation in der Nähe jener Grotte zuſammen zu kommen pflegen, auf dem gemeinſchaftlichen Begräbnißplatze feierlichſt begraben zu werden (Heckewelder nach Carver S. 476.). Einen ſolchen gemeinſchaftlichen Begräbnißplatz hatten auch die Nantikoks und die Chaktaws. Die Chaktaws errichten, ſobald einer der ihrigen geſtorben iſt, ein Gerüſte von 18 — 20 Fuß Höhe, in einem benachbarten Hain, legen den Todten darauf und bedecken den-

ſelben mit einem Mantel. Hier bleibt er liegen und wird von den Freunden oft beſucht und beſchützt, bis das verfaulte Fleiſch von den Knochen fällt. Dann übernehmen Leute, die ſich damit beſonders beſchäftigen, die Gebeine, waſchen und reinigen ſie vom Fleiſche und laſſen ſie an der Luft trocknen und bleichen; darauf legen ſie dieſelben in ein beſonders ſorgfältig gearbeitetes Käſtchen aus Bein oder Spahn. Das Käſtchen wird in ein Beinhaus gebracht, welches zu dieſem Zwecke in jedem Dorfe errichtet iſt. Iſt dieſes Gebäude angefüllt, ſo findet eine feierliche Beſtattung aller Gebeine auf dem gemeinſamen Begräbnißplatze Statt. Die Verwandten und Freunde der Verſtorbenen begeben ſich an einem beſtimmten Tage nach dem Beinhauſe, heben ihre angehörigen Käſten heraus und ziehen nach der Altersfolge wie eine große Familie unter beſtändigem Klagegeſang nach dem Begräbnißplatze. Hier werden alle Todtenkiſten in eine Pyramide aufgeſchichtet und das Ganze mit Erde bedeckt, ſomit aber ein kegelförmiger Hügel errichtet. Sie kehren darauf in feierlichem Zuge in das Dorf zurück und beſchließen den Tag mit einem Gelage, welches das große Todtenfeſt genannt wird (Bartram travels S. 514.).

In ähnlicher Art iſt die Behandlung der Todten auch bei den Miſouri-Indianern. Die Dacotas legen ihre zu Hauſe verſtorbenen Todten im ganzen Anzuge mit ihren Waffen und andern Geräthſchaften, bemalt, in Decken und Felle geſchnürt, auf hohe, auf vier Pfählen ruhende Gerüſte. Man begräbt ſie zuweilen, wenn das Fleiſch verfault iſt. Die von dem Feinde Erſchlagenen begräbt man ſogleich in die Erde, eben ſo werden aber auch andere Leichen beerdigt und die Grabſtätte mit Dornen und Holz eingefriedigt. Sehr oft legen ſie aber auch die Todten in äſtige Bäume und Prinz Maximilian von Wied ſah eine Eiche, auf welcher ſich drei in Felle eingehüllte Leichname befanden. Unter dem Stamme des Baumes war eine kleine Laube oder Schirm von Pappelzweigen angebracht, welche ſich die Verwandten erbauen, um daſelbſt klagend und weinend zuzubringen, was oft viele Tage wiederholt wird. Zum Zeichen der Trauer ſchneiden ſie ſich die Haare mit dem erſten beßten Meſſer ab, beſchmieren ſich mit weißem Thon, verſchenken alle ihre guten Kleidungsſtücke und werthvollen Habſeligkeiten, ſo wie die des Verſtorbenen an alle Anweſende. Auf der erwähnten Eiche befand ſich die in Felle gehüllte Leiche einer jungen Frau, auf einer Unterlage von ſechs Stücken Holz, welche in den Aeſten befeſtigt waren. Weiter oben ſah der Reiſende eine Kindesleiche (Prinz Neuwied I. 345 f.). Solche Todtengerüſte haben auch die Maubans*) in der Nähe ihrer Niederlaſſungen (Prinz Neuwied I. 396.); Die Aſſiniboins legen ihre Leichen ebenfalls auf Bäume**); die wollenen Decken, worein ſie gehüllt wer-

*) S. Taf. X. 1.
**) S. Taf. X. 2.

den, ſind mit rother Farbe beſtrichen, auch die Aeſte und der Stamm des Baumes damit theilweiſe gefärbt (Prinz Neuwied I. 464 f.).

Die gemeinſamen Begräbnißplätze aber ſcheinen mir einen weſentlichen Fortſchritt im geſelligen Leben anzudeuten. So lange die Menſchen noch als Familie leben, werden die Todten theils in der Hütte theils in einſamen Orten des Waldes oder Gebirges begraben; ſobald aber die Familien zum Stamme zuſammengetreten und je mehr ſie ſich den Staatsformen nähern, deſto mehr ſtreben ſie auch nach Haltpuncten des gemeinſamen Weſens. Was aber kann mehr die Gemeinſchaft der Völkerſtämme darſtellen, als ein gemeinſamer Ruheplatz der verſtorbenen Mitglieder derſelben? Er wird allgemach ein Sammelplatz der zerſtreut umherſchweifenden Jägerſtämme, er wird Veranlaſſung zu beſtimmten, in gewiſſer Zeit wiederholten Zuſammenkünften, er macht den Boden heimiſcher und werthvoller und wird zum Heiligthume der geſammten Völkerſchaft; ja er wird ein Antrieb zum ſeßhaften Leben, dem Beginn aller Cultur. Die Americaner, welche Carver, Bartram, Heckewelder zu einer Zeit beobachteten, wo dieſe Völker noch nicht ſo ſehr von den europäiſchen Einwanderern bedrängt und vertrieben waren, ſcheinen meiſt im Beſitz ſolcher gemeinſamen Todtenplätze geweſen zu ſeyn, die gegenwärtig wohl nur bei einigen Miſſouri-Indianern angetroffen werden, in wenig Jahren aber mit den Nationen ſelbſt ganz verſchwunden ſeyn dürften.

Endlich iſt noch zu erwähnen, daß die nordweſtlichen Indianer um Portfrançais ihre Todten verbrennen und den Kopf und die Aſche aufbewahren. Ihre Denkmale beſtehen in vier ſtarken Stangen, welche ein kleines Zimmer aus Planken tragen, in welchem der Kaſten mit der Aſche und der in Felle eingewickelte Schädel aufbewahrt wird (Lapérouſe II. 181 ff.). Eine Sitte, die mit dem Leben der vereinzelt in dem weiten Gebiete daſtehenden Stämme übereinkommt.

Ein anderweiter Haltpunct des geſelligen und gemeinſamen Lebens ſind die

Spiele und Feſtlichkeiten,

zu denen ſich die Menſchen bei freudigen Veranlaſſungen oder in heiterer Muße vereinigen.

Das gewöhnlichſte Spiel kleiner Geſellſchaften, namentlich junger Leute, iſt das Ballſpiel, in Arauco Palican genannt; es wird ziemlich auf dieſelbe Weiſe, wie bei uns in Südeuropa gehandhabt, indem eine harte Kugel mit einem beſonderen Brete von zwei Partheien abwechſelnd abgeworfen und aufgefangen wird. In Arauco ſind meiſt Wetten damit verbunden*). Dieſelbe Sitte haben die Nord-

*) The principal out-door diversion among the young men is the palican. The company divides into two sets. Each person has a stick about four feet long, curved at the lower end. A small hard

americaner, die Bälle derſelben ſind aus Hirſchleder, mit Hirſchhaaren ausgeſtopft und etwas größer als die in Europa gebräuchlichen. Die Rakets ſind 3 Fuß lang, oben befindet ſich ein Flechtwerk aus Riemen von Hirſchleder, welches einer flachen Hand ähnlich iſt. An dem Spiele nehmen zuweilen 300 Perſonen Theil und mehrere ſpielen gegeneinander. Es werden dabei zwei Pfähle, etwa 600 Ellen weit von einander entfernt, in die Erde geſchlagen und damit das Gebiet einer jeden Parthei angedeutet. In der Mitte zwiſchen beiden Pfählen wird der Ball in die Höhe geworfen, wobei nun eine jede Parthei bemüht iſt den Ball gegen den ihr zugehörigen Pfahl zu treiben; dabei entwickeln die Spieler große Gewandtheit, der Ball berührt nur ſelten den Boden und befindet ſich ſtets in der Luft. Sie ſpielen mit ſolcher Heftigkeit, daß oft einer dem andern einen Knochen zerſchlägt oder ihn ſonſt verwundet; jedoch zeigt ſich dabei niemals eine böſe Abſicht und es kommt auch nie zu Streitigkeiten zwiſchen den Spielenden (Heckewelder S. 345 f., dazu Bartram travels in Northamerica S. 506.). Das Ballſpiel der Crih-Indianer iſt dem ähnlich; die Kämpfer treten entkleidet und bemalt auf, jeder hat eine Art Schaufel oder Raket. Wer den Ball gefangen hat, rennt dem in der Mitte aufgeſtellten Ziele zu, wird aber von den übrigen verfolgt, welche ihn aufzuhalten und den Ball herauszuſchütteln ſtreben. Sind ihm die Gegner auf den Hacken, ſo ſchleudert er den Ball hoch in die Luft, wo er dann von einem ſeiner Parthei weiter befördert oder von den Gegnern rückwärts getrieben wird, bis ſich der Sieg endlich dadurch entſcheidet, daß er über eins der Ziele hinaus gelangt (Franklin Reiſe I. S. 78.). Die Frauen der Mandans ſpielen den Ball ſo, daß ſie denſelben abwechſelnd auf den Fuß und auf das Knie fallen laſſen und immer wieder in die Höhe ſchnellen, dabei wird oft um anſehnliche Preiſe geſpielt (Prinz Maximilian v. Wied Reiſe II. 147.).

Dem ähnlich iſt ein Reifenſpiel, welches man bei den Nordamericanern um Monterey fand und das Takersia genannt wird. Man wirft und rollt einen kleinen Reifen von 3 Zoll Durchmeſſer in einem viereckigen Raume von zehn Toiſen, den man vom Graſe gereinigt und mit Büſchen umgeben hat. Jeder der beiden Spieler hält eine Ruthe, von der Dicke eines gewöhnlichen Rohres und 5 Fuß Länge. Man ſucht nun die Ruthe in den Reifen zu bringen, wäh-

---

ball, sometimes of wood, is thrown on the ground: the parties separate; some advance towards the ball, and others stand aloof to prevent it when struck from going beyond the limits assigned, which would occasion the loss of the game. I was told that the most important matters bave been adjusted in the different provinces of Araucania by crooked sticks and a ball: the decision of the dispute is that of the game — the winner of the game, being winner of the dispute. (Stevenson tr. in S. Am. I. 17. Ballſpiel der Caraiben Bryan Edwards II. 79.)

rend er noch in Bewegung iſt, und der, welcher den Reifen durchſticht, iſt der Sieger (Lapérouſe II. 273. Langsdorff II. 144.). Daſſelbe Spiel fand Prinz Neuwied bei den Dacotas (Reiſe I. 360.) und Mandans (Derſ. II. 146.).

Ein anderes Spiel iſt in der Art unſerer Würfel. Die Indier von Neuſpanien haben dazu daumenbreite, faſt ſpannenlange Rohrſchnitzel oder Spähne, in welche wie auf einem Kerbholze verſchiedene Striche auf einer Seite eingeſchnitten und ſchwarz getränkt ſind. Dieſe halten ſie in der Hand feſt zuſammen, heben ſie, ſo hoch ſie können, in die Höhe und laſſen ſie auf die Erde fallen. Wer dann mehrer Striche oder Augen über ſich hat, gewinnt den Einſatz (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 256.). Daſſelbe Spiel fand Lapérouſe bei den Indianern um Portfrançais, nur daß es hier noch geregelter und die Zahl der Holzſpähne auf dreißig feſtgeſetzt war (Lapérouſe II. 193.). Die Nordamericaner, namentlich die Jerokeſen, bedienen ſich zu dieſem Spiel ſechs bis acht kleiner gezeichneter Knochen, die auf zwei Seiten ſchwarz, auf den beiden andern weiß ſind; man wirft ſie in die Höhe, läßt ſie in eine Schüſſel fallen und beobachtet, wie viel Flächen von einer Farbe nach oben liegen; derjenige, deſſen Zahl gleichfarbiger Felder die größte iſt, zählt fünf; wer nun bis vierzig gezählt hat, iſt der Gewinnende. Der gewinnende Spieler bleibt auf ſeinem Platze, an die Stelle des verlierenden aber tritt ein anderer, den die Schiedsrichter dazu ernennen*). Oft nimmt ein ganzes Dorf an dem Spiele Antheil und Parthei ſpielt gegen Parthei. So lange das Spiel dauert, ſcheinen die Indianer in der heftigſten Gemüthsbewegung und erheben bei jedem entſcheidenden Wurfe ein furchtbares Gejauchze. Sie drehen und beugen ſich auf tauſenderlei Weiſe, reden die Würfel an und überhäufen die böſen Geiſter, die dem gewinnenden Gegner beiſtehen, mit Verwünſchungen. In ſolchem Spiel verlieren manche ihre Kleidungsſtücke, Hausrath, Hütte, ja ihre perſönliche Freiheit. Ein Miſſionär war Augenzeuge, daß zwei jerokeſiſche Dörfer viele Waaren, Blankets, Tuch, Hemden, Leinwand und dergl. zuſammenbrachten und mit einander darum ſpielten. Dieß währte acht Tage lang. Täglich kamen ſie zuſammen und jeder Einwohner dieſer Dörfer mußte die Schüſſel einmal aufheben und niederſetzen. Wenn dieß geſchehen und eines jeden Wurf angemerkt worden war, gingen ſie für den Tag wieder auseinander. Des Abends verſammelte ſich jede Parthei für ſich und opferte, damit ſie gewinnen möchte. Es ging dann einer von ihnen ſingend ums Feuer herum und ſtreute Tabak darauf, dann wurde getanzt. Als die zum Spiel feſtgeſtellte Zeit vorüber war, wurden die Würfe gegen einander gehalten und das Dorf, welches gewonnen hatte, zog

---

*) Auch bei den Aſſiniboins gebräuchlich. Prinz Neuwied I. 445.

mit den Waaren triumphirend nach Hauſe (Heckewelder S. 346 ff., nach Carver und Loskiel).

Endlich hat man noch eine Art Rathe-Spiel, das der Morra der Italiener verwandt iſt. Die Aſſiniboins haben das Tschombino: die Spielenden nehmen kleine Steine in die Hand und der Gegner muß die Anzahl derſelben errathen; ein Spiel, welches auch die Schwarzfüßer kennen (Prinz Neuwied I. 445 und 574.). Die Californier um Monterey nennen ein ähnliches Spiel Toussi. Jeder der Spielenden verbirgt ein Stück Holz in einer ſeiner Hände, während ſein Geſellſchafter tauſenderlei Bewegungen macht, um die Aufmerkſamkeit der übrigen davon abzulenken. Sie ſetzen ſich, je vier einander gegenüber und nun gilt es zu errathen, welche Hand das Holz enthält. Dabei wird tiefes Schweigen beobachtet. Die freien Indier ſpielen oft um die Gunſt einer Frau (Lapérouſe II. 274. Langsdorff II. 144.).

Dem ähnlich iſt auch ein bei den Crih-Indianern übliches Spiel: das Handſchuhſpiel. Es werden vier Kugeln, von denen eine ein beſonderes Zeichen hat, unter vier Handſchuhen verſteckt; der Gegner muß angeben, unter welchem Handſchuh die bezeichnete Kugel verborgen iſt. Nachdem er nun richtig gerathen oder nicht, empfängt oder giebt er eine Feder. Zehn Federn gehören zu einem Spiel, welches beendigt iſt, wenn ſie ſämmtlich dreimal in eine Hand übergegangen ſind (Franklin Reiſe I. S. 77.). Das Schüſſelſpiel iſt verwickelter und dem Würfelſpiel ähnlich. Dazu gehören acht Klauen von Bären oder andern Thieren, welche man mit verſchiedenen Linien und Charakteren bezeichnet und an den breiten Enden eben geſchnitten hat. Sie werden in einer hölzernen Schüſſel herumgeſchwenkt, in die Luft geworfen und wieder gefangen. Die oben liegenden Striche zeigen den Gewinnſt an (Franklin 1. Reiſe S. 78.).

Anderer Art ſind die Kugelſpiele der Neuſpanier. Die Indier in Neuſpanien ſind außerordentliche Schnellläufer. Ein beſonderes Vergnügen iſt bei ihnen, daß ſie hölzerne Kugeln von der Größe eines Gänſeeies, die auf der Erde liegen, mit den Füße beſſer als mit der Hand in die Höhe und ſehr weit von ſich werfen, auch bis zum vorgeſteckten Ziel auf zwei Stunden weit in der größten Eile hin und wieder zurückbringen. Die Kugel darf mit keiner Hand berührt werden. Die großen Zehen, die ziemlich von den andern abgeſondert auswärts ſtehen, dienen zum Werfen gleich einer Gabel. Sie zeigen darin erſtaunliche Kräfte, und der beſte Kegler bei uns würde die Kugel mit ſeinem Arm nicht weit treiben können. Die Kugel fliegt hoch in die Luft in einem Bogen und ſobald ſie auf die Erde kommt, treibt ſie der Indianer gleich einem Balle wieder weiter. Nur in dem Falle, wenn ſie auf einem Baum liegen bliebe, oder in einen Buſch fällt, müſſen alle innehalten, bis die Kugel auf die Erde herabgeworfen wird. Zwiſchen Steinen muß der Spieler ſich bemühen, ſie mit dem Fuße herauszubrin-

gen; alle laufen ganz nackt, nur die Scham bedeckt, mit den Richtern zu Pferd an der Seite. Während dem Laufen peitſchen ſich alle mit ſpitzigen Dornen auf den Rücken, die Bruſt und beſonders auf die Waden, ſo daß das Blut häufig herunter rinnet, um damit deſto beſſer ſchnaufen zu können und wegen Aufwallung des Geblüts bei ſo vehementer Bewegung nicht zu erſticken. In weniger als einer Stunde Zeit haben ſie zwei Stunden hin und zwei Stunden zurückgelegt und bringen auf eben dieſe Art ihre Kugeln wieder zurück; ſie ſind aber ſo voller Schweiß, geronnen Blut und Mattigkeit, daß ſie ſich auf den Boden niederwerfen, im Sande herumwälzen und nach kurzer Raſt ins Waſſer ſpringen, um ſich abzukühlen (Ochs bei Murr Nachr. v. ſpan. America I. 257.).

Einen anderen weſentlichen Theil der Vergnügungen der Americaner machen die Gelage aus, womit ſie, wie wir bereits geſehen haben, ſowohl bei der Geburt der Söhne ihre Freude ausdrücken, als auch die Trauer über den Tod verehrter Perſonen zu mildern ſuchen. Die mancherlei gegohrnen, von uns ebenfalls betrachteten Getränke, ſind eines der größten Reizmittel bei dieſen Feſten.

Veranlaſſung zu ſolchem Feſte giebt bei den Abiponern die Rückkehr des Siebengeſtirns an ihrem Himmel. Sie halten dieſes Geſtirn für ihre Ahnen; da daſſelbe mehrere Monate nicht ſichtbar iſt, ſind ſie betrübt und werden mithin durch ſeine Rückkehr außerordentlich erfreut. Sobald es im Mai erſcheint, wünſchen ſie demſelben Glück und begrüßen es mit lautem Freudengeſchrei unter lautem Jubel der Kriegshörner und rufen: „Wir danken dir, endlich biſt du wieder zu uns zurückgekehrt, du biſt alſo glücklich wieder geneſen.“ Den andern Tag geht Alles auf die Honigſammlung aus, um ſich einen Trunk zu bereiten. Sobald dieß zu Stande gebracht iſt, werden große Zuſammenkünfte veranſtaltet. Die verheiratheten Abiponer ſetzen ſich auf ihre an den Boden gebreitete Tiegerhäute und trinken, die herumſtehenden Weiber heulen einen Geſang; die unverheiratheten lachen und ſcherzen mit einander. So bringen ſie die Nacht hin, während hie und da ein Platz mit Fackeln erleuchtet iſt. Eine Zauberin belebt das Feſt mit ihren Tänzen und ſchüttelt dazu einen mit Samenkörnern angefüllten Kürbis, ohne von der Stelle, wo ſie ſteht, abzuweichen oder ihre Bewegung zu verändern, immer einen Fuß in die Höhe ziehend. Auf dieſen Tanz folgt immer ein gewaltiger Lärm von Kriegshörnern, wobei die umherſtehenden Zuſchauer ihre Hand auf die Lippen haltend froh mitſchreien. Die Männer ſind von den Frauen und die Knaben von den Mädchen abgeſondert, und es fällt bei ſolchen Gelagen niemals etwas Unehrbares vor. Wem die Zauberin einen beſondern Beweis ihres Wohlwollens geben will, dem reibt ſie den Kürbiß an die Waden und verſpricht ihm dabei Schnellfüßigkeit in Verfolgung ſeines Feindes und des Wildes (Dobritzhoffer II. 88 ff.).

Aehnliche Saufgelage haben auch die Payaguas*); an dem Tage, den ſie zu einem ſolchen Gelage beſtimmt haben, eſſen ſie nicht; die Unverheiratheten und die Frauen trinken niemals mit, aber ſie bleiben bei den Männern, damit ſie denſelben in der Trunkenheit hülfreich beiſtehen und ſie in die Hütte begleiten können. Dort ſetzt ſich der Trunkene dann nieder und ſingt mit tiefer Stimme: „Wer wagt es, vor mir ſich zu halten? Es möge nur einer oder zwei oder noch mehr herankommen; ich bin voll Muth und Kraft, ich werde ſie in Stücke zerreißen!" Er wiederholt dieſe Sätze vielmals und dann ficht er mit den Fäuſten in der Luft, bis er erſchöpft in tiefen Schlaf dahinſinkt. Niemals wird aber ein trunkener Payagua die Waffen ergreifen und Jemanden, am wenigſten den Frauen, etwas zu Leide thun. Nächſt dieſen Privatfeſtlichkeiten feiern die Payaguas alle Jahre im Monat Juni ein ſehr feierliches und blutiges Feſt, woran die ganze Nation Theil nimmt. Auch die Guanas, Mbaias und alle Nachbarn feiern daſſelbe. Die Frauen und die, welche nicht Familienhäupter ſind, nehmen keinen Antheil. Am Vorabend malen ſich die Männer ſo gut ſie können am ganzen Leibe und ſchmücken die Haare aufs beſte mit Federn aus. Drei oder vier thönerne Töpfe werden mit Fellen bedeckt und langſam mit Stäbchen geſchlagen, die viel dünner als die kleinſten Schreibfedern ſind, ſo daß man in einer Entfernung von 15 Schritt nichts davon hört. Am nächſten Morgen trinken ſie alles, was ſie an geiſtigen Getränken zur Hand haben, und wenn ſie ganz betrunken ſind, ſo kneipen ſie einander mit den Fingern in die Arme, Schenkel und Backen, wobei ſie ſo viel Fleiſch als nur möglich erfaſſen und durchſtechen das Fleiſch mit einem Stück Holz oder einem Rochenſtachel. Dieſe Operation wird von Zeit zu Zeit bis zum Schluſſe des Tages wiederholt, ja manche durchſtechen ſogar die Zunge und das Schamglied. Sie ſammeln in der Hand das Blut, welches aus der Zunge fließt, und beſchmieren ſich damit den Leib, was von dem Gliede fließt, laſſen ſie in ein Loch fallen, welches ſie mit dem Finger in die Erde graben. Die Männer geben dabei kein Zeichen des Schmerzes von ſich; als Grund der ſeltſamen Feierlichkeit wiſſen ſie nichts zu ſagen, als daß ſie ſich als Leute von Muth darzuſtellen wünſchen. Auf die Heilung der Wunden wird gar keine Sorgfalt gewendet, daher bleiben die Narben zeitlebens ſichtbar (Azara II. 133.).

Die Caraiben halten ihre großen, gemeinſamen Feſte in den öffentlichen Häuſern; nachdem der Tag von dem Häuptlinge beſtimmt iſt, bereiten die Weiber einen berauſchenden Trank aus Caſſave, ſtärker als für den gewöhnlichen Gebrauch, die Männer aber gehen auf den Fiſchfang. Am beſtimmten Tage ſchmücken ſich Männer und Wei-

*) Les Payaguas rassemblent à toutes les autres nations Indiennes, en ce, qu'ils ne connaissent d'autre fête ni d'autre divertissement que l'ivresse. Azara II. 133.

der mit Farben, Federkronen, Halsbändern, Armringen und andern Anhängſeln. Manche beſchmieren ihren Körper mit Gummi und blaſen Flaumfedern der verſchiedenen Vögel darauf. So erſcheinen ſie im Gemeindehauſe und es beginnt nun das Eſſen, Trinken, Tanzen, Schwatzen und Lachen. So mäßig ſie übrigens ſind, ſo ſehr wird bei dieſen Feſten geſchlemmt und beſonders getrunken. Anlaß zu ſolchen Ausſchweifungen geben die Berathungen über einen Feldzug, die Rückkehr von dergleichen, die Geburt des erſten männlichen Kindes, das Abſchneiden der Kinderhaare, die Wehrhaftmachung, ein Hausbau, ein Schiffbau und dergl. (ſ. Davies hist. of the Caribby-Islands S. 308.).

Auch bei den Nordamericanern finden wir mannichfache Feſte, welche ſich theils auf Jagd und Ernte, theils auf den Krieg beziehen. Das Feſt der erſten Früchte iſt das vornehmſte darunter und wird im Auguſt abgehalten. Wenn eine Ortſchaft dieſes Erntefeſt feiern will, ſchaffen ſich die Indianer zuvörderſt neue Kleider, neue Töpfe und anderen Hausrath, beſeitigen die alten und reinigen die Häuſer, ſo wie die ganze Ortſchaft; die alten Vorräthe werden auf einen Haufen geſchafft und verbrannt. Nachdem ſie nun drei Tage gefaſtet, wird alles Feuer im Dorfe ausgelöſcht, dann wird eine Generalamneſtie bekannt gemacht, alle Uebelthäter dürfen zurückkehren und werden freigeſprochen. Am vierten Morgen zündet der vornehmſte Zauberer (high priest) das Feuer aufs Neue an, indem er zwei trockne Hölzer aneinander reibt, und nun wird jedes Haus mit friſchem Feuer verſorgt. Darauf ziehen die Weiber aufs Feld und bringen die Ernte herein, während das Volk im neuen Staate verſammelt ſie erwartet. Die Männer begeben ſich nun zum Schmauſe, indeſſen Weiber und Kinder daheim ſchmauſen. Abends beginnt dann Tanz und Spiel, Geſang und Jubel, der die ganze Nacht anhält. Das Feſt dauert drei Tage; am vierten machen die Indier Beſuche in der Nachbarſchaft (Bartram travels 507 f.).

Eine der vornehmſten im Süden wie im Norden von America üblichen Vergnügungen iſt der

Tanz,

der theils in einfachen Bewegungen des Körpers, theils aber auch in vollkommenern Darſtellungen gewiſſer Begebenheiten beſteht, zuweilen aber auch mit Verkleidungen verbunden iſt.

Die bairiſchen Reiſenden (Spix und Martius Reiſe in Braſilien III. 1226.) ſchildern uns ein ſolches Feſt, welches ſie bei den Juri beobachteten, folgendermaßen.

„Allmählig verſammelten ſich einige vierzig Männer, zwiſchen 20 und 60 Jahren, welche mit vieler Gravität vor uns die Vorkehrungen zum Tanze machten. Dieſe beſtanden darin, daß ſie ſich gegenſeitig das Geſicht mit der Schminke aus Rocou und Lamantin“ oder

Schildkrötenthran bemalten, allerlei Schnüre von Perlen und von Thierzähnen um Hals, Waden und Vorderarme, Schellengehänge zum Klappern unter die Knie befeſtigten und die Köpfe mit Federn ausſtaffirten, die entweder kronenartig um die Schläfe gebunden werden, oder als ein langer Schweif über den Rücken hinabhängen. Der Vortänzer hatte einen hohlen Cylinder von Ambauwaholz mit Federbüſchen geziert auf dem Haupte und trug in der linken Hand einen ähnlich bemalten aber 3 — 4 Fuß langen Cylinder von demſelben leichten Holze, womit er auf die Erde ſtieß, um den Tact zu ſchlagen. Als es dunkel geworden, begann zuerſt der Begrüßungstanz. Die Tänzer kamen in zwei Reihen, einer hinter dem andern angezogen, klapperten mit den Schellengehängen, indem ſie mit den Füßen ſtampften und damit abwechſelnd aus ihren Rohrpfeifen einige unharmoniſche Töne hervorſtießen. Jeder Tänzer trug auf der Achſel eine Bananentraube. So belaſtet tanzten ſie einigemal im Kreiſe und legten dann die Früchte auf einen großen Haufen nieder. Dieſe Ceremonie endigte mit Bücklingen, die ſie in einer Reihe aufziehend nach allen Seiten hin machten. Von hier an begannen die eigentlichen Tänze mit dem Nationaltanze ihrer Nachbarn, der Paſſes. Man konnte es eine Polonaiſe nennen. Nur Männer tanzten in einer Reihe. Indem die eine Hälfte die rechte, die andere aber die linke Hand auf die Schulter des Nachbars legte, blieb der Mittelſte von allen frei. Er hatte zweierlei Rohrpfeifen in den Händen und gab damit den Rhythmus in zwei Noten an. Die übrigen fielen nun mit ſehr unharmoniſchen Pfiffen ein und das Ganze geſtaltete ſich zu einer Strophe. Die Reihe der Tänzer ſchwenkte von einem Ende zum andern in zwei langen abgemeſſenen und einem kurzen dritten Schritte. Die Flügelmänner hatten dabei viel zu laufen und ſtolperten nicht ſelten zum großen Gelächter der Uebrigen und der Zuſchauer. Von Zeit zu Zeit theilten ſie ſich in zwei Reihen, die ſich, mit den Geſichtern einander zugewendet, gegenſeitig tiefe Bücklinge machten, darauf ergriffen ſich die Mittelſten bei der Hand und ſo bildeten beide Reihen ein Kreuz; endlich dehnten ſie ſich wieder in eine Reihe aus, ſtießen von Zeit zu Zeit die Knie vor, machten tiefe Bücklinge und ſchloſſen dann unter unregelmäßigem Geſchreie. Als es Nacht geworden, geſellten ſich auch die Weiber zu den Tänzern, die nun den eigentlichen Nationaltanz der Juris aufführten. Die Männer ſtanden in zwei Reihen hintereinander; die hintern legten ihre Hände auf die Schultern der Vormänner; eine dritte Reihe neben den Männern bildeten die Weiber. Der Zug bewegte ſich in ſchnellem Schritte bald im Kreiſe, bald in verſchiedenen Richtungen. Statt der Pfeifen ertönte jetzt der Geſang der Tanzenden im Uniſono, durch das Kreiſchen der Weiber zu wahrhaft gräulichen Tönen erhoben.

Später ſchwärmten Masken zwiſchen den tollen Geſtalten der Tanzenden herum. Es waren nackte Indianer, die ſtatt der eigenen

ſcheußliche monſtröſe Köpfe zeigten. Dieſe Masken waren von Mehlkörben gemacht, über die ein Stück Turiri (tuchähnlichen Baumbaſtes) gezogen war. Rachen und Zähne waren an dieſen Geſichtern nicht geſpart und die Grundfarbe war weiß. Ein Anderer erſchien gänzlich in einen Sack von Turiri eingehüllt, der auf das Abentheuerlichſte bemalt war. Er trug eine Maske, die den Tapirkopf vorſtellte, kroch auf allen Vieren, ahmte mit dem Rüſſel die Gebärden der Auta nach, wenn ſie weidet. Um den wüthenden Lärm noch zu vergrößern, klopften Einige auf kleinen Trommeln aus dem Holze von Panax morototoni hin und her und endlich griff man zu dem großen Spieße, durch deſſen Vibration ein ſchrillender Ton hervor gebracht wird. Dieſe wilden Töne erregten zu einem Kriegstanze, der nun von dem Anführer ſelbſt mit ſeinen munterſten Kriegern ausgeführt wurde. Sie verſteckten ſich hinter die großen, aus Tapirleder geſchnittenen, runden Schilde, die ſie von den Miranhas einhandeln, und warfen, unter drohenden Gebärden hin= und herſchleichend, die Wurfſpieße darauf. Dieſer Tanz vereinigte die geſammte wilde und furchtbare Plaſtik, welche der rohe Naturmenſch Americas an ſeinem gedrungenen Körper darſtellt. Die ſchnellen drohenden Wendungen dieſer nackten Krieger, deren mit Thran beſtrichene Musculatur wie Erz glänzt, die abſcheulichen Grimaſſen der tatowirten, von Urucu gerötheten Geſichter, das plötzliche Aufſchreien beim Wurf oder Stoß und das hämiſche Grinſen, wenn ſich der Gegner hinter ſeinen Schild verbergen muß — welch ein fürchterliches Bild der Rohheit."

Minder kunſtreich ſind die Tänze der Arowaken, die ſich zu dieſem Zwecke auf das Beßte bemalen. Der ganze Leib, vom Geſicht bis auf die Füße, wird mit tintenſchwarzem Safte angeſtrichen, das Kopfhaar aber roth gemacht. Auf den ſchwarzen Grund malen ſie Schlangen, Vögel und andere Thiere und eine Menge eckige, ſtarke und feine, parallele Striche. Im Geſichte bringen ſie karminrothe und weiße Streifen an. Schultern und Rücken werden mit blauem, 4 bis Ellen langen Zeuche bedeckt, um die Knöchel tönende Nußſchalen befeſtigt. Andere fertigen ein Rückenſchild von geſpaltenen daumdicken, eine Elle langem Rohr, das dicht aneinander gelegt, doch beweglich bleibt und um den Hals an einem Bande befeſtigt bis auf die Hüften reicht. Dieſer Rohrmantel wird mit allerlei Farben bemalt. Der Tanz findet auf einem freien, gereinigten Platze Statt und ſtellt mehrentheils eine Jagd dar. Dabei ahmen die Arowaken die Bewegungen, den Lauf und die Sprünge der Thiere, wenn ſie angeſchoſſen, vortrefflich nach und vor allem beſitzen die Warauen darin eine beſondere Geſchicklichkeit. Zwiſchen jedem Tanze bringen die Weiber den Männern Baiwar zu trinken. Treten die Weiber bei ſolchem Tanze in die Reihen der Männer, ſo umſchließt jeder Mann eine Frau um den Leib und bewegt ſich mit ihr im Kreiſe hin und her, indem mit den Füßen fleißig auf den Boden geſtampft wird,

damit die Fußſchellen kräftig klingen (Quandt Surinam 243 f.) Die Araucaner ſind nicht minder leidenſchaftliche Tänzer; ſie ſtellen dabei auch Kriegsſcenen dar; man bildet einen Kreis, in deſſen Mitte ein Knabe aufgeſtellt wird, eine Parthie verſucht es den Kreis zu ſprengen und den Knaben herauszuholen*).

Die nördlichen Americaner bieten ähnliche Erſcheinungen dar. Die Californier bleiben beim Tanze auf einer Stelle ſtehen und ſuchen theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Federn in Händen und auf dem Kopfe während eines tactmäßigen Springens unter mancherlei Bewegungen des Körpers und Verzerrungen des Geſichts Scenen des Kriegs- und häuslichen Lebens vorzuſtellen. Der Geſang und ein Klappern, das durch ein an dem einen Ende geſpaltenes Stäbchen hervorgebracht wird, iſt die Muſik. Die Weiber tanzen unter eigenen Geſängen in der Nähe der Männer: ihre vorzügliche Bewegung beſteht darin, daß ſie mit dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand tactmäßig den Unterleib bald nach der einen, bald nach der andern Seite ſchieben. Sobald die Männer zu tanzen anfangen, hüpfen auch die Weiber, und ſobald jene aufhören, endigen auch dieſe.

Bei einem Kriegstanze nahm eine Strohpuppe den Platz des Feindes ein, eine Menge mit Pfeil und Bogen bewaffneter Indianer tanzte mit fürchterlichen Gebärden um dieſelbe — endlich gab einer aus der Mitte ein Zeichen, worauf im Augenblick die Puppe pfeildurchbohrt war und dem Oberſten im Triumphe dargebracht wurde. Eine Indianergruppe hüpfte hinter einem großen Feuer und mehrere Perſonen nahmen von Zeit zu Zeit ganz glühende Kohlen von der Größe einer wälſchen Nuß, die ſie ohne weiteres in den Mund ſteckten und verſchluckten (Langsdorff II. 169 und 170.).

---

*) Peuca. My indian camrades or conductors occasioned much sport after dinner, by playing what they call the Peuca, which Molina says serves them as an image of war. Fifteen mosotones, young indians, took hold of each other by the hands and formed a circle, in the centre of which a boy about ten years old was placed. An equal number of young men were then engaged in attempting to take the boy out of the ring, in which the victory consists. The indians forming the ring at first extended their arms as wide as they could and paced gently round. The others rushed altogether on the ring, and tried so break it, but their opponents closed and the invaders were forced to desist. They then threw themselves into several groups of two or three in each, advanced and attacked at different points, but were again baffled in their efforts and after many unsuccessfull trials to break the ring and take the boy, they were obliged through fatigue to abandon their enterprise. When the game, which lasted at least three hours, was finished, abundance of cider was brought, and the effects of drinking it were soon visible. Wrestling parties commenced, in which great strength and agility were shown (Stevenson travels in S. Am. I. 23.).

Bei den Jerokeſen und Chaktaws iſt der Tanz vornämlich eine Beluſtigung der Jugend. Bei den feſtlichen Tänzen ſteht Jedermann der Reihe nach auf und führt ſeine Bewegungen im Kreiſe umher mit vieler Ungezwungenheit und Kühnheit aus, indem er die Thaten ſeiner Vorfahren beſingt. Die Geſellſchaft, welche um den Tänzer in einem Kreiſe auf dem Boden ſitzt, fällt am Ende eines jeden Tactes in den Geſang des Tänzers ein, indem ſie im Uniſono mit großer Anſtrengung he he he ſchreit. Die Weiber tanzen mit vielem Anſtande, halten ſich gerade, ſchließen beide Arme der Länge nach dicht an den Leib, bewegen ſich einige Schritte rechts und links, mit aneinander geſchloſſenen Füßen, ſo daß ſie die Bewegung nur mit den Zehen und Hacken zu Stande bringen. Die Männer und Frauen ſingen dazu, und Trommeln und Kürbisklappern ſind dabei in Bewegung. Sie haben mehrere Arten von Tänzen, den Kriegstanz, Scalptanz, Gefangentanz, Chieftanz, Speertanz, Opfertanz, Abreiſe- und Heimkehrtanz (Heckewelder nach Carver, Long und Loskiel S. 369 ff.).

Die ſchätzbarſten und genaueſten Nachrichten über die verſchiedenen Tanzfeierlichkeiten der Nordamericaner verdanken wir dem Prinzen Maximilian von Wied. Den Tanz der Omáhas beſchreibt der genannte Augenzeuge folgendermaßen. Etwa zwanzig Omáhas waren vereinigt. Der Haupttänzer, ein großer langer Mann, trug auf dem Kopfe eine coloſſale Federhaube, gleich denen der Camacans in Braſilien, jedoch größer und nicht ſo künſtlich gearbeitet, von langen Schwanz- und Schwungfedern von Eulen und Raubvögeln; in der Hand trug er Bogen und Pfeile. Sein Oberkörper war nackt bis auf ein weißliches Fell, welches ihm die rechte Schulter und Bruſt bedeckte und ebenfalls mit Bündeln von Federn verziert war. Seine Arme, Geſicht und entblößten Theile waren mit weißen Streifen und Flecken bemalt. Die Beinkleider waren mit dunkeln Querſtreifen bezeichnet und unten mit einer großen Menge von Franſen beſetzt; dabei trug er eine Schürze. Er ſah wild und martialiſch aus, wozu noch die athletiſche Figur beitrug. Ein anderer jüngerer Mann, mit ſehr musculöſem Körper, am Oberleibe gänzlich nackt, zum Theil ebenfalls weiß bemalt, trug in der Hand eine weißangeſtrichene Kriegskeule (war-club) mit einem Stinkthierfelle am Handgriffe*) und eine der früher beſchriebenen ähnliche Federkrone auf dem Kopfe. Dieſe beiden Männer, ſo wie mehrere jüngere Leute und Knaben, bildeten eine Linie, welcher gegenüber andere Indianer ſich in einer Reihe niedergeſetzt hatten, in deren Mitte in ſchnellem Tacte die Trommel geſchlagen wurde. Mehrere Männer rüttelten im Tacte mit Schellen behangene Kopfbrecher (war-clubs) und die ganze Geſellſchaft, meiſt weiß bemalt, ſang dazu hei! hei! hei! oder he! he! he! u. ſ. w., dazwiſchen zuweilen laut aufjauchzend. Der Tanz beſtand darin, daß

*) S. Taf. XIII. 7.

man mit vorgebeugtem Körper und beiden Füßen zugleich in die Höhe ſprang, ohne ſich weit vom Boden zu entfernen und dabei ſtark auftrat, während die Trommel den raſchen Tact ſchlug, die Waffen gerüttelt und zuweilen in die Höhe gehoben wurden. So ſprangen ſie gegen einander mit großer Anſtrengung, etwa eine Stunde lang herum, der Schweiß floß ihnen vom Kopfe, bis man ihnen einen Haufen Tabakſtangen auf den Boden ſchüttete, welche bei ſolchen Gelegenheiten das gewöhnliche Geſchenk ſind (Prinz Neuwied II. 399.).

Die Arikkaras beſitzen eine Menge abentheuerlicher Gaukelſpiele, Jonglerien und Maskeraden. Sie machen z. B. ſehr auffallende Taſchenſpielerkünſte. Sie veranſtalten Medicinefeſte, bei welchen ganze Comödien aufgeführt werden. Einer macht z. B. den Bären; in eine Bärenhaut mit Kopf und Klauen eingehüllt ahmt er die Bewegungen und Stimmen des Thieres ſo genau nach, daß man glaubt einen Bären vor ſich zu ſehen. Er wird erſchoſſen, man ſieht deutlich die Schußwunde, das Blut fließt, er fällt nieder, ſtirbt, man zieht ihm die Haut ab, und endlich kommt der Mann unverletzt hervor. Bei einer andern Vorſtellung haut man einem Menſchen mit einem Säbel den Kopf ab, und trägt dieſen hinaus. Der Rumpf bleibt blutend ohne Kopf liegen und dieſe kopfloſe Geſtalt tanzt nun luſtig umher. Dann ſetzt man den abgehauenen Kopf verkehrt an ſeine Stelle, der Menſch tanzt wieder, aber bald iſt der Kopf wieder an ſeiner richtigen Stelle und der Geköpfte tanzt nun völlig hergeſtellt wieder herum. Ein dritter wird mit einer Lanze durchſtochen, die man wieder zurückzieht. Man reibt die ſtark blutende Wunde mit der Hand, ſie verſchwindet und alles iſt wieder in der alten Ordnung; man ſchießt Menſchen nieder, das Blut fließt, man reibt die Wunden und ſie leben wieder auf. Alle dieſe Scenen ſollen die Arikkaras im höchſten Grade täuſchend darſtellen, ſo daß die franzöſiſchen Canadier an alle dieſe Wunder glauben (Prinz Neuwied II. 246 f.).

Ein ſonderbares Feſt erlebte der genannte Reiſende bei den Mönnitarris, welches von den Weibern veranſtaltet war. Man hatte mitten im Dorfe zwiſchen den Hütten einen großen elliptiſchen Platz von etwa 40 Schritt oder noch mehr Länge und etwas geringerer Breite, mit einer 10 — 12 Fuß hohen, etwas nach innen überhängenden Wand von Rohr und Weidenſtäben umgeben und an demſelben vorn einen Eingang gelaſſen. Im Innern wurden vier Feuer beſtändig unterhalten, etwas rechts dem Eingang gegenüber hatten die alten und angeſehenen Männer Platz genommen, an ihrem rechten Flügel der ältliche Chef Lachpitzi-Sibrisch (der gelbe Bär). Er war im Geſichte an einigen Stellen roth bemalt und trug um den Kopf eine Binde von gelblichem Felle. Man wieß uns unſere Plätze zur Rechten des alten Bären an. Weiter rechts ſaßen überall Zuſchauer, beſonders Weiber, an der Einzäunung herum, die Männer gingen ohne Ordnung, zum Theil ſchön geputzt, zum Theil einfach angezo-

gen, oder am Oberleibe nackt im Innern des Raumes umher. Kinder hatten ſich um die Feuer niedergeſetzt und warfen abwechſelnd Weidenzweige hinein, um ſie zu unterhalten. Als uns Charbonneau eben in dieſer Geſellſchaft eingeführt hatte, traten aus der gegenüberliegenden Hütte ſechs ältliche Männer in einer Reihe hervor und blieben anfänglich vor dem Eingange der großen Medicine-Hütte ſtehen. Sie waren von den jungen Leuten gewählt, die Biſonſtiere vorzuſtellen, wofür ſie nachher beſchenkt wurden. In der Hand trug ein jeder von ihnen einen langen Stock, an deſſen Spitze oben drei bis vier ſchwarze Federn, auf deſſen übriger Länge aber in regelmäßigen Zwiſchenräumen kleine Bündel von den Hufen der Biſonkälber und am untern Ende des Stockes Schellen befeſtigt waren. In der linken Hand trugen dieſe Biſonſtiere ihre Streitaxt oder Streitkolbe, zwei von ihnen den ſogenannten Dachs, einen ausgeſtopften Sack von Fell, auf welchem man die Trommel ſchlägt. Sie ſtanden vor dem Eingange, rüttelten unaufhörlich ihre Stöcke, ſangen abwechſelnd und ahmten die knarrende röchelnde Stimme des Biſonſtieres in großer Vollkommenheit nach. Hinter ihnen ging ein ſchlanker Mann mit markirt botocudiſcher Phyſiognomie, der auf dem Kopfe eine mit Pelz beſetzte Mütze trug, da er früher in einem Gefechte ſcalpirt worden war. Er ſtellte den Leiter des Feſtes und den Führer der alten Stiere vor, hinter welchen er einherſchritt. Die Stiere traten nun in die Medicine-Hütte ein und nahmen hinter einem der Feuer Platz. Vor ſie legte man den obengenannten Dachs nieder. Ein jeder der Stiere ſteckte vor ſich in die Erde ſeine Waffe, welche bei zwei derſelben aus einem runden Kopfe mit einem Handgriffe beſtand, auf welchem ein Geſicht eingeſchnitten war*). Mehrere junge Männer waren nun in Bewegung, überall Schüſſeln mit gekochtem Mais und Bohnen umher zu tragen, welche ſie vor den Gäſten niederſetzten. Man ließ dieſe Schüſſeln in der Reihe herumgehen und gab ſie weiter, ſobald man ein wenig davon gegeſſen hatte, oft wurden uns leere Holzſchüſſeln gebracht und zu unſern Füßen hingeſtellt, wovon ich anfänglich den Endzweck nicht einſah, ihn jedoch bald bei meinen Nachbarn, den gelben Bären, kennen lernte. Als nämlich einer der Eſſenträger oder Aufwärter, ein coloſſaler, ſchöner, höchſt muſculöſer und breitſchulteriger Mann, beinahe nackt, nur mit dem Breechecloth bedeckt, hinten mit lang herabhängenden Haarzöpfen, eine ſolche leerhingeſetzte Schüſſel wieder abholen wollte, hob der alte Chef ſeine Hände vor das Geſicht, ſang und hielt eine lange Rede halblaut, etwa wie ein Gebet und gab dann die Schüſſel ab. Dieſe Anreden enthalten gute Wünſche für die Biſonjagd und den Krieg, man ruft die himmliſchen Mächte an, den Jägern und den Waffen günſtig zu ſeyn. Auf dieſe Art ſtellte man oft zwei Schalen zugleich vor uns hin, und

*) S. Taf. XIII. 8.

auch wir erſchöpften uns in guten Wünſchen in engliſcher und deutſcher Sprache, welche die Indianer aus unſern Gebärden erriethen, wenn ſie gleich unſere Worte nicht verſtanden. Dauerte die Rede lange, ſo war man beſonders damit zufrieden. Der Eſſenträger bog ſich aufmerkſam auf uns nieder, nickte Beifall und ſtrich uns mit der Hand von der Schulter über den rechten Arm bis zur Hand hinab, oft ſogar über beide, und erwiederte alsdann einige Worte des Dankes. Auf dieſe Art dauerte die Ceremonie des Eſſens wohl über eine Stunde fort, überall aß man und hielt Reden oder Beſchwörungsgebete für die Biſonjagd. Während deſſen machten die jungen Leute in der Mitte des Platzes ihre Tabakspfeifen zurecht und brachten dieſelben dann zuerſt den alten Männern und Fremden. Sie hielten einem jeden von uns nach der Reihe, vom rechten nach dem linken Flügel fortgehend, das Mundſtück des Pfeifenrohres hin, man that einige Züge, ſprach wieder wie vorher einen Wunſch oder Gebet aus und die Pfeife ging alsdann weiter. Unter den Schüſſel- und Pfeifenträgern befand ſich noch ein anderer ſcalpirt geweſener Mann, der ebenfalls eine Mütze von Fell auf dem Kopfe trug. Die Pfeifenträger wendeten häufig ihre Pfeifen nach den verſchiedenen Himmelsgegenden und machten mancherlei abergläubiſche Handgriffe damit. Während deſſen ſangen und rüttelten die Biſonſtiere hinter ihrem Feuer immerfort ihre Medicinſtöcke und einer ſchlug unaufhörlich den Dachs. Endlich ſtanden ſie auf, legten den Oberkörper vor und tanzten, d. h. ſie ſprangen ſteif mit beiden Füßen zugleich in die Höhe, ſangen und raſſelten laut dazu, während die Schläge des Dachſes den Tact angaben. Der Geſang war immer derſelbe, aus lauten abgebrochenen Tönen und Ausrufungen beſtehend. Als ſie eine Weile getanzt, nahmen ſie in der vorigen Ordnung ihren Platz wieder ein. — Als die Feſtlichkeit über zwei Stunden fortgeſetzt war, begannen die Weiber ihre Rolle zu ſpielen. Eine Frau näherte ſich ihrem Manne, gab ihm ihren Gürtel und Unterkleid, wodurch ſie unter ihrer Robe gänzlich entblößt war, und näherte ſich dann einem der angeſehenſten Männer, ſtrich denſelben von der Schulter über den Arm hinab und entfernte ſich langſam aus der Hütte. Der Aufgeforderte folgte ihr in den Wald an eine einſame Stelle; er kann ſich hier durch Geſchenke loskaufen, welches aber nur wenige Indianer thun. Auch uns bot man dieſe Ehre an, wir kehrten aber in die Hütte zurück, nachdem wir ein Geſchenk gemacht hatten, worauf man uns wieder Pfeifen präſentirte. Die Feuer brannten jetzt ſchon wieder matt, viele Indianer hatten ſich zurückgezogen, und wir fragten den alten Chef, ob es auch uns erlaubt ſey dieß zu thun, was man uns anfänglich nicht geſtatten wollte, jetzt aber zugab. Dieſes Feſt wird jedesmal vier Nächte hintereinander gefeiert, und auch heute dauerte die Unruhe während der ganzen Nacht fort (Prinz Neuwied II. 263 — 267.). Ein anderer Tanz war der der Bande der Weiber von der weißen

Biſonkuh. Es waren ſiebenzehn meiſt ältere Weiber und zwei Männer, welche das Schiſchikue und die Trommel hören ließen, der erſtere mit ſeiner Flinte in der Hand. Voran zog eine ältliche dicke Frau, in die Haut einer weißen Biſonkuh gehüllt, welche im rechten Arme in der Stellung eines Füllhornes einen Bündel Reiſer trug, an deſſen Spitzen Flaumfedern, unten am Handgriffe ein Adlerflügel und ein Trinkgefäß von Blech befeſtigt waren. Noch eine zweite Frau trug einen ähnlichen Bündel. Die Köpfe aller dieſer Weiber waren mit einem hohen, hinten vereinigten Stücke von weißer Biſonhaut gleich einer Huſarenmütze geziert, an welchem vorn ein Buſch von Uhu- oder Rabenfedern ſtand, der zum Theil roth gefärbt war; nur zwei von ihnen trugen das Fell eines Stinkthiers um den Kopf, die Männer dieſen Theil gänzlich unbedeckt. Alle Weiber waren gleichmäßig bemalt, die linke Wange und das linke Auge zinnoberroth, neben dem rechten Auge am Schlafe zwei blaue Flecken. Sie trugen bis auf die eine ſämmtlich bemalte Weiberroben, nur zwei von ihnen behaarte Biſonroben, das Haar nach auſſen. Als ſie den Kreis gebildet hatten, begann die Muſik im raſchen Tacte, die Männer intonirten den Geſang, worauf auch die nun tanzenden Weiber mit heller ſchreiender Stimme einfielen; eine klägliche Katzenmuſik! Bei dem Tanze wackelten ſie wie die Enten von einer Seite zur andern, den einen Fuß höher hebend als den andern und immer auf derſelben Stelle bleibend. Nach einer Weile entſtand eine Pauſe und bald ging der Tanz wieder an, welches auf dieſe Art einige Zeit abwechſelte. Nur die ältern unter dieſen meiſt häßlichen Weibern hatten die dieſer Bande eigenthümlichen Streifen am Kinn (Prinz Neuwied II. 283 f.).

In dieſer Weiſe ſind die Feſtlichkeiten der Americaner beſchaffen, und wenn wir dieſelben mit ähnlichen Beluſtigungen der Wilden des Waldes, der Seeküſte und der Steppe vergleichen, iſt offenbar ein Fortſchritt zu bemerken, der ſowohl aus der weitern Entwickelung der Geſellſchaftsverhältniſſe, als auch der Begriffe überhaupt und der vermehrten Erfahrung hervorgegangen iſt.

Das öffentliche Leben im Frieden.

Die americaniſchen Jägerſtämme des Südens wie des Nordens ſind in eine nahmhafte Anzahl Völkerſchaften zerſpalten, die, ſo verſchieden ſie auch ihrer Sprache nach unter einander ſind*), dennoch in Bezug auf eine geſellſchaftliche Verfaſſung eine außerordentliche Aehn-

*) Die Claſſification der americaniſchen Völker nach den Sprachen ſ. in Fr. Adelung Ueberſicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte. St. Petersburg 1820. S. 77. und in Adr. Balbi abregé de géographie Par. 1834. S. 970 ff. — S. ferner Schütz allgemeine Erdkunde Th. X. Wimmers Amerika IV. 119. ff. — Gaspari und Haſſel Handbuch der Erdbeſchreibung V. Abth. Bd. I. S. 89. ff. — Tr. Bromme's Nordamerica I. 143 ff.

lichkeit haben. Die Waldindier leben familienweiſe, die Indier der Ebenen und Steppen bilden große Gemeinden und Stämme, welche oftmals tauſend und mehrere Familien in ſich enthalten und ein gemeinſames Oberhaupt, einen Führer anerkennen, deſſen Anſehen namentlich im Kriege ſich geltend macht.

Die Nation der Abiponer betrug zur Zeit, als Dobritzhoffer dieſelbe beobachtete, etwa 5000 Köpfe und theilte ſich in drei Stämme: 1) die Rûkahè, die ſich auf den freien offenen Feldern aufhielten, 2) die Nakaigetergehé, die in den Wäldern lebten und 3) die Jaaukanigá, welche ehedem eine beſondere Nation mit eigenthümlicher Sprache bildeten, aber im 17. Jahrh. von den Spaniern überfallen und ganz aufgerieben wurden. Die wenigen Ueberbliebenen, nämlich die Wittwen und Kinder, ſchloſſen ſich an die Abiponer an und verſchmolzen, ihre Sprache aufgebend, mit denſelben zu einem Volke. Der Grundzug nun, der durch die Abiponer, wie durch alle Americaner geht, iſt eine unauslöſchbare Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, und die Folge davon, daß um die Gemeinden nur ſehr loſe Bande geſchlungen ſind. Alle Abiponerſtämme haben Oberhäupter, die ſie Nelareyrat, die Spanier aber Capitan oder mit einem urſprünglichen oſtindiſchen Worte Cazique benennen. Capitan nennen ſie aber auch jeden anſtändig bekleideten Menſchen, wie wir etwa unſer Herr gebrauchen. Die Stelle eines Capitans iſt urſprünglich eine kriegeriſche und gilt mehr der Abwehr der feindlichen Angriffe, als der Erhaltung der Ordnung oder des Rechtes im Innern. Sie iſt bei den Abiponern allerdings erblich und geht vom Vater auf den älteſten Sohn über, vorausgeſetzt, daß dieſer ein rechtſchaffener, kriegeriſcher, edelgeſinnter und ſeines Amtes würdiger Mann iſt. Iſt er feig und ehrlos, ſo wird er ohne weiteres abgewieſen und an ſeine Stelle ein anderer gewählt. Der Capitan wird übrigens weder durch Abgaben noch durch andere Dienſtleiſtungen verehrt, niemand unterwirft ſich ſeinem Ausſpruch, keiner geſteht ihm das Recht zu, Verbrechen zu beſtrafen. Wollte er ſich unterfangen, einen Abiponer wegen verübter Frevel zu beſtrafen, ſo würde er ohnfehlbar beim nächſten Trinkfeſte eine derbe Züchtigung davontragen, und ſo wie ſeine Würde für den Krieg beſtimmt iſt, ſo leiſten ſie ihm auch nur auf Kriegszügen einigen Gehorſam (Dobritzhoffer II. 122 f.). Dennoch aber zeigen die Abiponer bei der Geburt eines Capitanſohnes Freude, welche ich für eine Anerkennung der Wichtigkeit obrigkeitlicher Gewalt anſehen möchte. Kaum verbreitet ſich das Gerücht, daß ein männlicher Erbe des Capitans das Licht der Welt erblickt habe, ſo eilt die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand, unter fröhlichem Jauchzen zur Hütte des Neugebohrenen und hüpft in langen Reihen um das Dach und die Wände deſſelben, wobei jede mit ihrem Zweige daran klopft, zur Vorbedeutung, das der Knabe ein glücklicher Krieger und Schrecken der Feinde ſeyn werde. Das

ſtärkſte Weib unter allen iſt mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden bis an die Waden bedeckt und heißt deßhalb die Spinne, hat auch an dieſem Tage das meiſte zu thun. Sie läuft in Begleitung der übrigen Mädchen alle Hütten durch, peitſcht auf alle Männer, die ſie in ihren Wohnungen antrifft, mit einer aus Ochſenleder gemachten Keule, jagt ſie heraus, wo ſie dann unter die Palmzweige der Mädchen gerathen. Am nächſten Tage theilen ſich die Mädchen in kleine Schaaren ab und ringen mit einander auf dem Platze, doch nur mit den Armen. Die Knaben thun daſſelbe, doch an einem beſonderen Platze. Am dritten Tage tanzen die Mädchen auf der einen, die Knaben auf der andern Seite, eines reicht dem andern die Hand, ſo bilden ſie einen Kreis, eine Alte, die das Ganze anordnet, ſchüttelt im Tacte eine Kürbisklapper. Der Kreis dreht ſich mit der größtmöglichſten Geſchwindigkeit und es wird dabei nur zuweilen unter Scherzen und Lachen ausgeruhet. Am vierten Tage läuft die Spinne, von allen Mädchen begleitet, die ganze Ortſchaft auf und ab und fordert in jedem Hauſe diejenige, welche ſie darin für die ſtärkſte an Gliedmaßen und Kräften anſieht, auf, mit ihr auf dem Platze zu ringen. Das Volk ergötzt ſich an dem Spiele, worin die Spinne gemeiniglich Siegerin bleibt. Die übrigen Tage hindurch werden entweder dieſe Spiele wiederholt, oder die Männer ſchwelgen in öffentlichem Trinkgelage unter dem Schalle der Trommeln (Dobritzhoffer Abiponer II. 277 ff.).

Bei den Guaranis iſt die Häuptlingswürde erblich, und es ſind deren in jeder Horde mehrere, unter dieſen aber hat wiederum einer den meiſten Einfluß, den man auch als den erſten betrachtet. Eine Auszeichnung haben die Häuptlinge jedoch gar nicht vor den übrigen, doch ſcheint der erſte in den Rathsverſammlungen, die man des Nachts hält, eine gewichtigere Stimme zu haben, als die andern. Die erbliche Würde geht auf den älteſten Sohn über, auch folgen, wenn keine Knaben vorhanden ſind, die Mädchen nach. Zuweilen kann auch ein gemeiner Indier Häuptling werden, wenn er ein verdienſtvoller Mann iſt und man den Erbhäuptling verlaſſen will (Azara II. 95 f.).

In gleicher Weiſe haben auch die inſelbewohnenden Caraiben mehrere Arten von Häuptlingen: den Dorfhäuptling, den Häuptling eines Schiffes; allein nur im Kriege wird ein Oberſter erwählt, unter deſſen Befehlen alle übrigen ſtehen, im Frieden gilt ein Häuptling nichts mehr als der andere. Auch bei den Caraiben hat der Häuptling im Frieden mit der Gerechtigkeitspflege nichts zu ſchaffen (Davies hist. of the Car. Isl. 313 ff.).

Aehnliche Erſcheinungen treten uns bei den Nordamericanern entgegen. Auch hier bildet Freiheit und Unabhängigkeit den Grundzug des öffentlichen Volkslebens; wir finden auch hier, wie bei den Südamericanern in jedem Stamme Häuptlinge, die indeſſen nur die erſten unter ihres Gleichen ſind und theils durch Kriegsthaten ein

Anſehen ſich erworben, theils auch von ihren Vorfahren die Würde ererbt haben. So iſts bei den Delawaren und Jerokeſen. Der Häuptling iſt verpflichtet und berechtigt, unter Beiſtand ſeiner Rathmänner, welches theils verſuchte Krieger, theils kluge und wohlhabende Familienhäupter ſind, in ſeinem Stamme Ordnung zu halten, nur darf er ſich nicht einfallen laſſen zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu gebrauchen; in ſolchem Falle würde er ſogleich von Allen verlaſſen werden; er kann nur durch gründliche Vorſtellung und freundliches Zureden oder durch Liſt ſeinen Willen durchſetzen. Für ſeinen Unterhalt muß er ſelbſt Sorge tragen (Heckewelder nach Loskiel S. 138.). Der Häuptling muß bei den Delawaren, wie Loskiel verſichert, allemal Mitglied deſſelben Stammes ſeyn, dem er vorſtehen ſoll, wird aber nicht von dem Stamme ſelbſt erwählt, ſondern von den Chefs der andern zwei Stämme. Dieſe vereinigen ſich mit ihren Rathleuten und dem ganzen Stamme an einem verabredeten Orte, von wo aus ſie in Proceſſion ſingend in das Dorf ziehen, wo die Wahl vor ſich gehen ſoll. Nachdem ſich die zwei Chefs im Rathhauſe, in welches ſie auf der Oſtſeite hineingehen, neben die zwei oder drei Feuer geſetzt haben, werden ſie von den Einwohnern des Dorfes bewillkommnet. Sodann meldet einer der Chefs den Zweck ihrer Zuſammenkunft, ernennt den neuen Häuptling, wiſcht ihn, wie er ſagt, die Thränen von ſeinen Augen, reinigt ſeine Ohren und ſeine Kehle, nimmt alle Betrübniß über den Tod des verſtorbenen Chefs von ſeinem Herzen hinweg und tröſtet ihn darüber. Nachdem er dieß Alles ſingend vorgetragen, erklärt er ihn nochmals feierlich zum Chef und ſetzt ihn an die Stelle des Verſtorbenen. Dann ermahnt er das junge Volk, dem neuen Oberhaupte gehorſam und behülflich zu ſeyn, wo er ihrer bedürfe. Die Rede wird mit den Wampumgürteln beſtätigt und von den jungen Leuten das Verſprechen ertheilt, daß ſie gern alle ihre Pflichten erfüllen wollen. Eben ſo ermahnt er die Frau des neuen Chefs, die mit noch einigen Frauen zugegen iſt, daß ſie mit ihrem ganzen Geſchlechte dem neuen Oberhaupte gehorſam und unterthänig ſeyn ſoll, was dieſe auch zuſagt. Endlich wird auch der neue Chef ſelbſt ermahnt und ſeine Pflicht ihm vorgeſtellt, alles aber mit Wampumſchnüren beſtätigt. Wer auf andere Weiſe ins Amt kommt, gilt nichts (G. H. Loskiel Geſchichte der Miſſion der evangel. Brüder unter den Indianern in Nordamerica. Barby 1789. S. 169.).

Bei allen Americanern bezieht ſich die Gewalt und das Anſehen der Häuptlinge mehr auf die äußeren Angelegenheiten, denn auf das Innere. Reibungen einzelner Familien werden von den Familienhäuptern ſelbſt geſchlichtet, Beleidigungen machen ſie untereinander ſelbſt aus; ja der Todtſchlag wird unter den Familien durch die Blutrache ausgeglichen. Die Delawaren und Jerokeſen haben jedoch auch die Sitte, den Mord von Verwandten durch Wampumſchnüre abzukaufen.

Was alle Mitglieder des Stammes angeht, daran haben auch alle Familienhäupter gleichen Antheil, die bei der Berathung gleiche Stimme, ſo wie ſie bei feindlichen Angriffen gleiche Verpflichtung haben. Obſchon nun aber von Haus aus alle Menſchen gleiche Kraft des Willens, gleiche Schärfe des Verſtandes haben, ſo macht doch die höhere Bildungsfähigkeit der Menſchheit bei weitem eine größere Verſchiedenheit in der Entwickelung der Kräfte ihrer Individuen möglich, als dieß etwa bei den Thiergeſchlechtern der Fall iſt. Die Ungleichheit geiſtiger und körperlicher Kraft der Menſchen eines und deſſelben Stammes iſt daher um ſo größer, je weiter dieſer Stamm auf dem Wege der Cultur vorgeſchritten iſt. In den Urwäldern und in den Steppen haben die auf der tiefſten Culturſtufe ſtehenden Menſchen unter ſich dieſelbe Gleichheit des äußern Anſehens, der geiſtigen Fähigkeiten, die wir an den Heerden des Wildes unſerer Wälder bemerken; je höher die Culturſtufe eines Volkes, deſto größer iſt die Verſchiedenheit der Phyſiognomie deſſelben, deſto mehr treten einzelne Individuen mit beſonders entwickelter Kraft aus den übrigen hervorragend auf.

So finden wir auch bei den freien Americanern des Südens wie des Nordens auf dem Wege unſerer Betrachtung die erſten Anfänge einer Art Ariſtocratie, d. h. Vereine der Ausgezeichneten des Volkes, der Klügſten, der Tapferſten. Die Mitgliedſchaft wird erworben entweder durch große Kriegsthaten, oder durch das Beſtehen gewiſſer Prüfungen der Kraft, der Geduld und des Muthes.

Die Wehrhaftmachung, welche wir bereits erwähnt haben, iſt davon verſchieden, denn ſie iſt die Aufnahme in den Stand der mannbaren Jugend überhaupt. Der Ehrenverein oder die Geſellſchaft, von welcher wir jetzt reden, wird von Dobritzhoffer mit dem Namen des Adels bezeichnet (Th. II. 596.). Die Abiponer nennen die Mitglieder derſelben Höcheri. Hat man beſchloſſen, einen Mann in die Geſellſchaft aufzunehmen, ſo wird zuerſt ſeine Leidensfähigkeit auf die Probe geſtellt; man legt ihm eine ſchwarze Kugel auf die Zunge und ſo muß er drei Tage zu Hauſe ſitzen bleiben, des Redens, Eſſens und Trinkens aber ſich gänzlich enthalten. Am Vorabend der eigentlichen Feierlichkeit verſammeln ſich alle Weiber vor der Schwelle ſeines Hauſes und ſtehen mit aufgelöſten Haaren und entblößten Schultern in langen Reihen herum und beklagen die Voräꝛtern des Candidaten mit den Kürbiſſen klappernd und Hände und Füße umherwerfend. Dieß dauert bis der Tag graut, wo der Aufzunehmende zierlich gekleidet, die Lanze in der Hand, auf ein mit Federn, Glöckchen und andern Anhängſeln reich ausgeſchmücktes Pferd ſteigt und nun in vollem Rennen gegen Norden jagt, wohin ihm ein großer Haufen ſeiner Landsleute zu Pferde folgt. Bald darauf kehrt er zurück an ſeine Hütte, wo eine alte Zauberin ſeiner ſchon wartet. So wie er abſteigt, hält ihm eine edle Abiponerin Pferd und Lanze, die ver-

ſammelten Weiber begrüßen ihn mit Lippenklatſchen, und die Alte hält auf einer Ochſenhaut ſitzend eine feierliche Rede. Darauf ſetzt man ſich abermals zu Pferde und reitet gegen Mittag, Aufgang und Abend; zwiſchen jedem Rennen wird jedoch vor der Hütte gehalten und die Rede der Alten ehrfurchtvoll vernommen. Darauf werden die Pferde abgeführt und man begiebt ſich in die Hütte ſelbſt, die jetzt wie geheiligt betrachtet wird. Zuvörderſt wird nun der Kopf des Aufzunehmenden von der Alten ſo beſchoren, daß von der Stirne bis zum Hinterhaupt ein kahler, drei Finger breiter Streifen zu ſehen iſt, den ſie Nalemra nennen. Hierauf hält die Alte dem Candidaten eine Lobrede, rühmt ſeinen Heldenmuth, ſeine Thaten, Geſchicklichkeit in Waffenübung und Reiten, ſeine Unerſchrockenheit, meldet, wie viel Feinde er erſchlagen, welche Beute er gemacht, und ſchließt damit, daß ſie ihn für würdig erklärt unter die Hocheri aufgenommen zu werden. Nun wird auch ſein alter Name mit einem neuen vertauſcht, welcher öfters auf in endigt*). Während nun die Weiber den Helden mit ihren Lippenklatſchen begrüßen, eilen die Männer zum Saufgelage. Dobritzhoffer bemerkt noch, daß ihm auch Weiber vorgekommen, welche gerade wie die Männer Namen auf in geführt, die Sprache der Edeln geſprochen und förmlich in dieſe Ehrenclaſſen erhoben waren, doch konnte er die Urſache dieſer Erhebung nicht erfahren (Th. II. S. 601.). Bei den Indiern von Guiana fand Schomburgk eine Frau, die ſich durch ihre Kraft zur Beherrſcherin eines Stammes erhoben hatte (Reiſe in Guiana S. 114.). Die Americaner am Orinocco haben übrigens ähnliche Geſellſchaften, nur iſt die Aufnahme in dieſelben dort bei weitem ſchwieriger und mit den ausgeſuchteſten Qualen verbunden.

Noch ausgebildeter als bei den Südamericanern ſcheint das Weſen derartiger Geſellſchaften oder Vereine bei den Nordamericanern. Prinz Neuwied traf dieſelben bei den Blackfeet, Aſſiniboins, Arrikaris und andern Völkerſchaften. Sie führen gewiſſe Namen, haben beſtimmte Regeln und Geſetze, ſo wie eigenthümliche Geſänge und Tänze und zum Theil den Zweck, die Ordnung und Polizei im Lager, auf dem Marſche und bei Jagden aufrecht zu erhalten. Bei den Schwarzfüßern fand der Berichterſtatter ſieben Banden:

1) Sohskriss, die Bande der Moskiten, beſteht aus jungen Leuten, von denen viele erſt 8 bis 10 Jahr alt ſind, und hat kein Polizeigeſchäft. Es nehmen außerdem auch größere junge Männer, ſogar ein Paar ältere daran Antheil, um auf die Geſetze und Regeln zu ſehen. Dieſer Verein führt ausgelaſſene Jugendſtreiche aus, ſchwärmt im Lager umher, zwickt und kratzt Männer, Weiber und Kinder und macht ſich ſo läſtig als die Moskitos. Selbſt alte, angeſehene Män-

*) Dobritzhoffer theilt S. 598. eine Menge ſolcher Hocheri-Namen mit: Debayakaikin, Ychamenratkin, Alaykin, Malakin, Kebachin, Ychillimin, Ypirikin, Kain, Oapelkain u. ſ. w.

ner werden nicht verſchont. Beleidigt man einen von ihnen, ſo hat man ſie alle auf dem Halſe, denn ſie halten enge zuſammen. Als Zeichen der Bande tragen die Mitglieder eine Adlerklaue an einem Lederriemen um das Handgelenk. Sie haben eine beſondere Art ſich zu bemalen, dann auch einen beſonderen Geſang und Tanz. Die Mitgliedſchaft in dieſem Verein iſt der erſte Schritt zur Aufnahme in die folgenden.

2) Emitáhks, die Hunde, beſtehen aus jungen verheiratheten Männern.

3) Sáhmipáhks, die Prairie-Füchſe, ein Polizei-Verein für verheirathete Männer. Das Zeichen iſt ein langer, oben rundlich übergekrümmter, mit Otternfell umwickelter Stab, an welchem in Intervallen Knoten von weißem Felle und von dieſen herabhängend immer ein Paar Adlerfedern angebracht ſind*).

4) Maſtohpate, die welche den Raben tragen. Ihr Signal iſt eine lange, mit rothem Tuch überzogene Stange, an welcher von oben bis unten in langer, dichter Reihe ſchwarze Rabenfedern befeſtigt ſind**). Sie tragen mit zur Aufrechthaltung der Polizei und Ordnung bei.

5) Ehtſkinna, die Stiere mit den dünnen Hörnern, tragen, wenn ſie tanzen, an ihren Mützen Hörner. Wenn ſie lagern, befinden ſich die Zelte der Vereine in der Mitte des Cirkels, welcher in ſeinem Centrum einen freien Platz einſchließt. Entſtehen Unordnungen, ſo müſſen ſie den Soldaten helfen, welche das Lager abſtecken oder beſtimmen und alsdann den erſten Platz einnehmen.

6) Innakehks, die Soldaten, ſind die angeſehenſten Krieger und Männer, welche beſonders im Lager und auf dem Marſche die Polizei handhaben. In den öffentlichen Berathungen giebt ihre Stimme den Ausſchlag, ob man z. B. jagen, den Aufenthalt verändern, ein anderes Jagdrevier beziehen, Krieg oder Friede ſchließen wolle und dergl. mehr. Sie tragen als Wahrzeichen einen handbreiten Kopfbrecher von Holz, am Handgriffe mit Hufen der Biſonkuh behangen. Sie ſind zuweilen 40 bis 50 Mann ſtark. Ihre Weiber, wenn ſie den Medicinetanz tanzen, ſind auf dieſelbe Art gemalt als die Männer.

7) Stomich, die Biſonſtiere, bilden eigentlich den erſten d. h. ausgezeichnetſten aller Vereine und ſind die erſten im Range. In der Hand tragen ſie ein Medicinezeichen mit Biſonhufen behangen. Wenn ſie bei ihrem beſonderen Geſange tanzen, ſo raſſeln ſie mit jenen Hufen. Um die Polizei zu handhaben, ſind ſie zu alt, denn ſie ſind durch alle Vereine hindurch gegangen und man betrachtet ſie gleichſam als im Ruheſtande. Bei ihrem Medicinetanze tragen ſie auf dem

*) S. Taf. XI. 1.
**) S. Taf. XI. 2.

Kopfe eine Mütze von den langen Stirnhaaren und der Mähne des Biſonſtieres, welche lang herabhängen (Prinz Neuwied II. 577 ff.).

Bei den Mandans fand derſelbe Reiſende ſechs Vereine:

1) Meniß-Ochka-Ochatá, die thörichten Hunde, deren Namen man nicht kennt, junge Leute von 10 bis 15 Jahren.

2) Hahderncha-Ochatá, die Krähen- oder Rabenbande, junge Leute von 20 bis 25 Jahren.

3) Charak-Ochatá oder Kaua-Karakachka, die Soldaten, beſtehend aus den ausgezeichnetſten und angeſehenſten Kriegern, die, wenn ſie in die Schlacht ziehen, gleich den Prairiefüchſen der Blackfeet, eine mit Otterfell umwundene und mit Eulenfedern verzierte Stange vor dem Feinde in den Erdboden pflanzen, die ſie nicht verlaſſen dürfen. Dieſe Soldaten bilden einen Ausſchuß, der alle Hauptbegebenheiten leitet, beſonders allgemeine Unternehmungen, Veränderung des Wohnortes, Umzug der Dorfſchaften, Biſonjagden.

4) Meniß-Ochatá, die Hunde.

5) Berock-Ochatá, die Biſonſtiere, ausgezeichnet durch einen ſeltſamen Tanz, wobei ſie die obere Kopfhaut und die langen Nackenhaare des Biſonſtiers mit deſſen Hörnern auf dem Kopfe tragen; zwei Auserwählte unter ihnen, die Tapferſten von allen, die dann nie mehre vor dem Feinde fliehen dürfen, tragen einen ganzen, völlig nachgebildeten Biſonkopf mit den Hörnern, welchen ſie aufſetzen, durch deſſen künſtliche, mit einem Eiſenringe umlegte Augen ſie hindurchblicken*).

6) Schumpſi-Ochata, die ſchwarzſchwänzigen Hirſche, beſteht aus alten Männern über 50 Jahren.

Die Mitgliedſchaft in allen dieſen Banden und was ſonſt dazu gehört, wird gekauft und der Käufer muß während der mit der Einweihung verbundenen Feſtzeit ſeine Frau dem Verkäufer überlaſſen. Iſt ein kaufender junger Mann noch unverheirathet, ſo muß er zuweilen weit nach einem andern Dorfe gehen, um einen Freund oder Kameraden um ſeine Frau anzuſprechen. Dieſer geht alsdann mit ihm und giebt für ihn am Abend des Tanzes ſeine Weiber Preiß, die dann wie bei dem oben erwähnten Feſte ſich gegen die Gäſte zu benehmen haben. Jede Bande hat ihre beſonderen Tänze und Abzeichen.

Auf ähnliche Art ſind bei den Mandans auch die Weiber in vier Banden getheilt. Die jüngſten bilden die Flintenbande, es folgt die Flußbande, dann die der Heuweiber und endlich die Bande der weißen Biſonkuh. Eine jede hat ihre beſonderen Abzeichen und Tänze, welche ebenfalls gekauft werden müſſen (Prinz Neuwied II. 138—146.).

Die ſechs Banden der Arikaras ſind:

1) Die Bären, welche vom Bären Felle, Klauenhalsbänder und dergl. tragen.

---

*) S. Taf. XII. 1. Mandan im Biſontanze. F. 2. Mönnitari im Hundetanze.

2) Die tollen Wölfe, ein aufgeſchnittenes Wolfsfell auf dem Rücken tragend.

3) Die Füchſe, mit Fuchspelzen.

4) Die tollen Hunde.

5) Die tollen Stiere, eine Biſonkopfhaut auf dem Haupte.

6) Die Soldaten oder die tapferſten Krieger (Prinz Neuwied II. 240.).

Durch dieſe Ausgezeichneten werden die Angelegenheiten der Nation in den Verſammlungen verhandelt. Dieſe Volksverſammlungen finden wir auch unter den Americanern, bei denen man keine ſo ſorgfältig durchgeführte Gliederung der Geſellſchaft bemerkt hat, und wo die Familienhäupter ſich ganz gleich ſind, ſelbſt wenn ſich ein altes Mütterchen an die Spitze einer Familie geſtellt hätte. So iſt es bei den Charruas, Guarani u. ſ. w. (Azara II. 15. 52.), ſo bei den Caraiben, welche in der Verſammlung die Anführer ihrer kriegeriſchen Unternehmungen wählen (Davies S. 316.).

Die nordamericaniſchen Indier überlaſſen die Leitung ihrer Angelegenheiten den Banden und den Häuptlingen, welche ſich zuſammen berathen und das Reſultat ihrer Beſprechungen zur gehörigen Zeit dem Volke bekannt machen. Das Volk wird dann ins Gemeindehaus (council-house) zuſammenberufen und hier werden auch die zu einer Unternehmung nothwendigen Beiträge an Wampum u. ſ. w. eingefordert. Das Rathhaus iſt nun entweder das Haus des Häuptlings, welches gemeiniglich groß und geräumig iſt, oder ein eigens dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathmänner kommen, nachdem ſie einberufen, mit Pfeifen und Tabak und ſetzen ſich um ein großes Feuer. Von Weibern ſind nur einige anweſend, welchen das ehrenvolle Amt der Unterhaltung des Feuers und der Beſorgung des Eſſens aufgetragen iſt, denn Speiſe muß im Ueberfluß vorhanden ſeyn. Ueber dem Rathhauſe am Fort Pitt war eine Schildkröte gezeichnet, an jedem Thürpfoſten das Geſicht eines bejahrten Mannes ausgeſchnitten. Das Haus hatte zwei Feuerſtätten und an jedem Ende eine Thüre. Längs der Wände war ein erhöhter Sitz, 1½ Fuß vom Boden und 5 Fuß breit, aus breiten Stücken geſpaltenen Holzes angebracht und mit ſchönen Binſenmatten bedeckt. Am obern Ende ſaß der Häuptling (Loskiel bei Heckewelder S. 142.). In den Verſammlungen ſitzen die Rathmänner ohne beſondere Förmlichkeit beiſammen, allein dennoch hören alle mit ungetheilter Aufmerkſamkeit auf den Sprecher und ſie erwägen genau was er ſagt. Den Beſchlüſſen dieſer Verſammlung unterwerfen ſich alle mit Achtung. Wenn ſich Einzelne den Anordnungen widerſetzen, ſo finden ſie doch keinen Anklang, ſondern werden als entartete Geſchöpfe betrachtet, die es nicht wagen dürfen, ſich zu den andern zu geſellen, ſondern einzeln herumſchweifen müſſen und keine Anſprüche auf den Schutz der Nation haben. Heckewelder (S. 136.) bringt mehrere Beiſpiele, wo die indianiſchen Nachbarn der

Vereinſtaaten die Beſtrafung ſolcher ausgelaſſenen Individuen ohne Umſtände ganz allein den letzteren überließen.

Die Häuptlinge und Rathmänner haben nächſtdem auch dafür zu ſorgen, daß die früheren Verhandlungen und Verträge mit den Nachbarn aufbewahrt werden. Sie unterrichten in dieſer Kenntniß die fähigſten jungen Leute und verſammeln ſich zu dieſem Zwecke alle Jahre ein oder zweimal. Sie kommen an einer auserleſenen Stelle des Waldes zuſammen, wo ein Feuer angezündet und Mundvorrath bereit gehalten wird. Dann werden auf einem großen Stücke Baumrinde oder auf einer wollenen Decke alle Urkunden in einer ſolchen Ordnung hingelegt, daß ſie ſogleich jede einzelne Rede unterſcheiden können, gerade wie wir den Inhalt eines ſchriftlichen Aufſatzes aus der Aufſchrift, die er führt, erkennen. Wenn irgend eine Schrift auf Papier oder Pergament mit den Wampumgürteln oder Schnüren zuſammengeheftet iſt, ſo erſuchen ſie einen Vertrauten aus den weißen Leuten, ihnen den Inhalt vorzuleſen. Der Sprecher, der immer unter den Befähigſten ausgewählt wird und beſondere Anleitung zu ſeinem Geſchäfte bekommen hat, ſteht alsdann auf und ſagt mit vernehmlicher Stimme und dem Ernſt, den der Gegenſtand erfordert, den Inhalt her, einen Satz nach dem andern, bis er alles, was zu der Sache gehört, vorgetragen hat. Von der Weiſe, auf welche die Wampumgürtel oder Schnüre vom Sprecher in der Hand gehalten werden, hängt viel ab. Das Umkehren des Gürtels, welches Statt findet, wenn er ſeine Rede zur Hälfte gebracht hat, iſt ein weſentlicher Punct, obſchon dieß nicht bei allen Reden und Gürteln vorkommt; wenn dieß aber auf eine gehörige Weiſe geſchieht, ſo kann man daraus eben ſo gut wiſſen, wie weit der Sprecher in ſeiner Rede gekommen iſt, als bei uns durch einen Blick auf die Seitenzahl eines Buches während des Leſens; ein guter Redner wird im Stande ſeyn, auf einen Gürtel die Stelle beſtimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält. Die Gürtel werden, wenn der Sprecher mit ihnen fertig iſt, wieder an das Oberhaupt abgeliefert und ſorgfältig in einer dazu beſtimmten Ledertaſche oder in einem Beutel aufbewahrt.

Dieſe Gürtel beſtanden ehedem aus kleinen gleich geſchnittenen, weiß oder ſchwarz gefärbten Holzſtücken, ſeltener aus Seemuſchelſchalen (irokeſiſch Wampum), da das Zurechtſchneiden und Bohren zu mühevoll war und die Gürtel dennoch immer ein ungeſchicktes Anſehen hatten. Seitdem aber die Engländer nach America gekommen waren, fingen dieſe an, die Wampum aus Muſchelſchalen in Menge ſauber und nett zu verfertigen und an die Indianer zu vertauſchen. Die Indianerinnen verſtehen es, die Gürtel zu ſchlingen und dem Inhalte gemäß einzurichten und die gehörigen Figuren darauf anzubringen. Auf einem Friedensgürtel werden z. B. zwei ineinander verſchlungene Hände dargeſtellt, und ſo hat jeder ſeine beſonderen Figuren, welche die Stelle unſerer Inſchriften und Worte vertreten. Eben ſo ſind die

Gürtel verſchieden nach ihrer Länge, Breite und Farbe. Die weißen Gürtel bedeuten das Gute, Frieden, Freundſchaft, Wohlwollen, die ſchwarzen enthalten das Gegentheil. Kann man weiße Gürtel nicht herbeiſchaffen, ſo wird ein ſchwarzer weiß gefärbt und ſo zu einer Friedensbotſchaft gebraucht. Landſtraßen von einer befreundeten Völkerſchaft zur andern werden gewöhnlich auf dem Gürtel durch eine oder zwei Reihen weißer Wampum bezeichnet, welche von einem Ende zum andern durch die ſchwarzen hindurchlaufen. Der Kriegsgürtel iſt ſchwarz mit rothen Zeichen; wird er einem Volke mit einer Rolle Tabak zugeſendet, ſo iſt dieß eine Aufforderung, ſich einem Kriegszuge anzuſchließen. Wenn eine ſo aufgeforderte Völkerſchaft vom Tabak raucht und ſagt: „er raucht ſich gut," ſo hat ſie ihre Einwilligung ausgedrückt und gehört von nun an zu den Verbündeten. Weigert ſie ſich aber, ſo wird auch alle weitere Ueberredung ohne Wirkung bleiben. Haben Kriegsbotſchafter es verſucht, eine Völkerſchaft nach erfolgter Weigerung zur Annahme des Gürtels zu nöthigen, indem ſie denſelben über die Schultern oder Schenkel des Häuptlings legten, dann ſchüttelte ihn dieſer, ohne denſelben mit der Hand zu berühren, von ſich ab und ſchleuderte ihn dann mit einem Stocke weg, wie man etwa eine Schlange wegſchleudert (Heckewelder S. 130. ff. und 143. nach Loskiel und Carver).

Die Botſchaften der Nationen werden mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt vollzogen; wichtige Sendungen übernehmen die Rathmänner oder der Sprecher, zumal wenn eine Antwort ſogleich erwartet wird. Wird eine Antwort abgeſchickt, ſo tragen dieſe zwei junge Leute, einer um die Antwort abzuliefern, der andere um Acht zu geben, daß, während ſein Gefährte redet, nichts vergeſſen oder ausgelaſſen werde. Iſt es eine geheime Botſchaft, ſo macht man ihnen zur Pflicht, ſie unter die Erde zu ziehen oder zu nehmen, d. h. überall keinem Menſchen bekannt zu machen, außer dem, an welchen ſie gerichtet iſt. Erhalten ſie die Weiſung, mit der Botſchaft in die Erde hinabzuſteigen und an dem Beſtimmungsorte mit derſelben wieder hervorzukommen, ſo heißt das, ſie ſollen ſich unterwegs von Niemand ſehen laſſen und alle gebahnten Wege vermeiden. Da alle Geſchäfte unter den Nationen auf ſolche Art beſorgt werden, ſo wird ein Häuptling auf Gerüchte keine Rückſicht nehmen und eine Sache nicht beachten, ſo lange ſie ihm nicht amtlich und in gehöriger Form vorgetragen worden iſt. Ein Gerücht iſt ihm „der Geſang eines vorbeigeflogenen Vogels" (Heckewelder S. 132.).

In früherer Zeit, bevor die Europäer auf americaniſchem Boden feſten Fuß gefaßt hatten, war der Verkehr der verſchiedenen Nationen bei weitem anders als gegenwärtig. Die Verhältniſſe waren geordnet, und der Häuptling Wya ſagte zu Volney: „Vor dem Kriege waren wir einig und ruhig, wir fingen an, Wälſchkorn zu bauen wie die Weißen. Jetzt gleichen wir einem Rudel verfolgter Hirſche,

wir haben weder Feuer noch Heerd, wir zerſtreuen uns und bald wird keine Spur mehr von uns übrig ſeyn" (Heckewelder 541.). Seit jener Zeit iſt die Auflöſung noch viel allgemeiner geworden und das Anſehen der Häuptlinge immer mehr geſunken.

Ehedem hatten die Indianer einen großen Marktplatz am Miſſiſippi, la prairie des chiens genannt. Dort kamen ſie alle des Handels wegen zuſammen. Was für Stämme hier auch aufeinander trafen, ſo mußten ſie ihre Feindſchaft unterdrücken und alle feindſeligen Handlungen vermeiden, ſelbſt wenn die Nationen im Kriege mit andern begriffen waren. So war es auch am rothen Gebirge (red mountain), von wo die Steinart herkommt, aus welcher die Pfeifenköpfe gefertigt werden. Da alle Stämme die Steinart nöthig haben, ward das Gebirge als Freiſtätte und Friedensort betrachtet (Heckewelder S. 540.). Aehnliches fand Pöppig bei den Chilenen, die in den Anden einen Ort hatten, wo ſie des Handels wegen mit den Weißen zuſammen kamen (Pöppig Reiſe I. 377.).

Kriegsweſen.

Gefahren und Angriffe von Außen ſind unfehlbar das wirkſamſte Mittel, einzelne Stämme zu einem Volke zu vereinigen und das Bewußtſeyn in demſelben zu erwecken, daß das Zuſammenhalten der Einzelnen, das Unterwerfen des Einzelwillens unter das Bedürfniß der Geſammtheit, ſo wie das Beſtehen der Einzelnen am dauerhafteſten begründe. So ſtörend nun auch Angriffe von Außen auf das Beſtehen der Stammvereine wie auf den Staat überhaupt für den Augenblick einwirken, ſo ſind es doch gerade ſie, welche denſelben für die Folge befeſtigen und ihm dadurch Dauer und Beſtehen geben, daß ſie auf das innige Zuſammenhalten ſeiner Mitglieder deutlich hinweiſen und die Aufmerkſamkeit und Vorſicht dringend anempfehlen.

Wir ſahen ſchon im vorigen Abſchnitt, wie die erſten Elemente der geſellſchaftlichen Gliederung, namentlich aber das Häuptlingweſen und die Anfänge des König= und Herrſcherthums, eigentlich im Kriege aus dem dringenden, augenblicklichen Bedürfniſſe entſtanden ſind. Die Ariſtocratie, welche wir bei den Abiponern und den Nordamericanern fanden, ſo wie die Häuptlinge, bilden die Grundpfeiler der Verfaſſung dieſer Völkerſchaften im Frieden wie im Krieg. Das Zuſammentreten der erſteren, dann die Erwählung eines Kriegshauptmanns ſind die früheſten Acte des Volkslebens.

Die Urſachen des Krieges ſind entweder vorübergehende, wie gewaltſames Zuſammentreffen herumſtreifender, ſich übrigens fremd gegenüberſtehender Stämme, oder ſolche, welche ſich öfter wiederholen, wie z. B. Streitigkeiten unter nachbarlichen Völkerſchaften, wegen des Jagdgebietes, wegen Beleidigung, Beraubung oder Ermordung einzel-

ner Mitglieder. Je tiefer nun die Völkerſchaften ſtehen, je weniger ſie Erfahrung haben, deſto loſer iſt ihr innerer Zuſammenhalt, denn das Zuſammenhalten iſt eine Folge vielfacher Anfechtung von außen.

Die Bewohner der ſüdamericaniſchen Steppen ſind ſtets auf ihrer Huth, ſie unterhalten namentlich zur Nachtzeit ſtets Wachen. Beim Eintritt der Nacht verſammeln ſich z. B. die Familienhäupter der Charruas, um die Wachmannſchaft zu beſtimmen, welche zunächſt daran kommt (Azara II. 15.). Eben ſo iſt es bei den Conibos und Remos (Smyth in Lowe I. S. 238.). Die nordamericaniſchen Stämme hatten, bevor die Europäer dort vorherrſchend waren, ſogar befeſtigte Ortſchaften d. h. Palliſadenzäune um ihre Wohnſtätten; die Zelte werden noch gegenwärtig bei längerem Aufenthalte an einem und demſelben Orte dichter zuſammengebaut, um ſie im Falle eines Angriffes beſſer ſchützen zu können. Uebrigens erwarten ſie den Feind ruhig in ihrem Dorfe oder Lager; ſie ziehen, wenn ſie ſonſt von ſeinen Abſichten ſichere Kunde haben, lieber entgegen und ſchlagen ſich dann im freien Felde. Daher geht ihr Beſtreben immer dahin, fortwährend wohlgerüſtet und mit guten Waffen verſehen zu ſeyn.

Die Waffen der americaniſchen Völkerſchaften, namentlich die Angriffwaffen, lernten wir zum Theil ſchon oben kennen, ſofern ſie nämlich auch zur Jagd gebraucht werden. Es ſind Lanze, Bogen und Pfeil und in neuerer Zeit auch die Flinte.

Die Lanzen der Abiponer werden aus dem purpurfarbenen Neterge gefertigt, welches dem Stahle an Härte gleichkommt. Der Baum wird geſpalten und die Waffe mit einem geſchärften Stein oder Meſſer ſo trefflich abgerundet, daß ſie wie gedrechſelt erſcheint. Um die Stange gerade zu machen, wird ſie am Feuer öfter erhitzt und dann zwiſchen zwei Pfählen rechts und links gebogen. Die Länge der Lanze beträgt 5 — 6 Ellen, ſie iſt an beiden Enden zugeſpitzt, theils um nicht in Verlegenheit zu gerathen, wenn die eine Spitze unbrauchbar geworden, theils um ſie beim Halt ſicher in den Boden zu ſtecken. Seitdem ſie mit den Spaniern bekannt worden, bewehren ſie ihre Lanzen mit Eiſen und nennen die ſo bewehrten Catlaan. Wenn ſie ins Treffen ziehen, werden die Eiſenſpitzen mit Unſchlitt eingerieben, damit ſie deſto beſſer in die Leiber der Feinde eindringen. Die Lanze wird, wenn ſie in der Hütte verweilen, vor derſelben in die Erde aufgepflanzt und dadurch zugleich angedeutet, wie viele Krieger darinnen beiſammen ſind. An Statt des Eiſens befeſtigen einige ein Hirſchhorn an die Spitze. Uebrigens verwenden ſie nicht weniger Sorgfalt auf die Erhaltung, als auf die Anfertigung ihrer Lanzen, das Eiſen iſt ſtets glänzend wie Silber und das ganze nett und reinlich (Dobritzhoffer II. 478.). Die übrigen Südamericaner haben ähnliche Lanzen von Rohr, wie wir ſchon oben ſahen (S. 18.). Bei den Sakis ſah Prinz Neuwied (Reiſe I. 239.) Lanzen, deren Spitzen aus einer langen Degenklinge beſtanden; die Stange war mit rothem

Tuch überzogen und mit vielen ſchwarzen, in einer langen Reihe oder bündelförmig daran hängenden Raben- oder Adlerfedern verziert. Dieſe Waffe führen ſie unausgeſetzt in der Hand und trennen ſich nie von derſelben.

Die Bogen und Pfeile nebſt dem Köcher lernten wir ſchon oben näher kennen (S. 17.), ſo wie die übrigen auch zur Jagd gebrauchten Schießwaffen, die ſie noch im Kriege mit der größten Geſchicklichkeit und Schnelligkeit zu handhaben verſtehen.

Eine beſondere, den Americanern eigene Waffe iſt die Keule, welche ſchon die Reiſenden des 16. Jahrh. bei den Tubinambos unter dem Namen Tacapes fanden*) (ſ. die Abbildung Taf. XIII. 6.). Dieſe Keulen finden ſich bei den meiſten Südamericanern; ſelbſt die Mbayas haben etwas ähnliches in der Macana**) oder dem 3 Fuß langen, zollſtarken Prügel aus hartem ſchweren Holz, den ſie nebſt der Lanze mit in das Treffen nehmen (Azara II. 111.). Die Chavantes führen eine 4 Fuß lange Keule, welche oben nach Art eines Ruders verflacht iſt. Zu der Führung dieſer mächtigen Waffe gewöhnen ſie ſich durch mancherlei Kampfſpiele, vorzüglich durch das Tragen eines 2 — 3 Centner ſchweren Holzblockes, den ſie im Laufe von ſich ſchleudern. Der Jüngling, der dieß nicht vermag, darf auch nicht heirathen (Spix und Martius II. 574.). Die Caraiben führen eine Keule, Namens Butu; ſie iſt 3½ Fuß lang, flach, zwei Zoll dick, in der ganzen Länge 2 Zoll, am Handgriff ſo wie an dem entgegengeſetzten Ende 4 — 5 Zoll breit und von hartem, ſchweren, ſcharfkantig geſchnittenen Holze. Die breite Seite iſt reich verziert, in verſchiedene Felder getheilt, vertieft geſchnitzt und ausgemalt. Ein Schlag mit dem Butu zerſchmettert die Knochen. Dem ähnlich iſt die Muſſi der Arowaken, die aus ſchwarzem feſten Holze gemacht iſt und gewöhnlich 3 Fuß Länge hat. Am Griff hat die Keule eine aus Baum-

*) Tacapes, c'est à dire, espees ou massnes, faites les unes de bois rouge et les autres de bois noir ordinairement longues de cinq a six pieds; et quant a leur façon elles ont un rond ou oval au bout d'environ deux palmes de main de largeur, lequel, epais qu'il est de plus d'un pouce par le milieu, est si bien menuisé par les bords que cela, estant de bois dur et pesant comme bois, tranchant presque comme une coignee, j'ai opinion que deux de plus accorts spadassins de par deça se trouveroyent bien empeschez d'avoir affaire à un de nos Tououpinambaults estant en furie s'il en avoit une au poing (Lery p. 198.). Die Sencis am Ucayali. Smyth et Lowe narrative S. 226. Die Waffe Kowa, which is sharp at one end, so as to be used as a short spear; and the other end, which is thicker serves for a club and is rendered more formidable by having four sharp andlers of a stay fixed down its side at a distance of about two inches from each other; the centre of the weapon is fancifully ornamented with beautifull feathers.

**) Die Macana kommt auch bei den Bewohnern von Paraguay vor, welche Rengger beſuchte. Abbildung daſ. Fig. 5.

wollengarn geflochtene Schleife, durch welche die Hand geſteckt wird (Quandt Surinam 230.)*).

Die Keule findet ſich auch bei den Nordamericanern; die Nadoweſſier führten kurze, armlange Keulen aus hartem Holze, die an einem Ende kolbenförmig geſchnitzt und ſehr ſchwer waren (Heckewelder S. 291.). Prinz Neuwied fand bei den Miſſouri-Indianern die Kriegskeulen (war-klub) noch in allgemeinem Gebrauche; ſie hatten mannichfaltige Geſtalten und waren z. Th. weiß angeſtrichen und die Pünka führten Keulen aus rothbraun angeſtrichenem Holze, von gekrümmter Geſtalt (S. 315.). Die Dacotans führen überaus mannichfaltige Keulen, unter anderen auch eine einfache, äſtige, knorrige Manna-Pauiſchá (Prinz Neuwied II. 203.).

Aus dieſen Keulen entſtand die **Streitaxt**, deren Klinge urſprünglich aus Stein war, und die erſt ſeit der Bekanntſchaft mit den Europäern zum Schlachtbeile oder Tomahawk wurde.

Wir finden ſolche ſteinerne Aexte bei den ſüdlichen wie bei den nördlichen Indianern. Die einfachſte Art iſt diejenigen, an deren Stiel ein eiförmiger Stein mit Leder befeſtigt iſt; dergleichen fand Prinz Neuwied bei den Mönnitarris (Reiſe II. 202.); mehr Uebung und Geſchicklichkeit ſetzt die Art voraus, deren Stiel um den Stein herumgelegt und durch Stricke angeſchnürt iſt, dergleichen wir auch ſchon in Auſtralien vorfanden**). Man fand in den Gräbern, ſo wie anderwärts in den Prairien Steine, welche für dieſen Zweck eigens zugeſchliffen und mit einer Vertiefung verſehen waren. Sie kommen in der Form den in altgermaniſchen Grabſtätten gefundenen Donnerkeilen ziemlich nahe. Auf der 13. Tafel zu Schmidts Verſuch über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Vereinigten Staaten von Nordamerica im Jahre 1821. (Th. II. S. 439.) ſind mehrere ſolche Steine aus Granit und Grünſtein abgebildet. Die Klingen ſind, gleich den bei uns gefundenen, Geſchiebe, welche nur einer geringen Nachhülfe und Politur bedürfen.

Außer dieſen Aexten hat man noch eine dritte Art, deren breite Schneide parallel mit dem Stiele laufend in denſelben eingeſetzt iſt und durch naß aufgelegtes Leder und darüber feſtangeſchnürte Pflanzenfäden darin feſtgehalten wird. Das hiſtoriſche Muſeum zu Dres-

*) Taf. XIII. F. 1. Surinamſche Keule nach Quandt, Stadtmann u. A.
2) Die Puru-Puru, rothes Holz, weiß gemalt, 3 F. 4 Z., Spix u. Martius.
3) Die Culinos, ſchwarzes Palmenholz, 3 F. 4 Z., nach denſ.
4) Die Marurunos, rothes Holz, weiß gemalt, 3⅞ F., nach denſ.
5) Die Miranhas, ſchwarzes Holz der Babunhapalme, 3½ F., nach denſ.
7 — 10) Nordamericaniſche Keulen, nach Prinz Neuwied.
6) Alte Tupinambaskeule, nach Lery und einem Original im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden Th. 2. 67.

**) S. Th. I. S. 316. Taf. II. Fig. 6. Dazu die unter den indianiſchen Waffen von Spix und Martius unter Nr. 7. abgebildete Steinart der Miranhas.

den bewahrt zwei ſolche vollſtändige Aexte, deren eine aus Baſalt, die andere aus Granit beſteht. Die eine iſt am Griff mit einem Federbuſch, die andere mit einem Tragriemen verſehen *).

Seitdem nun die Indianer mit den Europäern bekannt wurden und von denſelben metallene Geräthe und Waffen kennen lernten, deren größere Dauerhaftigkeit ſie bald einſehen mußten, ſeitdem ſind die ſteinernen Waffen ziemlich ganz außer Gebrauch gekommen, die Streitart hat gegenwärtig eine Klinge von Eiſen, welche unſeren leichten Küchenbeilen in der Form am nächſten kommt. Dieſe Streitaxt wird auf das mannichfaltigſte verziert, da wo die Klinge auf dem Stiele ſitzt, dann am Handgriff werden Federbüſche angebracht; der Stiel wird gemalt oder mit Bändern und Leiſten von Silber oder anderem Metall beſetzt. Die Waffe dient ſowohl zum Schlagen im Handgemenge, als auch zum Werfen.

Dieſes ſind die vorzüglichſten Waffen der Americaner, bei denen man nur ſelten Dolche oder Säbel findet, die ſie durch den Verkehr mit den Europäern erlangt haben. Bei den Grosventres de prairie fand Prinz Neuwied (I. 530.) Dolche von Metall, deren Griff aus den Kiefern oder dem Gebiß eines Bären gebildet war, ſo wie auch Lapérouſe bei den Einwohnern von Portfrançais metallene Dolche angetroffen hat.

Zum Schutz des Körpers gegen heranfliegende Pfeile oder gegen Hiebe fanden ſchon die Reiſenden des 16. Jahrh. bei den Südamericanern kleine Rundſchilde aus dem Rückenfelle des Tapir**). Solche Schilde fanden auch Spix und Martius bei den Mura (Reiſe III. 1228.) und Smyth und Lowe (Narrative S. 26.) bei den Sencis. Dagegen führen die Abiponer keine Schilde. Die Nordamericaner bedienten ſich ehedem Schilder von hartem Büffelleder, die nach außen zu etwas gewölbt waren, von Heckewelder aber (S. 291.) bei den Irokeſen und Delawaren nicht mehr gefunden wurden. Bei den Aſſiniboins fand Prinz Neuwied (Reiſe I. 459.) einen ledernen bunt bemalten Schild, den der Inhaber auf dem Rücken

---

*) S. Taf. VI. 1. 2.

**) Ils ont leurs rondelles faites du dos et du plus epais cuir sec de cet animal qu'ils nomment Tapiroussou et sont de façon larges, plates et rondes comme le fond d'un tabourin d'Allemand. Vray est que quand ils viennent aux mains ils ne s'en couvrent pas comme font nos soldats par deçà des leurs: ains seulement leurs servent pour en combattant, soustenir les coups de flesches de leurs ennemis. C'est en somme ceque nos Ameriquains ont pour toutes armes: car au demeurant, tant s'en faut qu'ils se couvrent le corps de chose quelle qu'elle soit, qu'au contraire (horsmis les bonnets, bracelets et courts habillemens de plumes de quoy j'ay dit, qu'ils se parent le corps) s'ils avoyent seulement vestu une chemise quand ils vont au combat estimans que cela les empescheroit de se bien manier ils la depouilleroyent (Lery S. 199.).

trug und auf welchem ein kleines, wohleingewickeltes Päckchen, ſeine Medicine beim Pferdeſtehlen, befeſtigt war. Bei den Schwarzfüßern bemerkte derſelbe Reiſende (I. 581.) Rundſchilde aus dickem Leder geſchnitten, gewöhnlich grün und roth bemalt und mit allerlei Federn und Zaubergegenſtänden behangen. Dieſelben Indianer wickeln auch, wenn ſie zum Streite ausziehen, ihr Gewehrfutteral turbanartig um den Kopf.

Panzer oder Helme hat man bei den Americanern nicht gefunden, nur die Abiponer pflegen, wenn Kampf bevorſteht, einen Rock von ungegerbter Elennhaut mit Tiegerfell beſetzt anzulegen, der bis an die Ellenbogen und bis in die Mitte des Leibes reicht und einem Levitenkleide ähnlich iſt. Darüber wird zuweilen ein handbreiter Gurt aus demſelben Leder gelegt, um den Unterleib beſſer zu ſchützen. Solch ein Panzer hält gewöhnliche Pfeile recht gut ab. Viele treten übrigens ganz nackt auf den Kampfplatz (Dobritzhoffer II. 490.).

Wenn die Americaner in den Krieg ziehen, ſo ſchmücken ſie ſich auf das beßte heraus und beſtreben ſich durch Bemalung, durch Feder- und andern Schmuck ſich ein furchtbares Anſehen zu geben. Die Abiponer z. B. malen ſich das Geſicht, ſetzen eine Krone von Papageienfedern, oder eine rothwollene mit Glas- und Schneckenſchalen behangene Mütze, oder einen Geierflügel auf den Kopf. Ein Abiponer ſetzte die Haut eines Hirſchkopfes ſammt dem Geweihe gleich einem Helme aufs Haupt, ein anderer band ſich einen ſpannenlangen Tunkaſchnabel an ſeine Naſe. Die Unerſchrockenſten aber traten ganz nackt, doch ſtets mit bemaltem Geſichte dem Feinde entgegen (Dobritzhoffer II. 508.).

Auf gleiche Weiſe erſchienen auch die alten Tupinambas im beßten Schmuck mit Federn und Farben bedeckt, namentlich fertigten ſie aus Straußenfedern eine Art runder Schilde, die ſie um die Lenden an einen Faden befeſtigen und wie etwa unſere Soldaten die Patrontaſchen auf dem Hintern trugen *). Auch die Nordamericaner ziehen beladen mit allen ihren Waffen und im reichſten Coſtum dem Feinde entgegen; es giebt jedoch wieder andere, welche halb nackt in den Kampf ſchreiten, wie z. B. die Schwarzfüßer (Prinz Neuwied I. 579.).

---

*) Pour la fin de leurs equippages et recourans de leurs voisins de grandes plumes d'Austruches (qui monstre y avoir en quelques endroits de ces pays la de ces gros et lourds oyseaux ou neantmoins pour n'en rien dissimuler je n'en ay point veu) de couleurs grises accomodans tous les tuyaux serrez d'un costé et le reste, qui s'esparpille en rond en façon d'un petit pavillon, ou d'une rose ils en font un grand pennache, qu'ils appellent Araroye: lequel estant lié sur leurs reins avec une corde de cotton, l'estroit deuers la chair, et le large en dehors, quand ils en sont enharnachez (comme il ne leur sert à autre chose) vous diriez qu'ils portent une mue à tenir les poulets dessous attachee sur leur fesses (Lery S. 102.).

Am herrlichſten entfalten die Nordamericaner ihre ganze Kriegertracht, wenn ſie als Mitglieder der oben erwähnten Geſellſchaften zum Tanze erſcheinen. So kamen z. B. die Meniß-Ochatá, oder die Bande der Hunde vom Volke der Arikkarra nach dem Fort Clarke. Ein Theil der 28 Hunde war in ſchöne Roben oder in Hemden von Bighornleder, ein anderer in rothe Tuchhemden, blau und rothe Uniformen gekleidet, ein anderer Theil hatte den Oberleib nackt und die Heldenthaten in rothbrauner Farbe darauf angegeben. Auf dem Kopfe trugen vier von ihnen die ächten Hunde, eine coloſſale, weit über die Schultern hinausreichende Mütze von Raben- oder Elſterfedern, an deren Spitze kleine weiße Flaumenfedern angeklebt ſind. In der Mitte dieſer unförmlichen Federmaſſe iſt der ausgebreitete, aufrechtſtehende Schwanz eines wilden Truthahns oder des Kriegsadlers angebracht. Um den Hals tragen die vier Haupthunde einen langen Streifen von rothem Tuche, der über den Rücken hinab bis auf die Waden hängt und in der Mitte des Rückens in einen Knoten zuſammengeknüpft wird. Zwei andere Männer tragen eben ſo coloſſale Mützen von gelblichen, dunkel quergeſtreiften Uhufedern, alle übrigen waren auf dem Kopfe mit einem dichten Buſche von Raben-, Elſtern- und Uhufedern geziert, der das Zeichen der Bande iſt. Am Halſe trugen ſie ſämmtlich die lange Kriegspfeife, im linken Arm ihre Waffe, Flinte, Bogen oder Streitkolbe (Prinz Neuwied II. 309 f.) *).

Nicht mindere Sorgfalt und Ueberlegung verwenden die Americaner auf die Ausführung eines Kriegszuges ſelbſt. Sie bereiten ſich eigens dazu vor, nachdem ſie in der Verſammlung alle Umſtände gehörig bedacht und berathen haben.

Die ſüdameriſchen Reitervölker ſtellen gemeiniglich zuvörderſt ein Trinkfeſt an und eilen dann berauſcht und in künſtlich hervorgebrachter Wuth wie toll auf den Feind los, wo es allerdings vorgekommen iſt, daß ein kleiner, wüthender Trupp ein an Anzahl weit überlegenes Heer über den Haufen geworfen hat. Bei ſolchen Trinkgelagen hält der Häuptling ſeinen Kriegsmännern feierliche Reden und Ermahnungen, ſtellt ihnen das Beiſpiel der Väter, die Beweggründe des Ruhmes, die Beute und lockende Ausſichten vor, und ermahnt ſie auf alle Weiſe zur Tapferkeit. Von den Getränken erhitzt, von dem Geräuſche der Trommeln und Klappern erregt ſingen und erzählen ſie die Heldenthaten ihrer Väter und Verwandten und unter ſolchen Umſtänden wird der Plan zu dem Feldzuge entworfen. Den Feldzug unternehmen ſie am liebſten, wenn der Mond ſo im Abnehmen begriffen iſt, daß die Nächte ganz dunkel ſind. Zur Rückkehr iſt ihnen die Zeit des zunehmenden Mondes am brauchbarſten, damit ſie im Fall eines unglücklichen Ausganges mit Sicherheit auf

*) S. Taf. XIV. einen Aſſinniboin-Indianer mit Schild und Bogenlanze nach Prinz Max v. Wied.

die ſchützende Finſterniß der Nacht rechnen können. Den Heerzug treten ſie gemeiniglich zur Mittagszeit in der heftigſten Sonnenhitze an, aber zerſtreut und nicht in einem Haufen. Zum Abend vereinigen ſie ſich dann auf einem verabredeten Platze. Jeder hat zur Ausrüſtung die Lanze nebſt Bogen und Pfeilen und drei Pferde zum Wechſeln. Lebensmittel werden nicht mitgenommen, da Wald und Feld ihnen dergleichen ſtets darbieten und ſie, da ſie einzeln dahinziehen, am Tage immer etwas jagdbares vorfinden. Dagegen ſind ſie mit Feuerzeug, Meſſer und Wetzſtein wohl verſehen. So eilen ſie ungehindert durch die Ebenen, ſo ſchwimmen ſie durch die Flüſſe, ſich etwa mit einer Hand an die Mähne oder den Schwanz ihrer Pferde haltend. So wie die Abiponer den Feldzug antreten, werden rechts und links Kundſchafter ausgeſendet. Das Nachtlager wird an einem durch Fluß, Sumpf oder Wald gedeckten Orte in einem Halbkreiſe aufgeſchlagen, natürlich ohne Zelte. Vier bis fünf liegen um ein Feuer, wenn die Umſtände das Anbrennen geſtatten, jeder hat zu ſeinem Haupte die Lanze in die Erde geſteckt. Zuweilen zünden ſie auch mehrere Feuer an als nöthig, wenn ſie dem Feinde ſich beſonders furchtbar machen wollen. Die ausgeſtellten Wachen ſind unermüdlich.

Im Gefolge des Heeres iſt ſtets ein Zauberer, deſſen Ausſpruch von allen als gültig angeſehen wird. Soll nun ein Angriff zur Ausführung kommen, ſo unterſuchen ſie vorerſt genau die Lage der Dinge und ſchreiten erſt dann zur Ausführung, wenn ſie ſich überzeugt haben, daß gar keine Gefahr damit verbunden iſt. Dann laſſen ſie an einem verſteckten Orte die Pferde, die ſie nicht brauchen, ſammt Sätteln und Zäumen unter der Aufſicht einiger Perſonen zurück, die Pferde, die ſie beſteigen wollen, werden ganz nackt gelaſſen und nur ein Strick als Zaum an das Maul befeſtigt. Die bequemſte Zeit für den Ueberfall iſt die Morgen- und Abenddämmerung, wenn noch ſo viel Licht vorhanden, daß man alle Gegenſtände wahrnehmen kann; dann ſchlafen entweder die Feinde noch, oder ſie ſind nicht zu Hauſe. Bei der Nacht wird ſelten ein Ueberfall veranſtaltet. Zuweilen ſenden ſie, bevor ſie angreifen, Pfeile, die an der Spitze mit brennender Baumwolle oder anderem Brandſtoff behangen ſind, nach den Hütten der Feinde; dann werden die Einwohner mit den Waffen angegriffen. Wenn die Abiponer ſpaniſche Truppen angriffen, ſo ſprengten ſie mit verhängtem Zügel darauf los, aber nicht in geſchloſſenen Reihen, ſondern ſo weit als möglich ausgedehnt, ſo daß ſie ihren Feind von allen Seiten zugleich anfielen. Sie ſtießen mit der Lanze jeden, den ſie erreichen konnten, nieder, wendeten ſchnell das Pferd und kehrten ſo mehrmals auf den Kampfplatz zurück. Jeder folgte dabei ſeinem Antriebe; Befehle und Anordnungen fanden nicht Statt. Sie hingen ſich oft mit den Füßen an den Rücken des Pferdes und machten in dieſer Stellung allerlei Krümmungen und Wendungen; zuweilen verſtecken ſie ſich auch unter dem Bauche des Pferdes, um nicht von

den Kugeln getroffen zu werden, und ſie entgehen auch in der That durch ihre Beweglichkeit gar oft den Kugeln der Europäer.

Die gegen ſie kämpfenden europäiſchen Soldaten feuern nicht eher, als bis ſie des Zieles gewiß ſind; denn haben die Abiponer einmal den Knall einer Flinte gehört, ohne daß einer von ihnen gefallen iſt, ſo haben ſie keine Furcht mehr und gehen nur um ſo verwegener auf den Feind. Europäiſche Truppen, die ihnen gegenüberſtehen und zu zeitig ſchießen, ſind verloren und erliegen ihrem Ungeſtüm (Dobritzhoffer II. 500 ff.).

Kämpfen die Abiponer mit Spaniern, ſo laſſen ſie Bogen und Pfeil, ſowie den Panzerrock weg und vertrauen bloß dem flüchtigen Roß und der Lanze, aber im Kampfe mit ihren Landsleuten behalten ſie ihre urſprüngliche Kriegsart bei. Erhalten ſie Nachricht, daß ein feindlicher Indianerhaufen heranzieht, ſo flüchten ſie ihre Weiber und Kinder und ihre Pferde in abgelegene Wälder, Sümpfe oder andere Schlupfwinkel und erwarten beim Meth den Feind, ſich dann in trunkenem Muthe über ihn herſtürzend. Zuweilen wählt man ein Feld zum Kampfplatz und die Heerhaufen treten einander gegenüber; vor dem Angriffe macht ein Zauberer zu Pferde allerlei Gebärden, indem er Palmzweige ſchwenkend Verwünſchungen auf den Feind herabregnet. Bilden ſie eine Schlachtordnung, ſo iſt dieſe ein Viereck, in deſſen Mitte die Bogenſchützen, auf deſſen Seiten die Lanzenträger. Die Motobier, Tobas und Guaicurus fechten auch zu Fuß, behalten jedoch die Pferde ſtets in der Nähe. Der Häuptling ſteht Anfangs zu Pferde vor der Fronte, ſteigt jedoch bei Beginn der Schlacht ab und kämpft zu Fuß wie die andern. Nun dehnt ſich die Fronte aus und die Bewegungen der Einzelnen werden lebhafter, die Kriegstrompeten erſchallen, die Kämpfenden ermuntern ſich durch Geſchrei und Zuruf, beugen den fliegenden Geſchoſſen aus, bücken ſich zur Erde, um die vom Schweiß ſchlüpfrig gewordenen Fingerſpitzen mit Staub zu trocknen, damit ſie die Pfeile ſicher auf die Sehne legen können. Sind die Pfeile verſchoſſen, ſo greifen alle zu den Lanzen. Trotz des Lärmens und Tobens werden jedoch nur wenige verwundet, und das ganze Gefecht iſt mehr ein Herausfordern, Drohen, Ausweichen und Jagen. Fallen jedoch auf der einen Seite einige Männer, ſo ergreifen die andern die Flucht und die Sieger hüten ſich, durch hartnäckige Verfolgung ihren Sieg aufs Spiel zu ſetzen. Gewiß iſt es (ſagt Dobritzhoffer II. 567.), daß es dieſe Wilden, wenn man ihnen nicht alle Gelegenheit zur Flucht abſchneidet, ſelten aufs Aeußerſte kommen laſſen. Alles ſtürzt eilig davon, oft ſpringen zwei und drei auf ein Pferd. In ähnlicher Weiſe iſt es auch bei den übrigen ſüdamericaniſchen Reiternationen, bei den Charruas, Mbayas (Azara II. 18. 111.), ſo wie bei den Chilenen.

Auch bei den Nordamericanern gelten nächſt dem Muthe Liſt und Vorſicht über alles im Kriege, und die vorzüglichſten Helden-

thaten beruhen auf Täuſchung und Ueberraſchung. Nähern ſich Indianer dem feindlichen Gebiete, ſo bemühen ſie ſich, ſo viel als möglich die Spuren ihrer Fußtritte zu verbergen, gehen einzeln und zerſtreut und vereinigen ſich erſt zur Nacht am verabredeten Orte. Zu anderer Zeit marſchiren ſie in der Indianer-Linie (Indian file), einer hinter dem andern, ſo daß jeder ſorgfältig in die Fußtapfen des andern tritt, damit ihre Anzahl nicht nachgerechnet werden kann. Je näher ſie dem Feinde zu ſeyn glauben, deſto mehr tragen ſie Sorge, harten und ſteinigten Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt, denn wenn Grashalme nur im mindeſten verborgen ſind, bemerkt der Indianer dieß ſofort *). Gleich den Südamericanern iſt die Ueberraſchung des Feindes auch die Hauptabſicht der nordamericaniſchen Helden, und der iſt der größte Held, welcher viele Feinde tödtet, ohne ſelbſt Verluſt zu erleiden; ſich dem Geſchoſſe des Feindes frei ausſetzen, würde bei ihnen keineswegs Tapferkeit ſondern Tollheit heißen (Prinz Neuwied II. 196.). Ein jeder Indianer ſtrebt nach Kriegsruhm und ſucht deßhalb auf eigene Rechnung Heldenthaten zu verrichten. Wenn ein junger Mann ſeinen Ruf zu begründen wünſcht, ſo faſtet er vier bis ſieben Tage, ſo lange dieß ſeine Kräfte erlauben, geht allein in die Hügel und klagt und ſchreit zum Herrn des Lebens, ruft die höhern Mächte unaufhörlich um ihren Beiſtand an und kehrt nur Abends zuweilen nach Hauſe zurück, um hier zu ſchlafen. Ein Traum giebt ihm dann ſeine Medicine an. Läßt ihn der Herr des Lebens von einem Stück Kirſchbaum oder von einem Thiere träumen, ſo ſind dieß gute Anzeigen. Die jungen Leute, die mit ihm zu Felde ziehen wollen, haben alsdann Vertrauen in ſeine Medicine. Macht er bald Coup, d. h. erſchlägt er bald einen Feind, ſo iſt ſein Ruf gegründet, zeichnet er ſich aber durch noch ſo viele Coups aus und verſchenkt keine Gegenſtände von Werth, ſo ſteht er doch nicht in Anſehen und man ſagt von ihm: „er habe zwar viele Coups gemacht, ſey aber dennoch eben ſo beklagenswerth als diejenigen, welche er getödtet habe." Ein Mann kann noch ſo viele Coups machen und darf dennoch keine Haarzöpfe an ſeine Kleidungsſtücke ſetzen, wenn er nicht eine Medicinepfeife trägt und Anführer einer Kriegsparthei geweſen iſt. Wenn ein junger Mann, der noch nie Coup machte, der erſte iſt, der bei einem Kriegszuge einen Feind erlegt, ſo malt er ſich eine Spirallinie um den Arm, die Farbe ſteht ihm frei und er darf alsdann einen ganzen Wolfsſchwanz am Knöchelgelenke oder an der Ferſe des einen Fußes tragen. Hat er den Feind zuerſt getödtet und berührt, ſo malt er eine ſchief um den Arm laufende Linie und eine in entgegengeſetzter Richtung dieſelbe kreuzende

*) Heckewelder S. 292., welcher noch ein merkwürdiges Beiſpiel anführt, welches die außerordentliche ſcharfſinnige Beobachtungsweiſe der Indianer darlegt.

mit drei Querbinden. Bei dem zweiten Feinde bemalt er das linke Bein, d. h. das Beinkleid rothbraun. Erlegt er den zweiten Feind ebenfalls, bevor ein anderer von ſeinen Kameraden getödtet wurde, ſo darf er zwei vollkommene Wolfsſchwänze an den Ferſen tragen. Bei dem dritten Coup malt er zwei Längſtreifen auf den Arm und drei immer gepaarte Querbinden. Dieſes iſt der Coup, der am höchſten zählt. Nach der dritten Heldenthat markirt man nicht mehr. Erlegt er einen Feind, nachdem ſchon andere der Truppe daſſelbe gethan, ſo darf er an der Ferſe einen Wolfsſchwanz tragen, an welchem die Spitze abgeſchnitten iſt. In einer jeden ſtarken Kriegsparthei ſind immer vier Helden, zuweilen auch ſieben, doch gelten nur vier als die eigentlichen Helden. Alle Helden (Partiſans) tragen auf dem Rücken in einem Futterale die Medicinepfeife, welche andere Krieger nicht führen dürfen, die übrigen Krieger tragen nur kleine Kriegspfeifen (Schkoſchka) am Halſe, die oft ſehr zierlich mit Stachelſchweinſtacheln geſchmückt ſind. Aus dem Partiſan oder Helden kann ein Chef (Numakſchi) werden, er muß aber vorher Feinde getödtet und die Haut einer weißen Biſonkuh mit den Hörnern beſeſſen haben (Prinz Neuwied II. 196 f.). Dieß iſt nun gewiſſermaßen die Weiterbildung der durch die Wehrhaftmachung angetretenen Würde bei den Miſſouri-Indianern.

Die Gefechte der Nordamericaner beſtehen übrigens nicht minder als die der ſüdamericaniſchen Reitervölker in einem wüſten Durcheinanderrennen, Jagen, Drohen, Ausweichen, verbunden mit einem entſetzlichen Lärmen und Schreien. Diejenige Parthei, welche am erſten den meiſten Verluſt hat, entfernt ſich zuerſt. Das Gefecht, welchem Prinz Neuwied am Fort Mackenzie beiwohnte, dauerte ziemlich einen ganzen Tag, viele hundert Menſchen waren in Bewegung und dennoch fand verhältnißmäßig wenig Verluſt auf beiden Seiten Statt. Die Verwundeten wurden von den Freunden aufgenommen, und indem man in ſie hineinſchrie und ihnen mit der Zauberklapper Kraft zum Widerſtande gegen den böſen Geiſt zu geben ſuchte, in Sicherheit gebracht. Der angreifende und zurückgeſchlagene Theil nahm ſeine Todten mit ſich hinweg. Ein Mann, deſſen Leiche zurückblieb, wurde zuvörderſt ſcalpirt, dann aber durch Schüſſe, Schläge, Stiche und Stöße dergeſtalt gemißhandelt, daß von ſeiner urſprünglichen Geſtalt kaum eine Spur übrig blieb (Prinz Neuwied Reiſe I. 613.). Beſonders ließen die Weiber ihre Wuth an ſeinen Geſchlechtstheilen aus. Die Mönnitarri hoben den Leichnam eines im Winter erlegten Aſſiniboin mehrere Monate lang auf und ſtellten ihn am Tage auf um nach dieſem Ziele zu ſchießen (daſ., II. 234.).

Die Südamericaner ſchneiden dem Todten gemeiniglich den Kopf ab, dörren denſelben und führen ihn mit ſich, wie wir bereits oben (Th. I. S. 274.) bei den Waldindiern fanden. Sobald die Abiponer einen Feind mit der Lanze zu Boden geſtreckt haben, ſchneiden

ſie dem Sterbenden, das Meſſer ins Genick einſetzend, unglaublich ſchnell den Kopf ab und befeſtigen denſelben mit den Haaren an ihrem Sattel oder Gürtel. Sind ſie mit ihrer Beute in Sicherheit, ſo ziehen ſie den Köpfen die Haut ab, indem ſie unter der Naſe von einem Ohr zu dem andern einen Schnitt machen und die Haut geſchickt vom Schädel löſen. Die Haut wird getrocknet aufbewahrt. Auch wird die Hirnſchale zuweilen aufgehoben und als Trinkgefäß benutzt. Oft ſchneiden ſie dem Leichnam Finger, Ohrläppchen und andere Glieder ab (Dobritzhoffer II. 548.).

Die Nordamericaner begnügen ſich mit der Kopfhaut; das Scalpen oder Abziehen derſelben wird (nach Heckewelder S. 377.) auf folgende Weiſe bewerkſtelligt. Sie werfen den Menſchen zu Boden, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bei den Haaren, ſpannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchſchneiden ſie mit einem ſcharfen Meſſer rund herum und reißen ſie vom Kopfe raſch herab. Wird die feine Haut, womit die Hirnſchale unmittelbar bedeckt iſt, mit durchſchnitten, ſo iſt die Operation auf der Stelle tödtlich, eben ſo wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen iſt. Doch haben Loskiel in früherer und Prinz Neuwied in neuerer Zeit Perſonen, Americaner ſowohl als Weiße, geſehen, welche dieſe Operation glücklich überſtanden hatten.

Dieſer Kriegsgebrauch des Scalpirens iſt ſeit alter Zeit bei den Nordamericanern heimiſch und ſchon von den Reiſenden des 16. Jahrhunderts *) bemerkt worden. Die Indianer laſſen deßhalb vornehmlich auf dem Scheitel einen Schopf Haare ſtehen und ein Indianer machte gegen Heckewelder (S. 371.) folgende Bemerkung: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, ſteht alles von beiden Seiten gleich, und ſo würde es auch unedel ſeyn, wenn ein Krieger ſeinen Feinden, auf den Fall, daß dieſe ſiegen möchten, das Mittel rauben wollte, ſich die Ehrenzeichen zu verſchaffen, die er ſelbſt zu erlangen ſtrebt.“ Ein Anderer ſagte: „Der Menſch hat nur einen Kopf, und ein einziger Scalp von dieſem Kopfe reicht zum Beweiße hin, daß dieſer Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unſer ganzes Haupt mit Haar bewachſen laſſen würden, ſo könnten mehrere Scalps davon genommen werden, und das würde falſches Spiel ſeyn. Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an ſolche Siegeszeichen kommen und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges ſtreitig machen.“

Die nordamericaniſchen Krieger bringen dieſe Scalphäute als Siegeszeichen und Beweiß ihres Heldenthums mit heim, trocknen und be-

*) In Eicones Indorum Floridam inhabitantium expr. a Jacobo le Moyne cui cognomen de Morgues tel de Bry (Frankf. a. M. 1591.) Taf. 15. findet ſich Abbildung und Beſchreibung des Scalpirens, wozu man ſich damals eines aus Rohr geſchliffenen Meſſers bediente.

Digitized by Google

malen dieſelben und heben ſie auf. Kommt eine Kriegspartei aus dem Felde heim, ſo werden die Scalphäute an dem Ende dünner 5 bis 6 Fuß langer Stäbe befeſtigt vorausgetragen, dann folgen die Gefangenen und zuletzt die Helden, den furchtbaren Scalpkreiſch anſtimmend. Für jeden erbeuteten Kopf, todt oder lebendig, wird ein beſonderes Gekreiſch angeſtimmt (Heckewelder S. 370 ff.).

Das Schickſal der Gefangenen iſt, wenn einmal die erſte Wuth vorüber und jene durch harten Widerſtand den Zorn ihrer Sieger nicht zu ſehr gereizt haben, nicht hart. Die Abiponer z. B. erſchlagen die männlichen Feinde und nehmen deren Köpfe mit ſich, die Frauen und Kinder und wer ſich ihnen ergiebt, werden auf ein Pferd geſetzt und mit heim genommen, wo ſie eine gute Behandlung erfahren und meiſt als Mitglieder der Familie behandelt werden (Dobritzhoffer II. 557 f.). Auch findet man bei vielen Nordamericanerſtämmen eine freundliche Behandlung der Gefangenen, wie die Augenzeugen verſichern. Dagegen kommt im Norden wie im Süden und zwar bereits nach den Berichten der Reiſenden des 16. Jahrh. die gemeinſame Sitte vor, die Gefangenen zwar eine Zeit lang gut zu behandeln, dann aber, wenn ſie ſich von den Strapazen des Kriegszuges erholt, ſie zu martern, zu tödten und zu verzehren.

So erzählt Lery (S. 211 ff.) als Augenzeuge, daß die Tupinambas ihre Gefangenen gut nähren, die darunter befindlichen Frauen an Männer geben und ſogar ihre Töchter und Schweſtern mit ihnen verheirathen und ganz freundlich mit ihnen umgehen; endlich aber, und zwar ohne eine beſtimmte Zeit zu beobachten und trotzdem, daß ſie als Fiſcher oder Jäger oder anderweit gute Dienſte leiſten, unter beſonderen Feierlichkeiten abſchlachten und das Fleiſch derſelben verzehren. Zuvörderſt wird allen Nachbarn der Tag der Feierlichkeit bekannt gemacht und Männer, Frauen und Kinder kommen zuſammen, um den ganzen Morgen zu tanzen, zu trinken und zu jubeln. Der Hinzurichtende, der recht gut weiß, welches Schickſal ihm bevorſteht, zeigt ſich luſtig und wohlgemuth und trinkt, tanzt und jubelt gleich den andern. Nachdem dieß 6 bis 7 Stunden ſo fortgewähret, wird das Schlachtopfer von zwei oder drei der Vornehmſten gefaßt und ihm mitten um den Leib ein Strick von Baumwolle oder Baumbaſt gelegt und ſo wird er, mit freien Armen, durch den Ort im Triumphe umhergeführt, wobei er ſich ganz keck und munter umſchaut und ſich ſeiner frühern Heldenthaten rühmt und den Leuten zuruft, wie er ihren Vater, Bruder, Vetter geſchlachtet und gegeſſen und ihnen die Verſicherung giebt, daß ſeine Verwandten ſeinen Tod ſchon rächen würden. Nachdem der Umzug vollendet, wird Halt gemacht, und während er an den Stricken feſtgehalten wird und die Haltenden ſich mit ihren Schilden decken, giebt man ihm einen Haufen Steine und Scherben, womit er nach Belieben unter ſeine Feinde werfen kann. Nachdem er ſeinen Vorrath verſchoſſen, tritt aus einer Hütte ein reich-

geſchmückter Krieger mit der großen Keule hervor und redet den Gefangenen an: „Biſt du von dem uns feindſeligen Volksſtamme der Margaias (oder dergl.), haſt du nicht unſere Väter und Freunde erſchlagen und gegeſſen?“ Der Gefangene beantwortet laut die Fragen: Ja ich habe ſie erſchlagen und gegeſſen, o wie muthig und kühn war ich damals und ich habe ſo und ſoviele verzehrt, — und ſo führen ſie ein langes Geſpräch, bis der Krieger die Keule mit beiden Händen erhebt und den Gefangenen mit einem Schlage zu Boden ſtreckt. Sobald der Körper zu Boden gefallen, ſetzt ſich die Frau, wenn er eine gehabt hat, dazu und hält eine kurze Trauer, vergießt auch einige Thränen dazu. Alsbald erſcheinen einige alte Weiber mit heißem Waſſer und brühen den Körper ab, worauf der Eigenthümer des Gefangenen denſelben zerſtückt und die Uebrigen mit dem Blute ihre Kinder beſchmieren. Das Fleiſch wird darauf bukanirt, d. h. auf hellen Feuer auf Gerüſten von Stäben gebraten und alles, Fußzehen, Naſe, Ohren, Kopfhaut verzehrt, nur das Gehirn wird nicht berührt. Ein jeder Anweſende bekommt ein Stück Fleiſch, um denſelben zu Rache und Muth zu entflammen *). Die Schädel werden als Siegesdenkmale aufgehoben und an ſie ihre ruhmredigen Erzählungen geknüpft, aus den Röhrknochen werden Pfeifen gemacht, die Zähne angereiht und als Halsſchmuck getragen. Gebähren die Frauen ſolcher Erſchlagenen Kinder, ſo werden dieſe, als feindlichem Stamme entſproſſen, gleich nach der Geburt, oder auch wenn ſie ſchon etwas erwachſen ſind, getödtet und gegeſſen. Die Helden aber, welche Gefangene eingebracht haben, machen ſich Einſchnitte in Bruſt, Arme und Schenkel und reiben ſie mit Kohlenſtaub ein zum bleibenden Denkmale ihrer Thaten.

Gleiche Sitten finden wir bei den Caraiben, welche ihre Gefangenen in eine Hängematte einſchnürten, hoch aufhingen und mehrere Tage hungern ließen, bevor ſie dieſelben öffentlich hinrichteten und verzehrten (Davies hist. of the Caribby Islands. S. 326 ff.).

Andere Americaner haben die Sitte, den Gefangenen nur dann zu morden, wenn ſie ſehen, daß er bei ihren Martern und Drohungen Furcht und Angſt zeigt. So ſtellen die Seucis den Muth ihrer Gefangenen auf die Probe, indem ſie ihre Pfeile und Bogen auf ihn richten, ſpannen, aber die Pfeile nicht losfahren laſſen; zeigt der Gefangene keine Furcht, ſo iſt er ein willkommener Gaſt (Smyth and Lowe Journey from Lima to Para. S. 227.).

*) Lery bemerkt S. 220. ausdrücklich: Non pas cependant, ainsi qu'on pourroit estimer, qu'ils facent cela ayans esgard à la nourriture; car combien que tous confessent: ceste chair humaine estre merueilleusement bonne et delicate, tant y a neantmoins, que plus par vengeance, que pour le goust — leur principale intention est qu'en poursuyuant et rongeant ainsi les morts iusques aux os ils donnent parce moyen crainte et espouuentement aux viuans.

Ernſthafter und bedenklicher ſind die Prüfungen, womit die Nordamericaner nach dem einſtimmigen Zeugniß der frühern Reiſenden ihre Gefangenen quälen; ſelbſt diejenigen, welche mit Begeiſterung von dem Weſen der Americaner erfüllt ſind, ſtimmen darin überein, wie z. B. St. John Crevecoeur S. 13. und Heckewelder S. 374. Doch verſichert Letzterer, daß dieſe Gräuelſcenen bei weitem nicht ſo häufig ſind, daß die Indianer vielmehr die Gefangenen für verſtorbene oder verlorene Freunde und Verwandte adoptiren, daß grauſame Marter nur dann Statt finde, wenn eine Völkerſchaft im Kriege viel verloren hat und man es für nöthig hält, die in der Schlacht gefallenen Krieger zu rächen, oder wenn muthwillige und vorſätzliche Mordthaten an Weibern und Kindern von einem Feinde verübt worden, in welchem Falle die erſten Gefangenen, die man macht, zur Wiedervergeltung hingeopfert werden. Ein glücklich beendigter Krieg bringt auch den Gefangenen milde Behandlung.

Findet eine Marter und Rache Statt, ſo hängt viel von dem Muthe des Gefangenen ab. Sobald der Kriegerzug ins Dorf kommt, ſo zeigt man dem Gefangenen in der Entfernung von 20 bis 60 Ellen einen angemalten Pfahl und befiehlt ihm darauf zuzulaufen und, ſo ſchnell er nur kann, denſelben zu umfaſſen. An beiden Seiten ſtehen Männer, Weiber und Kinder mit Aexten, Stangen und andern Waffen bereit auf ihn loszuſchlagen, indem er vorbeiläuft. Fällt er auf dem Wege nieder, ſo empfängt er von einem oder dem andern, der einen erſchlagenen Freund oder Verwandten zu rächen hat, den Todesſtreich. Von dem Augenblicke an, wo er das Ziel erreicht hat, iſt er geborgen und bis ſein Schickſal entſchieden iſt, vor weiterer Mißhandlung geſichert. Zeigt nun ein Gefangener Entſchloſſenheit auf den Pfahl nach erfolgter Aufforderung hinzurennen, ſo wird er faſt ohne Verletzung dahin gelangen und noch Lobſprüche über ſeinen Muth ärnten. Der Feigherzige und Furchtſame wird dagegen ohne Barmherzigkeit behandelt und muß ſich glücklich ſchätzen, wenn er mit dem Leben davon kommt.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung der Gefangenen iſt folgende. Man bringt den Mann in eine Hütte und bindet ihn mit kleinen Stricken von Birkenrinde; dann wird er an einen Baumſtamm befeſtigt und muß eine kleine Raſſel Schidkſchekoh in die Hand nehmen; er ſchüttelt damit, während er ſein Sterbelied ſingt: „Herr des Lebens, ſiehe mich wohl an als einen Krieger, ich habe meinen Leib weggeworfen gegen den böſen Geiſt.“ Nach Beendigung des Geſanges wird der Gefangene losgebunden und er muß durch zwei Reihen Weiber, die mit kleinen Stäben verſehen ſind, Gaſſe laufen. Nach dieſer Züchtigung wird ein Hundefleiſchmahl mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet, wovon man ihn zu eſſen nöthigt. Dann wird er nackt und ſchwarz bemalt an den Pfahl gebunden und Holz um ihn her gelegt. Er ſingt nun das Kriegslied und während deſſen ſtecken

die Weiber den Holzhauſen in Brand. Zuletzt werden die Gebeine geſammelt und an die Warſtandart befeſtigt. — Ein Muskohge ward von den Schawanos gefangen und nach einer derben Tracht Prügel zum Feuer verurtheilt. Unter allen Martern blieb er gleichgültig, rief den Peinigern zu, daß er ſeinen Kriegsruhm namentlich ſeinen Siegen über ihre Nation zu danken habe und ihrem erbärmlichen Haufen auch in der Kunſt zu martern weit überlegen wäre und es ihnen zeigen wollte, wenn ſie ihn losbinden und einen jener glühenden Flintenläufe in die Hand geben wollten. Man band ihn los, er ergriff einen Flintenlauf und ſchlug ſich damit durch ſeine Feinde durch, entkam auch trotz der ihm nachgeſandten Kugeln. Ein gefangener Anantookah zeigte ſeinen Feinden, ebenfalls Schawanos, wie man den Gefangenen eigentlich martern müſſe. Dann bat er ſich eine Pfeife mit Tabak aus, brannte dieſe an, ſetzte ſich auf die Feuerbrände und rauchte nackt wie er war, ſeine Pfeife, ohne eine Miene zu verziehen. Ein Kriegsanführer ſprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger und erſchlug ihn, zum Zeichen ſeiner Achtung, mit ſeinem Tomahawk. Ein Illineſe wurde bei den Ottogaumies an einen Pfahl gebunden und den Pfeilſchüſſen aller Knaben bloß geſtellt. Er ſang ſeine Heldenthaten und beſonders die Martern, die er an Verwandten ſeiner Peiniger verübt (Heckewelder S. 374 bis 384.).

Die Californier (Monterey) eſſen von dem erſchlagenen Feinde ein Paar Biſſen und nehmen dem Todten die Haare, reißen ihm die Augen aus, die ſie vor der Fäulniß zu bewahren verſtehen und als koſtbare Siegeszeichen aufheben (Lapérouſe II. 272.).

In alter Zeit haben auch die Nordamericaner ihre Feinde gebraten und gegeſſen und in den bereits erwähnten Abbildungen bei de Bry iſt die Art der Bereitung des Menſchenfleiſches dargeſtellt. In der Irokeſenſage (Crevecoeur S. 105.) und in den Kriegsliedern der Arkanſas (daſ. 209.) finden ſich die deutlichſten Belege dazu.

Ich gehe in den Krieg, den Tod unſerer Tapfern zu rächen,
gleich dem hungrigen Wolfe will ich unerbittlich ſeyn;
unſere Feinde will ich ausrotten und ſie verſchlingen,
die Haut ihrer blutigen Schädel will ich gärben;
gleich dem Hagel will ich ihre Weiber und Kinder zerſchmettern,
und gleich dem Donner ihre Dörfer vertilgen.

Ein mohaakiſches Lied ſagt:

Laßt uns den Tomahawk erheben,
unſere Keſſel aufhängen,
unſere Haare ſalben mit Fett,
unſere Angeſichter bemalen,
das Lied des Blutes ſingen,
dieſes Trankes der Krieger,
laßt uns die Todten ergötzen;
auf, auf, um ſie zuzudecken;
und ihnen laut zu ſagen,
daß ſie ſollen gerächet werden.

Digitized by Google

Refrain:

Laßt uns trinken das Blut
und eſſen das Fleiſch unſerer Feinde.

Die Zunahme der europäiſchen Bevölkerung in America, der Umgang mit derſelben und die Abnahme der Volkszahl der Ureinwohner ſomit aber der inneren Kriege ſind Urſachen, welche die Sitte des Menſchenfreſſens in Verfall gebracht und überhaupt eine menſchlichere Behandlung der Gefangenen und Beſiegten herbeigeführt haben.

Nach beendigtem Treffen und nachdem der Feind in die Flucht geſchlagen worden, feiern die Sieger in ihrem Uebermuthe ein Feſt, wobei das gegohrne Getränk und die Ruhmredigkeit die belebenden Kräfte bilden. Iſt das Schlachtfeld von der Heimath entfernt, ſo werden reitende Boten eiligſt mit der Siegesnachricht abgeſendet und das Heer folgt dieſen bald nach. Die Todten werden im Süden wie im Norden mit hinweggenommen, damit ſie nicht etwa den Feinden in die Hände fallen, und in der Heimath feſtlich empfangen. Als der Abiponerhäuptling Ychamenraikin gefallen war und die Nachricht ſeines Todes in die Heimath ankam, verbreitete ſie hier allgemeine Beſtürzung. Seine Freunde hatten mittlerweile die Knochen vom Fleiſche befreit und dieſes auf dem Schlachtfelde begraben, die Gebeine aber in Leder gewickelt und auf ein Pferd gepackt. Zwei Zauberer trafen nun Anſtalten zum Empfange derſelben und beſtimmten das Haus, wo ſie abgeſetzt werden ſollten. Die ganze Weiberſchaar zog den Gebeinen drei Meilen weit entgegen und kehrte dann in folgender Ordnung zurück. Voraus ritten die beiden Zauberer auf prächtig aufgeputzten Pferden, die ganz mit Schellen behängt waren. In der Hand führten ſie eine Lanze, woran ein Glöckchen hing, welches immerfort geſchüttelt wurde; ſie ritten immer auf und ab. Dann folgte die lange Reihe der klagenden Frauen, welche ihr lautes Geheul mit Klappern und Trommeln begleiteten. Darauf kam das Roß mit den Ueberreſten des Häuptlings, über welches ein auf ſechs Lanzen geſpanntes, bemaltes Tuch gleich einem Baldachin getragen wurde. Dahinter folgten die Krieger mit ihren Waffen und den Kopfhäuten der Erſchlagenen, die Schaaren der gefangenen Frauen und Kinder. Nachdem die Gebeine an dem vorherbeſtimmten Orte niedergeſetzt waren, wurden die Exequien neun Tage und Nächte lang fortgeſetzt, wobei die Weiber heulten, die Männer aber lärmten und tranken (Dobritzhoffer II. 372.).

Die verſchiedenen **Kriegstänze**, die namentlich von den Mitgliedern der Vereine bei den Nordamericanern dargeſtellt werden, werden oftmals vor dem Antritt oder nach Beendigung eines Feldzuges aufgeführt. Der Scalptanz wird bei den Schwarzfüßern getanzt, wenn in einer Unternehmung Feinde erlegt worden ſind. Waren Weiber dabei zugegen, wo man Feinde erlegte, ſo malen ſich dieſe das Geſicht ſchwarz. Eine oder mehrere Frauen tragen Scalpe und tanzen (Neuwied II. 576.). Den Scalptanz der Mönnitarri-Weiber beſchreibt

uns Prinz Neuwied (II. 302.) umſtändlich: Achtzehn Weiber zogen gepaart in gedrängter Colonne in den Hofraum des Forts ein. Ihr Schritt war kurz und langſam. Sieben Männer von der Bande der Hunde bildeten die Muſik. Sie waren im Geſichte ſchwarz bemalt, einige roth und ſchwarz geſtreift, drei von ihnen führten Trommeln, vier andere die Schiſchikues. Die Köpfe dieſer Männer waren unbedeckt, meiſt mit Uhu- und andern Federn verziert, welche zum Theil hinten herabhingen; dabei waren ſie in ihre Biſonroben eingehüllt. Die Weiber hatten das Geſicht theils ſchwarz, theils roth bemalt, einige roth und ſchwarz geſtreift; ſie trugen Biſonroben oder bunte wollene Decken, ein Paar von ihnen weiße Biſonfelle. Auf dem Kopfe trugen die meiſten eine aufgerichtete Kriegsadlerfeder und nur eine unter ihnen die große Federhaube. Im Arme hielten ſie Streitäxte oder eine mit rothem Tuch und kurzgeſchnittenen ſchwarzen Federn verzierte Flinte, die ſie während des Tanzes mit der Kolbe auf die Erde ſetzten; bei dieſem Scalptanze oder dem Zuhdi-Ariſchi der Mönnitarris ſind die Weiber mit allen Waffen und dem Kriegsanzuge der Männer ausgerüſtet. Die Frau des Chefs Itſichaichá ſtand auf dem rechten Flügel. Sie trug in der Hand eine lange Stange, an welcher oben der Scalp des erlegten Feindes hing, über welchem noch eine förmlich ausgeſtopfte Elſter mit ausgebreiteten Flügeln ſaß. Weiter abwärts an derſelben Stange hing ein zweiter Scalp, ein Luchsfell und eine Menge Federn. Gegenüber der genannten Frau trug eine andere einen dritten Scalp an einer ähnlichen Stange. Die Weiber marſchirten in einem Halbcirkel auf, die Muſik am rechten Flügel und die letztere begann nun ihren Lärm, indem mit allen Kräften auf die Trommel geſchlagen, geſungen und geraſſelt wurde. Jetzt begannen die Weiber den Tanz. Sie wackelten mit kleinen Schritten, wie die Enten, indem ſie die Füße parallel einwärts ſetzten, den linken immer etwas vor. So rückten beide Flügel oder die Hörner des Halbmondes gegeneinander vor und wieder zurück, wobei ſie in hellſchneidendem Tone ſangen, was wie Katzengeheul klang. Nachdem der Tanz eine Weile gedauert hatte, ruhete man, begann dann aufs Neue und fuhr ſo etwa 20 Minuten lang fort.

Nicht minder abentheuerlich war der Aufzug, in welchem die Mandans im Fort Clarke vor dem Prinzen von Neuwied tanzten (Reiſe II. 286.). Etwa zwanzig kräftige, ſchlanke, junge Männer, den Oberleib nackt, auf das bunteſte gemalt und geſchmückt, ſchloſſen im Hofraume des Forts einen Kreis. Ihre lang herabhängenden Haarſtränge waren mit röthlichem Thone beſtrichen und mit dem ſchon buntgefärbten Paokatkape verziert; eine Adlerfeder ſtand, oder mehrere andere Federn waren quer in den Haaren befeſtigt, andere hatten einen langen Zopf mit fünf bis ſechs runden, meſſingenen Roſetten, nach Art der Dacotas, manche einen herabhängenden Buſch von Uhufedern, Bärenhalsband und Otterſchwanz, Otterbinden, Wolfsſchwänze

Digitized by Google

an den Ferſen, rothe, tuchene oder lederne oft bemalte Leggings, zum Theil mit Schellen beſetzt, einen Spiegel in der Hand oder vor dem Leibe hängend, auch trugen ſie die verſchiedenen Inſignien des Tanzes, z. B. die langen, oben gekrümmten, mit Otterfell bewickelten und mit Federn behängten Stangen, die gerade mit rothem Tuch überzogene Stange, ſo wie Flinten oder Bogenlanzen*) in den Händen. Einer hatte die lange Federhaube mit Hörnern und Hermelinſtreifen auf dem Kopfe, ein anderer Mann ſaß zu Pferd, war mit gelbem Thone angeſtrichen, mit rothen Wunden und dem herabfließenden Blute bemalt, in der Hand Bogen und Pfeile ohne Köcher tragend; ſeine Beinkleider waren von rothem Tuche mit einer Reihe von Schellen beſetzt, ſein Falbe war ebenfalls bemalt und der Zaum mit rothem und blauem Tuche verziert. Die drei Muſicanten trugen ſchlechte, wollene Blanketröcke. Sobald die Trommel geſchlagen wurde, legten die Tänzer den Oberleib vor und ſprangen mit gleichen Füßen in die Höhe, während ſie ihre Gewehre gleichſam zum Schuſſe bereit und den Finger am Abzuge hielten. Auf dieſe Art tanzten ſie etwa eine Minute im Kreiſe herum, jauchzten dann und ruheten ein wenig, worauf der Tanz wieder ſeinen Anfang nahm und auf dieſe Weiſe abwechſelte.

Religiöſe Begriffe, Glauben, Götterdienſt, Zauberei.

Wir fanden bereits auf den niedrigſten Stufen der Cultur eine dumpfe und bewußtloſe Scheu vor den unſichtbarwaltenden Mächten, deren Einfluß dem Menſchen gerade da am auffallendſten entgegentritt, wo er denſelben am wenigſten erwartet. Wir werden auf der Culturſtufe, deren Betrachtung gegenwärtig unſere Aufgabe iſt, eine weitere Entwickelung dieſer Gefühle wahrnehmen, wenn wir die Berichte der Augenzeugen ſorgfältig prüfen und die bei den verſchiedenen americaniſchen Stämmen vorkommenden Erſcheinungen zuſammenſtellen und vergleichen.

Nun haben zwar viele dieſer Augenzeugen und gerade ſolche, welche lange Zeit durch ihren Beruf bei dieſen Indianern verweilen mußten, geiſtlichen ſowohl, als weltlichen Standes ohne weiteres den Americanern theils alle Religion abgeſprochen, ja ſie überhaupt jeder geiſtigen Cultur für unfähig erklärt**), theils ſie als Diener des Teufels u. ſ. w. bezeichnet.

*) Dieſer an einem Ende mit einer Klinge bewehrte Bogen wird niemals im ernſten Gefecht gebraucht und durfte daher auch nicht unter den Waffen aufgezählt werden.

**) S. die intereſſante Zuſammenſtellung der Streitigkeiten über die Fähigkeit der Indianer, die chriſtlichen Lehren zu begreifen und der Wohlthaten der Kirche theilhaftig zu werden, bei Dobritzhoffer II. 82 ff., wo auch die päpſtlichen Befehle, ſie als veros homines, fidei catholicae et

Allen dieſen Berichterſtattern fehlte es entweder an der bei Unterſuchung ſolcher zarten Gegenſtände nöthigen Unbefangenheit oder an dem guten Willen, den Menſchen auch auf den niedrigſten Stufen als ihres Gleichen zu betrachten; eine Verirrung, die aus derſelben Quelle fließt, welche die Menſchenjagden und den Menſchenhandel der mahomedaniſchen und chriſtlichen Rechtgläubigen hervorgebracht und lange Zeit aufrecht erhalten hat. Dieſelben Berichterſtatter, welche eben den Indier als irreligiöſes Vieh bezeichnen, liefern uns jedoch genug Nachrichten, die verglichen mit den Mittheilungen unbefangener, menſchenfreundlicher Reiſenden, den religiöſen Zuſtand in harmoniſchem Fortſchritt mit den übrigen Lebensformen dieſer Culturſtufe darlegen.

Auf je tieferer Stufe der geiſtigen Bildung der Menſch überhaupt ſteht, je mehr betrachtet er ſich als die Hauptperſon, als den Mittelpunct, um welchen ſich Alles dreht. Und ſo hat auch der Americaner eine ſehr hohe Meinung von ſich und ſeiner Perſon, er ſieht ſich als das edelſte, größte Weſen an und dieß um ſo mehr, je weniger andere Weſen außer ihm zu ſeiner Kenntniß gelangt ſind. Seinetwegen iſt die Erde erſchaffen, ſeinetwegen iſt ſie mit Flüſſen und Bergen, mit Pflanzen beſetzt, ſeinetwegen iſt ſie mit Thieren bevölkert. Wer ihm dieſen Beſitz ſtreitig macht, wer ihm den Genuß deſſelben verkümmert oder vergällt, iſt ſein Feind, ſichtbar oder unſichtbar, und dieſen muß er bekämpfen. Die Erſcheinungen der Witterung, der Himmelskörper, dann Glück und Unglück drängen ihm zuerſt den Gedanken an überirdiſche, unſichtbare Gewalten auf, und dieſe Gedanken werden mannichfacher, je reichhaltiger an Schickſalen, an Wechſelfällen, an Begebenheiten überhaupt der Lebensgang der Menſchen wird. Der einzeln ſtehende Menſch, oder die einzeln ſtehende Familie hat weniger Erlebniſſe als ein zahlreicher Volksſtamm, daher iſt auch die Religion der Americaner — wenn wir die Maſſe der Erfahrungen und Anſichten in Bezug auf die genannten Anſichten ſo nennen wollen — bei weitem reicher, ausgebildeter als die der Bewohner der Urwälder, der öden Küſten und Ebenen.

Alle americaniſchen Jäger- und Reitervölker halten ſich für Abkömmlinge eines großen Geiſtes, der die Welt erſchaffen hat. Ueber die Art dieſer Schöpfung ſind die Sagen gar mannichfaltig, je nach den Schattirungen der bei ihnen heimiſchen Cultur.

Die Abiponer z. B., die nicht gern den Gleichmuth ihrer Seele mit Denken und Grübeln ſtören, gaben dem Pater Dobritzhoffer (II. 81.), der ſie auf die Pracht des Nachthimmels aufmerkſam machte

---

sacramentorum capaces anzuerkennen, nachgewieſen ſind. Ich mache beſonders auf S. 87. aufmerkſam, welche dem wackern Martin Dobritzhoffer alle Ehre macht. Siehe auch Azara II. 3., mit Walkenaers Anmerkung. Schomburgk Reiſe in Guiana S. 202.

und fragte, was ſie wohl über die höhere, unſichtbare Leitung dieſer Geſtirne dächten, zur Antwort: unſere Ahnen und Urahnen ſahen ſich immer auf der Erde um und bekümmerten ſich blos um Gras und Waſſer für ihre Pferde; was im Himmel vorging, wer die Geſtirne gemacht habe und regierte, darauf dachten ſie nicht.“ Dobritzhoffer erzählt ferner (II. 87.), daß die Abiponer, wenn man ſie fragt, wer ſie wohl erſchaffen habe, antworten: das wiſſen wir nicht, dringt man aber mit weiteren Fragen in ſie, ſo ſagen ſie: es war ein Indianer wie wir, er heißt Aha-raigichi oder Queevet*); ſie nennen ihn mit großer Ehrfurcht ihren Großvater und halten ihn zugleich auch für den Großvater der Spanier, denen er prächtige Kleider und Gold und Silber ſchenkte; ſie ſelbſt erhielten von ihm Muth und Unerſchrockenheit zum Erbtheile. Das Siebengeſtirn iſt ſein Bild; da dieſes nun am ſüdamericaniſchen Himmel einige Monate im Jahre nicht ſichtbar iſt, ſo glauben ſie, ihr Großvater ſey krank, und ſind daher alle Jahre ſeines Todes wegen ſehr bekümmert. Sobald ſich alſo das Siebengeſtirn im Mai wieder ſehen läßt, ſo meinen ſie, er ſey von ſeiner Krankheit geneſen, wünſchen ihm zu ſeiner wiedererlangten Geſundheit Glück und grüßen ihn mit lautem Freudengeſchrei unter dem Jubel von Kriegspfeifen und Hörnern: Quemen naachic latene! layam navichi ena? Ta yegam! Layamini! Wie danken wir dir! Endlich biſt du wieder zu uns zurückgekehrt! So biſt du alſo wieder glücklich geſund worden! Den andern Tag geht Alles auf die Honigſammlung aus, um ſich einen Trank zu bereiten. Es werden große Zuſammenkünfte veranſtaltet. Die Verheiratheten ſetzen ſich auf die Erde auf ihre Tiegerhäute nieder, die Unverheiratheten lachen und kurzweilen mit einander. So bringen ſie die Nacht zu, während der Platz mit Fackeln beleuchtet iſt. Eine Zauberin, die dem Ganzen ordnend vorſteht, belebt das Feſt mit ihren Tänzen; ſie ſchüttelt die mit Samenkörnern angefüllte Kürbisflaſche und tanzt auf derſelben Stelle ſtehend, den einen Fuß um den andern aufhebend. Die übrige Geſellſchaft erhebt von Zeit zu Zeit einen Lärm mit den Pfeifen und Trompeten und brüllt, wobei die Hand an die Lippen gehalten wird. Demjenigen, welchem die Zauberin einen beſonderen Beweiß ihres Wohlwollens geben will, reibt ſie mit dem Kürbis die Waden und verſpricht ihm Glück auf der Jagd.

*) Aehnliche Anſichten haben die Conibos u. Remos: The Conibos and Remos suppose themselves to have been called into existence by a man endued with miraculous powers, who striking the earth forcibly with his foot, called them forth from its bosom; but they pay no adoration to him or visible mark of respect to his memory. They belive in the existence of an evil being whose malignity they deprecate by the intervention of their priests who no doubt take care to turn this notion to their own advantage (Smyth and Lowe narrative p. 236.).

Die Mbayas halten ſich nicht minder für das edelſte, muthigſte und tapferſte Volk und ſehen die Europäer als weſentlich tiefer ſtehende Geſchöpfe an. Ueber ihren Urſprung berichtet Azara (II. 108.) folgende Sage: Gott ſchuf von Anfang alle Nationen ſo zahlreich wie ſie noch ſind und vertheilte ſie über die Oberfläche der Erde *). Darauf ſchuf er einen Mbaya und deſſen Weib. Da er nun den übrigen Völkern bereits die ganze Erde gegeben hatte, ſo daß nichts mehr zu vertheilen war, befahl er dem Vogel Caracara, dem neugeſchaffenen Paare zu ſagen: es thue ihm leid, daß er ihnen kein Gebiet anweiſen könne, aber er befehle ihnen ſtets im Gebiete der anderen umherzuſchweifen und alle andern Völker zu bekriegen, alle erwachſenen Männer zu tödten, ihre Weiber und Kinder aber bei ſich aufzunehmen; ein Befehl, dem ſie auch alle getreulich nachkommen. Die Payaguas dagegen glauben, daß ſie von einem Fiſche pacu abſtammen, während die Guarani von einer Kröte herkommen; ſie leiten davon die Verſchiedenheit der Hautfarbe ab (Azara II. 138.).

Die Caraiben, Warauen und Arowaken nennen den Schöpfer der Männer Kururuman, den der Weiber Kulimina. Erſterer hat den Vorzug und fügt ihnen weder Gutes noch Böſes zu. Nachdem er die Menſchen geſchaffen, kam er einmal auf die Erde herab, um nachzuſehen, was die Menſchen trieben. Dieſe waren aber ſo böſe und ſchlecht, daß ſie ihn ſelbſt ums Leben bringen wollten. Da nahm er ihnen das fortdauernde Leben und gab es den Thieren, die ſich häuten, wie z. B. den Schlangen. Einſt trat eine große Finſterniß ein, daß die Indianer beſtändig in ihren Hütten bleiben und alle Beſchäftigungen im Freien einſtellen mußten (Quandt 236.).

Die Völker am Orinocco, namentlich die Tamanaken, nennen als den Schöpfer der Welt und höchſtes Weſen den Amalivacca, der mit ſeinem Bruder Vocci ſich lange über die Fertigung des Orinocco unterhielt. Sie wollten es ſo einrichten, daß die Schiffer ohne Beſchwerde auf und abfahrend von dem Strome getrieben würden. Da es ihnen jedoch zu ſchwierig vorkam, gaben ſie dieß auf. Amalivacca lebte lange bei den Tamanaken und dieſe zeigen noch eine Felſenhöhle als ſeine Wohnung und einen Felſen als ſeine Trommel. Endlich aber nahm er ein Canot und fuhr darin an die entgegengeſetzte Küſte des Meeres (Gilij saggio di storia Americ. III. 4 f.) **).

*) So iſt alſo die erſte Sage, welche uns auf dem Wege unſerer Betrachtung begegnet, im Einklang mit der oben (Th. I. S. 201.) ausgeſprochenen Vermuthung, wie es wohl möglich ſey, daß die paſſive Menſchheit von Haus aus in großer Anzahl die Erde betreten habe.

**) Derſelbe Verfaſſer weiſet nächſtdem den Glauben an ein höchſtes Weſen bei allen übrigen am Orinocco wohnenden Völkern, ſo wie bei den Caraiben nach.

Bei weitem ausführlichere Nachrichten finden wir über den Glauben und die damit zuſammenhängenden Sagen der Nordamericaner, ſey es nun, daß die Reiſenden mehr Sorgfalt auf die Erforſchung derſelben gewendet, oder daß dieſe nördlichen Völkerſtämme mehr Neigung zum Denken und Dichten überhaupt entwickeln. Sie alle verehren als den Schöpfer der Welt den großen Geiſt, den die meiſten Maunitu nennen. Die *Hundsrippenindianer* glauben, daß er in dem Lande wohnt, aus welchem die weißen Leute kommen, daß er gegen die Bewohner jener Länder gütig geſinnt iſt und ſie niemals ſterben läßt und daß er den elenden Zuſtand ihrer eigenen Heimath nicht kennt (Franklin 2. Reiſe S. 311.). Sie glauben, daß die Erde urſprünglich eine weite, wüſte See geweſen ſey, worin kein lebendes Weſen ſich aufhielt, außer einem gewaltigen Vogel, deſſen Augen Feuer, deſſen Blicke Blitze, deſſen Flügelſchlag Donner waren. Da dieſer in die See hinabtauchte, erhob ſich die Erde und blieb ſodann auf der Oberfläche der Gewäſſer. Dieſer allmächtige Vogel rief dann alle Thiere aus der Erde hervor, ausgenommen die Chippewäer, welche von einem Hunde hervorgebracht wurden, aus dieſem Umſtand iſt auch ihre Scheu vor dem Verzehren von Hundefleiſch zu erklären. Nachdem nun der gewaltige Vogel ſein Werk vollendet hatte, fertigte er einen Pfeil und befahl ihnen, denſelben mit größter Sorgfalt aufzubewahren und nicht zu berühren; die Chippewäer aber waren ſo unverſtändig denſelben zu verſchleudern, worüber der Vogel ſich ſo erzürnte, daß er ſeitdem nimmer wieder erſchienen iſt (Mackenzie voyage through the continent of America p. CXVIII.). Nächſtdem haben die Hundsrippenindianer eine andere Sage, derzufolge der erſte Menſch Chapewee genannt war. Er fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und ſchuf Kinder, denen er zwei Arten von Früchten, ſchwarze und weiße gab, aber von den ſchwarzen zu eſſen verbot. Nachdem er dieſen Befehl gegeben, nahm er auf eine Zeit lang Abſchied von ſeiner Familie und machte eine lange Reiſe, um die Sonne in die Welt hineinzubringen. Seine Kinder waren ihm gehorſam und aßen nur von der weißen Frucht, verzehrten dieſe aber gänzlich. Als er nun zum zweiten Male verreiſete, um den Mond zu bringen, vergaßen ſie über dem Verlangen nach Speiſe den Befehl ihres Vaters und verzehrten die ſchwarze Frucht, da keine andere vorhanden war. Bei ſeiner Rückkehr war dieſer außerordentlich erzürnt und ſagte ihnen, daß in Zukunft die Erde ſchlechte Früchte hervorbringen werde und ſie mit Krankheit und Tod heimgeſucht werden würden. Chapewee lebte ſo lange, bis ſeine Kehle ganz abgenutzt war und er keine Freude mehr am Leben hatte; er konnte jedoch nicht eher ſterben, als bis einer ſeines Stammes ihm auf ſeine eigene Bitte einen Biberzahn in den Kopf ſchlug.

Dieſer oder ein anderer Chapewee lebte mit ſeiner Familie an einer Straße zwiſchen zwei Meeren und hatte ſich dort ein Wehr ge-

baut, um Fiſche zu fangen, und dieſe kamen in ſolcher Anzahl, daß die Straße verſtopft wurde und das Waſſer die Erde überfluthete. Capewee beſtieg daher mit ſeiner Familie ein Canot und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln in daſſelbe auf. Das Waſſer ſtand viele Tage über der Erde; aber zuletzt ſagte Chapewee, das kann nicht immer ſo fortgehen, wir müſſen wieder Land finden, und er ſchickte daher einen Biber aus, um darnach zu ſuchen. Der Biber ertrank und man ſah ſein Aas auf dem Waſſer herumtreiben, worauf Chapewee eine Biſamratte zu demſelben Zwecke ausſchickte. Der zweite Bothe blieb lange aus und war, als er zurückkehrte, bis zum Tode matt, brachte aber ein wenig Erde in den Pfoten mit. Chapewee freute ſich über den Anblick der Erde, ſorgte vor allem für ſeinen eifrigen Diener, ſtreichelte die Ratte ſanft mit den Händen und nahm ſie an ſeinen Buſen, bis ſie wieder zu ſich kam. Hierauf nahm er die Erde, formte ſie zwiſchen den Fingern, legte ſie auf das Waſſer und dort nahm ſie allmälig an Größe zu, bis ſie eine Inſel im Ocean bildete. Ein Wolf war das erſte Thier, welches Chapewee auf dieſen Jungfernboden ſetzte; allein für dieſen war die Laſt zu ſchwer, und er kam in Gefahr umzuſchlagen; deßhalb erhielt der Wolf Befehl, immer um die Inſel herumzulaufen; dieß that er ein ganzes Jahr lang und während dieſer Zeit nahm die Erde ſo ſehr an Größe zu, daß nach und nach alle Geſchöpfe, die ſich am Bord des Canots befanden, ausgeſchifft werden konnten. Als Chapewee ans Land trat, ſteckte er ein Stück Holz in die Erde, welches zu einem Tannenbaum wurde und mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit bis an den Himmel wuchs. Ein Eichhorn lief an dieſem Baum hinan und Chapewee wollte daſſelbe herunterſchlagen, er konnte es aber nicht einholen. Er ſetzte die Jagd jedoch fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine ſchöne Ebene und einen betretenen Fußpfad fand. In dieſen Pfad legte er eine Schlinge, die aus ſeiner Schweſter Haar gemacht war, und kehrte dann nach der Erde zurück. Die Sonne erſchien wie gewöhnlich des Morgens am Himmel, fing ſich jedoch um Mittag in der Schlinge, welche Chapewee dem Eichhorn geſtellt hatte, und ſogleich wurde der Himmel verdunkelt. Hierauf ſagte Chapewees Familie zu ihm: Du mußt oben etwas Unrechtes gethan haben, denn wir genießen nicht mehr des Tageslichts. Allerdings, ſagte er, allein es geſchah abſichtlos. Chapewee bemühte ſich nun den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut zu machen und ſchickte mehrere Thiere den Baum hinauf, um die Sonne zu erlöſen. Die heftige Hitze derſelben verwandelte ſie aber alle in Aſche. Nachdem die Bemühungen der ſchnellfüßigen Thiere auf dieſe Art vereitelt worden waren, gelang es dem Maulwurfe ſich unter dem Wege am Himmel hinzuwühlen und die Schlinge welche die Sonne gefeſſelt hielt, zu durchfreſſen. Als er aber die Schnauze aus der Erde ſteckte, verlor er die Augen und ſeine Naſe und Zehen ſahen von jener Zeit an wie verbrannt aus. Chapewees In-

ſel vergrößerte ſich während der Zeit bis zu der jetzigen Ausdehnung des americaniſchen Feſtlandes. Die Betten der Flüſſe und Seeen bildete er, indem er mit den Fingern Rinnen in die Erde zog. Hierauf wies er den Säugethieren, Vögeln und Fiſchen ihre verſchiedenen Wohnungen an und begabte ſie mit gewiſſen Eigenſchaften. Er ſagte ihnen, ſie ſollten künftig auf ihrer Hut ſeyn, da der Menſch ihnen überall nachſtellen würde, ſie ſollten ſich aber damit tröſten, daß ſie bei ihrem Ableben wie ein Grasſamenkorn ſeyn würden, welches, wenn man daſſelbe ins Waſſer legt, wieder lebendig wird. Die Thiere hatten gegen dieſe Einrichtung viel einzuwenden und ſagten, laß uns lieber, wenn wir ſterben, ſeyn wie ein Stein, welcher in einen See geworfen ſich auf immer den Blicken der Menſchen entzieht. Chapewees Familie beklagte ſich darüber, daß den Menſchen, weil ſie von der ſchwarzen Frucht gegeſſen, die Strafe des Todes zuerkannt worden ſey, wornach er ihnen geſtattet, daß diejenigen, welche gewiſſe Träume träumten, die Kunſt beſitzen ſollten, Krankheiten zu heilen und dadurch das menſchliche Leben zu verlängern. Um dieſe Fähigkeit zu behalten, dürfen ſie ihre Träume aber erſt nach einer gewiſſen Zeit erzählen Um die Kraft zu erwerben, künftige Begebenheiten vorherzuſagen, ſollten ſie eine lebendige Ameiſe nehmen und ſie unter die Haut der innern Handfläche ſtecken, aber Niemand wiſſen laſſen, daß ſie dieſes gethan hätten. Lange Zeit lebten Chapewees Nachkommen wie eine große Familie zuſammen, endlich wurden aber einige junge Leute zufällig bei einem Spiele getödtet und daraus entſtand ein Streit, auf welchen eine allgemeine Zerſtreuung des Menſchengeſchlechts erfolgte. Ein Indianer ſchlug ſeinen Wohnſitz an den Ufern des Sees auf und nahm eine trächtige Hündin mit. Die jungen Hunde wurden zur gehörigen Zeit geworfen und wenn der Indianer fiſchen ging, ſo band er ſie ſorgfältig an, daß ſie ſich nicht zerſtreuten. Mehrmals als er ſich ſeinem Zelte näherte, hörte er ein Geräuſch, als ob Kinder ſchwatzten und ſpielten, als er aber hineintrat, bemerkte er blos die angebundenen jungen Hunde. Indeſſen war ſeine Neugierde durch das Geräuſch, welches er gehört hatte, erweckt worden. Er beſchloß daher ſich auf die Lauer zu ſtellen und that eines Tages, als wolle er auf die Jagd gehen, verbarg ſich aber in der Nähe. Bald hörte er wieder menſchliche Stimmen und als er ſchnell ins Zelt ſprang, ſah er einige ſchöne Kinder, welche ſpielten und lachten, während die abgeſtreiften Hundehäute neben ihnen lagen. Er warf die Häute ins Feuer; die Kinder behielten ihre Geſtalt bei, wuchſen heran und wurden endlich die Urväter der Hundsrippen-Indianer (Franklin 2. Reiſe S. 308.).

Eine noch bei weitem ausführlichere Tradition finden wir bei den Jerokeſen*). Agan-Kitſchee-Manitu, in deſſem Haupte die Kraft

*) Sie ward 1774 auf Befehl des großen Kriegsoberhauptes Attacull-

zu wollen wohnte, ſtieg auf die Erde herab, um zu ſehen, wie es daſelbſt hergehe. Er nahm die Geſtalt des Wolfes an und geſellte ſich zum erſten Rudel dieſer Thiere, welches ihm begegnete, und freute ſich, wie er bemerkte, daß dieſe Thiere noch die alten Waffen führten, die er ihnen gegeben, noch eben ſo behende, ausdauernd und verſchlagen wie vorher waren und im Nothfall unter Oberhäupter ſich vereinigten. Dann beſuchte er die Bären, die Füchſe, die Büffel; er näherte ſich darauf den Menſchen, wo er den Hund als Sclaven fand, der ſich über den Menſchen beklagte. Er verwandelte ſich dann in eine Fiſchotter; als er mit einer ſolchen ſprach, ward ſie von einem menſchlichen Pfeil erſchoſſen. Manitu wurde wieder Menſch und ſah nun, wie die Menſchen ſich gegenſeitig erſchlagen und in Hungersnoth auffreſſen. Voll Abſcheu nahm Manitu die Geſtalt der Bentelratte an und freute ſich der Behendigkeit und Zufriedenheit dieſer Thiere. Nachdem er abermals menſchliche Geſtalt angenommen, überfiel ihn ein Gewitter und er ſtellte ſich unter einen großen Baum, auf welchem Eichhörnchen ihr luſtiges Weſen trieben. Er nahm ihre Geſtalt an und geſellte ſich zu ihnen. Sie waren mit ihrem Schickſale zufrieden, obſchon ihnen nicht unbekannt war, daß dereinſt bärtige Männer von Oſten kommen und durch dieſe ihre Bäume gefällt werden würden, denn, ſagten ſie, zu viele Vorausſehung iſt Thorheit. Manitu gab ſich ihnen zu erkennen und antwortete auf ihre Frage, warum er dem Vordringen der bärtigen Männer nicht wehre: daß es eine Macht gebe, die höher als die ſeinige ſey, nämlich Tibariman, das unerbittliche, unveränderliche Schickſal. Darauf nahm Manitu die Menſchengeſtalt aufs Neue an und ſetzte ſeinen Weg langſam fort. Er fiel alsbald in eine mit Moos und Sträuchern dünn bedeckte Grube, worin er einen Panther, zwei Wölfe, einen Fuchs und den Indianer Wabemat antraf. Letzterer ergoß ſich in bittere Klagen über ſein Geſchick, über ſeine Bedürfniſſe beim Mangel an Mitteln zu deren Befriedigung; ſein Pfeil treffe nicht, ſeine Angel beiße kein Fiſch an; er habe unter einem Baume geſchlafen und ein fallender Aſt ihm das Bein zerſchlagen, ſein Weib ſey immer krank, ſein älteſter Sohn im Fluſſe ertrunken, im Winter peinige ihn die Kälte, im Sommer die Hitze! Unter derartigen Geſprächen erſchien der Eigenthümer der Grube, der die Inſaſſen derſelben verzehren wollte und ſie nur unter der Bedingung am Leben ließ, daß ſie ihm einen ganzen Büffel ſchafften. Wabemat ſetzte dann ſeine Klagen fort und namentlich ſagte er, daß der böſe Geiſt ihm entgegen ſey und alle ſeine Unternehmungen vereitele. Er verſicherte, daß er zwar ein tapferer Krieger, der jedem Feind, der ihn angreife, kräftigen Widerſtand ent-

---

Culla aufgeſchrieben und dem Lord William Campbell mitgetheilt; von daher erhielt ſie Crevecoeur, welcher ſeiner Reiſe in Oberpenſylvanien, S. 85. d. deutſchen Ueberſetzung, dieſelbe beigiebt.

gegenſetze, daß es ihm aber unmöglich ſey ſeines Gleichen zu verzehren und um ſolch einen Schmaus zu haben, ſie anzugreifen, daß aber auch daher bitterer Mangel oft ſein Loos ſey. Manitu hörte ihn an und fragte ihn, ob er glücklich werden und für dieſen Preis ſeine menſchliche Geſtalt und Sprache ablegen wolle? Wabemat willigte im Vertrauen auf Manitus Güte ein und wurde nun mit ſeiner Familie in Biber verwandelt. Die Biberfamilie lebte glücklich auf der Sturminſel und führte hier einen Damm auf, worauf ſie eine geräumige Wohnung errichtete. Hier lebte ſie harmlos und ungeſtört nach ſo langen Leiden, zur Belohnung, daß ſie ſich vom Genuſſe des Menſchenfleiſches rein gehalten hatte. Wabemat lebte lange und ſein Geſchlecht wurde überaus zahlreich. Endlich aber erklärte ihm der Menſch den Krieg. Die Jäger haben jedoch immer einige Achtung für den göttlichen Urſprung dieſer Thiere und laſſen ſtets eine gewiſſe Anzahl derſelben am Leben.

Dieſe Sage enthält die Weltanſicht der Indianer ziemlich vollſtändig; Ergänzungen finden ſich in den Sagen der anderen Stämme. So berichten die Ouondavas, daß der große Geiſt auf dem Berge Aratapeskau erſchienen ſey; er hatte zwei Thonbilder bei ſich, die er durch den Hauch ſeines Mundes austrocknete und belebte. Das erſte erhielt den Namen Pegih-Sagat, erſter Mann, das andere Sanna-Tellu, Gefährtin. Fernerhin ſtieg Naſſaniromi aus den Wolken auf die Inſel Alliſinape und ließ den Mais, den Reis und den Tabak wachſen, indem er nach den vier Weltgegenden ausſpuckte (Crevecoeur S. 153.).

Eine andere Sage haben die Delawaren und Jerokeſen. Der gute Geiſt ließ die Menſchen, die erſchaffen, nicht ſogleich auf der Oberfläche der Erde auftreten, ſondern ihr erſter Aufenthalt war innerhalb derſelben, ſo wie ja auch — ſagen ſie — das Kind im Schooße ſeiner Mutter ausgebildet und zum Leben vorbereitet wird. Ueber die Geſtalt der in der Erde lebenden Menſchen ſind die Anſichten ſehr getheilt, indem einige ſie für die menſchliche, andere für die des Erdſchweins, des Kaninchens oder der Schildkröte halten. Der Delawarenſtamm Minſi oder Wolf hat den Glauben, daß er erſt in einem unterirdiſchen See gewohnt habe und aus dieſem unangenehmen Aufenthalte dadurch erlöſt wurde, daß einer der Genoſſen eine Oeffnung entdeckte, durch welche er an das Tageslicht heraufſtieg; auf der Erde umhergehend fand er einen Hirſch, welchen er mit in den unterirdiſchen Raum nahm. Der Hirſch wurde verzehrt und das Fleiſch desſelben ſo vortrefflich befunden, daß nun der ganze Stamm beſchloß, den See zu verlaſſen und im Lichte der Sonne das ſchöne Wildbrät zu genießen (Heckewelder S. 429.). So begegnen wir ſchon auf dieſer Culturſtufe einer Sage von den Erdgebornen, deren wir im Verfolge unſerer Betrachtung noch mehrere finden werden; bemerkenswerth erſcheint, daß dieſe Sage in einem Clima vorkommt, wo nach einem

z. Th. harten Winter die Wiedergeburt der Pflanzenwelt unter die erfreulichſten Erſcheinungen gehört und wo, nachdem Schnee und Eis vor dem erwärmenden Strahle der Sonne geſchmolzen, die Pflanzenſpitzen maſſenhaft dem Boden entſprießen und die Käfer demſelben entſteigen — Erſcheinungen, welche der Bewohner der Tropenländer nicht in demſelben Grade vor Augen hat. Der Erdgeborne, der Germanen, Tuisco, gehört einem ähnlichen Clima an.

Entgegengeſetzt iſt die Anſicht anderer Delawarenſtämme, derzufolge der Himmel die eigentliche Heimath der Menſchen iſt, von wo aus die Indianer auf die Welt gekommen. Eine ſchwangere Frau, ſagen ſie, ſey von ihrem Manne verſtoßen und vom Himmel heruntergeworfen; von den Zwillingen, welche ſie geboren, ſey das Land bevölkert worden (Loskiel bei Heckewelder S. 431.).

Die Nantikoks erzählen, daß ſich einſtmals ſieben Indianer an der See ſitzend gefunden und ſelbſt nicht gewußt hatten, ob ſie auf derſelben Stätte erſt erſchaffen worden, oder ob ſie über die See oder ſonſt woher gekommen wären. Dieſe hätten ſich nachmals vermehrt und das Land bevölkert (Loskiel bei Heckewelder S. 431.).

Die Sage der Mönnitarri ſcheint ſich den vorigen in mancher Hinſicht anzuſchließen. Früher, berichtet ſie, war nur Waſſer, aber keine Erde vorhanden; ein großer Vogel mit einem rothen Auge tauchte unter und brachte Erde herauf. Der Menſch, der nicht ſtirbt, oder der Herr des Lebens, Ehſicka-Wahäddiſch (wörtlich der erſte Menſch), der in den Felſengebirge wohnt, hatte alles dieſes gemacht und den großen Vogel hinabgeſchickt, um Erde heraufzubringen. Nächſtdem hat auch die Alte, die alte Frau oder Großmutter, Makoh genannt, welche auf der ganzen Erde umherzieht, Antheil an der Schöpfung, denn ſie erſchuf die Sandratte, Goffer und die Kröte. Sie ſchenkte den Mönnitarris ein Paar Töpfe, welche ſie noch gegenwärtig als ein Heiligthum aufbewahren und zur Zauberei benutzen. Sie ſagte den Vorfahren dieſer Indianer, daß ſie die Töpfe aufheben und ſich dabei an die großen Gewäſſer erinnern möchten, aus welchen alle Thiere munter oder tanzend hervorgegangen ſeyen. Der rothſchulterige Tropial kam damals ebenfalls aus dem Waſſer hervor, ſo wie alle diejenigen Vögel, die man noch jetzt an den Flußufern ſingen hört. Alle dieſe Ufervögel werden daher von den Mönnitarris als Medicine für ihre Maispflanzungen angeſehen und ihr Geſang beachtet. Wenn jene Vögel ſingen, müſſen die Indianer nach Anweiſung der Alten, jene Töpfe mit Waſſer füllen, ſich freuen, tanzen und baden, um ſich an das große Waſſer zu erinnern. Daher ſollen ſie bei großer, ihre Felder bedrohenden Trockenheit ein Feſt mit den Töpfen der alten Großmutter feiern, um ſich Regen zu erbitten, und es werden dann die Medicinemänner bezahlt, um vier Tage lang oben auf den Hütten der Dörfer zu ſingen, während die Töpfe mit Waſſer gefüllt daſtehen (Prinz Neuwied II. 221 f.).

Nächſt dem höchſten Weſen, welchem die Welt und die Menſchen ihren Urſprung verdanken, glaubt der americaniſche Jäger an eine Menge geſtaltloſer Geiſter, welche er ſich theils feindſelig theils freundlich geſinnt meint. Die Indianer von Guiana halten, gleich den Indios da matto, den dichten Wald für den Sitz derſelben, und wie jene den ſchreckenden Lahmfuß (ſ. Th. I. S. 276.), ſo fürchten dieſe nicht minder die Schreckniſſe der böſen Geiſter. Daher reiſet denn auch der Indianer nie allein durch den Wald (Schomburgk Reiſe 118.).

Dieſe Geiſter betrachten ſie theils als die belebenden Weſen der Himmelskörper, theils als Inhaber der Thierwelt und ſuchen durch Opfer und Ceremonien Einfluß auf ſie zu gewinnen.

Die Mandans und Mönnitarris haben z. B. den Ohmahauk-Chika, den Böſen der Erde, der viel Gewalt über die Menſchen hat: dann den Rokanka-Tauihanka, der in der Venus ſeinen Sitz hat und die Menſchen auf der Erde beſchützt (Prinz Neuwied II. 149.). Ein hohes Weſen iſt ihnen die Sonne (Maapi-Widdi), welche die Erde erhält und erwärmt, nicht minder der Mond, (Wahch-Kubbeditz), die Sonne der Nacht, deſſen Kind der Tagesſtern, (Edduwaſch) oder die Venus iſt. Er iſt urſprünglich ein Mönnitarri und Enkel der alten unſterblichen Großmutter Makoh. Der Nordſtern bei den Canadiern, l'étoile qui ne marche point, oder der Polarſtern heißt Ichka-Chagátha; der Wagen oder große Bär, (Ichka-Schachpo) ſoll ein Hermelin ſeyn. Die verſchiedenen Sterne dieſer Conſtellation bedeuten die Höhle oder Hütte, den Kopf, die Füße und den Schwanz dieſes Thieres. Die Milchſtraße nennen ſie Aſchenweg, wiſſen aber nicht, was ſie eigentlich iſt. Der Donner iſt das Flügelgeräuſch des großen Vogels, der auch den Regen verurſacht. Der Blitz entſteht, wenn der Vogel umherblickt und ſucht. Den Regenbogen nennen die Mönnitarris die Mütze des Waſſers oder des Regens und erzählen ſich darüber folgende Sage: Ein Indianer fing einſt im Herbſte einen rothen Vogel, der ſich über ihn luſtig machte. Der Mann nahm dieß übel und band ſeinen Gefangenen mit einer Fiſchleine die Füße zuſammen, ließ ihn aber alsdann wieder fliegen. Dieſer Raubvogel ſah nun einen Haſen und ſtieß auf denſelben hinab, allein der Haſe kroch in einen in der Prairie liegenden Biſonſchädel und da die dem Vogel anhängende Leine einen Halbcirkel bildete, ſo ſoll dieſes noch jetzt den Regenbogen verurſachen (Prinz Neuwied II. 223.). Auch die Sternſchnuppen werden als etwas Bedeutendes betrachtet und die Mönnitarri halten ſie für Vorboten von Krieg und Sterben (Prinz Neuwied II. 253.).

Welche große Rolle die Thiere in den religiöſen Sagen der Indianer ſpielen, ſahen wir bereits oben bei der Schöpfungsgeſchichte der Jerokeſen, Kupferindianer und anderer Stämme. Im Allgemeinen hält der Indianer die Thiere für Geſchöpfe, die gleich ihm Einſicht

in das Weſen der Natur haben und wie er ſelbſt mit einer Seele begabt ſind. Die Indianer glauben ferner, daß manche Thiere eine beſondere Erkenntniß der Zukunft haben, andere in einem gewiſſen Verhältniß zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen ſtehen. Von andern Thieren glauben ſie, daß ſie dem Menſchen zum Schutze ſind, ja daß in ihnen menſchliche Schutzgeiſter wohnen. Es verſtehen daher die Thiere die Sprache der Menſchen und laſſen ſich mit den Menſchen in Verhandlungen, in Verhältniſſe ein.

Die Schlange finden wir im Süden wie im Norden von America als ein bedeutſames Thier und als den Gegenſtand ſorgfältiger Beobachtung. Die Indianer erzählten z. B., daß gewiſſe Sandhügel am Corentyn von einer ungeheuren Schlange bewohnt werden, die von Zeit zu Zeit hervorkommt, um aus dem Strome zu trinken und die Abhänge ihrer Pflanzendecke zu berauben (Schomburgk Reiſe 172.). Eine große im Miſſouri wohnende Schlange wird von den Mönnitarris mit Opfern beehrt und von ihnen folgende Sage erzählt: Eine Kriegsparthei der Mönnitarris zog nach dem obern Miſſouri gegen die Feinde zu Felde. Als ſie ſchon eine gute Strecke zurückgelegt hatten, kehrten zwei junge Männer um und fanden an einer gewiſſen Stelle eine große Schlange zuſammengerollt liegen. Nachdem ſie das Thier eine Zeit lang beſehen hatten, ſchlug der eine von ihnen Feuer und ſie verbrannten die Schlange. Der Mann, welcher Feuer gemacht hatte, hob die Ueberreſte auf, roch daran und behauptete, der Geruch ſey ſo einladend, daß er davon eſſen müſſe, und obſchon ihm ſein Gefährte davon abrieth, ſo aß er doch ein kleines Stück des gebratnen Fleiſches. Als ſie Abends Nachtquartier aufſchlugen, zog er ſeine Schuhe aus und fand, daß ſeine Füße geſtreift waren wie die getödtete Schlange. Er zeigte dieß ſeinem Freunde und ſetzte hinzu, „dieß iſt ſchön, wenn ich nach dem Dorfe komme, ziehe ich meine Schuhe aus und Jedermann wird dann nach meinen Füßen ſehen." Am folgenden Tage waren ſeine Beine bis zu den Knieen geſtreift und er ſagte lachend: „dieß iſt ja vortrefflich und ich habe nun nicht mehr nöthig, meine Coups durch Streifen zu bezeichnen, denn die Natur giebt ſie mir." Am dritten Tage war er bis zu den Hüften geſtreift. Sie ſchliefen am Abende dieſes Tages und am vierten Tage war er gänzlich in eine Schlange verwandelt. „Erſchrecke nicht vor mir," rief er ſeinem Freunde zu, „ich habe weder Arme noch Beine und kann nicht von der Stelle kommen, bringe mich nach dem Fluſſe." Der Freund ſchleifte die Schlange bis in den Miſſouri, da er ſie wegen ihrer Länge und Schwere nicht tragen konnte; ſie ſchwamm ſogleich, tauchte unter und rief nun dem traurig am Ufer ſtehenden Freunde zu: „Freund, weine nicht, beruhige dich und gehe ruhig deinen Weg nach Hauſe; ich muß dich aber noch um vier Dinge bitten; bringe mir erſtens einen weißen Wolf, dann ein Stinkthier, ferner ein ſolches roth angeſtrichen und endlich eine ſchwarze

Pfeife." Der Kamerad ging nach Hauſe und kehrte nach einiger Zeit mit den verlangten Gegenſtänden zurück, klagte einen ganzen Tag am Fluſſe, woranf die Schlange erſchien. „Es iſt gut, daß du mir Wort gehalten haſt, ſagte ſie, du wirſt in den Krieg ziehen und ſo viel Feinde tödten, als du mir Gegenſtände gebracht haſt; vorher aber komme hierher und klage, denn ich bin Medicine für alle Zukunft." Noch an demſelben Tage ging der Indianer aus und tödtete einen Feind; zuvor aber hatte ihm die Schlange noch geſagt, ihr Kopf würde bei dem alten Mandandorfe ſeyn, während ihr Schwanz die Mündung des Gelbſteinfluſſes erreiche, mit dem einen Ohr werde ſie bis nach der Maison du chien, einem zwei Tagereiſen vom Miſſouri in der Prairie liegenden Hügel, und mit dem andern bis zur Crête-côte, ebenfalls zwei Tagereiſen vom andern Ufer, hören können. Der Freund ging viermal in den Krieg und tödtete vier Feinde, jedesmal einen. Die Mönnitarris glauben feſt an dieſe Geſchichte und pflanzen noch jetzt am Ufer Roben oder farbige wollene Decken auf Stangen als Opfer auf. Einſt ging ein Mann dorthin, um die Schlange zu ſehen; nachdem er lange geklagt, erſchien ſie endlich; er nannte ſie nun ſeinen Vater, aber die Schlange antwortete: „du biſt nicht mein Sohn, ich habe nur einen ſolchen, den Ohn-Arm; du biſt der Sohn deſſen, der das Dorf führen ſoll, wozu ich ihn beſtimmt habe. Wenn ihr auf die Biſonjagd reitet, werdet ihr Feinde tödten und auch von euren Leuten werden einige getödtet werden." Wenn die Mönnitarris in ihren Hütten rauchen, laſſen ſie immer zuerſt den Alten oder den Großvater, den zur Schlange gewordenen Menſchen rauchen, indem ſie das Mundſtück in die Luft halten (Prinz Neuwied II. 230.).

Eine der vorigen ähnliche Sage haben auch die Mandans, welche nächſtdem der Klapperſchlange beſondere Heilkräfte zuſchreiben. Sie tödten dieſe Schlange und ſchneiden ihr die Schwanzklappern ab; man kaut ſodann einen Klapperring und beſtreicht mit dem Speichel verſchiedene Körpertheile des Kranken. Die coloſſale Schlange aber lebt in einem See und dieſer bringen ſie ihre Opfer dar (Prinz Neuwied II. 184.).

Die Indianer am Muskingum hatten ähnliche Sagen; ſie hielten die Klapperſchlange für ihren Großvater und Beſchützer, der ſie durch das Raſſeln ihrer Klappern vor der Gefahr warne, ſich aber gegen Beleidigungen dadurch ſchütze. Wer das Thier beleidige oder tödte, habe ſich die fernere Verfolgung ganz allein zuzuſchreiben (Heckewelder S. 433.).

In ähnlichem Verhältniſſe ſtehen ſie auch zu anderen Thieren; wir ſahen oben, wie der Biber mit der Nation der Irokeſen in Verwandtſchaft iſt; die Kupferindianer halten das Eichhorn in großen Ehren, denn als die Erde noch in Nacht und Finſterniß lag, begegneten ſich ein Bär und ein Eichhorn am Ufer eines See's; ſie ſtritten über ihre Kräfte und Vorzüge und ſtellten einen Wettlauf um

den See an; das Eichhorn gewann, rannte einen Baum hinan und verlangte Licht. Da erſchien eine Krähe und theilte mit ihrem Flügelſchlag die Nacht, ſo daß das Licht hindurchſtrahlte. Sodann brach das Eichhorn ein Stück Rinde vom Baume, und verlieh demſelben Schwimmkraft (Franklin 1. Reiſe S. 346.).

Die Lenapeindianer ehrten vorzüglich die Schildkröte, mit welcher ſie verwandt ſind. Sie trägt die große Inſel auf ihrem Rücken und iſt gewiſſermaßen der Grundpfeiler der Erde. Der Stamm der Lenape, der ſich noch Schildkröte nennt, iſt der angeſehenſte. Der zweite Stamm iſt der Wälſchehahn, der dritte der Wolf (Heckewelder 434.).

Unter den Vögeln ſchreiben die Crihindianer (Franklin 1. Reiſe 85.) und Mandans vorzugsweiſe der Eule (stryx virginiana) die Kunſt der Wahrſagung zu und man findet in den Hütten derſelben öfters lebende Eulen für dieſen Zweck gehalten (Prinz Neuwied II. 232.).

Vor allen andern bezeigen die Nordamericaner den Biſonten beſondere Aufmerkſamkeit. Das Thier iſt ihnen, wie wir bereits oben ſahen, in Abſicht auf ſein Fleiſch wie auf ſeine Haut von beſonderer Wichtigkeit, und ſo haben ſie auch gar mancherlei Anſichten und Gebräuche, welche damit im Zuſammenhang ſtehen. Geſchätzt ſind vor allen Dingen die weißen Biſonhäute, welche bei den Crows der Sonne heilig ſind und nicht in Gebrauch genommen werden. Sie erlegen die weiße Biſonkuh und laſſen ſie der Sonne geweiht in dem Felde liegen (Prinz Neuwied I. 401.). Die Mandans und Mönnitarris dagegen weihen dieſelbe der Sonne, dem Herrn des Lebens oder dem erſten Menſchen und hängen ſie nebſt anderen Gegenſtänden an Stangen als Opfer auf. Wer von ihnen keine weiße Biſonkuh erlegt hat, genießt keines Anſehens. Will Jemand eine ſolche Haut dem Herrn des Lebens opfern, ſo wickelt er ſie mit andern werthvollen Gegenſtänden zuſammen, legt Wermuth oder eine Maiskolbe dazu und läßt die Haut an einer hohen Stange aufgehängt verfaulen. Oft aber ſchneidet man auch, wenn die Ceremonie der Einweihung vorüber iſt, die Haut in kleine Streifen, welche von den Familiengliedern als Stirnbinden bei feſtlichen Gelegenheiten getragen werden (Prinz Neuwied II. 169 ff.). Bei dem Opfer ſelbſt wird geſchmauſet, auch werden Geſchenke an die Anweſenden vertheilt. Zuweilen wird die weiße Haut, nachdem man ſie mehrere Jahre beſeſſen hat, in der Prairie auf eine bunte wollene Decke gebreitet und ein Pferd mit gebundenen Füßen und verſchloſſenem Maule dazu gelegt (Prinz Neuwied II. 220.). Der erſte Häuptling der Mandans entſtand, als ein Mädchen vom Felle eines todten Biſonten gegeſſen; die Mönnitarris erzählen, daß ein Knabe im Bauche eines Biſonten zubrachte und darin fortwuchs, dann daß die Biſonten in der Prairie zuweilen wieder belebt würden (Prinz Neuwied II. 225.). Man feiert ferner große Feſte um die Biſonheerden anzuziehen und zu erlegen, und wir

haben ſchon oben (S. 119.) die Beſchreibung eines ſolchen mitgetheilt.

Bevor wir jedoch die Aeußerlichkeiten des religiöſen Lebens der Americaner betrachten, müſſen wir noch die Anſichten kennen lernen, welche ſie über das Schickſal der Menſchen nach dem Tode hegen; wir begegnen hier bei ſämmtlichen americaniſchen Völkerſchaften dem Glauben an die Fortdauer der Seele nach dieſem Leben, denn der americaniſche Jäger hält ſich für das edelſte Weſen auf dieſer Erde und dieſe Anſicht iſt der Grund ſeines Glaubens; ſeinetwegen iſt die Erde geſchaffen, ſeinetwegen muß alſo auch ein Jenſeits vorhanden ſeyn, wo alle die Wünſche befriedigt werden, die hier unerfüllt blieben. Die Abiponer nennen die menſchliche Seele Loakal oder Skigihi, Bild, Schatten, Wiederhall. Wohin die Seele nach ihrer Trennung vom Körper komme, welches Loos ſie erwarte, darum bekümmern ſie ſich wenig, doch fürchten ſie die Seelen der Verſtorbenen und glauben, daß ſie den Lebenden erſcheinen, wenn ſie durch die Zauberer aus den Gräbern herausbeſchworen werden. Die Stimmen in den öden Flußufern oder im Walde, deren Urſprung ſie ſich nicht nachweiſen können, ſchreiben ſie den umherirrenden Schatten zu. Eine Art kleiner Euten, welche in der Nacht ſchwarmweiſe mit einander fliegen und traurig ziſchen, nennen ſie die Schatten oder die Seelen der Verſtorbenen (Dobritzhoffer II. 354 f.).

Die Caraiben glauben, daß ſie ſo viele Seelen haben als ſie Adern ſchlagen fühlen; die vornehmſte dieſer Seelen hat im Herzen ihren Sitz und geht nach dem Tode in den Himmel mit ihrem Jſcheiri oder Cheimin d. h. ihrem Gott, welcher ſie in die Geſellſchaft der andern Götter bringt, und hier lebt ſie in der Art, wie ſie es auf Erden gewohnt war. Die andern Seelen, die nicht im Herzen ihren Sitz haben, begeben ſich nach dem Tode theils an die Seeſeite und ſind Urſache, daß die Schiffe umkehren, theils gehen ſie in die Wälder und heißen dann Maboyas. Jm Ganzen haben ſie ſehr verworrene Begriffe über das Leben nach dem Tode; einige meinen, daß die Tapferſten auf gewiſſe ſelige Jnſeln kommen, wo ihnen Alles nach Wunſche geht und die Arrowaken als Sclaven ihnen dienen müſſen; daß ſie ohne zu ermüden in großen Strömen ſchwimmen, luſtig und fröhlich bei Tanz, Geſchwätz und Schmauſen und im Ueberfluß der herrlichſten Früchte dahinleben, während die Arowaken nach ihrem Tode in wüſten Gebirgen dahinſchmachten müſſen (Davies hist. of the Carib. 288 ff.). Jn ähnlicher Weiſe hoffen auch die Jndianer von Arauco auf ein ewiges Leben in einem wunderſchönen Lande, in ähnlichen Verhältniſſen wie auf der Erde; der Mann hat ſeine Frauen, die jedoch unfruchtbar ſind, da die ewige Welt nur durch abgeſchiedene Seelen bevölkert wird. Dieſes Paradies liegt im Weſten über der See und die Seelen werden durch den Schiffer Tempulagy hinübergeſchafft. Eine Beſtrafung für irdiſche Vergehen fin-

det dort nicht Statt, da der Gott Villian, der Herr der Welt, viel zu gut iſt, als daß er ſtrafen könnte (Stevenson travels in S. America I. 58.).

Nicht minder allgemein verbreitet iſt auch unter den Nordamericanern der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele, an welcher übrigens alle Geſchöpfe Antheil nehmen, Pflanzen wie Thiere (Heckewelder 437.). Sie bilden ſich ihre Vorſtellung von der Zukunft nach den Träumen, denen ſie ſich zu Zeiten überlaſſen. Ein Mohawkindianer ſprach einſt zu Crevecoeur (S. 148.): „Da ich kürzlich aus dem Lande der Träume zurückgekommen bin, ſo will ich erzählen, wie es da hergeht und was ich geſehen habe. Sagt man mir, du phantaſirſt wie Kranke oder Trunkene, ſo antworte ich, gehe hin und ſiehe ſelbſt. In dieſem Lande iſt weder Tag noch Nacht, die Sonne geht nicht auf und nicht unter; es iſt weder warm noch kalt, man kennt weder Frühling noch Winter; nie hat man darin weder Regen noch Pfeile, noch Tomahawks geſehen. Der Hunger und Durſt kamen einſt vor Alters einmal dahin, aber die Oberhäupter ſtürzten ſie in den Fluß, wo ſie noch ſind. Ach das gute Land; hat man Luſt zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf ſie nur den in Mund nehmen. Will man unter einem Baume ruhen, man darf nur den Arm ausſtrecken und iſt ſicher die Hand der Freundſchaft überall zu finden. Weil die Erde immer grün iſt und die Bäume ſtets belaubt ſind, ſo braucht man weder Bärenhaut noch Hütte. Will einer reiſen, die Flüſſe bringen ihn hin, wohin er will, ohne Ruder und Schaufel. Ach das gute Land! willſt du eſſen? ſpricht der Hirſch zu dem Hungrigen, nimm blos mein rechtes Schulterblatt und laß mich in den Wald gehen, da wird es wieder wachſen, und im künftigen Jahre will ich wiederkommen und dir das linke anbieten; aber hüte dich zu viel zu zerſtören, ſonſt wirſt du am Ende nichts mehr haben. Da, ſpricht der Biber, ſchneide meinen ſchönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren bis er wieder wächſt, weil ich meine Wohnung eben fertig gemacht habe; aber hüte dich zu gefräßig zu ſeyn, denn es heißt: vier Biber ſollſt du eſſen, aber den fünften ruhig gehen laſſen. O das gute Land! man thut da nichts als eſſen, trinken, rauchen und ſchlafen! Willſt du dich ſättigen, ſpricht der große Fiſch des See's; ich habe meine Arbeit gethan und ſo eben 10000 Eier gelaicht; röſte mich nach deiner Weiſe, aber ſey nicht zu gefräßig, denn es heißt: achtzehn Fiſche ſollſt du fangen, aber den neunzehnten ruhig ziehen laſſen. O das gute Land! ohne Salben mit Bärenfett ſind die Weiber darin immer ſchön und glänzend; ſie haben nichts zu thun als den Keſſel kochen zu laſſen und die Kinder ſchwimmen zu lehren."

Ein Schwarzfüßer erzählte dem Capitän Franklin (1. Reiſe S. 84.), daß die abgeſchiedenen Seelen mit großer Mühe einen ſteilen Berg erglimmen müſſen, auf deſſen Gipfel ſie durch die Ausſicht auf

eine weite Ebene belohnt werden, auf welcher hie und da neue Zelte in angenehmer Lage ſtehen und die von Wild aller Art wimmelt. Während ſie in den Anblick dieſer lieblichen Scene verſunken ſind, werden ſie von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt; dieſe nähern ſich ihnen darauf in neuen Kleidern und heißen diejenigen Indianer, welche ein gutes Leben geführt haben, auf das freundlichſte willkommen; die Böſen aber, welche ihre Hände mit dem Blute ihrer Landsleute beſudelt haben, werden zurückgewieſen und ohne Weiteres den ſteilen Berg hinabgeſtürzt. Weiber, welche ſich des Kindermordes ſchuldig gemacht, erreichen den Berg gar nicht, ſondern müſſen mit Baumzweigen an den Beinen um den Ort, wo ſie das Verbrechen geübt, umherſchweifen. Die melancholiſchen Töne, die an ſtillen Sommerabenden der Ziegenmelker von ſich giebt, ſind das Geſtöhn jener unglücklichen Weſen. Aehnlich iſt der Glaube der Erihindianer, bei denen der Weg in das glückliche Land jedoch über einen reißenden Strom trüben und ſtinkenden Waſſers geht, worüber ein ſchmaler, ſchlüpfriger Baumſtamm liegt.

Die Mönnitarris gaben dem Prinzen Neuwied folgende Nachrichten über den Zuſtand, der ſie nach dem Tode erwartet: Es ſind zwei Dörfer, ein großes und ein kleines, wohin die Mönnitarris nach ihrem Tode gelangen. Die Böſen oder Feigen gehen nach dem kleinen, die Guten oder Tapfern nach dem großen Dorfe. Einſt zog eine Parthei Mönnitarris in den Krieg und die Feinde tödteten einen von ihnen, den man begrub und deſſen Grab man mit dicken Stämmen belegte. Er ging nun nach ſeinem Tode in das große Dorf, aus welchem ihm ein Trupp Männer entgegenkam, um ihn einzuholen; ihm wurde bange, als er die Leute kommen ſah, und er kehrte daher mit allen ſeinen Wunden wieder um. Ein weißer Mann hatte ihm in jenem Lande ein Papier gegeben, vermöge deſſen er nach ſeinem Dorfe auf die Erde zurückkehren konnte, und dadurch erhielt er ſein Leben wieder und lebte noch lange Jahre auf Erden. Wenn er ſpäter das Billard ſpielte, rieb er ſeine Hände mit dem Talisman und Niemand konnte etwas von ihm gewinnen. Man nannte ihn nachher immer den Todten (Prinz Neuwied II. 223.).

Mit dieſer Geiſter- und Götterwelt werden die Americaner namentlich durch ihre Zauberer in lebhaftem Verkehr erhalten. Dieſe Mittelsperſonen zwiſchen den Menſchen und den Gottheiten fanden wir bereits im Urwald wie an den Seeküſten und in den Wüſteneien; bei den americaniſchen Jägervölkern finden wir ſie weiter ausgebildet; bald ſind es hier die Stammhäupter, bald andere Perſonen, welche ſich ausſchließlich der Zauberei, namentlich der medieiniſchen als eignem Berufe ergeben haben.

Daß der Häuptling außer den weltlichen Angelegenheiten des Volkes auch die geiſtlichen beſorgt, iſt eine Erſcheinung, die wir auch auf den vorgeſchrittenen Culturſtufen mehrfach wiederfinden werden. Dieſe

geiſtliche Thätigkeit der Häuptlinge umfaßt die Angelegenheiten des ganzen Volkes; ſo fand Rengger (Reiſe S. 114.) bei den Paragueſiſchen Nationen den Häuptling zugleich auch als Paye oder Zauberer; ſo beſchwört in Guiana der Häuptling den Regen, indem er zwiſchen den Zähnen allerlei Töne murmelt und die Hände ſchnell bewegt (Schomburgk Reiſe S. 58.). Bei den Payaguas ſcheint jedes Familienhaupt Kenntniß in der Zauberei zu haben, denn ſie nehmen, wenn der Sturm ihre Hütten umzureißen droht, einen Feuerbrand, rennen damit eine Strecke gegen den Wind und ſchlagen mit der Fauſt in die Luft (Azara II. 137.). Bei den Taijatafs (Südweſtküſte von Nordamerica) haben auch die Krieger ihre Zaubermittel*).

Bei den meiſten americaniſchen Nationen finden wir jedoch die Zauberei als Eigenthum einzelner Perſonen, männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, die gewiſſermaßen einen beſonderen Stand bilden, welchen ſie durch Aufnahme und Unterweiſung jüngerer Leute ergänzen und erhalten.

Solche Zauberer nennen die ſurinamiſchen Indier Bojaie, die Völker von Paraguay Paye, die Quaronier Ahapaye, die Abiponer Keebet, nach ihrem Urvater, welchen ſie ihre Kunſt verdanken, an deren Gewalt ein jeder willig glaubt. Alle ſind überzeugt, daß Krankheit und Geneſung, Leben und Tod in den Händen dieſer Zauberer liege, daß die Zukunft wie die Entfernung ihrem Scharfblick nichts verbergen könne, daß Ungewitter, Regengüſſe und Hagel ihnen zu Gebote ſtehe, daß ſie die Seelen der Verſtorbenen zu ſich bannen, über geheime Dinge befragen können, daß ſie ſich in Tiger verwandeln und ohne Schaden zu leiden alle Gattungen Schlangen in die Hand nehmen können. Die Zauberei wird dadurch erworben, daß man ſich auf eine alte Weide, welche in einen See hinausragt, ſetzt und einige Tage aller Speiſe enthält (Dobritzhoffer II. 90. Davies hist. of the Carib. Isl. 279.).

*) Wenn ein Taijataf-Krieger oder Feind ſeinen Gegner bezaubern will, ſo ſucht er Gelegenheit, ihm das Haar von dem Wirbel ſeines Kopfes abzuſchneiden, denn von einem andern Theile deſſelben hilft es nichts, wie ſie ſagen. Dieſes Haar befeſtigen ſie an die Bartfloſſen des Walfiſches. Wenn ſie nun Schaden anrichten wollen, ſo vereinigt ſich die Familie; ſie legen das Haar zwiſchen zwei Steine und wachen, im Kreiſe ſitzend, eine Nacht, wobei ſie den böſen Geiſt anrufen und von Zeit zu Zeit ſich die Haare raufen und nun glauben, daß der Bezauberte ſogleich ſterbe. Sie fahren ſo immer in dieſem Geſchäfte fort. Wenn ſie auf den Seemuſchelfang ausgehen, benetzen ſie ihr Haar im Meere, wenn ſie auf die Berge nach Holz gehen, reiben ſie ſelbiges an den Bäumen. Hierdurch, glauben ſie, empfinde der Bezauberte an ſeinem Körper große Schmerzen und Beſchwerden, er mag auch noch ſo entfernt ſeyn, bis er ſtirbt. — Alle dieſe ſüdlichen Nationen tragen ihr Haar auf der Mitte des Kopfes abgeſchnitten, aus Furcht vor der Bezauberung. Einer derſelben hatte ein Käſtchen von Fiſchbein, welches voll Haare war, die er in den letzten Bekriegungen abgeſchnitten hatte, um ſeine Feinde zu bezaubern (Garcia bei Murr Nachr. v. ſpan. America II. 571.).

Dieſe Zauberer ſind zunächſt als Heilkünſtler eines jeden Uebels angeſehen, deſſen Urſache ſtets dem Einfluſſe der böſen Geiſter zugeſchrieben und immer vorzugsweiſe durch geiſtige Mittel zu heben verſucht wird. Sie haben allerdings eine gewiſſe Kenntniß der einheimiſchen Heilkräuter, wenden auch Aderlaß und andere äußere Mittel an (Pöppig Reiſe I. 394.), allein das Volk ſchreibt das Gelingen ihrer Bemühungen doch vorzugsweiſe dem Zauberinſtrumente, der Klapper, und den furchtbaren Verdrehungen zu, welche ſie mit ihrem Körper vornehmen. D. Pöppig ſchildert als Augenzeuge eine ſolche bei den Pehuenchen erlebte Scene (Reiſe I. 395.). „Eine weite Feldhütte, zu dem Behufe errichtet, nahm uns auf, und nach und nach geſellten ſich einige Verwandte des Kranken, der ſichtbar an Rheumatismus litt, hinzu. Die Thüre wurde ängſtlich zugeſchloſſen und ein hohler Warnungsruf vertrieb die neugierigen Lauſcher aus der Nähe. In der Mitte brannte das Holz der geheiligten Drymis und rings umher waren Zweige dieſes vielgeſchätzten Baumes angebracht. Noch glimmten andere harzige Subſtanzen, ſo daß der enge Raum mit dickem Dampf erfüllt war. Der Machi (pehuenchiſche Benennung des Paye) begann die Entzauberung mit einem langſamen und pauſenweiſen Geſange, der aus der innerſten Bruſt dumpf hervortönte und die Umſtehenden begleiteten das Zauberlied mit tactweiſem Klappern einiger Blaſen, die mit Erbſen gefüllt ſchienen. In dem Verhältniſſe, wie die Stimme ſich erhebt und ſchneller wird, vermehrt ſich dieſer Lärm und endlich brechen die Gehülfen in lautes Kreiſchen aus. Der Arzt fällt in Extaſe, die bald in wüthendes Gebrüll und widerliche Verzuckungen des Körpers ausartet. Stürzt er in Zuckungen zu Boden, ſo ſteht man ihm bei, allein, ſo wüthend iſt er, daß ihm der Schaum über die Lippen tritt und kaum die vereinte Stärke der Gegenwärtigen ihn zu bändigen vermag. Wenn er erſtarrend liegen bleibt, benutzt ein Gefährte dieſe Ruhe und ſtreicht und manipulirt den Kranken, ſo daß es dem Beobachter faſt dünken will, daß dieſen Wilden der thieriſche Magnetismus nicht unbekannt ſey. Langſam und wie aus einem Traum erwachend erhob der Machi ſich endlich vom Boden und blickte heiter um ſich her. Der böſe Zauber war gelöſt und dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntniß und Bereitung als Geheimniß vom Vater auf den Sohn erbt. Wo ein fixirter Schmerz vorhanden iſt, giebt man als Urſache einen fremden Körper an, der durch einen Zauber dahin gelangt ſey. Ein flacher Hautſchnitt wird gemacht und der Taſchenſpielkunſt dieſer braunen Wundärzte bringt die Geſchicklichkeit Ehre, mit welcher Eidechſen, Nadeln und Stücken Meſſerklingen aus der Wunde durch Saugen ausgefördert werden.“

Auch dieſen Theil des religiöſen Lebens finden wir bei den nördlichen Americanern mehr ausgebildet wie bei den ſüdlichen, und dieß wohl aus den bereits früher erwähnten Urſachen; wir finden bei al-

len Stämmen nicht allein die Zauberer in größerer Zahl, ſondern ſie bilden hier gewiſſermaßen einen Stand, der ſich durch die Aufnahme jüngerer Individuen immerfort ergänzt; wir finden ferner die Zauberer ſogar zu gemeinſamen Arbeiten zuſammentreten und gemeinſam ihre Mittel den Störungen des gewöhnlichen Lebens entgegenſetzen. Sie entwickeln dabei eine außerordentliche Geſchicklichkeit in allerlei ſeltſamen Gaukeleien und Taſchenſpielerkünſten, verſtehen Meſſer zu verſchlucken, ſich Kugeln durch den Leib zu ſchießen und andere dergleichen Dinge, wie wir bereits oben bei den Tänzen (S. 119.) kennen gelernt haben*).

Die Nordamericaner finden die Quellen ihrer Zauberweisheit vornämlich im Traume, der daher Gegenſtand ihrer beſondern Aufmerkſamkeit iſt; wir ſahen bereits, wie ſie den Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen aus dem Traume beurtheilen, der Traum zeigt ihnen ferner ihren Schutzgeiſt, dann aber auch ihren künftigen Schüler an. Wenn die Mönnitarris ſich ihren Schutzgeiſt oder Medicine, Choppenih, erwählen, ſo faſten ſie drei bis vier und mehrere Tage, begeben ſich an abgelegene Orte, thun Buße, opfern ſogar wohl Glieder und Finger, welche einzeln beinahe Allen fehlen, klagen, heulen und ſchreien zum Herrn des Lebens oder zum erſten Menſchen, damit dieſe ihnen ihren Schutzgeiſt angeben mögen. In dieſem fieberhaften Zuſtande träumen ſie und das erſte Thier oder ein anderer im Traume vorkommender Gegenſtand wird zum Schutzgeiſt, Medicine, erwählt. Ein jeder von ihnen hat einen ſolchen, der ihm heilig iſt. In der Prairie befindet ſich ein großer Hügel, auf welchem ſie ſich oft mehrere Tage lang unbeweglich hinſtellen, klagen, heulen und faſten. Ihre Medicines oder das Zaubergeräth, das gewöhnlich in einem Bündel oder in einem Beutel zuſammengewickelt wird, laſſen ſie nicht gern ſehen und entfalten daſſelbe nur zum nöthigen Gebrauche. Die Mönnitarris führen vornämlich geweihete Tabakpfeifen. Der Inhaber ſolch einer Pfeife entſchließt ſich zuweilen, einen Medicine-Sohn anzunehmen. Er ſieht den jungen Mann im Traume, den er erwählen ſoll, der aber immer von einer guten Familie ſeyn und Coup gemacht haben muß. Er benachrichtigt denſelben von ſeiner Abſicht und nachdem er zwei gleiche Zauberpfeifen beſorgt hat, fragt er den neuen Adoptivſohn, ob er bereit ſey, ſich der Ceremonie der Pfeife zu unterziehen. Oft ſagt dieſer ja und man ſetzt alsdann den Zeitpunct feſt; iſt er noch nicht entſchloſſen, ſo wird die Ausführung noch verſchoben. Der Adoptivvater wählt nun zwei junge Leute, die mit den beiden Röhren den Zaubertanz zuſammen einüben, wobei ein jeder von ihnen ſein Pfeifenrohr in der Hand trägt. Der Vater tanzt dann häufig des Morgens oben auf ſeiner Hütte und übt die beiden

*) S. Heckewelder S. 403 ff. Franklin 1. Reiſe S. 181. und über die Crihindianer S. 319.

jungen Leute ein. Wenn die Zeit herangekommen und der Adoptivſohn zu der Ceremonie bereit iſt, begiebt ſich der Vater mit allen ſeinen Verwandten und den beiden jungen Tänzern in die Hütte des neuerwählten Sohnes und bringt Mais, Tuch, wollene Decken, Keſſel und andere Dinge von Werth als Geſchenke für den letztern dorthin. Der neue Vater nimmt den Sohn bei der Hand und ſetzt ihn nieder, dann tanzt man mit den beiden Röhren um ihn herum, man ſingt, Trommel und Raſſel ſind in Bewegung, die beiden jungen Tänzer bewegen ihre Röhre im Tacte zu der Muſik und ihren Bewegungen. Wenn die Ceremonie vorüber und die Geſchenke in einem oder zwei Haufen niedergelegt worden ſind, bringen auch die Verwandten des Zauberlehrlings Pferde, Tuch, wollene Decken und andere Dinge von Werth herbei, welche beide Partheien wechſelſeitig unter ſich theilen. Dann nimmt der Vater den Sohn bei der Hand, zieht ihn von ſeinem Sitze auf und kleidet ihn von Kopf bis zu Fuße neu: auch bemalt er ihn nach ſeiner Fantaſie im Geſichte. Anzug und Pfeife ſind von nun an ſein Eigenthum und er wird als ein wahrer Sohn betrachtet, der ſeinen neuen Vater unterſtützen und ihn vertheidigen muß (Prinz Neuwied Reiſe II. 166 ff.).

Durch dieſe Ceremonien erhalten nun die Zauberer ein beſonderes Anſehen in den Augen ihrer Landsleute und vielen gelingt es, ſich einen glänzenden Namen zu erwerben. So war der Crihindianer Mähſette-Kinnab in Fort Union ein beſonders berühmter Zauberer, an deſſen Vorausſagungen und Wunderkräfte ſelbſt die dort heimiſchen Europäer glauben. Er hat ſich öfters in ein kleines, aus Stangen, Fellen und Decken gemachtes Zelt feſt verſchließen laſſen, nachdem man ihm darin die Arme und Hände feſtgebunden und ihn gänzlich eingewickelt an einen Pfahl gefeſſelt hatte. Nach einer Weile hörte man in der Hütte die Trommel und die Klapper, das ganze Zelt fing an zu zittern und zu wanken; man vernahm Stimmen von Bären, Biſonten und andern Thieren und die Indianer glaubten, der böſe Geiſt ſey herabgekommen. Oeffnete man nachher das Zelt, ſo fand man den Beſchwörer befeſtigt und gebunden wie zuvor und er ſagte aus, was er von den befragten Geiſtern erfahren hatte. Seine Prophezeiungen waren ſtets richtig eingetroffen wie die Canadier und Indianer verſichern. Seine Medicine iſt die abgezogene Kopfhaut eines Bären, die er bei der Arbeit auf dem Kopfe trägt (Prinz Neuwied II. 38.). Aehnliche als Bären vermummte Beſchwörer fand auch Heckewelder am Muskingum; der eine hatte ſich ganz und gar in einen Bären umgewandelt, Kopf, Beine, Klauen, alles war vorhanden, nur war der Kopf noch mit einem coloſſalen Hörnerpaare verſehen, hinten aber war ein ungeheurer haariger Schweif angebracht, der, wenn der Zauberer ging, ſich wie auf Springfedern bewegte (Heckewelder S. 410.).

Bei bedenklichen Kranken verſuchen zuweilen mehrere Aerzte zu

gleicher Zeit ihre Kunſt. So ſah Prinz Neuwied (Reiſe II. 463.) in einem Lager der Aſſiniboins drei Zauberer in dem Zelte eines Kranken verſammelt. Der Kranke ſaß auf dem Boden, den mit einer kleinen Mütze bedeckten Kopf auf die Bruſt geſenkt, im Kreiſe umher die Männer. Zwei der Aerzte ſchlugen die Trommel in raſchem Tacte, der dritte raſſelte mit der Klapper (Quakemuha), welche er in walzenartiger Bewegung vor ſeinem Unterleibe herumdrehete. Dieſe Leute ſangen dabei mit Anſtrengung, ſtießen zuweilen kurze Ausrufungen aus und ſchwitzten gewaltig dabei. Zuweilen ſaugen ſie dem Kranken die ſchmerzhaften Stellen und geben vor, den Krankheitsſtoff wegſaugen oder verpflanzen zu können. Die Aerzte werden, und zwar vor dem Beginn der Cur, ſehr theuer bezahlt, wie denn oft der ganze Wohlſtand einer Familie durch ſie verbraucht wird (Heckewelder S. 406.). Die Aerzte der Schwarzfüßer fand Prinz Neuwied (Reiſe I. 581.) ſehr ungeſchickt.

Der Glauben und die Zauberei der Americaner hat ſeinen Stütz- und Anhaltepunct in mancherlei ſeltſamen Geräthen und Gebilden, die wir nun näher zu betrachten haben.

Man hat weder bei den Südamericanern noch bei den Nördlichen eigentliche Götzenbilder oder Idole bemerkt, wohl aber finden wir bei denſelben theils einzelne Zähne, Kerne und dergl., welche ſie an ſich hängen, theils aber auch gewiſſe Felſen, Bäume und Gerüſte in freiem Felde und in der Nähe ihrer Hütten, welche religiöſe Bedeutung haben und in deren Gegenwart und Nähe die heiligen Ceremonien, Opfer, Anrufungen und Gelübde verrichtet werden, wobei man ſich zuweilen auch an beſtimmte Zeitabſchnitte bindet.

Am wenigſten ausgebildet iſt dieß Alles bei den ſüdlichen Americanern, wo z. B. die rohen Feſtgelage der Payagnas, Mbayas und Abiponer, welche im Frühjahr oder bei Rückkehr der Pleyaden gefeiert werden, jedenfalls einen religiöſen Hintergrund haben.

An Statt der eigentlichen Abbildungen der Gottheit finden wir bei den Südamericanern mancherlei Anhängſel, wie z. B. die Abiponer Crocodilzähne anhängen, um ſich vor dem Biſſe der Schlangen zu bewahren, ein Gebrauch, den auch chriſtliche Spanier ihnen nachgeahmt hatten (Dobritzhoffer II. 337.); man trägt dieſe Zähne an einer Schnur um den Arm. Die Braſilianer tragen in ähnlicher Abſicht Amazonenſteine und Muſcheln an ſich.

Ein beſonders wichtiges Zaubergeräth, welches übrigens auch zu Verherrlichung der weltlichen wie der religiöſen Feierlichkeiten unentbehrlich ſcheint, iſt die Trommel und die Klapper, erſtere gemeiniglich aus einem Kürbis oder einem mit Fell überzogenen Topfe, letzteres aus einem Kürbis gefertigt mit einem Stiel verſehen, mit Kernen oder Steinchen gefüllt und mit Federn reich verziert. So kommt es im Nor-

den wie im Süden von America vor *) (Dobrizhoffer II. 89. 577. Azara II. 61.). Die Klappern der Nordamericaner, Siſſikú genannt, beſtehen meiſt aus einem harten z. Th. pilzförmigen Leder, in welches ein Paar Schrote oder andere harte Körper eingelaſſen ſind (Franklin 1. Reiſe 87. Prinz Neuwied II. 168.).

Die *Trommeln* der nördlichen Americaner ſcheinen die erſten Anfänge jener ſeltſamen Inſtrumente zu ſeyn, welche wir als Quobdas bei den Nordfinnen in größter Ausbildung finden werden. Die der Crihindianer hat oben und unten ein Fell, aber ſo wenig Tiefe, daß ſie der Geſtalt nach einem Tamburin ſehr ähnlich iſt. Um deſto größer iſt ihr Durchmeſſer, welcher häufig mehr als drei Fuß hält. Sie iſt mit Mooſethierpergament überzogen, auf welchem rohe Geſtalten von Menſchen und Thieren und phantaſtiſche Figuren gemalt ſind. Sie wird mit einem Schlägel gerührt (Franklin 1. Reiſe 87 f.).

Eigenthümlich den Nordamericanern iſt die *Zauberpfeife*, welche ſie niemals einem Fremden zeigen und als ein Heiligthum lange aufbewahren. Die Herſtellung und Einweihung dieſes Inſtrumentes mache bedeutende Koſten, da die einzelnen Ornamente, wie Vogelköpfe, Vogelſchnäbel, oft aus weiter Ferne herbeigeholt werden müſſen. Die Form der Pfeife hängt übrigens von dem Geſchmacke des Fertigers ab; Prinz Neuwied (Reiſe II. 167.) ſah eine ſolche, deren Kopf aus braunrothem Thon den Türkenköpfen ähnlich war, das kurze, hölzerne dicke Rohr ſtellte den Herrn des Lebens in Menſchengeſtalt vor, indem der Pfeifenkopf das Haupt, der Einſchnitt vor demſelben die Stelle des Magens und das Vordertheil Beine und Füße bedeute.

Eines der ſeltſamſten Zaubergeräthe beſitzen die *Arrikarras*, den Vogelkaſten. Es iſt ein ſchmaler, langer, viereckiger Kaſten von Pergament, 6 bis 7 Fuß lang, nicht breit, oben durch ein langes Bret verſtärkt. Er wird in der Zauberhütte oben in der Höhe befeſtigt. Der Kaſten öffnet ſich an einem Ende. Auf dem Obertheile

---

*) Zu ihren Tänzen — apres qu'ils ont cueilli un certain fruict qui est de la grosseur et aucunement approchant de la forme d'une chastagne d'eau, le quel a la peau assez ferme: bien sec qu'il est, le noyeau osté et au lieu d'iceluy mettans des petites pierres dedans, en enfilant plusieurs ensemble ils en font des jambieres lesquelles liées a leurs jambes, font autant de bruit que feroyent des coquilles d'escargots ainsi disposées, voire presque que les sonnettes de par deçà, desquelles aussi ils font fort convoiteux quand on leur en porte. — Outreplus y ayant en ce pays la une sorte d'arbres qui porte son fruict aussi gros, qu'un oeuf d'Austruche et de mesme figure, les sauvages l'ayant percé par le milieu puis creusé et mis dans iceluy des petites pierres rondes ou bien des grains de leur gros mil passant puis apres un baston d'environ un pied et demi de long à travers, ils en font un instrument qu'ils nomment Maraca: le quel bruyant plus fort qu'une vessie de pourceau pleine de pois, nos Bresiliens ont ordinairement à la main. Sie iſt mit Federn geſchmückt. Lery S. 103.

ſind in einer Reihe ſieben Schiſchikues aus Flaſchenkürbiſſen befeſtigt, die oben mit einem Büſchel rothgefärbter Pferdehaare verſehen ſind. In dem Kaſten ſelbſt befinden ſich alle Arten von ausgeſtopften Vogelbälgen, jedoch nur von ſolchen Vögeln, die ſich im Sommer hier aufhalten. Er enthält demnächſt eine große berühmte Medicinepfeife, die man blos bei außerordentlichen Gelegenheiten zu großen Feſten raucht. Hat ein Arrikarra ſelbſt ſeinen Bruder getödtet und nur erſt aus dieſer Pfeife geraucht, ſo muß aller Groll gegen ihn vergeſſen ſeyn. Sobald die Saaten beſtellt und die erſten Kürbiſſe reif ſind, wird der Zauber mit dem Vogelkaſten veranſtaltet, indem man ausgezeichnete Krieger erwählt, welche ſich bei der Verſammlung einfinden müſſen. Man ſchenkt ihnen Dinge von Werth, ſchneidet die erſten Früchte ab und giebt ſie ihnen zu eſſen. Dafür müſſen ſie den Vogelkaſten herabnehmen und öffnen, wobei geſungen und geraucht wird. Im Sommer, wenn die Bäume grün ſind, nimmt man einen rothen Cederſtamm, ſchält und malt denſelben mit blauen, rothen und weißen Ringen und pflanzt ihn vor der Zauberhütte auf. Dann wird der Kaſten herabgenommen und der Zauber angeſtellt. Den Vogelkaſten mit Anſtrengung weit zu tragen, oder denſelben reich zu beſchenken, wird als ein großes Verdienſtes betrachtet (Prinz Neuwied II. 244.).

Die Nordamericaner haben endlich eine Art von Darſtellung der Gottheit, des Schöpfers, der bei den Crih's Kepoochikawn genannt iſt, welche freilich in der geſtaltloſeſten, roheſten Art von Bildnerei beſteht. Es ſind meiſt ein Paar an den Spitzen zuſammengebundene Weidenbüſche*), doch haben ſie auch etwa 2 Fuß lange, in Holz geſchnitzte Menſchengeſtalten, welche bei dem Opfer gebraucht werden (Franklin 1. Reiſe 80.). Die Kniſtenos haben in ihren Medicinbeuteln ein kleines, 8 Zoll langes, geſchnitztes Bild, welches in Flaumenfedern gewickelt und mit Birkenrinde bedeckt iſt, worauf dann mehrere Lagen blaues und rothes Tuch folgen (Mackenzie S. 110.).

Dieſe Bilder werden nun bei den Opfern angewendet und dabei als Vertreter der Gottheit angeſehen. Die Opfer aber finden auf mancherlei Weiſe Statt, theils in der Wohnſtätte ſelbſt, theils an beſonderen heiligen Plätzen, namentlich an Felſen, welche die Träger beſonderer Sagen ſind. Die Trommeln und Klappern werden dabei bewegt, vor allem aber die Tabakspfeife in Thätigkeit geſetzt.

Ein Privatopfer der Kniſtenos beſchreibt Mackenzie (S. 111.). Es wird dazu die Wohnung des Opfernden dadurch vorbereitet, daß Alles aus derſelben entfernt wird und überall grüne Zweige geſtreut werden. Es wird ein neuer Heerd aus friſcher Erde gebaut und ein neues Feuer angezündet. Der Beſitzer der Wohnung bleibt allein darin und beginnt die Ceremonie damit, daß er ein Stück neues Tuch

*) S. Taf. XV.

oder eine gut zugerichtete, ſchön gefärbte Moſchusthierhaut ausbreitet, auf welcher er einen ſeiner Arzneibeutel öffnet und die darin enthaltenen, verſchiedenen Artikel aufſtellt, vor allen den obenbeſchriebenen 8 Zoll langen geſchnitzten Hausgott. Darauf folgt die Kriegsmütze, die mit Federn von kleinen Vögeln und Biber- und Adlerklauen und Stacheln oder Federn für jeden getödteten Feind geziert iſt. Die übrigen Artikel des Beutels ſind ein Stück Braſilientabak, verſchiedene Wurzeln und Kräuter, die wegen ihrer Heilkräfte in großem Anſehen ſtehen, und die Pfeife. Sind alle dieſe Artikel ausgelegt, und ruht das Rohr, da es den Boden nicht berühren darf, auf zwei Gabeln, ſo ſchickt der Opfernde zu der Perſon, die er am meiſten ſchätzt; dieſe ſetzt ſich ihm gegenüber, die Pfeife wird geſtopft und ans Rohr befeſtigt. Mit einer hölzernen Zange wird das Feuer in die Pfeife gethan und ein Pflock mit einer doppelten Stütze wird dazu gebraucht, den Tabak, der nicht aufgeraucht iſt, auszuräumen. Nach dieſen Anſtalten verſammeln ſich die Männer, ſo wie auch zuweilen die Weiber, als demüthige Zuſchauer und die ganze Verſammlung iſt von religiöſer Ehrfurcht und Feierlichkeit durchdrungen. Die Gehülfen — Michiniwais — nehmen die Pfeifen, zünden ſie an und reichen ſie dem Opfernden, der ſie ſtehend empfängt und zwiſchen beiden Händen hält. Er wendet ſich dann nach Oſten und thut einige Züge, die er nach dieſer Gegend bläſet; dieſelbe Ceremonie beobachtet er nach den übrigen drei Weltgegenden, jedesmal mit emporgehobenen Augen. Hierauf nimmt er das Rohr zwiſchen die drei erſten Finger beider Hände, erhebt dieſe, bis ſie der Stirn gegenüber ſind, ſchwingt dann die Pfeife dreimal von Oſten nach Weſten, richtet und hält ſie ſchwebend nach verſchiedenen Puncten und ſetzt ſie endlich wieder auf die Gabel. Jetzt hält er eine Rede, um die Abſicht der Verſammlung auseinander zu ſetzen, die er mit Dankſagung für die bisherigen und mit einem Gebete um die Fortſetzung der Wohlthaten des Herrn des Lebens beſchließt. Nach dieſer Rede ſetzt er ſich nieder und die ganze Geſellſchaft erklärt ihren Beifall und ihren Dank durch den langgedehnten Ausruf: ho. Nochmals nehmen nun die Michiniwais die Pfeife und halten ſie dem Opfernden an den Mund, der nach drei Zügen aus derſelben ein kurzes Gebet thut und dann damit von Oſten nach Weſten herum ſie allen Anweſenden reicht, die ihm bei dieſer Gelegenheit etwas ſagen. So wird die Pfeife ganz ausgeraucht. Er ſchwingt ſie dann drei bis viermal um ſeinen Kopf und ſtellt ſie endlich wieder an ihren Ort. Zum Beſchluſſe der Ceremonie dankt er der Geſellſchaft für ihre Gegenwart und wünſcht ihr und dem ganzen Stamme Geſundheit und langes Leben.

Andere, größere Opfer werden in einer Schwitzhütte verrichtet; ſo bei den Mönnitarris, Crih's Delawaren und andern Indianern*).

*) S. Heckewelder S. 359. 363. 365. Prinz Neuwied II. 229.

Ein ſolches Opfer in der Schwitzhütte beſchreibt Capitän Franklin (1. Reiſe S. 81.) mit allen Umſtänden. Die Schwitzhütte wurde von den Weibern zu dem für Kepoochikawn beſtimmten Opfer eigens zubereitet. Das Holzwerk beſtand aus gebogenen Weidenbäumen, welche ſo durchflochten waren, daß ſie ein Gewölbe bildeten, in welchem zehn bis zwölf Leute gedrängt ſitzen konnten. Der Geſtalt nach glich es einem Backofen, es war dicht mit Mooſethierhäuten bedeckt und nur am weſtlichen Ende ein Eingang gelaſſen. Etwa in der Mitte der Hütte war ein Loch im Boden angebracht, in welchem 10 — 12 rothglühende Steine lagen, um welche einige Blätter einer Pflaumenbaumart geſtreut waren. Als die beiden Weiber mit dieſen Vorbereitungen fertig waren, erſchien der Jäger, welcher opferte, ganz nackend und in der Hand ein rohgeſchnitztes, etwa 2 Fuß langes Götzenbild des Kepoochikawn tragend. Er ſtellte ſeinen Gott an das obere Ende des Schwitzhauſes, mit dem Geſicht nach der Thür und begann ihm ſeine Gaben, welche aus einem baumwollenen Schnupftuch, einem Spiegel, einer zinnernen Pfanne, einem Stück Band und ein wenig Tabak beſtanden, welche er denſelben Tag gegen 15 — 20 Stück Häute eingetauſcht hatte, um den Hals zu binden. Während er ſo beſchäftigt war, traten verſchiedene andere Crihs aus der Nachbarſchaft, ebenfalls entkleidet, in den Tempel und lagerten ſich zu beiden Seiten. Der Opfernde ſelbſt kauerte dem Götzen zur Rechten nieder. Er hielt zuvörderſt eine Anrede an den Götzen, in welcher er ihn um ſeine Gunſt bat, ihm den Werth der dargebrachten Opfer auseinanderſetzte, und ihn vor Undankbarkeit warnte. Der Sprecher behielt ſeine kauernde Stellung bei, wandte aber das Geſicht nach dem Götzen. Die Rede wurde eintönig und äußerſt ſchnell abgehalten; als ſie beendigt, ſtimmte er ein Lied an, deſſen Sinn war: „ich will mit dem Gott wandern, ich will mit dem Thiere gehen.“ Am Ende jeder Stanze fielen die übrigen im Chore ein. Hierauf ergriff er einen Calumet, füllte denſelben mit einer Miſchung von Tabak und Berberisblättern, faßte das Rohr in der Mitte und drehte daſſelbe langſam und horizontal über den heißen Steinen herum, wobei er dem Laufe der Sonne folgte. Nachdem das Mundſtück der Pfeife hierauf mit vieler Förmlichkeit dem Götzen vor das Geſicht gehalten worden, ward die Pfeife zum zweiten Male über den heißen Steinen gedreht und der Erde dargeboten; hierauf aber nach den vier Himmelsgegenden hingehalten. Dann that der Opfernde ſelbſt ein Paar Züge aus derſelben und übergab ſie ſeinem Nachbar zur Linken, der ſie mit wichtiger Miene im Kreiſe herumgab und ſie ſogar den anweſenden an der Schwelle ſtehenden Europäern jedoch mit der Bitte reichte, die Spitze der Pfeife nicht über die Schwelle des Schwitzhauſes hervorſtehen zu laſſen. Nachdem die Pfeife mehrmals im Kreiſe herumgegangen und der Tabak niedergebrannt war, hielt der Opfernde eine zweite Anrede, worauf ein zweiter Geſang folgte.

Nachdem nun eine Menge Waſſer auf die Steine gegoſſen worden, mußten die Frauen die Hütte verſchließen. Die Hitze in der Hütte war entſetzlich und die Männer blieben 35 Minuten darin, während welcher Zeit eine dritte Anrede Statt fand und ein drittes Lied geſungen wurde. Dann wurde die Hütte abgetragen und die halbgeſchmorten Götzendiener der Luft blos geſtellt; ſie behielten ihre kauernde Stellung bei, bis die vierte Anrede vorüber war, in welcher der Götze dringend an den Werth der Opfer ermahnt und erinnert wurde, ſeine Erkenntlichkeit ſobald als möglich an den Tag zu legen. Die heilige Handlung ſchloß damit, daß die Schwitzenden nach dem Fluſſe rannten und hineinſprangen. Die Thür der Hütte und das Geſicht des Götzen war der aufgehenden Sonne zugewendet; die Zuſchauer wurden erſucht, ſich nicht zu dicht vor dem Hauſe aufzuſtellen, ſondern eine Gaſſe zu laſſen, damit eine gewiſſe Kraft, die man nicht deutlich beſchreiben konnte, aus- und einſtrömen könne. Mehrere außerhalb ſtehende Indianer machten ſich über die Ceremonie luſtig und einer bemerkte, daß ihm das Schnupftuch nützlicher ſeyn würde als dem Kepoochikawn.

In ähnlicher Weiſe iſt das bei den Mönnitarris von Prinz Neuwied (II. 228.) beobachtete Opfer der Schwitzhütte — Bih-öh-akues, welches gewiſſermaßen als Vorbereitung zu einer großen Unternehmung veranſtaltet wird. Die Hütte wird aus Flechtwerk errichtet und mit Biſonroben bedeckt. Von dem Eingange derſelben führt eine gerade, etwa 40 Fuß lange und einen Fuß breite Bahn in gerader Linie fort, in welcher man den Raſen abſticht, der alsdann am Ende derſelben, der Hütte gegenüber, auf einem kleinen Haufen aufgeſchichtet wird. Neben dieſem Haufen zündet man ein Feuer an, in welchem dicke Steine glühend gemacht werden. Auf dem Pfade werden zwei Reihen von Schuhen hintereinander aufgeſtellt, zuweilen 30 — 40 Paar. Sobald die Steine heiß ſind, trägt man ſie in die Hütte, indem man ſie mit zwei Stücken Holz, einem geraden und einem oben gekrümmten, anfaßt. In der Hütte iſt ſchon eine Feuerſtelle ausgegraben, in welche man die heißen Steine legt. Die ganze Bevölkerung ſitzt als Zuſchauer zu beiden Seiten der Bahn, wo man eine Menge Schüſſeln mit Speiſen, gekochtem Mais, Bohnen, Fleiſch und dergl. aufgeſtellt hat. Ein alter Medicinemann iſt beſtellt, das Opfer zu verrichten. Er geht von dem kleinen Hügel aus über die aufgeſtellten Schuhe, indem er beſtändig ſeine Füße auf dieſelben ſetzt, nach der Schwitzhütte hin. Der junge Mann, für welchen die Medicine veranſtaltet iſt, ſteht nackt, bloß mit ſeinem Breechcloth verſehen, vor dem Eingange der Schwitzhütte und klagt und heult daſelbſt einige Zeit. Der Zauberer kommt nun mit einem Meſſer oder einer Pfeilſpitze aus der Hütte hervor und ſchneidet ihm ein Fingerglied ab, welches er als ein Opfer an den Herrn des Lebens oder aus einer andern abergläubiſchen Abſicht, auf welche der junge Mann ſein Vertrauen ge-

ſetzt hat, wegwirft. Nach dieſer Operation nimmt der Beſchwörer eine Weidenruthe, geht nach den Schüſſeln mit dem Eſſen, taucht die Ruthe in eine jede derſelben und wirft von dem Inhalte etwas in der Richtung der vier Winde aus, für den Herrn des Lebens, für das Feuer und die verſchiedenen überirdiſchen Mächte, indem er dieſes laut herſagt. Die Speiſen werden alsdann unter die Zuſchauer vertheilt, die älteren Männer gehen in die Schwitzhütte, die Weiber bedecken dieſe ſorgfältig und man wirft nun von außen aus bereit ſtehenden Gefäßen Waſſer mit Büſcheln von Wermuth auf die heißen Steine, wodurch die Anweſenden in heftigen Schweiß gerathen. Sie ſingen ſämmtlich zum Geraſſel des Schiſchikue. Haben ſie genug geſchwitzt, ſo ruft man den Weibern außerhalb der Hütte zu, die Felle wegzunehmen, man trägt über die Reihe der Schuhe einen Biſonkopf mit der Naſe vorwärts nach dem kleinen Raſenhügel hin, um ihn daſelbſt in derſelben Richtung aufzuſtellen. Der Zauber iſt nun vollendet. Die Roben, manchmal 60 bis 80, womit die Hütte bedeckt iſt, bekommt der Beſchwörer für ſeine Mühe, der einen Theil davon an die Anweſenden ſchenkt.

Andere Opfer werden an Stangen für den Herrn des Lebens oder die Sonne theils in den Dörfern, theils neben den Todtengerüſten aufgehangen; ſo bei den Mandans (Prinz Neuwied I. 397. 408.). Die bei Mih-Tatta-Hangkusch befindliche Opferſtätte beſteht aus vier im Quadrate aufgerichteten Stangen, von welchen die beiden vorderen mit einem Erdhaufen und Raſenſtücken an ihrer Wurzel umgeben ſind; zwiſchen beiden vorderen Stangen ſind vier Biſonſchädel in einer Reihe niedergelegt und in der Linie der beiden hinteren 26 Menſchenköpfe, die zum Theil mit rothen Streifen bemalt ſind*). Hinter der ganzen Vorrichtung waren ein Paar Meſſer in die Erde geſteckt. Die Stangen haben oben Bündel von Reiſern mit einer Art von Kamm oder Rechen von zugeſpitzten roth angemalten Hölzern. Wollen die Indianer Opfer bringen, ſo gehen ſie an ſolche Orte und heulen, bitten und klagen oft mehrere Tage zu dem Herrn des Lebens. Ein anderer Opferplatz zeigte auf zwei Stangen ein Paar aus Fellen ſehr undeutlich verfertigte menſchliche Figuren, die man als Sonne und Mond oder als den Herrn des Lebens und die Alte, die nie ſtirbt, bezeichnete (Prinz Neuwied II. 187.).

Endlich haben die Nordamericaner auch heilige Steine, bei denen ſie den Gottheiten opfern; ſo bei den Mönnittarris der in der Nähe des Paſſachtä auf einem hohen Hügel gelegene Mih-Choppenisch-Zauberſtein. Er bildet oben eine etwas ebene Platte, die man mit Abdrücken von allerhand Menſchen- und Thierfüßen und Hunden mit ihren Schleifen bezeichnet. Die Indianer opfern hier Dinge von Werth: Keſſel, wollene Decken, Tuch, Gewehre, Meſſer, Aexte, Zauberpfeifen

*) S. Taf. XVI.

und dergl. Gewöhnlich gehen die Kriegspartheien beider Nationen, wenn ſie zu Felde ziehen, dahin und erholen ſich dort Raths wegen des Ausgangs ihrer Unternehmung. Sie rauchen dann ihre Pfeifen, heulen, klagen und übernachten in der Nähe. Am folgenden Morgen gehen ſie hin und zeichnen die Figuren des Steins auf ein Stück Pergament oder Fell ab, welches man in das Dorf bringt, wo die Alten die Auslegung machen (Prinz Neuwied II. 186.). Man findet übrigens in der Prairie mehrere einzelne Felſen, welche den Indianern heilig ſind und die ſie mit Zinnober anſtreichen und mit kleinen Stöcken umzäunen (Prinz Neuwied II. 228. 259.).

Nächſt den heiligen Felſen haben die Americaner auch **heilige Bäume**; Prinz Neuwied (II. 259.) fand z. B. in einer kleinen Schlucht, durch welche ein Pfad führt, eine Ulme, deren Stamm an mehreren Stellen mit Zinnober angeſtrichen war, an welcher mehrere mit Zinnober angeriebene Läppchen aufgehängt waren; dabei lag ein Stück Zinnober, ein Zeichen, daß der Baum geheiligt ſey. Auch Capitän Franklin (1. Reiſe S. 132.) fand bei den Crihs mitten in den für die Büffeljagd errichteten Gehägen einen Baum, an welchem die Indianer Streifen von Büffelfleiſch und Stücke Tuch als Opfer für den Herrn des Lebens aufgehangen hatten. Während der Jagd erklettert bisweilen ein Indianer den Baum und ſingt Hymnen an die Gottheit ab.

Wir gedachten ſchon oben der an den Flüſſen aufgeſtellten Opfer; bei den Chippeways fand Capitän Franklin (I. 309.) ein Opfer an die Waſſergeiſter, welches ein Indianer für die Geneſung ſeiner Frau darbrachte. Es beſtand aus einem Meſſer, einem Stück Tabak und einigen anderen unbedeutenden Gegenſtänden, die in ein Paket zuſammengewickelt während eines langen Gebets in eine Stromſchnelle geworfen wurden.

In der Zeit, wo die Nordamericaner durch die Europäer noch nicht ſo geſtört waren, ſcheinen die religiöſen Ceremonien bei weitem umſtändlicher und mehr geordnet geweſen zu ſeyn. So hatten die Delawaren (nach Loskiel bei Heckewelder 364 ff.) fünf große Opferfeſte, davon das erſte aller zwei Jahre im Herbſt von einem Familienhaupte veranſtaltet wurde und drei bis vier Nächte währete; bei dem zweiten waren nur die Männer, mit weißem Thon beſtrichen, als Tänzer thätig. Am dritten Opferfeſte werden Biſonhäute verſchenkt und vor der Hütte die Gottheit um Beiſtand angerufen, beim vierten iſt ein Schmaus von Bärenfleiſch, beim fünften ein Schwitzbad die Hauptſache. Bei dem letztern Feſte wird auch die Haut eines großen Hirſchbockes, woran der Kopf mit dem Geweih noch ſitzt, an einem Pfahle aufgehangen; vor dieſem Pfahle verrichten ſie ihre Andacht mit Gebet und Geſang; ein Feſt, welches ſchon die älteren Reiſenden beſchrieben und mit der Verehrung der Sonne in Bezie-

hung gebracht haben (ſ. Jac. le Moyne de Morgues Indorum Floridam inhabitantium eicones cur. Th. de Bry. Erf. 1591. fol. XXXV.).

Faſſen wir nun das Weſentliche aus den bisher mitgetheilten Einzelheiten zuſammen, ſo finden wir, daß ſämmtliche americaniſche Jägervölker ſich gar wohl der Anweſenheit eines höheren, unſichtbaren Weſens bewußt ſind, dem ſie die Erſchaffung und Erhaltung der Welt zuſchreiben, dem ſie mit ihren Bitten nahen, das ſie durch Darbringung werthvoller Gegenſtände für ſich zu gewinnen ſuchen, die ſie, nachdem ſie ſich durch Schwitzbäder gereinigt, den Elementen überlaſſen. So wie ſie nun ihr Daſeyn dieſem Weſen, dem Herrn des Lebens verdanken, ſo iſt demſelben auch ihre Zukunft anheimgeſtellt, er iſt der Herr ihrer Seelen.

Neben dieſem Herrn des Lebens, dem Geber alles Guten, iſt aber die Welt von einer großen Menge anderer geiſtiger und unſichtbarer Weſen, welche in die Angelegenheiten der Menſchen theils fördernd theils hemmend eingreifen und die mithin der Gegenſtand fortgeſetzter Aufmerkſamkeit ſind, bewohnt. Gegen dieſe nun iſt die Erfahrung und Thätigkeit einzelner unterrichteter Perſonen fortwährend gewendet, gegen dieſe werden die Trommeln und Klappern, die Geſänge und Beſchwörungen gebraucht, welche wir als die erſten Anfänge des Schamanenthums bereits in den Urwäldern fanden. Da die Geſundheit der Menſchen die ſtete Zielſcheibe der Neckerei jener Geiſter iſt, ſo iſt auch der nächſte Beruf der Beſchwörer die Heilkunde, und wir finden alſo die Anfänge dieſer Wiſſenſchaft noch ungetrennt von dem, was bei weiterer Ausbildung als Theologie bezeichnet werden kann.

Cultur.

Die americaniſchen Jägernationen bieten im Vergleiche mit den familienweiſe zuſammenlebenden Waldindiern ein bei weitem erfreulicheres Bild dar; ein weſentlicher Fortſchritt auf dem Wege der Cultur iſt ſchon ihr Volksleben, mit Oberhäuptern und dem dieſen zur Seite ſtehenden Rathe; die größere Anzahl der Zuſammenlebenden hat günſtig auf die Entwickelung der geſelligen Verhältniſſe eingewirkt, es ſind größere, gemeinſame Unternehmungen möglich gemacht; dem Einzelnen giebt das Bewußtſeyn, daß er Mitglied eines Volkes iſt, Halt und Sicherheit und der Begriff von Eigenthum und Beſitz bildet einen Anhaltepunct für Vermehrung der leiblichen, wie der geiſtigen Habe nach allen Seiten hin.

So ſehen wir ſchon in Waffen und Geräthen, in Kleidung und Schmuck, in Wohnſtätten und Fahrzeugen, wie in den Grabſtätten die americaniſchen Jägervölker reicher als ihre urwäldlichen Brüder; ſie haben ausgebildete Familien- und Geſellſchaftformen, ihr öffentliches Leben im Frieden wie im Kriege zeigt feſtere Formen und ihre Begriffe von der Gottheit, der Welt und einem künftigen Leben ſind weiter entwickelt.

Auch die Sprache der americaniſchen Jägervölker zeigt gleichmäßig einen weſentlichen Fortſchritt; gleich dem Volke ſelbſt iſt ſie nicht allein in eine unzählige Menge einzelner Dialekte, ſondern ſogar ganz fremdartig nebeneinander ſtehender Sprachen getrennt. Faſt jede Nation hat ihre eigene ſelbſtändige Sprache, ja wir finden bei einigen Nationen eine Sprache für das gemeine Familienleben und eine andere für das öffentliche Leben*), ſo wie hinwiederum auch in dieſen Sprachen die Nüancen der Begriffe durch mannichfaltige Formen ſorgfältig unterſchieden und genau beſtimmt ſind (Proben bei Heckewelder S. 178.). Großen Formenreichthum zeigen namentlich die nordamericaniſchen Sprachen, es ſcheint als ob ſie die Armuth des Stoffes dadurch aufwiegen wollten, während der Reichthum des Stoffes derjenigen Sprachen, welche ſeit Jahrtauſenden im Gebrauch ſind, wie die chineſiſche und die deutſche, die Form möglichſt zu vereinfachen nöthigt. Die americaniſchen Sprachen ſind reich an grammatiſchen Formen, namentlich der Zeitworte, auch ſehr geſchickt in Geſtaltung zuſammengeſetzter Worte, und eben durch die verſchiedenartige und mannichfaltige Gruppirung ihrer Wurzelwörter geben ſie ihrer Sprache einen gewiſſen Reichthum. So wie ſie durch geſchickte Benutzung der wenigen ihnen dargebotenen Hülfsmittel, als Jäger oder Handwerker z. B., bei weitem mehr ausrichten als die mit den beſten Werkzeugen verſehenen Europäer, eben ſo verſtehen ſie mit den Wurzelwörtern ihrer Sprache ſich beſtimmt, kurz und bündig auszudrücken. Ich verweiſe deßhalb auf die von Heckewelder mitgetheilten Beiſpiele, z. B. die zahlreichen Compoſitionen aus und mit dem Worte wulit, wohl oder gut (ſ. 179. und 183.), dann die Entwickelung der Ausdrücke nad holin een, buchſtäblich hol Kahn uns, d. h. kommt mit dem Canot und ſetzt uns über den Fluß, oder wunachquim, Eichel von Wunipach Blatt, nach Hand und quim Nuß, alſo die Nuß eines Baumes, deſſen Blätter einer Hand ähnlich ſind. Ferner amanganaschquiminschi, wörtlich Breithandblattnußbaum, ſpaniſche Eiche: der Baum welcher die größten handförmigen Blätter hat (Heckewelder S. 181. 182.). Und ſo ſind dieſe Americaner im Stande, alle ihre Gedanken und Gefühle mit Leichtigkeit in ihrer eigenen Sprache auszudrücken, wie auch die chriſtlichen Miſſionäre das neue Teſtament und die ganze Bibel in jene Sprachen überſetzten und ihren Pfleglingen die Lehren des Chriſtenthums in ihrer eignen Sprache vorzutragen im Stande ſind (Heckewelder S. 202.).

An Statt jedoch in das grammatiſche Detail dieſer Sprachen

*) S. Heckewelder S. 158. über die Paraguaiſprachen. Dobritzhoffer II. 190 ff. Caraibiſch: Davies hist. of the Carribby Islandt Anhang. Sprachen am Orinocco, in Gilij Saggio di Storia America III. 135. Vor Allen aber Prinz Neuwied Reiſe in Nordamerica Th. II. S. 455 ff., wo nicht allein die Ueberſicht der neneſten Arbeiten gegeben, ſondern auch Wörterverzeichniſſe und Sprachproben von 23 nordamericaniſchen Sprachen mitgetheilt ſind.

einzugehen, ziehe ich vor, einige Proben der practiſchen Anwendung ihrer Sprache zu geben, die wir ſchon oben S. 263. aus einigen Liedern kennen lernten. Ich füge aus Heckewelder (S. 354 f.) zwei andere bei; das erſte iſt der Geſang der Lenapeſchen Krieger beim Auszug gegen den Feind.

O ich Armer,
der ich ausziehe zu ſtreiten gegen den Feind,
und weiß nicht, ob ich heimkehren werde
mich zu erfreuen der Umarmungen meiner Kinder
und meines Weibes.
O armes Geſchöpf!
deſſen Leben nicht in ſeiner Hand,
der über ſeinen Leib nicht Macht hat,
doch aber ſeine Pflicht zu thun verſucht
für ſeines Volkes Wohlfahrt.
O du großer Geiſt dort oben,
habe Mitleid mit meinen Kindern
und meinem Weibe!
Verhüthe, daß ſie meinetwegen nicht trauern!
Laß es mir in dieſem Unternehmen gelingen,
daß ich meinen Feind erſchlagen möge
und heimbringe die Siegeszeichen
zu meiner theuern Familie und meinen Freunden,
daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir,
gieb mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern,
zu meinem Weibe
und meinen Verwandten!
habe Mitleid mit mir und behüthe mein Leben,
und ich will dir ein Opfer bringen.

Der Geſang der Wyandotten-Krieger lautet alſo:

„Jetzt gehe ich an ein freudenvolles Geſchäft, o Gott, habe Mitleiden mit mir und laß mich Glück auf meinem Wege antreffen, verleihe, daß es mir gelingen möge."

Dieſe Lieder werden im Metrum geſungen; der Chorgeſang ſteigt und fällt, bald laut, bald leiſe, häufig tremulirend, jedoch im Allgemeinen nicht ganz unharmoniſch; zuweilen jauchzen ſie laut auf und beſchließen den Geſang gewöhnlich durch den Kriegsruf, einen hellen Schrei, wobei man die Stimme mit der Hand vor dem Munde tremuliren läßt (Prinz Neuwied I. 243.).

Außer dieſen Liedern erkennen wir das Talent der Darſtellung, welches den Nordamericanern in hohem Grade eigen iſt, vorzüglich aus den Erzählungen, womit ſie ſich beiſammenſitzend die Zeit verkürzen; eine ſolche theile ich aus Crevecoeur (S. 141.) namentlich auch deßhalb mit, weil ſie eine Ergänzung Manches früher mitgetheilten enthält. Das Talent der mündlichen Darſtellung ſteht in hoher Achtung bei Americanern, und dem guten Erzähler wird die größte

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit zu Theil. Die Erzählungen ſind theils ſcherzhafter und fröhlicher, theils auch ernſthafter und trauriger Art. Hier aber eine mohakiſche Heirathsgeſchichte:

Maſſotawana, der Sohn des Wappanome, aus dem Dorfe Niskotowaſſe, von dem Volke Tſchikaſſaw, war ein Krieger und ein Jäger, der ſchon lange Proben ſeines Muthes und ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt hatte. Er hatte ſich eine ſchöne und große Hütte erbaut, worin ſein Feuer brannte und ſein Keſſel aufgehängt war. Er hatte Ueberfluß an Fellen von Bibern, Büffeln, Füchſen und Bären. Auf dem Fiſchfange war er ebenſo glücklich als auf der Jagd, im Kriege an Tapferkeit den Ausgezeichnetſten unter uns gleich. Als er eines Tages ſein Canot am Ufer des Fluſſes Caspetowagan ausbeſſerte, erblickte er Napotelima, die Tochter des Tatobamico, welche Waſſer ſchöpfen wollte. Ein ganz neues Gefühl ergriff ihn, er ging zu ihr und ſprach: Wollteſt du wohl mein Feuer anblaſen? Sprich mit meinem Vater, antwortete ſie. Den andern Morgen beſuchte er Tatobamico bei ſeinem Feuer und ſprach: Willſt du mir wohl deine Tochter Napotelima zum Weibe geben? Morgen, antwortete der Greis, gehe ich auf eine ferne Jagd; willſt du mich dahin begleiten? Ja, ſprach Maſſotawana. Sie gingen ab. Da aber die Fahrt auf dem Fluſſe wegen der Strömungen und der Waſſerfälle ſehr beſchwerlich war, ſo mußte man über die erſten auf langen Stangen zu kommen ſuchen und bei den letztern das Canot auf den Schultern bis an ſtillere Waſſer tragen. Auf dem beſtimmten Jagdreviere endlich nahm jeder ſeinen Diſtrict vor ſich. Maſſotawana fing eine große Menge Hermeline in Schleifen, Wölfe in Gruben, Biber unter dem Eiſe, Füchſe in Schlingen und Hirſche auf dem Schnee. Nachdem er ihre Felle und ihr Fleiſch geräuchert hatte, brachte er alles zur Hütte des Tatobamico, der zu ihm ſprach: Ei, ei, es freut mich ſehr, zu ſehen, daß du ſo behende und geſchickt biſt. Morgen gehe ich nach dem Dorfe, willſt du mit mir zurückgehen? Ja, antwortete Maſſotawana! Sie reiſeten ab; aber indem ſie den Fluß Niſtotowa hinabfuhren, ſtieß das Canot auf einen Baumaſt und wurde leck. Maſſotawana lud es aus, trug es unter einen Baum und brachte einen ganzen Tag mit der Ausbeſſerung zu, ohne daß Tatobamico ſeinen Mund aufthat, oder die Hand anlegte. Am andern Morgen brachte er es wieder in den Fluß, packte die Ladung wieder ein und beſuchte ihn bei ſeinem Feuer: Alles iſt fertig, ſobald du deine Pfeife ausgeraucht haſt, kannſt du einſteigen; hier iſt dein Ruder. Sie fuhren davon. Bei der Ankunft in ihrem Dorfe ſprach Tatobamico: Ich habe ein vierſitziges Canot nöthig, kannſt du mir eins machen? Das ſollſt du ſehen, ſprach Maſſotawana. Gleich den folgenden Tag machte er den Graben, der zur Form dienen ſollte, ging in den Wald, Rinde von ſchwarzen Birken zum Ueberzuge zu holen, weiße Cedern zu den Borden, Waſſer-Eſchen zu den Rippen, zähe Weiden zu den Näthen und

Harz zum Verpichen. In einem halben Monde war das Canot fertig. Da, ſprach er zu Tatobamico, du hatteſt dieß von mir verlangt; ſieh zu, ob es dicht und gerade auf dem Waſſer iſt. Es iſt trocken und gut gemacht, erwiederte Tatobamico. Biſt du zufrieden, fragte der junge Jäger. Noch nicht; dieſen Abend ſollte ich mit Fackeln fiſchen, aber in meiner Abweſenheit hat man diejenigen verbrannt, die ich da gelaſſen hatte. Kannſt du mir welche machen? Du ſollſt ſehen. Bald darauf brachte er ihm ſechs, jede 3 Fuß lang. Hier ſind noch Hirſch- und Büffelhäute; kannſt du ſie im Rauch bereiten und mit Hirn gärben? Das ſollſt du ſehen! und einige Tage darauf brachte er ſie ihm ſehr biegſam und gut zurecht gemacht. Kannſt du mit Fackeln fiſchen? Das ſollſt du ſehen, antwortete der junge Mann. Sie gingen zuſammen, jeder fuhr in ſeinem Canot, und Maſſotawana harpunirte eine große Menge Stöhre. Nach dem Beſchluſſe der Fiſcherei ſprach Tatobamico: komm, wärme dich an meinem Feuer! Er ging mit. Fülle deine Pfeiſe, wir wollen zuſammen rauchen! Ich ſehe, fuhr der Greis fort, daß du ein behender, geduldiger und unermüdeter Jäger biſt; daß du Canots ausbeſſern und fertigen kannſt, daß du mit dem Netze, bei Fackeln, unter dem Eiſe, wie auf dem Waſſer, bei Nacht und bei Tage zu fiſchen verſtehſt. Man ſagt, daß du hurtig und zu allen Leibesübungen aufgelegt, daß du ein eben ſo tapferer Krieger als Jäger biſt; daß du den Hunger, die Strapazen und die Schmerzen, ohne zu klagen, zu erdulden weißt; daß du den Tod als den Weg anſiehſt, der die Tapfern in das Land führt, das unſere Voreltern bewohnen; daß du bereit biſt, dein Leben der Ehre unſerer Nation und unſeres Stammes aufzuopfern, daß du ſelbſt deinen Wigwam gebauet, daß du darin dein Feuer unterhältſt; daß du den Keſſel deines alten Vaters zu füllen dich bemüheſt, daß du lieber zuhörſt als ſprichſt, und endlich daß du das Feuerwaſſer der Weißen fürchteſt. Da dem ſo iſt, ſo biſt du werth Mann und Vater zu ſeyn. Geh zu meiner Tochter Napotelima, wiederhole ihr, was ich ſoeben geſagt habe, ſinge ihr dein Kriegslied, und iſt ſie dann zufrieden, ſo mag ſie dein Feuer anblaſen. Sey glücklich mit ihr und ſie mit dir. Vergiß nie, was ein braver Mann den Weibern ſchuldig iſt; ohne ſie würden wir Bären und Wölfe auf der Erde ſeyn

Nehmen wir zu dieſer einfachen Erzählung die bereits oben mitgetheilten mannichfachen Sagen von der Erſchaffung der Welt, der Urgeſchichte der Menſchheit u. ſ. w., ſo haben wir wohl einen Begriff von dem Talente der Darſtellung, welches den Nordamericanern eigen iſt.

Nicht minder einfach und natürlich iſt die Beredtſamkeit dieſer Volksſtämme, die — wie der Augenzeuge Heckewelder S. 207. bemerkt — ſagen, was ihnen ihr Gefühl eingiebt, ohne Kunſt und ohne Regel; ihre Reden ſind kräftig und eindringend, ihre Gründe kurz

und treffend, und ihr Weg zum Herzen der kürzeſte. Derſelbe Verfaſſer theilt als Beleg ſeiner Behauptung eine Rede mit, für deren Aechtheit er bürgt. Sie ward am 9. Nov. 1801 zu Detroit auf der Gränze von Canadien vom Delawarenhäuptling Pipe gehalten und war an den commandirenden engliſchen Officier jenes Poſtens gerichtet. Sie lautet alſo:

„Vater — (zu den Zuhörern) ich habe geſagt Vater, doch in der That weiß ich nicht, warum ich ihn ſo nenne, da ich nie einen andern Vater gekannt habe, als die Franzoſen und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indeſſen auch dieſe Benennung uns iſt auferlegt worden, ſo will ich mich derſelben bedienen und ſagen: (ſich zu dem Officier wendend) — Vater! vor einiger Zeit haſt du mir eine Streitaxt in die Hand gegeben, indem du ſprachſt: nimm dieſe Waffe und verſuche ſie an den Häuptern meiner Feinde den langen Meſſern und berichte mir darnach, ob ſie ſcharf und gut war. Vater, zu der Zeit, da du mir dieſe Waffe gabſt, hatte ich weder Urſache noch Neigung ein Volk zu bekriegen, welches mir nichts zu Leide gethan hatte, doch aus Gehorſam gegen dich, der du ſprichſt, ich bin dein Vater und mich dein Kind nenneſt, nahm ich deine Streitaxt und wohlwiſſend, daß, wenn ich nicht gehorchte, du mir die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe vorenthalten würdeſt, ohne welche ich nicht beſtehen konnte, und welche nirgend anderswo zu bekommen ſind als im Hauſe meines Vaters. Vater! du hältſt mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf dein Geheiß und auch in einer Sache, welche mir keine Ausſicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es iſt deine Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit iſt es, die langen Meſſer zu bekämpfen, ihr habt unter euch einen Streit angefangen und ihr ſolltet ihn ausfechten. Ihr ſolltet eure Kinder, die Indianer, nicht nöthigen ſich Gefahren auszuſetzen um euretwillen. — Vater! manches Leben iſt ſchon dahingerafft worden für eure Sache! Völker haben gelitten und ſind geſchwächt worden. Kinder haben Aeltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß, wie viele noch umkommen werden, ehe euer Krieg zu Ende ſeyn wird. — Vater! Ich habe geſagt, du möchteſt mich vielleicht für einen Thoren halten, weil ich mich ſo gedankenlos auf eure Feinde ſtürze. Halte mich aber nicht dafür, Vater! denke nicht, daß es mir an Verſtande fehlt um einzuſehen, daß, wiewohl ihr jetzt vorgebt, eine immerwährende Freundſchaft gegen die langen Meſſer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen ſchließen dürftet. Vater! du ſagſt, daß du deine Kinder, die Indianer lieb habeſt. Du haſt es ihnen oft geſagt, und es iſt auch dein Vortheil, ihnen dieß zu ſagen, damit ſie dir zu Dienſte ſtehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß du ein Volk von einer andern Farbe als die deinige lieber haben könnteſt als diejenigen, die, wie du ſelbſt, eine weiße Haut haben. Vater! merke auf das,

was ich ſagen werde. Indem du mich, Vater, gegen deinen Feind anhetzeſt, beinahe eben ſo wie ein Jäger ſeine Hunde auf das Wild; indem ich darüber aus bin, mit der zerſtörenden Waffe die du mir gabſt auf deinen Feind loszuſtürzen, möchte es ſich etwa zutragen, daß ich zurückblickte nach dem Orte, von welchem du mich aufjagteſt, und was werde ich ſehen? Vielleicht ſähe ich meinen Vater, wie er den langen Meſſern die Hand giebt und drückt, ja eben dieſe Menſchen, die er jetzt ſeine Feinde nennt — vielleicht ſähe ich ihn dann über meine Thorheit, ſeinem Befehle gehorcht zu haben, lachen; und doch wage ich jetzt mein Leben auf ſein Geheiß? Vater, behalte, was ich geſagt habe, im Gedächtniß. Nun Vater! ſiehe was mit der Streitart, die du mir gegeben, iſt ausgerichtet worden — (er hob den Stab mit dem Scalp). Ich habe mit der Streitaxt gethan, was du mir zu thun geboteſt, und fand ſie ſcharf. Dennoch that ich nicht alles, was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir. Ich fühlte Mitleiden mit deinem Feinde. Die Unſchuld (Kinder und Weiber) hatte keinen Theil an euren Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterſchied und verſchonte. Ich erbeutete einiges lebendige Fleiſch (Gefangene), welches ich auf dem Wege es dir zu bringen, in eines von euren großen Canots, das ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirſt du das Fleiſch bekommen und finden, daß die Haut die nämliche Farbe hat, wie die deinige. Vater, ich hoffe, du wirſt nicht vernichten, was ich verſchont habe. Du, Vater, haſt die Mittel, das, was bei mir vor Mangel umkommen würde, zu erhalten. Der Krieger iſt arm und ſeine Hütte iſt beſtändig leer, dein Haus aber, Vater, iſt beſtändig voll.

In dieſer Weiſe ſind nun die Reden der Americaner, von denen uns auch Crevecoeur und andere mehrfache Proben aufbewahrt haben*). Sie ſind ſehr reich an metaphoriſchen Redensarten, deren Heckewelder (S. 215.) eine ganze Sammlung aufbewahrt hat, und von denen wir im Vorhergehenden manche Probe bemerkt haben.

Dieſe metaphoriſche Redeweiſe iſt aber gewiſſermaßen eine vergeiſtigte Bilderſchrift, deren röheſte Anfänge wir bereits auf Neuholland gefunden haben. Unter Umſtänden, wo die Indianer, namentlich die nördlichen Nationen, das laute Wort nicht anwenden können oder dürfen, bedienen ſie ſich einer Gebärden- und Zeichenſchrift. Mit Hülfe derſelben verſtändigen ſich auch diejenigen Völkerſchaften, deren Sprachen weſentlich verſchieden ſind; eine Sprache, welche der Menſch auch auf den höhern Stufen der Cultur für ähnliche Fälle beibehält und die ihm zudem als Begleitung ſeiner Reden dient, wenn Eifer und Leidenſchaft den Sprechenden beſeelen.

Nächſtdem haben die americaniſchen, namentlich die nördlichen Nationen eine förmliche Bilderſchrift, vermittelſt welcher ſie That-

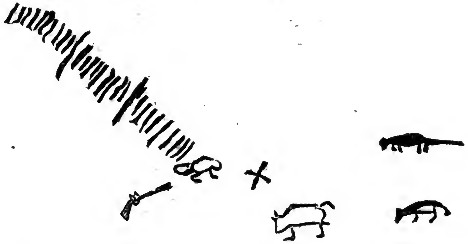
*) Crevecoeur S. 345. 365. Loskiel Geſch. der Miſſion S. 653.

ſachen auf eine ſo einfache Weiſe angeben, daß diejenigen, denen jene Zeichen geläufig ſind, ſie mit größter Leichtigkeit verſtehen. Auf einem Stück Baumrinde oder auf einem entrindeten Baume, der am Wege ſteht, können ſie ihren Landsleuten Nachrichten und Anweiſungen mittheilen. Auf ſolche Weiſe machen ſie den Vorübergehenden bekannt, daß die Hiergeweſenen eine Parthei Krieger waren, von ſo und ſo viel Mann, von dem oder jenem Orte oder Stamme; dann wieviel von jedem Stamme, unter weſſen Anführung, in welcher Richtung ſie dem Feinde nahen, wie viel Tage ſie vom Haus und wieviel ſie auf dem Rückwege waren, wieviel Feinde ſie erſchlagen, wieviel Gefangene und Scalps ſie eingebracht, wieviel ſie ſelbſt verloren, wie ſtark die Anzahl der Feinde und von welchem Stamme u. ſ. w. Auf gleiche Weiſe beſchreiben ſie eine Jagd und jeden andern Vorfall. Wenn die Indianer auf der Reiſe zu einem Kriege oder zu einem entfernten Jagdreviere begriffen ſind, ſo werden einige junge Leute vorausgeſchickt, um neben dem Wege zu jagen, welche, wenn ſie einen Hirſch, einen Bär oder ein anderes Stück Wild erlegt haben, es an den Weg bringen, ſo daß die Vorüberziehenden es ſogleich mit nach dem Lagerplatze nehmen können, wo ſie zur Nacht alle zuſammen treffen. Haben nun die jungen Leute das Wild am Wege aufgefangen, ſo machen ſie eine Art von Sonnenzeiger, um diejenigen, die des Weges kommen müſſen, von der Tageszeit zu benachrichtigen, um welche ſie hier ankamen und wieder weiter gingen. Sie ſuchen zu dem Ende eine reine Stelle auf dem Wege, oder machen eine ſolche neben demſelben und nachdem ſie einen Kreis in den Sand gezogen haben, befeſtigen ſie einen Stock von 2—3 Fuß Länge in dem Mittelpuncte und biegen das obere Ende deſſelben nach der Gegend des Horizontes, wo die Sonne zu der zu bezeichnenden Zeit ſtand. Wollen ſie bemerken, wo ſie bei ihrer Abreiſe ſtand, ſo ſtecken ſie zwei beſondere Stäbchen ein. Die Jäger haben beſondere Zeichen, welche ſie an Bäumen machen, da wo ſie ſich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder ihrem Lagerplatze oftmals auf eine Entfernung von vielen Meilen begeben. Die Frauen aber, welche aus ihren Dörfern kommen, um das Wild vom Lagerplatze zu holen, finden ſich eben ſo ſicher nach dieſen Zeichen, als wenn ſie nach der Stelle hingeführt würden (Heckewelder S. 203 ff.). Dieſe Jägervölker, welche ſo außerordentlich geübt in Erkennung jeder Art von Fährte, die jeden Umſtand genau beobachten, deren geübtem Blicke nichts entgeht, finden auch gar bald an den Bäumen oder am Boden die Nachweiſung, die ihnen von den früher Anweſenden gegeben wird. Dazu kommt nun eben die auch in ihrem Verkehr gewöhnliche metaphoriſche Redeweiſe, welche ihnen das Verſtändniß derartiger Andeutungen erleichtert. In dieſe Claſſe der Denkmäler gehören nun auch jene ſeltſamen Felsinſchriften, welche wir namentlich in Südamerica finden, die jedoch aus einer andern Cultur-

periode jener Völker ſtammen und auf welche wir im fernen Verlaufe unſerer Betrachtung zurückkommen werden.

Dieſe Bilderſchrift dient nächſtdem auch zur Verſtändigung zwiſchen den europäiſchen und den eingebornen Americanern. So fand Capitän Franklin am Fort Entrepriſe, wie man, um ein einſam verlaſſenes Haus vor den Einbrüchen der Indianer zu ſchützen, an die verrammelte Thür deſſelben eine Zeichnung heftete, welche einen Mann darſtellte, der in drohender Stellung einen Dolch zuckte (Franklin 1. Reiſe 384.). Ein Schawaneſe, der einem Weißen ein Pferd geſtohlen hatte, wies die ungeſtümen Forderungen des Eigenthümers dadurch ab, daß er mit Kohle eine Zeichnung an die Wand brachte, welche einen Weißen darſtellte, der dem Pferde in die Zügel griff und einen Indianer, der einen Weißen eben ſcalpirte (Heckewelder S. 206.).

In neuer Zeit haben die Americaner auch ſolche Zeichen auf Papier im Verkehre mit den Weißen angewendet und Prinz Neuwied (Reiſe II. 657.) theilt beifolgenden Brief eines Mandan-Indianers mit, zu welchem er folgenden Commentar giebt: Das Creuz bedeutet, ich will tauſchen oder handeln. Drei Thiere, das eine ein Biſon, die beiden andern ein Fiſcher (mustela canadensis) und eine Fiſchotter ſind zur Rechten des Creuzes abgebildet. Der Schreiber will die Felle dieſer Thiere und zwar wahrſcheinlich eines weißen Biſons gegen die von ihm auf der linken Seite des Creuzes abgebildeten Gegenſtände eintauſchen. An der linken Seite hat er zuerſt einen Biber ſehr deutlich angebracht, hinter welchem eine Flinte ſteht. Zur Linken des Bibers befinden ſich dreißig Striche, immer zehn durch eine längere Linie abgetheilt. Dieß bedeutet, ich will dreißig Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Creuzes abgebildeten drei Thiere geben.



Die Buchſtabenſchrift iſt den Indianern, nachdem ſie dieſelbe bei den Weißen kennen gelernt hatten, Anfangs als etwas zauberhaftes, ſpäter aber als eine überaus ſchätzbare und nützliche Erfindung erſchienen, und ein junger Schawaneſe äußerte ſich folgendermaßen dar-

über, als ihm ein Weißer ein in die Feder geſagtes Lied vorlas. „Wie, ſprach er, mit einer Gänſefeder, die nur drei Finger führen, kannſt du meinen Worten ſagen, ſteht feſt auf dieſer Birkenrinde und ſie bleiben ſtehen! So oft es dir einfallen wird, kannſt du ihr ferner ſagen: wiederhole mir dieſe Gedanken und wird ſie wiederholen! Warum können wir das mit unſern zehn Fingern nicht auch? Wie können dieſe Zeilen, die todt ſind, wie die, welche unſere Kinder in den Sand des Ufers ziehen, die lebendigen Worte eines Abweſenden oder nach Weſten gereiſeten Mannes wiederſagen? Dieß heißt zu ihm reden laſſen, ohne daß er den Mund öffnet, ſogar nachdem ſeine Augen die Sonne des Lebens nicht mehr erblicken. Was unterſcheiden denn deine Leute an dieſen kleinen ſchwarzen Figuren, die du ſchnell dahin wirfſt? Sollen ſie da etwas ſehen können, wo die meinigen, die doch wohl ſo gut als deine ſind, nichts ſehen! — Ich höre ſie nicht, hörſt du ſie denn? — Nein — Nun, wenn ſie gegen dich eben ſo ſtumm ſind, als gegen mich, wie machſt du es denn, um das zu wiederholen, was ich dir geſagt hatte? Oder iſt nicht etwa dein Gedächtniß ſtärker als meines und hat dir dieß alles dargeſtellt? Nein, ſprichſt du, ich verſtehe nichts davon. Vielleicht kommt es wie der Thau des Frühlings nach dem langen Froſte des Winters, wie die Sonne nach dem Gewitter, von dem großen Geiſte, der den Weißen dieſe Kunſt lehrt?" (Crevecoeur S. 357.).

Die Americaner haben gegenwärtig die Schreibkunſt gar wohl begriffen und die Irokeſen haben ihren Taut gefunden, der für ſeine Sprache ein beſonderes Alphabat aus den Europäiſchen compilirt hat*).

Bei den Nordamericanern finden wir nächſtdem auch die Kunſt, eine Gegend, welche ſie bereiſet haben, in der Art unſerer Landcharten darzuſtellen. So fand Mackenzie (Reiſe 238.) bei den nördlichen Indianern einen Mann, der ihm eine Charte in den Sand zeichnete: Er zeichnete zuerſt eine ſehr lange Landſpitze zwiſchen den Flüſſen, ohne jedoch die geringſte Aufmerkſamkeit auf den Lauf derſelben zu verwenden und ſtellte ſie als in den großen See fließend vor, an deſſen Ende ein Weißmanns-Fort wäre (S. 364. 413.), wie ſich denn alle nördliche Indianer gar leicht in ſolche Darſtellungen fanden.

Außerdem berichtete Heckewelder (S. 498.) von einem Delawaren, der im Lande umherzog und ſeine Landsleute zum Widerſtande gegen die Fortſchritte der Weißen aufforderte und der nach der Anweiſung des großen Geiſtes eine Art von Landcharte auf einem Stück Hirſchleder gezeichnet hatte, welche er das große Buch oder die Schrift nannte. Er wollte dadurch ſeinen Landsleuten die Lage zeigen, in welche der Mannito ſie urſprünglich geſetze habe und das Elend deutlich machen, welches ſie durch Vernachläſſigung ihrer Pflicht über ſich ge-

*) Der Irokeſe Gneß. Bromme Nordamerica I. 254., ſein Portrait in Kennedy's history of the Indian tribes. S. 63.

bracht haben, ſo wie den einzigen übrigen Weg das Verlorene wieder zu erlangen. Die Charte hatte etwa 15 Zoll ins Gevierte. Es fand ſich auf derſelben ein Viereck, welches durch Linien von etwa 8 Zoll gebildet wurde, doch waren zwei von dieſen Linien nicht ganz ausgezogen, ſondern ließen in den Winkeln eine Oeffnung von etwa einem halben Zoll. Quer über die Linien des inneren Viereckes waren viele andere Linien, etwa einen Zoll lang, gezogen, auch fanden ſich daſelbſt noch andere Linien und Zeichen, welches alles beſtimmt war, eine ſtarke und unzugängliche Barriere vorzuſtellen, wodurch diejenigen, die draußen wären, verhindert werden ſollten, in den innern Raum hineinzugehen, außer nur an der dazu beſtimmten Stelle. Wurde die Charte nach ſeiner Anweiſung gehalten, ſo lagen die nicht geſchloſſenen Winkel des Viereckes an der linken Seite, einander gerade entgegengeſetzt, da der eine in der Richtung von Südoſt gen Süd, der andere aber in der von Nordoſt gen Süd lag. Wenn er nun die einzelnen Puncte dieſer Charte erläuterte oder beſchrieb, indem er mit dem Finger darauf hinwies, ſo nannte er den Raum innerhalb der Linien die himmliſchen Gegenden oder den Ort, welchen der große Geiſt den Indianern im künftigen Leben zur Wohnung beſtimmt habe; den Raum, welcher am ſüdöſtlichen Winkel offen gelaſſen war, nannte er den Eingang, welcher für die Indianer beſtimmt geweſen wäre, um in jenen Himmel zu kommen, welcher aber jetzt im Beſitz der weißen Leute ſey. Der große Geiſt habe deßhalb ſeitdem einen andern Eingang an der entgegengeſetzten Seite anbringen laſſen, wo es aber gefährlich und beſchwerlich für ſie wäre, einzugehen, weil ſich in dem Wege manche Hinderniſſe fänden und überdieß ein breiter zu einem Abgrunde in der Tiefe führender Graben da wäre, über welchen ſie ſpringen müßten, aber der böſe Geiſt lauerte an dieſer Stelle beſtändig auf Indianer und keiner, den er ergriffe, könne je wieder von ihm loskommen, ſondern würde von ihm in ſein Gebiet geführt, wo die äußerſte Armuth herrſche, wo der Boden wegen Mangel an Regen völlig ausgetrocknet wäre, keine Frucht zur Reife käme, das Wild, weil es ihm an Weide fehle, beinahe völlig verhungere und wo der böſe Geiſt nach Wohlgefallen Menſchen in Pferde und Hunde verwandele, um darauf zu reiten oder ſich von ihnen auf die Jagd und andre Fahrten begleiten zu laſſen. Der Raum außerhalb dieſes innern Vierecks ſollte das Land vorſtellen, welches den Indianern gegeben worden wäre, um darin zu jagen, zu fiſchen und zu wohnen, ſo lange ſie in dieſer Welt wären; die Oſtſeite dieſes Raumes führte den Namen der Ocean oder der große Salz-See. Der Redner fügte nun dieſen Darſtellungen ſeine Erläuterungen bei, ſagend: Seht hierher, ſeht was wir durch Nachläſſigkeit und Ungehorſam verloren haben, durch Mangel an Dankbarkeit gegen den großen Geiſt, durch Vernachläſſigung hinlänglicher Opfer, dadurch, daß wir ein andersfarbiges Volk, welches über den großen See zu uns gekommen iſt, für

unſeres Gleichen anſahen, ihm die Niederlaſſung bei uns geſtatteten und gleichgültig zuſahen, wie ſie unſer Land wegnahmen und dieſen Eingang beſetzten, welcher in die uns beſtimmten himmliſchen Gegenden führt. Er ſetzte ihnen nun die Mittel auseinander, welche geeignet ſind, den Schaden zu erſetzen und jenen Eingang wieder zu erwerben. Er rieth ferner, daß jede Familie ſolch eine Schrift aufbewahren möge, welche er ihnen das Stück um die Haut eines Hirſchbocks oder zwei Hirſchkuhhäute ablaſſen wolle. In einigen dieſer Charten war der Umriß eines Hirſches oder eines Wälſchhahns, oder auch beider Thiere in die himmliſchen Gegenden angebracht, doch zeigten ſich die an der erſten Stelle fett und ſchwer, wogegen die in der letztern aber nur aus Haut und Knochen zu beſtehen ſchienen.

Hierher gehören endlich auch die ſchöngemalten Biſonroben, welche die Heldenthaten ihrer Beſitzer enthalten und von denen Prinz Neuwied Abbildungen mittheilt. Die eine ſtellt dar, wie Matotope, der Mandan-Häuptling einſt vier berittenen Chayennes begegnete. Da der Chef der letztern ſah, daß die Feinde zu Fuße waren, das Gefecht daher ungleich ſeyn würde, ſo ſtiegen ſie ab und gingen zu Fuße auf einander los. Die beiden Chefs ſchoſſen nacheinander, fehlten, warfen die Gewehre weg und griffen ſchnell zur blanken Waffe. Der Chayenne, ein großer, ſtarker Mann zog ſein Meſſer, der leichtere, ſehr gewandte Matotope führte die Streitart. Eben wollte der erſte den letztern erſtechen, als ihm dieſer in das Meſſer griff, ſich zwar ſtark an der Hand verwundete, aber dem Feinde die Waffe aus der Hand drehte und ihn damit erſtach, worauf die Chayennes die Flucht ergriffen. Die Zeichnung ſtellt die abgeſchoſſenen weggeworfnen Gewehre, das von des Mandans Hand herabfließende Blut, die Fußtritte der beiden Krieger, die Wolfſchwänze an ihren Ferſen und den mit der Otternbinde um die Stirn geſchmückten Chayenne vor (Prinz Neuwied Reiſe II. 316.).

Ich habe auf unſerer XVII. Tafel dieſe Zeichnung in verkleinertem Maaßſtabe mitgetheilt; es iſt auffallend, wie ſehr dieſe erſten Proben der zeichnenden Kunſt der Jäger- und Fiſcherſtämme mit den altägyptiſchen, indiſchen und den älteſten griechiſchen Zeichnungen zuſammenſtimmen, wie ferner auch hier in der Kunſt das Nothwendige, das Weſentliche in den Vordergrund tritt.

Die Anſichten der americaniſchen Völkerſchaften über die ſichtbare Welt, über die Geſtirne, die Erde, ihre Kenntniß der Geſteine, Pflanzen und Thiere, haben wir bereits in Erwägung gezogen; es bleibt uns noch übrig ihre Art zu zählen und die Zeit zu meſſen. Die ſüdlichen Americaner ſind an Zahlwörtern ſehr arm. Die Abiponer z. B. haben nur für drei Zahlen eigentliche Ausdrücke: **Innitara** eins, **inoaka** zwei und **inoaka yekaini** drei. **Geyenknate**, die Straußenzehen, deren vier ſind, drei vorn und eine hinten, drückt vier aus; **Neenhalek**, die ſchöne Haut mit Flecken von fünferlei Farben,

aber fünf, welches auch durch Hanamhegem, die Finger einer Hand, bezeichnet wird. Lanamrihegem, die Finger beider Hände, iſt zehn, Lanamrihegem cat Grachechaka anamichirihegem, die Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen, muß zwanzig ausdrücken. Soll mehr als zwanzig genannt werden, ſo nehmen ſie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, gewiſſermaßen die Unzählbarkeit anzudeuten. Um eine Anzahl Pferde zu beſtimmen, bezeichnen ſie die Länge des Raumes, welchen dieſelben nebeneinander geſtellt einnehmen würden. Ordnungszahlen haben die Abiponer nur zwei, era namachit der erſte und cat Lahana und noch eins; enam cahec der vorausgeht, inagehek der am letzten kommt (Dobritzhoffer II. 203.). Eben ſo arm ſind die Caraiben, die wie die Abiponer die Zahl Zwanzig durch Zuſammenſtellung ihrer ſämmtlichen Zehen, was mehr als zwanzig durch ihr Haar oder den Sand am Meer ausdrücken (Davies hist. of the Carribby Islands 264.).

Auch die Arrowaken haben Aehnliches, ſie zählen folgendermaßen: Eins Abba, zwei Biama, drei Kabbuin, vier Bibiti, fünf Abbatekabbu, d. h. eine Hand, ſechs Abbattiman, ſieben Biamattiman, acht Kabbuintiman, neun Bibititiman, zehn Biamantekabbu, d. h. zwei Hände, elf Abbakuttihibena, eins von den Füßen, zwölf Biama kuttihibena, d. h. zwei von den Füßen. Von da an ſetzen ſie gemeiniglich ſchon tadiaku oder tupakittan, darüber, hinzu. Zwanzig Abba lukku ein Menſch, ein und zwanzig Abba lukku abba tadiaku zwanzig und eins noch drüber; hundert drücken ſie mit „fünf Menſchen" aus, weiter aber geht ihre Zählkunſt nicht (Quandt 299 ff.).

Aehnlich iſt auch die Zählungsart der nordamericaniſchen Indianer, von denen die Irokeſen ſchon zu Loskiels Zeit bis hundert und tauſend zu zählen verſtanden. Zahlzeichen haben ſie nicht, ſondern ſie machen, wie wir aus dem oben mitgetheilten Briefe erſehen, je nach zehn Strichen einen Abſchnitt oder ein Creuz und fangen dann zehn neue Striche an, bis ſie die nöthige Summe ausgedrückt haben (Loskiel S. 39.).

Die Zeit theilen die americaniſchen Nationen auf mannichfache Art ein, je nachdem Clima und Lage bemerkenswerthe, regelmäßig wiederkehrende Abſchnitte machen; der Mond dient allen als Anhaltepunct; ſo bedeutet Grauk bei den Abiponern Mond und Monat. Die Blüthe des Johannisbrodes iſt bei denſelben die Bezeichnung des Jahres und die Frage nach dem Alter eines Menſchen geſtaltet ſich daher alſo: wie oft hat in deinem Leben das Johannisbrot geblühet? (Dobritzhoffer II. 217.).

Die Nordamericaner zählen nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten. Der Tag ſelbſt wird nach dem Stande der Sonne berechnet, wie wir bereits oben (S. 331.) ſahen. Der Indianer ſagt: ich komme, wenn die Sonne an dem Orte ſteht. Die Delawaren theilen das Jahr in Winter, Frühling, Sommer, Herbſt; die meiſten ſetzen

den Anfang des Jahres in den Frühling. Die Monate haben ihre beſonderen Namen. Bei den Delawaren und Irokeſen heißen ſie (nach Loskiel S. 41.):

1) März: der Schädmonat, weil dieſe Fiſchgattung dann die Flüſſe in großer Anzahl erfüllt.
2) April: Pflanzmonat, weil das Wälſchkorn ausgeſäet wird.
3) Mai: der Monat, wo das Wälſchkorn gehackt wird.
4) Juni: der Monat, da die Hirſche roth werden.
5) Juli: der Monat, wo das Wälſchkorn gehäufelt wird.
6) Auguſt: der Monat, wo das Wälſchkorn in der Milch ſteht.
7) September: der erſte Herbſtmonat.
8) October: der Aerntemonat.
9) November: der Jagdmonat.
10) December: der Monat, wo die Hirſchböcke die Hörner abwerfen.
11) Januar: der Monat der Eichhörnchen, weil die Erdeichhörnchen aus ihren Löchern hervorkommen.
12) Februar: der Froſchmonat.

Die Mandans (Prinz Neuwied II. 191.) haben folgende Monate:

1) Januar: Monat der ſieben kalten Tage.
2) Februar: Monat der Ranzzeit des Wolfes.
3) März: Monat der kranken Augen.
4) April: Monat des Wildbräts, der Wildgänſe, der Enten oder auch Monat, welcher das Eis aufbricht.
5) Mai: Monat der Mais-Saat oder der Blumen.
6) Juni: Monat der reifen Cervis-Birnen.
7) Juli: Monat der reifen Kirſchen.
8) Auguſt: Monat der reifen Pflaumen.
9) September: Monat des reifen Maïs.
10) October: Monat der abfallenden Blätter.
11) November: Monat, wo die Flüſſe zufrieren.
12) December: Monat des kleinen Froſtes.

In dieſer Weiſe haben auch die Mönnitarris (Prinz Neuwied II. 233.), die Kniſtenos (Mackenzie S. 116.) ſo wie die Winibagos (Crevecoeur S. 199.) ihre Monate eingetheilt und nach der Erſcheinung der Landesproducte genannt.

Die Jahre werden theils nach Schneen, theils nach Frühlingen, Sommern, Herbſten berechnet. Die, welche über dreißig Jahr alt ſind, wiſſen ſelten ihr Alter genau anzugeben. Manche beſtimmen es durch eine merkwürdige Begebenheit, einen harten Winter, tiefen Schnee, einen Indianerkrieg, die Gründung einer Colonie (Loskiel S. 40.).

Die Geſchichte

der americaniſchen Jägervölker bietet uns noch nicht das Bild des lebendigen Fortſchrittes dar, welcher durch das Hinzutreten activer Ele-

mente in die paſſive Maſſe hervorgebracht wird. Es iſt der Grundzug des Lebens dieſer Völker jenes ruhige Beharren, ſich Ergänzen, welches wir in dem ungepflegten Urwalde, ja in der ganzen Pflanzenwelt finden, wo dieſe in großen Maſſen beiſammen ſteht. Fremde eindringende Gewalten, Stürme und Fluthen, gewaltſame Veränderungen der Erdoberfläche durch Erdbeben und andere vulcaniſche Ereigniſſe vernichten theilweiſe dieſen Urwald und machen den Boden zu anderweiten vegetabiliſchen Erzeugniſſen fähig.

So trafen die erſten Europäer, welche America betraten, außer jenen bedeutenden Reichen in den Aequinoctialgegenden noch andere zahlreiche Völkerſchaften an, von denen ſie freundlich aufgenommen wurden und Gebiete käuflich überlaſſen erhielten. Die Folge davon war, daß in dem Maaße, in welchem der Wohlſtand und die Anzahl der neuen Ankömmlinge zunahm, die Eingebornen in Verfall geriethen durch hitzige, berauſchende Getränke, durch zerſtörende Krankheiten, namentlich durch die Syphilis und die Blattern, dann durch die Kämpfe, welche die Fremden unter den verſchiedenen Völkerſchaften anſtifteten; durch Liſt und Gewalt ſchmolz in einem Zeitraume von etwa dreihundert Jahren die Anzahl der eingebornen Americaner dergeſtalt zuſammen, daß zu befürchten ſteht, dieſer Menſchenſtamm werde wenigſtens in Nordamerica in den nächſten Jahrhunderten ganz aus der Reihe der Völker verſchwinden.

Als dieſe Völker noch unberührt von fremdem Einfluß nebeneinander ſtanden, fand unter den Nachbarn ein freundſchaftlicher Verkehr Statt, der wohl durch Krieg und Feindſeligkeiten unterbrochen, allein auch bald wieder hergeſtellt wurde. Die Völkerſchaften lebten innerhalb ihrer alten Gränzen und der Frieden war durch Verträge und Bündniſſe geſichert.

Ein ganz eigenthümlicher Vertrag fand einſt zwiſchen den Delawaren und Irokeſen Statt, welche lange Zeit in heftiger Feindſchaft gelebt hatten. Die Irokeſen ſahen endlich ein, daß die Delawaren ihnen in der That überlegen waren und daß längere Fortſetzung des Krieges ihren Untergang herbeiführen müſſe. Sie ſchickten alſo Abgeordnete mit folgender Botſchaft an die Delawaren: „Es iſt nicht gut, daß alle Nationen Krieg führen: denn das wird endlich den Untergang der Indianer nach ſich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel gedacht, dieſem Uebel vorzubeugen, ſo lange es noch Zeit iſt. Es ſoll nämlich eine Nation die Frau ſeyn, die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern kriegführenden Nationen aber ſollen die Männer ſeyn und um die Frau herumwohnen. Niemand ſoll die Frau antaſten, noch ihr etwas zu Leide thun und wenn es Jemand thäte, ſo wollen wir ihn ſogleich anreden und zu ihm ſagen: warum ſchlägſt du die Frau? dann ſollen die Männer über den herfallen, der die Frau geſchlagen hat. Die Frau ſoll nicht in den Krieg ziehen, ſondern ſo viel möglich den Frieden zu erhalten ſuchen. Wenn

alſo die Männer um ſie herum ſich einmal mit einander ſchlagen und der Krieg heftig werden will, ſo ſoll die Frau Macht haben ſelbige anzureden und zu ihnen ſagen: Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch ſo herumſchlagt? es wird uns faſt bange. Bedenkt doch, daß euere Weiber und Kinder umkommen müſſen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn ſelbſt vom Erdboden vertilgen? und die Männer ſollen alsdann auf die Frau hören und ihr gehorchen."

Die Delawaren geben vor, ſie hätten die Abſicht der Irokeſen nicht ſogleich gemerkt und ſichs gefallen laſſen die Frau zu werden. Nun ſtellten die Irokeſen eine große Feierlichkeit an, luden die Delawaren dazu ein und hielten an die Bevollmächtigten eine nachdrückliche Rede, welche aus drei Hauptſtücken beſtand:

1) Wir ziehen euch einen Weiberrock an, der bis auf die Füße reicht und ſchmücken euch mit Ohrgehängen.

2) Wir hängen euch eine Kürbisflaſche mit Oel und mit Medicin an den Arm. Mit dem Oel ſollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit ſie aufs Gute und nicht aufs Böſe hören, die Medicin aber bei ſolchen Völkern brauchen, die ſchon auf thörigte Wege gerathen ſind, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen und ihr Herz zum Frieden wenden.

3) Wir geben euch hiermit einen Wälſchkornſtängel und eine Hacke in die Hand (zum Zeichen, daß der Feldbau der künftige Beruf der Delawaren ſeyn ſolle).

Jeder Satz wurde mit einem Wampumgürtel bekräftigt und ſeitdem ſind die Delawaren von den Irokeſen Schweſterkinder benannt worden. Die drei Delawarenſtämme hatten ſich Mitgeſpielinnen genannt, dieſe Titel aber nur in feierlichen Rathsverſammlungen angewendet. Die Delawarennation war nun ſeitdem die große Friedensbewahrerin und ihr war der große Friedensgürtel und die Friedenskette anvertraut. Die Mitte der Kette liegt auf ihrer Schulter und wird von ihr feſtgehalten, die übrigen Völkerſchaften aber faſſen das eine, die Europäer das andere Ende derſelben an. So blieb es bis zum Jahre 1755, wo ein Indianerkrieg mit den Weißen ausbrach, in welchen auch die Delawaren und Irokeſen mit verwickelt wurden. Es entſtand ein neuer Vertrag, dem zufolge der Weiberrock des Delawarenvolkes um etwas kürzer gemacht und ihr ein Beil in die Hand gegeben wurde, damit ſie ſich vertheidigen könne. Endlich machten die Irokeſen den Vorſchlag, daß die Delawaren doch als Hülfsvölker gegen die Weißen auftreten, daß ſie den Weiberrock ganz ausziehen und ſich wieder als Männer kleiden möchten. Die Delawaren, welche einſahen, daß die Irokeſen damit ihren Untergang bezweckten, lehnten den Vorſchlag ab, und einer ihrer Häuptlinge ſprach: „Warum wollt ihr der Frau ihren Rock wegnehmen? Ich ſage euch, wo ihr es thut, ſo ſollt ihr wiſſen, daß Geſchöpfe darin ſind, die euch beißen werden. Habt ihr aber Luſt, ſo wollen wir es wieder

mit einander verſuchen und ſehen, wer gewinnen wird." Die Irokeſen ſchwiegen zwar zu dieſer trotzigen Herausforderung, waren aber ſo erbittert darüber, daß ſie nachher auf Anſtiften der Engländer über die Delawaren herfielen, viele derſelben gefangen nahmen, die Dörfer an der Susquehanua zerſtörten und das Vieh erſchlugen (Loskiel S. 160.).

Wir finden auf dem Wege unſerer Betrachtung hier zum erſten Male die Erſcheinung, daß, wo die active Raſſe maſſenhaft der paſſiven begegnet, die letztere in ihrer ſelbſtändigen Entwickelung gehemmt und entweder zu Knechten erniedrigt und unterdrückt, oder geradezu ihrem Untergange zugeführt wird, wenn ſie nicht ihre Eigenthümlichkeit aufgebend mit dem fremden Weſen zuſammenſchmilzt.

Die Americaner nahmen urſprünglich die europäiſchen Ankömmlinge freundlich auf, ſie lebten mit ihnen in Frieden und Freundſchaft, wie das Beiſpiel von Penn und den Anſiedelungen der Quäker und Herrnhuther zeigt. Nur dann erſt, als die Americaner merkten, daß man ſie betrog, daß man die mit ihnen eingegangenen Verträge mit leichtſinniger Willkühr übertrat, daß man muthwillig ihr Gebiet verletzte, dann erſt griffen ſie zu den Waffen. Die Krämer in den weſtlichen Staaten, welche ihnen Branntwein brachten, ſie zum Rauſche verführten und die Betrunkenen mißhandelten und ausplünderten, brachten eine tiefe Erbitterung in den indianiſchen Gemüthern hervor.

Wo die Indianer menſchlich und freundlich behandelt werden, laſſen ſie ſich allgemach dem europäiſchen Culturſtande zuführen, wie ſchon im Jahre 1795 die Quäcker die Indianer im Staate Ohio zum ackerbauenden Leben vorbereitet hatten. Oberſt Hawkins hatte 1797 mit den unteren Creeks am Chattohooche ähnliche glückliche Verſuche gemacht und noch im Jahre 1809 meldete er, daß die Indier nicht bloß glückliche Ackerbauer geworden, ſondern auch die Handwerke der Schuſter, Tiſchler, Schmiede, Wagner und Sattler mit Geſchick ausübten. Am weiteſten haben es die Irokeſen gebracht, unter denen nach Schmidt 1000 Spinnräder und 300 Webſtühle im Gange waren und welche Indigo und Baumwolle erbauen, Salpeter gewinnen und Schießpulver fertigen und bekanntlich auch eine Buchſtabenſchrift beſitzen und eine politiſche Zeitung in ihrer Sprache drucken.

Die Polarmenſchen.

Körperliche Beſchaffenheit.

Die Polarmenſchen haben in der Beſchaffenheit ihres Körpers eine merkwürdige Gleichmäßigkeit. Der Eskimo und Grönländer, der Kamdſchadale und Aleute hat dieſelben Eigenſchaften wie der Lappe, der Samojede und Tſchuktſche, und ſie alle haben denſelben Körperbau, wie ſie auch durch ihr Clima zur ſelben Lebensweiſe genöthigt ſind. Wir können im Allgemeinen von ihnen ſprechen.

Dieſe Nordpolarmenſchen ſind von Statur klein und wenige über 5 Fuß lang, die meiſten aber bleiben unter dieſem Maaß. Parry (2. voy. 492.) fand das Maaß bei den Männern von 5 F. 10 Z. — 4 F. 11 Z., bei den Frauen 5 F. 3½ Z. — 4 F. 8¾ Z. Unter den vom Capitän Roß beſchriebenen Eskimos in Bootia felix hatten die längſten: Tiagashu 5 F. 6⅝ Z., Otoogiu 5 F. 3⅜ Z., Illictu 5 F. 6 Z., Kunana 5 F. 8⅝ Z., die Frau Hibluna 5 F. 3¼ Z., Kanayoke 5 F. 8 Z., der größte war Neweetioke, er maß 5 F. 10 Z. Ebenſo fand Beechey (I. 412.) bei den Eskimos in der Nähe des Kotzebueſundes den größten Mann 5 F. 9 Z., die größte Frau 5 F. 4 Z. Dieß ſind jedoch Ausnahmen, indem nur wenige das Maaß von 5 Fuß überſchreiten, namentlich aber die Frauen klein ſind. Als eine Ausnahme wurde im Jahre 1839 in Dresden ein lappländiſches Mädchen gezeigt, welches 7 Fuß maß. Sie gehörte jedoch nicht dem eigentlichen lappiſchen Stamme an und war jedenfalls finnländiſcher oder ruſſiſcher Abkunft, obſchon ſie in Tornea geboren ſeyn mochte. Abgeſehen von ihrer Größe war ſchon ihr ganzer übriger Körperbau gar nicht der der Polarmenſchen. Die Tſchuktſchen fand Kotzebue etwas größer als ihre Nachbarn (I. 159.). Die Statur der weſtlichen Eskimos iſt anſehnlicher als die der öſtlichen, auch ſind ſie ſchöner. Sie büßen jedoch ihre Wohlgeſtalt in einem verhältnißmäßig ſehr frühen Alter ein, was vorzüglich von den Frauen gilt, und das Alter giebt ihnen ein widerliches, abgelebtes Anſehen, welches durch entzündete Augen und bis an das Zahnfleiſch abgenagte Zähne wahrhaft

ſcheußlich wird; ſie kauen nämlich häufig ſehr harte Subſtanzen (Beechey II. 394.).

Trotz der Kleinheit haben doch die Polarmenſchen durchaus wohlgebildete, in gutem Verhältniſſe ſtehende Glieder, namentlich ſind Hände und Füße gar klein und zierlich.

Der Kopf iſt groß, das Angeſicht breit und platt mit ſtarken Backenknochen und vollen, runden Wangen, die Stirn iſt niedrig, das Kinn tritt zurück. Die Augen liegen bei den meiſten, namentlich den oſtaſiatiſchen ſchief; ſie ſind klein, mit ſtarkangeſchwollenen Augenliedern; die Augenſterne ſind dunkel, nicht eben feurig. Die Naſe tritt nur wenig hervor und iſt beſonders bei den oſtaſiatiſchen, den Tſchuktſchen, platt, vorzüglich unter den Augen, unten aber ſehr breit. Bei den Eskimos auf der Winterinſel fand Parry (2. voy. 493.) eine Familie mit wirklich römiſchen Naſen. Der Mund iſt nicht groß, die Lippen, beſonders die untere ſehr fleiſchig und wulſtig. An den Einwohnern des Kotzebue-Sundes und den Aleuten bemerkt man — nach den Abildungen von Choris kleine Ohren.

Die Hautfarbe iſt am Leibe dunkler als die der Europäer — ohne eigentlich farbig zu ſeyn, bei den Grönländern iſt ſie aſchgrau, bei der von Roß abgebildeten Eskimofrau Kemig ein ſchmutziges Kupferroth. So fand auch Cook die Tſchuktſchen. Parry (2. voy. 493.) meint, ſie ſeyen um einen Schatten dunkler als eine Brünette. Das Angeſicht iſt dunkler, die Wangen ſind roth. Die Kinder werden übrigens weiß geboren und die Färbung der Haut tritt erſt mit den Jahren ein; ſie rührt zum Theil von der Unſauberkeit, dem Rauch der Hütten, zum Theil von den heißen Sonnenſtahlen der Sommermonate her.

Die weſentliche Nahrung, Thran und Speck, macht ihr Blut dick, hitzig und fett, ihr Schweiß riecht wie Thran, ihre Haut iſt ſtets klebrig und fettig, wie ſie überhaupt ſehr fleiſchig und wohlgenährt ſind und daher die Kälte gar leicht ertragen. In den Hütten ſitzen ſie oft am ganzen Obertheil des Körpers entblößt. Ein Europäer, der bei ihnen ſitzt, hält es nicht lange in ihrer Nähe aus, und ſie ſchwitzen und blaſen fortwährend. Wenn die Grönländer im Winter zum Gottesdienſt verſammelt ſind, dünſten ſie außerordentlich, daß Freunde ſich gar bald in Schweiß finden und mit Mühe Athem holen.

Das Haar iſt bei allen Polarmenſchen pechſchwarz, lang, ſtraff und ſtark, auf dem Kopfe reich; Bart haben ſie ſelten, ſobald ſich Barthaare zeigen, werden ſie ſorgfältig ausgerupft. Nur wenige Eskimos von Bootia hatten dünne Schnurr- und Kinnbärte. Backenbärte kommen gar nicht vor.

Die Schultern ſind breit, die Bruſt iſt hoch, der Leib ſtark, die Schenkel kräftig, nur die Füße und Hände überaus zierlich und klein. Sie ſind ſehr kräftig, ſchnell und behende, zu allen Leibes-

übungen geſchickt und ausdauernd. Ein Grönländer, der in drei Tagen nichts als etwas Seegras gegeſſen, kann in den größten Wellen ſeinen Kahn regieren und eine Grönländerin trägt ein ganzes Renthier zwei Meilen weit und ein Stück Holz oder einen Stein auf dem Rücken, den mancher Europäer kaum erheben kann. Der Buſen der Frauen iſt groß und voll *).

Im Ganzen giebt es bei den Polarmenſchen wenig gebrechliche Leute oder Mißgeburten. Ziemlich allgemein ſind Augenkrankheiten, wie Cook und Franklin bemerkten **).

Der Polarmenſch harmonirt in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung vollkommen mit der ihn umgebenden Natur; wie die Robben und Cetaceen, ſeine Landsleute, ſo iſt auch er rund, gedrängt gebaut, die Extremitäten, die bei den Südländern frei heraustreten, erſcheinen bei ihm wie nicht vollſtändig entwickelt, die Naſe, Hände und Füße, Augen und Ohren treten zurück ***). Der ganze Menſch iſt kurz und dick und, wie jene Thiere, reich an Fleiſch, Blut und Fett und hat das Anſehen von Schwerfälligkeit, Faulheit und Unbeholfenheit, wäh-

*) Parry first voyage 283. beſchreibt die Eſkimos der weſtlichen Küſte der Baffinsbay: The stature of these people, like that of Esquimaux in general, is much below the usual standard. The height of the old man, who was rather bent by age, was four feet eleven inches, and that of the other men from five foot four and a half to five feet six inches. Their faces are round and plump in the younger individuals; skin smooth; complexion not very dark, except that of the old man; teeth very white; eyes small; nose broad, but not very flat; hair black, straight and glossy; and their hands and feet extremely diminutive. The old man hat a grey beard in which the black hairs predominated and whore the hair rather long uppon his upper lip, which was also the case with the eldest of the three others. The grown up females measured from four feet ten to four feet eleven inches. The features of the two youngest were regular; their complexions clear and by no means dark; their eyes small, black and piercing: teeth beautyfully, white and perfect; and although the form of their faces is round and chubby and their noses rather flat than otherwise, their countenances might perhaps be considering pleasing even according to the ideas of beauty which habit has taught us to entertain. Their hair which is jet black hangs down long and loose about their shoulders a part of it on each side being carelessly plaited and sometimes rolled up into an ankward lump instead of being neatly tied on the top of the head as the Esquimaux women in most other parts are accustomed to wear it.

**) Die Kamdſchadalen. Steller 298 ff. Die von Unalaſka, ebenſo Langsdorff II. 30., der die Unalaſken als Mittelglied zwiſchen den Mongolen und der amerikaniſchen Raſſe betrachtet.

***) S. Taf. XVIII. zu oberſt: Arnanedia, Eingeborner auf Winter-Island nach Parry, Takkalikketta, Eingeborner auf Iglootik, nach demſ., die übrigen drei ſtellen Eingeborne aus dem Kotzebuegolf nach Chorls dar.

rend er bei weitem beweglicher, fleißiger und munterer iſt als der Indio da matto — wie uns eine Betrachtung ſeiner

geiſtigen und gemüthlichen Eigenſchaften

überzeugen wird.

Bei dem Indio da matto war der Grundzug eine ungeheure Indolenz und Trägheit, ein fortdauerndes Streben nach Ruhe und Genuß, ein Zurückweiſen aller ſtörenden Eindrücke nach Außen und eine große Gleichgültigkeit gegen ſolche.

Ganz anders ſind die Nordpolarmenſchen, die man im Allgemeinen ſehr lebhaft*), regſam, unternehmend und thätig gefunden hat; die feuchte Wärme der heißen Zone, die üppige Vegetation derſelben ladet zu Genuß und Ruhe ein, während die Kälte der Polarzone und die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes zu Bewegung und Arbeit aufregt. Die Sorge für die Zukunft läßt ſie nie zu jener erſchlaffenden Ruhe herabkommen.

Crantz (Beſchr. v. Grönl. I. 181.) ſagt von den Grönländern „daß ſie zwar nicht ſehr lebhaft, am wenigſten luſtig und ausſchweifend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutſelig, dabei fürs Künftige unbekümmert, alſo auch nicht geizig etwa zuſammenzuſcharren, aber karg im Mittheilen ſind.“ Die Kamdſchadalen, die durch das Clima ſchon mehr begünſtigt ſind, haben auch weniger Regſamkeit. Sie richten — ſagt Steller S. 286. — einzig und allein alles dahin, ohne Sorgen allezeit fröhlich und völlig vergnügt in ihrer Dürftigkeit zu leben. Sie haben nur allein ſo viel Begierde zu arbeiten, als für ſie und die Ihrigen zu ernähren nöthig iſt. Haben ſie nach ihrer Rechnung Fiſche genug, ſo fangen ſie an davon zu zehren, ſich luſtig zu machen durch Gaſtereien, Beſuche, Tanzen, Singen und allerlei luſtige Erzählungen. Wenn ſie einmal ſoviel haben, als ihnen dünkt hinlänglich zu ſeyn, ſo ſammeln ſie weiter nichts, wenn auch die Fiſche zu ihnen aufs Land und in die Wohnung kämen. Fallen ſie aber in Hungersnoth, ſo verzehren ſie Birken- und Weidenrinde, Säcke, Schuhe und alle Ledergeräthſchaften.

Dieſelbe Lebhaftigkeit wurde auch von anderen Reiſenden bei den Polarbewohnern bemerkt: ſie ſprach ſich gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit denſelben in den lebhaften Gebärden aus, womit ſie ihre Freude, Hoffnung oder Furcht über die Ankunft der Fremdlinge darſtellten. Sie contraſtirt ſeltſam mit der Gleichgültigkeit, womit die

*) Bei den Lappen und Samojeden bemerkten ſchon frühere Reiſende eine ungemeine Reizbarkeit der Nerven, zumal am weiblichen Geſchlecht, ſo daß ſie, wenn ſie etwas ungewöhnliches erblicken, ganz außer ſich gerathen und ſich nur langſam wieder erholen. Manche können durch Pfeifen, Geräuſch, unvorhergeſehene Berührung bis zur Ohnmacht erſchreckt werden (Georgi Beſchr. der Nationen des ruſſiſchen Reiches S. 278. und 4.).

Indios da matto oder die Bosjesman auf ankommende Fremdlinge oder andere neue Erſcheinungen blicken.

Ihr Benehmen iſt (Ellis 132.) munter, offen; ſie ſcheinen aber hinterliſtig, ſchlau und planvoll zu ſeyn, ſchmeicheln ſehr, ſind diebiſch und nöthigenfalls ſehr kühn. Ihre Abſichten wiſſen ſie trefflich zu verbergen; ſie zeigen bei Unglücksfällen große Gelaſſenheit, verſtehen es, ihren Unmuth zu verbergen und die Rache bis zur gelegenen Zeit aufzuſchieben, wenn ſie für den Augenblick zu ſchwach dazu ſind. Man bemerkte überhaupt bei ihnen Hang zum Nachdenken, zur Ueberlegung und Berathung.

Ihre Seele hat die verſchiedenſten Elemente dicht und ungemiſcht nebeneinander; wir finden bei ihnen neben großer Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft den Hang zu Diebereien, Betrug, ja eine gewiſſe rückſichtloſe Grauſamkeit; neben verſtändigem, klugen Betragen und großer Ueberlegung, ja Furchtſamkeit, kühnen Entſchluß; bei großer Vorſicht und Liſt Leichtgläubigkeit; neben hellem Verſtand den ſeltſamſten Aberglauben. Die Kamdſchadalen beſchreibt Steller als überaus leichtſinnig, ſie ſind munter und aufgeweckt, haben eine lebhafte Phantaſie, ein vortreffliches Gedächtniß, ermangeln aber gänzlich eines eigentlichen Urtheils. Steller vergleicht ſie daher (S. 285.) mit den Affen; ſie machen Alles, was ſie ſehen, Gutes und Böſes, nach, und halten alles für gut, worin ſie einen Coſaken zum Vorgänger haben. Sie waren, ehe die Coſaken zu ihnen kamen, einträchtig, ohne allen Ehrgeiz, ohne die Begriffe von Ehre und Schande, auch ohne Neid — wenn es nicht die Wolluſt betraf —, ohne eigentlichen Muth, ohne Hoffnung, ohne Dankbarkeit und Dienſtfertigkeit (Steller S. 295.). Seit Ankunft der Coſaken hat ſich ihr Sclavenſinn vollſtändig entwickelt, und wer gelinde mit ihnen umgeht, dem beweiſen ſie die größte Unhöflichkeit und Widerſpenſtigkeit; wer aber ſie anſchreit und zuſchlägt, der kann alles von ihnen erlangen — alſo gerade das Gegentheil von den Grönländern, die nur durch Güte zu bezwingen ſind. Erlittenes Unrecht vergeſſen ſie gar bald, die Strafe muß ſchnell folgen, ſo iſt ſie wirkſam. Durch Drohungen bringt man ſie zur Verzweiflung und zum Selbſtmord, zu dem die Kamdſchadalen und Aleuten außerordentlich geneigt ſind, ſie machen damit der Furcht ein ſchnelles Ende. Der leichteſte Tod iſt die Ertränkung, dann das Erhängen, der ſchwerſte der durch das Meſſer. Sie ſind beſonders zum Selbſtmord dergeſtalt geneigt, daß ſie ſich ohne andre Urſache bloß deßhalb ermorden, weil ſie alt und gebrechlich werden. 1737 ermahnte ein alter Vater ſeinen Sohn, daß er ihn an den Balangan aufhängen ſollte, weil er zu nichts mehr nütze. Der Sohn hing ihn auf, weil aber bei der erſten Exaltation der Riemen riß und der Vater abfiel, ſchalt dieſer den Sohn. Dieſer nahm nun einen doppelten Riemen. Als Sarytſchew mit Aleuten reiſete (II. 61.) und dieſen die Hoffnung ſchwand in ihre Heimath zurückzukehren, ſchnitt ſich einer

derſelben in die Kehle. In früherer Zeit (Steller **294.**) baten viele, wenn ſie krank wurden, daß man mit ihren lebendigen Körpern die Hunde füttern möge. Auch kam es früher vor, daß lebensſatte Menſchen von den Ihrigen Abſchied nahmen, ein Gefäß ergriffen, in die Wildniß gingen, ſich eine Hütte bauten, Waſſer tranken, ſich ſchlafen legten und zu Tode hungerten. Daher hielten ſie auch den Mord für kein Verbrechen.

Unter ihren ſchätzbaren Eigenſchaften rühmt Roß (III. 17.) bei den Eskimos von Boothia felix die Dankbarkeit. Ihr Dank äußerte ſich nicht nur auf die bei dieſen Stämmen ſo gewöhnliche Art, kurz und vorübergehend, ſondern ſie ſchienen die ihnen erwieſene Güte wahrhaft zu fühlen, ſie machte einen bleibenden Eindruck auf ſie. Der Dank wurde noch wiederholt, lange nachdem der Dienſt geleiſtet worden und wenn dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß dieſer ſchon vergeſſen ſeyn konnte. Oft wurde der Dank durch irgend eine freiwillige Gabe begleitet. Ein anderer liebenswürdiger Charakterzug war, daß ſie immer bereit waren, einen Fehler einzugeſtehen und ihn wieder zu verbeſſern ſo gut ſie es vermochten, entweder durch eine Abbitte oder durch eine Wiedererſtattung, oder auch wohl durch Leiſtung von Dienſten. Sie ſchienen ſo lange betrübt zu ſeyn, bis man ihnen vergeben und ihnen wieder die vorige Gunſt geſchenkt hatte. Dagegen fand der Lieutenant Belcher mit ſeinen Leuten an der Oſtküſte (Beechey II. 366.) eine ſehr ungünſtige Aufnahme und die Eskimos plünderten ſogar ſein Boot, als daſſelbe dem Sturme und den Wellen erlag, und ſahen mit der größten Gelaſſenheit dem Kampfe der Unglücklichen zu, abergläubige Ceremonien und Gebete verrichtend Doch ſcheint dieß eine Ausnahme von der Regel, da andere Eskimos ihm weſentliche und ſo thätige Hülfe geleiſtet, daß einer derſelben darüber ertrank. Auch die Gutmüthigkeit fand Roß (III. 19.) in großem Maße bei ihnen und ihre Herzensgüte zeigten ſie ſowohl gegen ihre Hausgenoſſen, als auch gegen ihre Hunde. Parry (2. voy. 380.) erzählt, daß die Eskimos ihm einige ihrer Hunde, welche ſie übrigens durchaus nicht verzärteln, nicht eher ablaſſen wollten, als bis ſie ſich überzeugt hatten, daß ſie auf den engliſchen Schiffen nicht geſchlachtet würden. Wenn ſie ſich beleidigt glaubten, ſo war das einzige Zeichen von Groll, daß ſie ſtillſchwiegen und fortgingen.

Ellis (voyage 230.) fand ſie nicht allein ſehr höflich, ſondern auch überaus dienſtfertig und rühmt ihre Humanität, Güte und Freundſchaft, dem auch Parry an mehreren Stellen ſeiner zweiten Reiſe beiſtimmt, der namentlich ihre Bereitwilligkeit und Geſchicklichkeit zu Schiffarbeiten rühmend anerkennt (2. voy. S. 187.).

Roß bemerkte bei den Eskimos (III. 22.) wenig Aeußerungen des Neides und nur geringen Hang zur Unwahrheit; bei jeder Gelegenheit ſchienen ſie den Wunſch zu haben, den Fremden zuverläſſige Nachrichten mitzutheilen; ſie hielten ferner ihr gegebenes Verſprechen und

bezeigten großen Kummer, wenn die Umſtände ihnen die Erfüllung deſſelben unmöglich gemacht hatten.

Roß (III. 23.) fand ferner bei den Eskimo eine vorherrſchende Neigung zur Nachahmung und Poſſenreißerei; ſie lernten bald mit Löffel und Gabel eſſen, es beluſtigte ſie den Gang und die Manieren der Europäer nachzuäffen, vor allem aber die engliſche Gewohnheit eines dem Anſchein nach nutzloſen Auf- und Niedergehens, um ſich Bewegung zu machen, was ſie durchaus nicht begreifen konnten. Die Fertigkeit im Nachahmen erſtreckte ſich bis auf das Zeichnen. Jene Eskimos zeigten überaus viel Wißbegierde und wollten Namen und Gebrauch jedes Geräthes wiſſes, was ſie ſahen. Dabei zeigten ſie viel Scharfſinn, Gelehrigkeit und Aufmerkſamkeit — ganz verſchieden von den Südamericanern, welche über die Fragen der Europäer in Geiſtesſchwäche und Schlafſucht verfallen. Die Eskimos, welche Dr. Richardſon an dem der Richardinſel gegenüber mündenden Fluſſe beſuchte (Franklin 2. R. II. 214.), zeigten überaus viel Wißbegierde, namentlich auch in Betreff der Conſtruction der Boote; ſie bewunderten vorzüglich das Steuerruder, deſſen Zweck ſie bald einſahen, wiewohl ihnen dieſe Vorrichtung früher ganz unbekannt geweſen war. Sie fragten in einem fort nach dem Gebrauch der Dinge, die ſie ſahen, begnügten ſich aber auch zuweilen mit einer nicht ausreichenden Antwort. So hatte ſich Doligbuk (ein Eskimo, der Dr. Richardſon begleitete) ſeine Pfeife angezündet und als er den Rauch aus dem Munde trieb, riefen ſie aus: ookah, ookah, (Feuer) und wollten wiſſen, was er da thue, worauf er mit der größten Ernſthaftigkeit erwiederte: poo yoo al letcheo rawmali (ich rauche) und dieſe Antwort befriedigte ſie. Als Richardſon ein Vocabelbuch der Eskimoſprache nachſchlug, antwortete ihnen Doligbuk auf die deßhalb an ihn gerichtete Frage, das Buch rede zu dem Doctor, worauf ſie ihn baten daſſelbe wegzuthun. Später ſuchte es ein Eskimo zu ſtehlen. Den Nutzen des Taſchenfernrohres ſahen ſie ſehr bald ein und nannten es eetee yawgali Fernaugen, wie ſie auch ihre Schneebrillen nennen, durch deren kleine Oeffnung ſie deutlich in die Ferne ſehen.

Den Hang zur Poſſenreißerei beobachtete man auch an den öſtlichen Eskimos; ſo erzählt z. B. Beechey (II. 340.), daß ein Eskimo auf der Chamiſſoinſel, der das Verdeck des Bloſſom beſuchte, einen Seecadetten bei der Hand nahm und mit den lächerlichſten Gebärden umherſpazierte.

Wir werden nun im Folgenden die Eigenſchaften, Anlagen und Neigungen der Polarmenſchen im Zuſammenhange ſehen und wenden uns zuvörderſt zum

Familienleben

derſelben. Wir finden hier überall die Ehe, bei allen Stämmen der Eskimo und ihren Nachbarn.

Der Zuſtand der Eheloſigkeit iſt unbekannt; jede Frau findet einen Mann, ſowie jeder Mann ſich eine Frau zu verſchaffen weiß — hierdurch entſteht — wie Roß III. 9. bemerkt — unvermeidlich Polygamie, da die Geſchlechter unmöglich immer an Zahl gleich ſeyn können. Die Idee der Monogamie iſt bei ihnen noch durch keine Beſchränkung der Verhältniſſe hervorgebracht, und ein jeder hat auch bei ihnen ſo viel Frauen als er ernähren kann. Der tüchtigſte Jäger hat die mehreſten Weiber. Bei den Eskimos fand Parry (2. voy. 528.) mehrere, die zwei Frauen hatten. Sonſt bemerkte derſelbe Reiſende, daß die Weiber überaus unzüchtig und daß die Männer nicht ängſtlich in dieſer Beziehung und ihre Frauen oft für eine Kleinigkeit zur Benutzung darbieten. Bei den Tſchuktſchen bemerkte Cochrane (Fußreiſe 214.), daß ſie bis an fünf Frauen haben, die ſie, falls ſie auf Ehebruch ertappt werden, ohne Weiteres tödten dürfen, während den Männern zugleich die Befugniß zuſteht, wenn ſie eines Erben oder Sohnes bedürftig ſind, ihre Weiber zum Ehebruch zu zwingen, was oft genug geſchieht. Roß bemerkte indeſſen bei den Eskimos, daß ein Mann nie mehr als zwei Frauen hatte. Eben ſo erhält auch die brauchbarſte und kräftigſte Frau einen zweiten Gatten. Trotz dieſer Polyandrie und Bigamie ſchien die größte Eintracht in der Familie zu herrſchen — wie denn die älteren und neueſten Reiſen darin übereinſtimmen, daß in den Familien niemals Zänkereien Statt finden und daß ſie ſich gegenſeitig mit der größten Nachſicht und Offenheit behandeln.

Ueber die ehelichen Verhältniſſe und Heirathsgebräuche haben wir durch Cranz (Grönl. I. 208.) in Bezug auf die grönländiſchen Polarmenſchen die umſtändlichſten Nachrichten.

Sobald ein junger Mann auf den Gedanken kommt zu heirathen, ſo meldet er ſeinen Eltern oder nächſten Verwandten, auf welche Perſon ſeine Wahl gefallen iſt. Die Eltern ſtimmen gern zu, da ſie den Söhnen in Allem den Willen laſſen. Der Freier ſieht darauf, daß die Braut eine geſchickte Wirthin und gute Nätherin iſt, da ſie außer ihren Kleidern, ihrem Meſſer und ihrer Lampe dem Manne nichts zubringt. Die Braut wünſcht dagegen, daß ihr zukünftiger Gatte ein geſchickter Jäger und Fiſcher ſey. Sobald die Eltern den Entſchluß des Heirathsluſtigen erfahren, ſenden ſie ein altes Weib zu den Eltern des Mädchens, auf welche die Wahl ihres Sohnes gefallen. Dieſe muß die Umſtände des jungen Mannes und ſeiner Eltern aufs beßte herausſtreichen. Das Mädchen mag davon nichts hören, läuft fort und reißt ſich den Haarzopf auseinander. Der Anſtand verlangt, daß ſie ſich überaus ſchamhaft und ſpröde ſtelle, obſchon der Bräutigam ihrer Einwilligung vollkommen verſichert iſt. Zu Zeiten iſt es jedoch voller Ernſt, namentlich wenn ſie vorher nicht vorbereitet ſind, ſo daß das Mädchen ohnmächtig zuſammenſinkt oder in die Wüſte rennt und ſich das Haar abſchneidet, worauf es dann

vor fernern Anträgen vollkommen ſicher iſt. Die Eltern hören die Anträge gelaſſen an und geben zwar nicht ausdrücklich ihre Einwilligung, laſſen aber die Abholung geſchehen. Hierauf ſuchen die Weiber die Auserwälte auf und ſchleppen ſie mit Gewalt in des Freiers Haus, wo ſie einige Tage niedergeſchlagen, mit zerſtreuten Haaren ſitzt; auch keine Nahrung annimmt, bis ſie endlich durch freundliche Zuſprache oder einige Rippenſtöße auf andere Gedanken gebracht wird. Läuft ſie fort, ſo wird ſie wieder eingefangen *). Bei andern kommt es vor, daß die Eltern gegenſeitig die Ehe verabredet und die Kinder bereits in früher Jugend verſprochen und ſich Pfand darauf gegeben haben **). Die Kinder kommen dann ohne Umſtände zuſammen wenn ſie wollen. Dabei iſt zu bemerken, daß Geſchwiſterkinder oder zwei fremde Leute, die mit einander als adoptirte Kinder in einer und derſelben Familie erzogen worden, ſich ſelten in eine Heirath einlaſſen. Dagegen kommt aber auch vor, daß einer zwei leibliche Schweſtern oder Mutter und Tochter zugleich heirathet.

Die Wahl einer zweiten oder dritten Frau hat oft ihren Grund in der Unfruchtbarkeit der erſten und iſt dann in den Augen der Nachbarn gerechtfertigt. Zuweilen entführt auch ein Grönländer eine andere Frau mit Gewalt, was nicht ohne tüchtige Schläge abgeht.

Das eheliche Leben wird bei den Grönländern ordentlich geführt und wenigſtens der Schein gerettet, wenn auch Ausſchweifungen Statt finden. Doch iſt eben die Eiferſucht zuweilen Urſache zu ehelichen Zwiſten und Schlägereien.

Die Ehe iſt bei den Grönländern nicht unauflöslich und der Mann kann die Frau, zumal wenn ſie unfruchtbar iſt, verſtoßen. Er macht dann ein ſaures Geſicht, fährt aus und kommt etliche Tage nicht heim. Die Frau weiß dann, was das bedeutet, packt ihre Kleider zuſammen und zieht zu ihren Freunden und ſucht nun durch muſterhaftes Betragen ihrem vorigen Manne üble Nachrede zu verſchaffen.

Manchmal läuft auch eine Frau davon, wenn ſie ſich nicht mit den andern Weibern der Familie vertragen kann, zumal da die Mutter des Mannes ſtets die Oberherrſchaft im Hauſe hat und die Frau nicht anders als die Magd behandelt.

Eheſcheidungen fallen indeſſen nicht vor, wenn die Eheleute Kinder, zumal Söhne mit einander gezeugt haben, die der größte Reichthum der Grönländer ſind. Die Kinder folgen ſtets der Mutter und ſorgen für deren Unterhalt und würden auch nach deren Abſterben nicht wieder zum Vater ziehen.

---

*) Die Hochzeitgebräuche der Kamtſchadalen ſ. bei Steller S. 343. bis 346. Der Bräutigam dient um die Braut bei ihren Eltern und muß ſich ihren Beſitz gewaltſam erzwingen.

**) Dieß iſt bei den Eskimos von Boothia felix allgemeine und alleinige Sitte, auch bei den um Churchill (Franklin 1. R. 319.).

Es kommt auch vor, daß eines der Eheleute in die Wüſte läuft und nie wieder zur Geſellſchaft zurückkehrt. Dieß thun namentlich Männer und es ſind Beiſpiele vorhanden, daß ein Mann jahrelang in einer Kluft gewohnt, von der Landjagd gelebt und ſobald er Menſchen anſichtig geworden, die Flucht ergriffen hat. Solchen Einſiedlern geht Jedermann aus dem Wege. Entweichungen dieſer Art kommen nur in jungen Jahren vor und ſind Folgen unüberlegter Leidenſchaft. Je älter ſie werden, deſto lieber haben ſie ſich.

Iſt einem Manne die einzige Frau geſtorben, ſo ſchmückt er ſich, ſeine Kinder, ſeine Wohnung nach etlichen Tagen aufs beßte; beſonders muß ſein Fahrzeug und ſein Geſchoß, was ſein größter Schmuck iſt, in beßter Ordnung ſeyn. Er enthält ſich aller fröhlichen Geſellſchaft und heirathet nicht vor Ablauf eines Jahres; es ſey denn daß er kleine Kinder und Niemand zu deren Abwartung habe. Stirbt die erſte Frau, ſo tritt die Nebenfrau an deren Stelle. Dieſe muß auch heulen und ſchreien und die größte Trauer zeigen, die Kinder der Verſtorbenen beklagen und bedauern, ſie mehr als ihre eigenen liebkoſen und dabei bemerken, daß ſie doch bisher vernachläſſigt worden.

Auf Kamdſchadka finden wir ebenfalls die Ehe. Steller (S. 287.) bemerkt darüber, daß die Kamdſchadalen ihre Weiber über alles lieben uud daß das Trachten des Jägers nur dahin geht, auf den Abend wieder bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Iſt er aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, ſo muß die Frau auch mit. Sie lieben die Weiber dergeſtalt, daß ſie die willigſten Knechte derſelben ſind — aber ſie ſind auch Liebhaber beſtändiger Veränderung. Wenn ſie ſich in eine andere verlieben, ſo laſſen ſie gleich die vorige, und mancher hat auf allen Straßen und Wegen Weiber. Niemand nennt die Huren auf Kamdſchadka anders als Jungfern, wenn ſie auch zehn Kinder geboren haben, und es gilt Unzucht nie als Sünde oder zur Schande. Wer nach Kamdſchadka kommt und ſich kein Frauenzimmer zulegt, oder mit keinem Weibe im heimlichen Verſtändniß lebt, wird durch die Noth dazu gezwungen. Niemand wäſcht, näht, dient ihm, oder leiſtet ihm den geringſten Dienſt, dem die Bezahlung nicht durch den Beiſchlaf verrichtet wird. Das Weib hat daher auch über alles zu befehlen und verwahrt alles Werthvolle, der Mann kocht und arbeitet für ſie; verſieht er etwas, ſo entzieht ſie ihm ihre Gunſt und den Tabak und der Mann muß dann mit Liebkoſungen und Bitten ſich bemühen. Die Männer ſind nicht eiferſüchtig, leben unter der Hand mit vielen fremden Weibern und Mädchen, wovon ſie große Liebhaber ſind, dieß müſſen ſie jedoch vor den Weibern ſehr geheim halten, denn dieſe ſind überaus eiferſüchtig, obſchon ſie in Bezug auf ſich die größte Freiheit verlangen, heftig nach fremder Liebe trachten, unerſättlich und ruhmſüchtig ſind, daß diejenige Frau für die glücklichſte gehalten wird, die die meiſten Liebhaber hat, und ſucht es einer der andern im Prahlen zuvorzuthun. Die Weiber ſind der-

geſtalt neidiſch unter einander, daß ſie genau Wache halten und wenn ſich Jemand mit einer einläßt, dieſe Liebe im ganzen Oſtreg bekannt gemacht wird. Sie ſtellen dann einander heftig nach und die begünſtigten Weiber haben ſich vorzuſehen, daß ſie nicht von den andern vergiftet oder ſonſt beſchädigt werden. Außerdem treiben auch Weiber mit Weibern Unzucht. Ja ſelbſt die Männer hatten in den Oſtrogen Mannspersonen in Frauenkleidern, deren ſie ſich neben der Weiber ohne alle Eiferſucht bedienen; und die Weiber trieben hinwiederum Unzucht mit den Hunden. So ſoll es bereits vor Ankunft der Ruſſen geweſen ſeyn; die Coſaken trugen zur Verbeſſerung dieſer Zuſtände nichts bei. Jeder Coſak hatte vielmehr neben ſeiner Frau 10 — 30 Sclavinnen, Mädchen, deren er ſich bediente und um die oft geſpielt ward. Verſpielte er eine derſelben, ſo wurde ſie ſogleich von dem neuen Herrn gebraucht, und ſie bekam manchmal in einem Abend 3 — 4 Herren. Gebrauchte ſie der neue Herr nicht, ſo lief ſie davon und nahm ſich wohl gar das Leben. Dieſe moraliſche Verſunkenheit, ein treuer Wiederſchein des übrigen Schmutzes, der Kamdſchadalen hat wenn auch nicht ihre Urſache, doch großen Anlaß in der falzigen Fiſchkoſt. Steller fand, daß eine Italmäinn, die ein halbes Jahr an ſeinem Tiſche ſpeiſete und ſich gänzlich der gewöhnlichen Koſt enthielt, viel moderater und keuſcher wurde. Da die Eltern alle eheliche Dinge vor den Augen der Kinder verrichten, ſo fangen dieſe ſchon früh mit eigenen Verſuchen an und wenn ſie Geſchicklichkeit zeigten, rühmten dieß die Eltern (ſ. das Nähere bei Steller S. 350.). Auf Codiak ſind Verbindungen zwiſchen Geſchwiſtern, Eltern und Kindern gar nicht ſelten. Ein Aleute ſagte zu Langsdorff, daß man darin dem Beiſpiele der Seeottern und Seehunde folge (Langsdorff II, 58.).

Die Grönländerinnen heirathen gemeiniglich vor dem 20. Jahre, alſo nicht ſo früh wie die Eskimos, Samojeden und Oſtiaken, die oft im 15. Jahre ſchon Mutter werden. Eine Frau hat 3 — 6 Kinder und gebiert aller 2 — 3 Jahre. Wenn ſie daher von der Fruchtbarkeit anderer Nationen hören, ſo vergleichen ſie dieſelben verächtlicher Weiſe mit ihren Hunden. Zwillinge werden ſehr ſelten geboren.

Die Geburt geht gemeiniglich leicht und glücklich von Statten; gleich darauf wird die gewöhnliche Arbeit verrichtet und man hört nie von todtgebornen oder mißgeſtalteten Kindern*).

Dem Kinde wird ſofort ein Name gegeben, der einem Thiere, einem Geräthe oder einem Theile des Leibes entnommen iſt. Auch

*) Ueber Kamdſchadka ſ. Steller S. 350., wo auch die Kräuter genannt ſind, deren ſich die Frauen bedienen. Gleich den Arrowaken haben die Frauen den Glauben, daß der Mann durch ſeine Arbeiten die Geburt erſchweren könne. So hatte ein Mann während der Krankheit ſeiner Frau einen Schlitten gebaut und über dem Knie die Querhölzer gebogen, dadurch aber ſeiner Gattin große Leiden bereitet.

giebt man dem Kinde gern den Namen eines unlängſt verſtorbenen Anverwandten, beſonders der Großältern, deren Andenken auf dieſe Art erhalten wird. Wenn aber dieſe zu frühzeitig geſtorben oder verunglückt ſind, geſchieht dieß nicht — denn man vermeidet ſolche Namen zu nennen, um den Schmerz nicht zu erneuen. Dieß geht ſoweit, daß ſie den Namen einer Perſon umändern, wenn Jemand verunglückt, der denſelben Namen trägt. Ueberdem geben ſie gern Spitznamen und ſo kommt es, daß mancher Grönländer nach ſeinen rühmlichen oder ſchmählichen Handlungen mehrere Namen allgemach erhält, ſo daß er oft ſelbſt nicht weiß wie er ſich nennen ſoll, indem er zu beſcheiden iſt den rühmlichen und zu verſchämt den unrühmlichen zu nennen.

Die Kinder ſind der größte Schatz der Grönländer und ihrer Nachbarn. Die Mütter tragen dieſelben überall mit ſich herum und laſſen ſie nie von ſich. Sie ſtecken ſie während der Arbeit in ihr Kleid auf dem Rücken und ſäugen ſie bis ins dritte und vierte Jahr, da es ihnen an zarten Kinderſpeiſen fehlt. Es ſterben daher auch viele Kinder, namentlich diejenigen, welche durch nachgeborne Geſchwiſter verdrängt werden, bevor ſie feſtere Nahrung ertragen können. Stirbt die Mutter, ſo folgt das Kind gemeiniglich bald nach. In Kamdſchadka finden wir, wie bei den americaniſchen Jägerſtämmen (ſ. o. S. 83.) die gemeinſame Sitte, daß Mütter durch allerlei Getränke und äußere Mittel die Schwangerſchaft hintertreiben und der Frucht auf unnatürliche Weiſe ſich entledigen, oder auch daß ſie die neugebornen Kinder erdroſſeln, ſie lebendig den wilden Thieren zuwerfen und den Hunden überlaſſen (Steller S. 349.).

Die Kinder wachſen ohne alle Zucht auf und werden von den Eltern weder geſchlagen noch mit harten Worten beſtraft. Die grönländiſchen Kinder ſind überaus ſtill und gehen — wie Crantz (I. 213.) bemerkte — „ſtill wie die Schafe umher" und gerathen nur ſelten auf Ausſchweifungen; nächſtdem würde harte Zucht ganz vergeblich ſeyn, indem ein Grönländer, wenn man ihm eine Sache nicht bittweiſe und durch vernünftige Vorſtellungen annehmlich machen kann, ſich eher todtſchlagen als dazu zwingen laſſen würde.

Zwiſchen dem zweiten und fünften Jahre ſind die Kinder am unbändigſten mit Schreien, Kratzen und Schlagen; eine Mutter, die ungeduldig ihr Kind, namentlich einen Sohn, der ſchon von der Geburt als künftiger Herr angeſehen wird, ſchlagen wollte, würde gewiß vom Manne gar übel behandelt werden. So fand es auch Parry (2. voy. 529.) bei den Eskimos. Je mehr die Kinder zu Verſtande kommen, deſto ruhiger und geſetzter werden ſie. Schalkheit, Bosheit und grobe Untugenden hat man an grönländiſchen Kindern nicht bemerkt. Sie ſind im Allgemeinen folgſam, wollen aber mit Güte behandelt ſeyn. Iſt etwas nicht nach ihrem Sinn, ſo ſprechen ſie ſchlechtweg: ich will nicht, und dabei hat es denn auch von Seiten der El-

tern ſein Bewenden. Dagegen wird man bei den Grönländern gar ſelten ein Beiſpiel der Undankbarkeit erwachſener Kinder gegen alte hülfloſe Eltern finden. Auch bei den Eskimos von Bootia felix fand Roß (III. 7.) große Anhänglichkeit der Kinder an ihre alten Eltern und überhaupt Achtung gegen das Alter, während ihm der Stamm Jlgoolik das Gegentheil darbot. Wie denn auch Parry in Winter-Island einen Alten traf, dem ſein Stab die einzige Stütze zu ſeinem Fortkommen war (2. voy. S. 160. und 532.).

Sobald ein Knabe Hände und Füße brauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand und läßt ihn damit am Seeſtrande nach dem Ziele ſchießen. Er muß auch mit Steinen nach dem Ziele werfen; dann giebt er ihm ein Meſſer und Holz und lehrt ihn Spielgeräth ſchnitzen. Parry bemerkt (2. voy. 530.), daß die Alten den Kindern Puppen und Modelle der Kajaks, Speere und andere Geräthe machen, daß die Kinder Schneehütten bauen und ſich von der Mutter ein Stückchen Docht betteln, um ſie zu erleuchten. Gegen das zehnte Jahr erhält der Knabe einen Kajak, womit er ſich allein oder in anderer Knaben Geſellſchaft im Fahren, Umſchlagen und Aufſchwingen, Vogel- und Fiſchfang übt. Im fünfzehnten bis ſechszehnten Jahre muß er mit auf den Seehundfang, und dadurch wird er gewiſſermaßen wehrhaft.

Von dem erſten Seehund nämlich, den er fängt, wird den Hausgenoſſen eine Gaſterei gegeben, und der Knabe muß während des Eſſens erzählen, wie er den Fang bewerkſtelligt hat. Die Gäſte rühmen ſeine Geſchicklichkeit und bewundern das Fleiſch als etwas beſonderes. Der Seehundfang wird nämlich als die Hauptnahrung der Männer betrachtet und wer keinen Seehund zu fangen verſteht, wird verachtet und muß ſich mit weiblicher Nahrung, Muſcheln, Fiſchen und dergl. behelfen.

Bei den Eskimoſtämmen, die Franklin (2. Reiſe 136.) traf, herrſchte eine Sitte, die wir ähnlich bei den Auſtralieren fanden. Dem Knaben wird die Unterlippe auf beiden Seiten des Mundes und der Naſenknorpel durchſtochen, in welche dann Knochen, Glasperlen und dergl. geſteckt werden. Dieß geſchieht meiſt im ſechszehnten Jahre und ich vermuthe, daß dabei gewiſſe Feierlichkeiten Statt finden.

Sobald der Seehundfang den jungen Grönländer zum Mann gemacht, denken die Frauen ſeiner Umgebung daran, ihm eine Braut auszuſuchen und er ſelbſt fertigt dann um ſein zwanzigſtes Lebensjahr ſich ſelbſt einen Kajak und ſeine übrigen Geräthſchaften. Dann erſt heirathet er, bleibt aber bei den Eltern und bildet mit denſelben eine Familie, deren Haupt die Mutter iſt.

Das Mädchen hilft bis in ihr zehntes Jahr die Kinder warten oder Waſſer holen; es ſingt, plaudert und tanzt. Dann aber muß es nähen, kochen, gerben, und wenn es ſtärker geworden, im Weiberboot rudern und Winterhütten bauen helfen, bis es ſelbſt Ehefrau

wird, wo ihm dann die weſentlichſten und ſchwerſten Geſchäfte der Haushaltung zufallen, ſo daß wir auch hier daſſelbe Verhältniß bemerken, das wir bei den Südamericanern und Auſtraliern fanden.

Der Mann nämlich ſchafft die Stoffe zu Nahrung und Kleidung herbei, macht ſein Jagdgeräth, zimmert die Boote und die Frau überzieht ſie dann mit Leder. Er jagt und fiſcht, und wenn er ſeine Beute zu Lande gebracht hat, ſo bekümmert er ſich nicht weiter darum; es wäre ihm eine Schande, den Seehund aus dem Waſſer auch nur ans Land zu ziehen. Die Weiber ſchlachten, kochen, gerben die Felle und machen daraus Kleider, Schuhe und Stiefeln und alles mit den einfachſten Werkzeugen. Sie bauen die Winterhütten und Sommerzelte und wenn ſie ſich noch ſo ſehr plagen, ſehen die Männer ganz ruhig zu. Dagegen laſſen ſie die Frauen mit dem Erworbenen wirthſchaften und in ihrer Abweſenheit ſchmauſen wie ſie wollen, und wenn alles aufgezehrt, hungern ſie ganz geduldig mit und nur die Noth der Kinder geht ihnen zu Herzen. Die Frauen werden jedoch im Ganzen gut behandelt und Parry, der ſich doch lange bei den Eskimos befand, bemerkt (2. voy. 380.) als eine Ausnahme, daß ein Mann ſeine beiden ſtreitenden Weiber durch ſein Meſſer, womit er die eine an der Stirn, die andere an der Hand leicht verwundete, beſtrafte. Mißhandlungen, die bei den Americanern und Auſtraliern ſo häufig vorkommen, bemerkte er nicht. Ja wir ſahen bei den Kamdſchadalen den Anfang zu einer ziemlichen Weiberherrſchaft — während jedoch bei den Eskimos der Mann noch als Herr und Gebieter daſteht (ſ. Steller S. 345.).

Bei den Grönländern findet ſich der Gebrauch, daß der Mann, der noch keine oder unerwachſene Kinder hat, ein Paar verwaiſete Knaben an Kindes Statt aufnimmt, die ihm bei ſeiner Nahrung helfen und die Seinigen verſorgen. So thut die Frau mit Mägden oder einer Wittwe. Sie werden vollkommen als wirkliche Kinder mit der größten Freundlichkeit behandelt und ein Knabe als künftiges Familienhaupt angeſehen. Die Magd aber kann die Familie verlaſſen wann ſie eben will. Schläge erhalten dieſe angenommenen ſo wenig als die leiblichen Kinder.

Dieſen Gebrauch fand Roß (III. 11.) auch bei den Eskimos von Bootia felix unter denſelben Verhältniſſen und mit derſelben Anhänglichkeit von beiden Seiten*). Eine Wittwe mit Kindern, beſonders wenn es Knaben ſind, iſt daher bei dieſen Völkern ſicher, ſich bald zu verſorgen, mag ihr Alter im Verhältniß zu dem des Freiers ſeyn wie es wolle, denn die Kinder ſind der größte Schatz, an dem auch der neue Ehemann Antheil hat, da ſie ihn als ihren neuen Vater ernähren müſſen.

---

*) S. auch Parry 2. voy. 531.

Die Stellung und das Loos der Frauen iſt bei den Grönländern eben ſo mühſelig, wie bei den übrigen Wilden; ihr Leben vom zwanzigſten Jahre an iſt eine ununterbrochene Kette von Mühſeligkeiten, Arbeit, Furcht, Elend und Jammer. Stirbt der Vater, ſo erben die hinterlaſſenen Töchter nichts und müſſen bei andern Leuten durch Dienſte ihren Unterhalt verdienen. Haben ſie keine ſchönen Kleider, oder ſind ſie ſonſt nicht ſchön, ſo finden ſie keinen Mann. Findet ſich ein Mann, ſo ſchweben ſie die erſten Jahre, zumal wenn ſie keine Kinder haben, in ſteter Furcht verſtoßen zu werden und dann müſſen ſie abermals dienen oder gar durch ſchändlichen Gewinn ihr Leben friſten. Behält der Mann die Frau, ſo iſt ſie den Launen deſſelben Preis gegeben, wird von der Schwiegermutter wie eine gemeine Magd behandelt oder muß ſich auch eine oder mehrere Nebenweiber gefallen laſſen. Nur wenn ſie erwachſene Söhne hat, iſt ihr Loos ein beſſeres und ſie übt dann die Oberherrſchaft mit derſelben Strenge gegen ihre Schwiegertöchter, als ſie in ihrer Jugend von ihrer Schwiegermutter hat erdulden müſſen. Wird eine Frau ſehr alt, ſo wird ſie oft als Zauberin angeſehen und dieß bringt ihr etwas ein; allein das Ende iſt gemeiniglich, daß ſie bei dem geringſten Verdacht der Verherung geſteinigt, in die See geſtürzt, erſtochen oder zerſchnitten wird. Ja es kommen Fälle vor, wo man ſie aus Mitleid und Geiz lebendig vergräbt oder wo ſie ſich ſelbſt in die See ſtürzt und durch Selbſtmord dem Hungertode entgeht.

Bei all dieſer harten Arbeit und Mühſeligkeit des Lebens erreichen dieſe Frauen doch oft ein höheres Alter als die Männer, die ſelten das fünfzigſte Lebensjahr überleben, da die ſchwere Arbeit in Näſſe und Kälte, die mit tagelanger träger Ruhe wechſelt, dann die Gefahren auf der See ihre Kräfte zeitig aufreiben*). Daher giebt es im Durchſchnitt weniger Männer als Weiber. Dieſe werden oft ſiebenzig bis achtzig Jahr alt und geben dann gemeiniglich ſchädliche Werkzeuge ab, die ſich mit Lügen, Afterreden, Kuppeleien, Hexereien und dergl. durchbringen und den Bemühungen der chriſtlichen Miſſionäre die größten Hinderniſſe in den Weg legten (Crantz I. 218.).

Das geſellige Leben

der Grönländer ſchildert uns Crantz (I. 222.) ziemlich ausführlich. Der Grundzug ihres ganzen Weſens, natürliche Lebendigkeit und künſtliche Gelaſſenheit, treten auch hier hervor. Sie zeigen ſich in Geſellſchaft beſcheiden, eingezogen, freundlich, ſittſam, zei-

*) Bei den Kambſchadalen fand Steller (S. 302.), daß viele ein Alter von ſiebenzig bis achtzig Jahren erreichen, bis an ihr Ende arbeiten und die meiſten Zähne mit ins Grab nehmen. Sie bekommen auch ſelten vor dem ſechzigſten Jahre graues Haar, das niemals ganz weiß wird.

gen keine falſche Scham oder verdächtige Schüchternheit und wiſſen ihre Begierden trefflich zu verbergen. Sie ſehen nicht ſowohl darauf, ſich durch etwas hervorzuthun und zu glänzen, als ſich nicht lächerlich zu machen. Die europäiſchen Complimente und geſelligen Ceremonien finden ſie höchſt lächerlich, ohne daß die jüngeren unter ihnen dem Alter ein ehrerbietiges, aufmerkſames Betragen entziehen.

Sie ſind geſprächig, heiter und ſcherzhaft, oft ironiſch und auf dieſe Weiſe kann der Fremde viel mit ihnen ausrichten; mit Härte und Strenge behandelt werden ſie ſtörriſch.

Sie vermeiden gefliſſentlich, was dem andern unangenehm ſeyn oder ihn beunruhigen könnte. Daher kommt es bei ihnen nicht leicht zu Zank und Streit; Fluch- und Scheltworte haben ſie nicht, in Geſprächen redet einer nach dem andern, ſie widerſprechen einander nicht gern, fallen einander nicht ins Wort und überſchreien einander niemals. Lachen ſie über Jemand, ſo geſchieht dieß auf keine beleidigende Art. Sie ſchämen ſich nur für das, was unnatürlich iſt, und in Geſellſchaft einen Wind zu laſſen, Läuſe zu fangen und mit den Zähnen zu knicken, dünkt ihnen nicht ſchmählich. Doch enthalten ſie ſich dieſer Dinge in Geſellſchaft der Europäer, ſeitdem ſie vernommen, daß ſie ihnen unangenehm*).

Dieſes rückſichtsvolle Benehmen zeigt ſich auch bei ihren Beſuchen. Sie bringen dem Wirthe ein kleines Geſchenk an Eß- oder Fellwaaren mit; angenehme oder vornehme Gäſte werden mit Geſang empfangen, alles iſt geſchäftig ihr Fahrzeug ans Land zu ziehen und ausladen zu helfen. Ein Jeder will die Gäſte in ſeine Hütte haben; dieſe aber beſinnen ſich und laſſen ſich lange nöthigen. Sind ſie im Innern angelangt, ſo ladet man ſie ein, die Oberkleider abzulegen und hängt dieſe über die Lampe auf, die, wie wir weiter unten ſehen werden, die Stelle des Heerdfeuers vertritt. Man reicht ihnen trockne Kleider und ein weiches Fell um darauf zu ſitzen. Der Ehrenſitz iſt auf der Familienſchlafſtelle. Die Männer ſetzen ſich dann zuſammen, die Frauen thun eben ſo. Nun unterhalten ſich erſtere ſehr ehrbar vom Wetter und der Jagd; letztere erzählen ſich Geſchichten und beklagen gegenſeitig ihre verſtorbenen Verwandten und heulen dann zuſammen. Dabei macht das Hörnchen fleißig die Runde, woraus der Schnupftabak mit der Naſe gezogen wird. Mittlerweile wird die Mahlzeit fertig, wozu alle Hausgenoſſen oft auch die Nachbarn geladen werden. Die Gäſte zeigen ſich ſehr ſpröde, laſſen ſich nöthigen und wollen den Schein der Armuth und des Hungers ver-

---

*) Eben ſo fand Parry das geſellige Leben bei den Eskimos (2. voy. 533.), er fand ſie einträchtig und fremd allen heftigen, wilden Leidenſchaften und den rohen Ausbrüchen derſelben. Er bemerkt, daß ihre ganze Rache oft nnr in hartnäckigem Schmollen beſteht und daß Schelten und Schimpfen bei ihnen ganz ungewöhnlich iſt.

meiden. Man ſetzt drei bis vier verſchiedene Gerichte vor, wie z. B. ein europäiſcher Kaufmann von einem großen grönländiſchen Diner folgenden Küchenzettel lieferte: 1) gedörrte Heringe, 2) getrocknetes, 3) gekochtes, 4) halb roh und verfaultes Seehundfleiſch oder Mikiak, 5) gekochte Alken, 6) ein Stück von einem halb verfaulten Walfiſchſchwanz, was das Hauptgericht und das Koſtbarſte war, worauf die Gäſte eigentlich geladen waren, 7) gedörrter Lachs, 8) gedörrtes Renthierfleiſch, 9) Confituren von Kräkebeeren, mit dem Magen vom Renthier.

Der Seehundfang bildet den Hauptinhalt ihrer oft Stunden lang dauernden Tiſchgeſpräche. Die Unterhaltungen und Erzählungen ſind umſtändlich und ausführlich, aber lebhaft und unterhaltend. Sie beſchreiben z. B. aufs genaueſte Zeit und Ort, wo ſie das Thier trafen, beſchreiben jede ihrer eigenen und des Seehunds Bewegungen, zeigen mit der linken Hand alle Kreuz- und Querſprünge des Thieres und mit der Rechten alle Bewegungen ihres Kajaks und des Armes, wie ſie das Geſchoß ergriffen, wie ſie ausgeholt, gezielt und geworfen haben: die Knaben ſitzen aufmerkſam und ſtumm dabei und antworten nicht eher als bis ſie gefragt werden.

Sind Europäer in der Geſellſchaft, ſo ſprechen ſie gern von der Beſchaffenheit der fremden Länder und laſſen ſich alles durch Gleichniſſe deutlich machen, z. B. die Stadt hat ſo viel Einwohner, daß ſo und ſo viel Walfiſche nöthig wären, um ſie zu ernähren, man ißt aber keine Walfiſche ſondern Brot, das aus der Erde wie Gras herauswächſt, und das Fleiſch der Thiere, die Hörner haben, man läßt ſich auf dem Rücken großer Thiere forttragen u. ſ. w. Den Erzählungen und Lehren der Miſſionäre hören ſie gern und aufmerkſam zu, faſſen ſie leicht und unterſcheiden ſich auch darin von den Wilden des Südens.

Den gewöhnlichen einförmigen Lauf des Lebens unterbrechens ſie durch mancherlei geſellige Vergnügungen, Tänze und Spiele.

Das Hauptfeſt — das nach den Berichten der Miſſionäre jedoch keine religiöſe Bedeutung hat — wird zur Zeit der Sonnenwende gefeiert, am 22. Decbr., um die Freude über die Rückkehr der Sonne und des guten Fangwetters darzuſtellen.

Da ziehn ſie in ſtarken Geſellſchaften zuſammen, bewirthen einander und wenn ſie ſo viel gegeſſen, daß ſie platzen möchten, beginnen Geſang, Spiel und Tanz, den uns Crantz (I. 229.) folgendermaßen beſchreibt:

„Ihr einziges muſicaliſches Inſtrument iſt die Trommel, welche aus einem zwei Finger breiten Reif von Holz oder Walfiſchbein beſteht und nur auf einer Seite mit einem dünnen Fell oder der Haut von der Walfiſchzunge überzogen, ein wenig oval, anderthalb Schuh breit und mit einem Schaft zur Handhabe verſehen iſt.“ Dieſelbe nimmt der Grönländer in die linke Hand und ſchlägt mit einem Stöckchen

auf den untern Rand, hüpft bei jedem Schlag ein wenig in die Höhe, doch ſo, daß er allezeit auf einem Flecke bleibt, und macht mit dem Kopfe und dem ganzen Leibe allerlei wunderliche Bewegungen, und das alles nach dem Dreivierteltact, ſo daß auf jedes Viertel zwei Schläge kommen. Dazu ſingt er vom Seehundfang und dergl. Geſchäften, rühmt der Vorfahren Thaten und bezeigt ſeine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuſchauer ſitzen nicht ſtill dabei, ſondern accompagniren einen jeden Vers ſeines Geſanges mit einem etliche Mal wiederholten amna ajah - ajah - ah, ah! ſo daß der erſte Tact eine Quarte herunter gedehnt, der andere einen Ton höher angefangen, herunter geſungen und ſo immer wiederholt wird. Der Sänger ſingt bei jedem Auftritt vier Cantos, davon die erſten zwei gemeiniglich aus dem immer wiederholten amna, ajah, die andern aber aus einem Recitativ beſtehen, da er im erſten Tact eine kurze Strophe, doch ohne Reime ſingt, die zuſammen einen ganzen Geſang ausmachen, aber im andern Tact allemal mit dem amna ajah unterbrochen werden, z. B. Die Sonne kommt zu uns zurück, amna ajah - ajah - ah - hu! Den Affect weiß der Sänger mit beſondern ſanften oder eifrigen Wendungen der Trommel und Verdrehungen der Glieder, die man, weil er bis auf die Beinkleider nackt iſt, bewundern muß, auszudrücken. Ein Auftritt währt nur eine Viertelſtunde, und wenn einer müde und von dem beſtändigen Hüpfen und Verdrehen voll Schweiß iſt, tritt der andere in den Kreis. So continuiren ſie die ganze Nacht und nachdem ſie am Tage ausgeſchlafen und Abends ihren Bauch wieder angefüllt haben, etliche Nächte lang, bis ſie nichts mehr zu eſſen haben oder ſo abgemattet ſind, daß ſie nicht mehr reden können. Wer die poſſierlichſten Verdrehungen der Glieder machen kann, der paſſirt für einen Meiſter-Sänger."

Vollkommen übereinſtimmend iſt das, was Capitän Beechey (R. I. 413 f.) von dem Tanze der Eskimo am Deas-Thomſon Cap berichtet. „Ein alter Mann ſpannte eine Haut über ein Tamburingeſtell, gab, indem er mit einem Knochen darauf ſchlug, das Zeichen zum Tanze und dieſer begann ſogleich zu dem Geſange angna - aya-angna - aya, wobei das Tamburin, das nicht geſchlagen, ſondern gegen einen kurzen Stock geſchwungen und gedreht wurde, den Tact angab. Der Muſicant, welcher auch der Vortänzer war, ſprang in den Kreis, nahm mit dem Körper verſchiedene Stellungen an und machte, als er ganz erſchöpft war, einem andern Platz, der ſpäter das Tamburin an einen Burſchen abtrat, der durch ſeine Grimmaſſen und ſein poſſierliches Benehmen allgemeines Lachen erregte. In ſeinen Geſang ſtimmten die jungen Frauen ein, welche bis dahin ſtumm und faſt bewegungslos geweſen, nun aber ſo rüſtig wie ihr Anführer tanzten, den Rumpf hin und her wendeten und ſich mit den Kleidern heftig die Seiten rieben, was wahrſcheinlich wegen einer ſpaßhaften Ideenverbindung den Eskimos ſehr luſtig ſchien." Auch weiterhin fand der-

ſelbe Reiſende eine gleiche Luſt am Tanze und Geſang, ſo daß ſelbſt alte abgelebte Mütterchen durch die Schläge des Tamburin zu Geſang und munteren Wendungen und Drehungen angereizt wurden.

Den Tanz der Eskimo auf der Chamiſſo-Inſel beſchreibt Beechey (R. I. 449.) folgendermaßen. Nach dem Gaſtmahl verſammelten ſich die ſämmtlichen Bewohner des Dorfes, beſſer gekleidet als bei unſerem erſten Beſuche, ſtellten ſich vor uns in einem Halbcirkel auf und ließen uns einen ihrer Tänze ſehen, der, da er das Beſte in ſeiner Art war, was uns vorgekommen, näher beſchrieben zu werden verdient. Die Männer bildeten vor uns auf dem Graſe ſitzend einen doppelten Kreis und die im Hintergrunde befindlichen Frauen und Kinder machten die Muſicanten. Anfangs beſtand die Muſik in wenig mehr als in dem dumpfen Herſummen der Worte: Ungnā- yā, amnā-āyā, welche in keinem Eskimogeſange fehlen dürfen. Der Vortänzer, ein äußerſt robuſter Mann, ſprang in den Kreis und nahm mehrere Stellungen an, die ſich eher für einen Boxer als für einen Tänzer geſchickt hätten. Als ſeine Bewegungen heftiger wurden, kündigte er ſeine Begeiſterung durch einen lauten Ruf ah ah an und trat zuletzt völlig erſchöpft unter lautem Beifalljauchzen ab, um andern Tänzern Platz zu machen. Hierauf traten fünf jüngere Männer auf, die in Betracht ihrer ſchwerfälligen Kleidungsſtücke recht behende Bewegungen ausführten. Zu ihnen geſellte ſich ein für dieſen Fall eigends angekleidetes Mädchen, welches indeß die Bewegungen der Männer nicht nachmachte, ſondern nur die Arme hin- und herwiegte und den Leib von einer Seite zur andern bog. Das arme kleine Ding ſchämte ſich ſo ſehr, daß es beſtändig den Kopf ſenkte, die Augen nicht ein einziges Mal aufſchlug und herzlich froh ſchien, als die Sache vorüber war, obgleich der ihr gezollte Beifall keineswegs gleichgültig von ihr aufgenommen wurde.

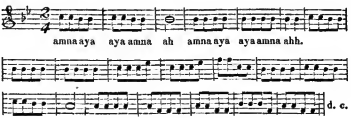
Die Bewegungen der männlichen Tänzer waren ſo heftig, daß ſie von Zeit zu Zeit Athem ſchöpfen mußten und während dieſer Zwiſchenperiode war die Muſik gedämpft. Sobald die Tänzer aber wieder auftraten, wurde die Muſik laut und lebhaft. Eine erwachſene Frau geſellte ſich nun zu ihnen und ſchien der Preis zu ſeyn, welchen von mehreren jungen Männern jeder davon zu tragen ſuchte. Sie bemühten ſich wiederholt ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen; aber ſie blieb unerbittlich und winkte die Freier von ſich hinweg; endlich ſprang ein faſt nackter alter Mann in den Kreis und begann unſittliche Gebärden zu machen, begab ſich aber, da dieß unſern Beifall nicht fand, wieder hinweg und hiermit hatte die Luſtbarkeit ihren höchſten Grad von Geräuſch und Lebhaftigkeit und bald darauf ein Ende.

In dieſem Tanze läßt ſich durchaus keine Grazie wahrnehmen, er iſt ganz ſo lärmend, heftig und barbariſch wie die Eskimo ſelbſt. Die Tänzer trugen ihre beſten Kleider und hatten außer ihrer gewöhnlichen Tracht eine Art Kragen von Hermelin- und Zobelfellen auf

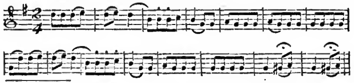
den Schultern, und andere auf dem Kopfe ein Band, an welchem in Abſtänden von 2 Zoll Lederſtreifen hingen, an deren Ende die Nägel von Seehunden befeſtigt waren. Nach dem Tanze beſchenkte man die Gäſte mit getrocknetem Lachs und gleich darauf begann der Tauſchhandel.

Denſelben Amnaajahtanz beſchreibt Capitän Lyon in Parrys 2. R. S. 291., wo, nachdem ein Tänzer ermüdet, ſein Gehülfe ſeinen Kopf mit beiden Händen faßt und ſeine Naſe auf der des Gehülfen tüchtig abreibt; man nennt die Ceremonie — der ſich auch Lyon unterwerfen mußte — Koonik.

Die Melodien der Tänzer ſind folgende:

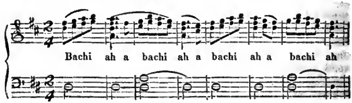


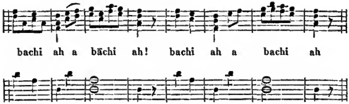
Zweiter Geſang.



Parry 2. voy. 542.

Der kamdſchadaliſche Nationaltanz beſteht in Nachahmung der Manieren und Bewegungen der Seehunde und Bären und geht von den ſanfteſten Bewegungen des Kopfes und der Schultern, bis zu den heftigſten mit Hüften und Knieen über: ſie ſingen dazu und ſtampfen den Tact auf die Erde, oft mit kurz abgeſtoßenem ha ächzend. Das Hauptnationallied heißt Bachia und lautet folgendermaßen:





Langsdorf II. 261 f.

Das Ballſpiel wird ſo vorgenommen, daß ſie ſich bei Mondſchein in zwei Partheien theilen, deren eine der anderen den Ball zuwirft, dann wird auch der Ball mit dem Fuße nach einem gewiſſen Ziele geworfen. Demnächſt haben ſie auch mancherlei Leibesübungen, z. B. einer ſchlägt den andern in den Rücken und wer es am längſten aushält iſt Meiſter. Dieſer macht ſich groß damit und fordert einen andern heraus, bis er es auch müde iſt. Sie ſetzen ſich nieder mit ineinander geſchlungenen Beinen und Armen, oder ſie ſtehen und ſchlagen die Finger ineinander und wer den andern überziehen kann, der gilt als deſſen Herr. Auch befeſtigen ſie im Hauſe an einem Balken einen Riemen, hängen ſich mit dem Fuß und Arm daran und machen allerlei geſchickte Wendungen und Schwenkungen.

Ein anderes Spiel iſt unter jungen Leuten gewöhnlich. Sie drehen ein Hölzchen mit einem Stift in der Weiſe eines Kreiſels herum und gegen welchen der Stift weiſet, der hat das, was aufs Spiel geſetzt iſt, gewonnen.

Capitän Lyon fand bei den von ihm beſuchten Eskimos folgendes ſchmutzige Spiel: die jungen Leute ſtecken eine Sehne ins Naſenloch und bringen ſie zum Munde wieder heraus. Auch dient ihnen die Verfolgung der Läuſe als erfreuliche Unterhaltung (Parry 2. voy. 293.).

Die Tänze der grönländiſchen kleinen Mädchen ſind wie die unſrigen; die Kinder faſſen ſich bei den Händen, ſchließen einen Kreis und tanzen ſingend und hüpfend den Ringelreihen.

Auch bei den älteren Perſonen iſt der Tanz ein beliebtes Vergnügen, das jedoch zuweilen zu einem ganz beſonderen, gewiſſermaßen gerichtlichen Zwecke benutzt wird und die Stelle des Zweikampfes vertreten muß. Wenn ſich ein Grönländer nämlich von einem anderen beleidigt glaubt, ſo zeigt er darüber keinen Verdruß und Zorn oder Rachſucht, ſondern er verfertigt einen ſatyriſchen Geſang, den er in Gegenwart ſeiner Hausgenoſſen und namentlich der Frauenzimmer ſo lange ſingend und tanzend wiederholt, bis ſie ihn alleſammt auswendig können. Alsdann läßt er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er auf ſeinen Widerſacher ſingen will. Dieſer findet ſich an

Digitized by Google

dem beſtimmten Orte ein, ſtellt ſich in den Kreis und der Kläger ſingt ihm tanzend nach der Trommel, indem ſeine Begleiter das amna ajah fleißig wiederholen und jeden Satz mitſingen, ſo viel ſpöttiſche Wahrheiten vor, daß die Zuſchauer etwas zu lachen haben. Wenn er ausgeſungen hat, trit der Beklagte hervor und beantwortet unter Beiſtimmung ſeiner Leute die Beſchuldigungen auf dieſelbe lächerliche Weiſe. Darauf erhebt der Kläger ſeine Stimme, und ſo wechſeln ſie gegenſeitig miteinander, bis die Anweſenden einen derſelben für den Sieger erklären, der dann in großem Anſehen ſteht. Bei dieſem Streite wird die Wahrheit gar deutlich und derb geſagt, eine Grobheit oder Unanſtändigkeit wird dabei jedoch nicht geſtattet, dadurch aber man- che Gewaltthat, manche grobe Beleidigung verhindert. Nach been- digtem Streite ſind die Partheien die beſten Freunde. Parry (2. voy. 538.) beſchreibt die Unterhaltungen der Eskimos, welche nament- lich die Weiber vornehmen, wenn die Männer abweſend ſind. Sie löſen ihr Haar auf, glätten es und binden die Enden zuſammen, die Frau tritt dann in die Mitte der Hütte, zieht die Lippen in den Mund, verdrehet und ſchließet die Augen und verrenkt den Nacken und macht grauſenhafte Fratzen und Verrenkungen. Eine andere Vorſtellung be- ſtand darin, daß eine Frau die Augen auf einen Punct richtete und die Worte wiederholte: tabāk - tabāk keibo - keibō kebāng enū ko eek, kebangenutoek, amūtamū amatamū. Man ahmt dabei die Bauch- rednerei nach. Nach dem letzten amatama bewegte Iligink ihren Finger gegen ihren Körper und ſprach angetkoot, einige Secunden eine ganz ernſthafte Haltung annehmend, dann brach ſie in ein Ge- lächter aus, worein die übrigen einſtimmten. Auch ahmten die Wei- ber einen unnatürlichen Kehllaut nach, das Wort ikkeree wiederho- lend und auf einen Punct ſtarrend. Dann ſtellten ſich zwei Frauen einander gegenüber und ſprachen ſo ſchnell und treffend zuſammen, daß der Ton aus einer Gurgel zu kommen ſchien. Ein drittes Spiel be- ſteht darin, daß zwei Frauen ſich einander gegenüber ſtellen und wech- ſelsweiſe auf die Kniee fallen. Endlich ſtellte ſich die eine hin, ließ ihre Arme hängen, bewegte den Körper vorwärts, ſchüttelte ſich und ließ einen wilden Ton hören. Ein anderes Spiel von zehn bis zwölf im Kreiſe ſtehenden Frauen glich unſerer Blindekuh, wobei aber eben- falls mancherlei Verdrehungen vorkamen. — In dieſer Weiſe ſind auch die andern von Parry beobachteten Spiele, zu denen noch kommt, daß zwei eine Leine halten und drehen und ein drittes darüber ſpringt. Uebrigens ſingen ſie viel und gern, die Frauenſtimmen ſind ſanft und wenn ſie mit Männern ſingen eine Octave höher. — In ihren Ge- ſängen iſt freilich keine Melodie.

Bei den Tſchuktſchen fand Otto von Kotzebue (R. I.) einen ſelt- ſamen Tanz als Begrüßungsceremonie. Die Tſchucktſchen hatten ihre europäiſchen Freunde am Ufer freundlich empfangen und nöthigten ſie, auf Thierfellen ihren ans Land gezogenen Baidaren gegenüber

Platz zu nehmen. Das Feſt begann mit einem Solotanz: ein altes, ſchmutziges, furchtbar häßliches Weib trat hervor, machte die ſonderbarſten und gewiß ſehr ermüdende Bewegungen mit dem ganzen Körper, wobei ſie aber nicht von der Stelle rückte; ſie verdrehte die Augen und hatte eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit im Geſichterſchneiden, welche alle Zuſchauer zum Lachen brachte. Die Muſik beſtand aus einem Tamburin und mehrſtimmigen Geſange, der aber für ein europäiſches Ohr gar zu wenig Reiz hatte. Hierauf folgten noch Männer und Weiber, die ſich einzeln ſehen ließen, aber keines erreichte die hohe Kunſt der Alten. Das Ende des Balls ward durch einen beſonderen Tanz ausgezeichnet; zwölf Weiber nämlich ſetzten ſich dicht nebeneinander in einen Halbkreis, wobei ſie ſich die Rücken zukehrten; die ganze Gruppe ſang und ſuchte durch die Bewegungen der Hände und des Körpers den Inhalt der Lieder auszudrücken.

Denkmäler einer andern Luſtbarkeit fand Parry (2. voy. 362.) bei den Eskimos; es waren ovale Wälle aus loſen Steinen zu 5 F. Höhe, von 41 — 27 F. Länge, von 33 — 18 F. Breite, an der Längenſeite mit einem kleinen Vorhof verſehen. Die Eskimo erklärten, daß man in dieſem Walle ein Feſt feiere, wenn ein Walfiſch erlegt worden. Man bringt ihn in den Kreis, wo ihn einige der Männer zerlegen, während die andern Männer außerhalb deſſelben bleiben, die Weiber aber innerhalb im Kreiſe ſtehen und ſingen und tanzen. Parry fand fünfzehn ſolcher Steinwälle und vernahm von den Eskimos, daß jeder ſeinen Eigenthümer habe.

So geſtaltet ſich im Norden das geſellige Leben, das wir weiter unten von einer andern Seite, in Bezug auf Rechtsverhältniſſe kennen lernen werden. Das Leben der Nordländer fließt unter dieſen Begebniſſen einfach hin. Zu den Unterbrechungen gehören auch die

Krankheiten,

die in dieſem Clima bei weitem häufiger und anhaltender, wenn auch nicht ſo ſchnell tödtend ſind, als bei den ſüdlichern Nationen.

Sie leiden namentlich an Augenkrankheiten. Franklin fand (2. Reiſe S. 136.) die älteren Perſonen meiſt mit ſchwärenden Augen, und zwei oder drei alte Eskimos ganz blind. Aehnliches bemerkte Cook bei den Tſchuktſchen (3. R. 156.) und Cranz (I. 297.) von den Grönländern, bei denen im Frühjahr, Mai und Juni von den ſcharfen Winden, dem Blenden der Sonne und des Eiſes die Augen oft roth und triefend werden; dagegen ſuchen ſich Grönländer und Eskimos durch einen eigenen Schirm zu ſchützen, den erſtere aus Holz, letztere aus Fellen arbeiten. Der Reif iſt drei Finger breit, oft zierlich geſchnitzt und mit Bein ausgelegt. Hie und da ſind ſchmale Löcher eingeſchnitten, durch welche ſie hindurchſehen. Die Augenkrankheiten ſuchen die Grönländer dadurch zu heben, daß ſie über dem Auge an

der Stirne ein Loch ſchneiden, um der Schärfe einen Ausgang zu eröffnen. Bildet ſich eine Haut über dem Auge, ſo zieht eine Frau daſſelbe mit einer Nadel, oder ſchneidet es mit dem Meſſer ſo geſchickt ab, daß es faſt nie mißlingt. Seit der Bekanntſchaft mit den Europäern nehmen ſie fleißig Schnupftabak.

Sie leiden oft am Naſenbluten; dagegen laſſen ſie ſich am Nacken anſaugen, oder binden den Goldfinger an beiden Händen feſt einwärts, nehmen ein Stück Eis in den Mund oder ſchlürfen Seewaſſer in die Naſe.

Kopf- und Zahnſchmerzen, Schwindel und Ohnmachten, Schlag- und Stickfluß kommen häufig bei ihnen vor. Fallende Sucht, Mond- und Waſſerſucht, Wahnſinn und Raſerei und der Krebs am Mund ſind ſeltener und werden für unheilbar gehalten. Wider den Scorbut wenden ſie mancherlei Kräuter und Wurzeln, namentlich aber das Löffelkraut an. Von Fiebern wiſſen ſie wenig. Wohl aber kommt oft Diarrhoe, Ruhr, Bruſtentzündung vor, wogegen ſie mit einem heißgemachten Asbeſt auf die ſchmerzhafte Stelle ſtoßen. Gegen Blutſpeien eſſen ſie ſchwarzes, an den Felſen wachſendes Moos. Beulen öffnen ſie und bedecken ſie dann mit einem Deckel von Stroh oder dünnem Holz. Hautausſchläge werden mit Habichtfedern abgekratzt. Aderlaß iſt bekannt und wird geſchickt geübt. Friſche Wunden werden ins Uringefäß geſteckt um das Blut zu ſtillen, dann legen ſie Faſern von ausgedrücktem Speck oder im Thran gebranntes Moos darauf und binden alles mit einem Riemen zu. Große Wunden werden zugenäht.

Beim Arm- und Beinbruch wird das Glied durch Ziehen wiederum eingerichtet, dann aber mit ſtarkem Sohlenleder feſt zuſammengebunden. Die Heilung erfolgt gemeiniglich ſchnell und ſicher. Den Kranken wird wenig Pflege gewidmet, und Niemand geſtattet gern, daß ein Kranker aus ſeinem Trinkgeſchirr trinke. Parry (2. voy. 406.) fand, daß man eine Kranke ganz allein und hülflos in einer Schneehütte hatte liegen laſſen. Er ſchildert den ſchauderhaften Zuſtand, worin er die unglückliche Kaga fand*).

Auf Erhaltung ihrer Geſundheit verwenden ſie gar keine Sorgfalt. Im Winter kommt ein Mann ſo durchfroren in das warme Haus, daß er an Geſicht und Händen keine Empfindung hat. Wenn ſie in der Hütte ſchwitzen, laufen ſie nackt hinaus in die Kälte. Haben ſie nichts, ſo hungern ſie zwei bis drei Tage, wenn ſie aber etwas bekommen, ſo iſt des Eſſens kein Ende. Wenn ſie warm und durſtig ſind, ſo wird Eis ins Waſſer gelegt und daſſelbe in der Hitze in großer Maſſe heruntergeſtürzt. Durch ſolche wiederholte, plötzliche Veränderungen verderben ſie ſich. Die meiſten ſterben am Ende der harten Winter, namentlich wenn ſie wenig Nahrung gehabt haben. Sie

*) Intereſſante Bemerkungen über die Krankheiten von Mr. Edwards bei Parry 2. voy. S. 543 ff.

ſind nicht leicht zum Schwitzen zu bewegen, ſondern ſuchen die innerliche Hitze durch eiskaltes Waſſer zu dämpfen.

Bei den Eskimo auf der Chamiſſoinſel fand Beechey (R. I. 457.) einen Mann, der ſo verkrüppelt war, daß er auf allen Vieren ging — er mochte wohl auf der Jagd verunglückt ſeyn; wie man auch an mehreren andern Perſonen tiefe Narben bemerkte, die durch die Walroſſe entſtanden waren.

Die Kamdſchadalen, unter denen Steller achtzigjährige fand, kennen auch keine Sorgfalt für Erhaltung der Geſundheit, das ausgenommen, daß ſie die Füße wohl verwahren und keine Näſſe daran leiden können. Den Kopf bedecken ſie niemals. Die überflüſſige Wolluſt, die ſie früh beginnen, dann die Haſt, mit der ſie ihre Geſchäfte verrichten, ſo wie die Gefahr auf der See, auf Jagdzügen, bringt einen großen Theil in der Blüthe der Jahre ums Leben. Die Alten löſchen friſch und geſund aus wie ein Licht (Steller 303.). Derſelbe fand bei den Kamdſchadalen viele Krüppel, was daher kommt, daß die Kinder in der Jugend wie die Katzen an den Leitern und Balangalen herumkriechen, Hals und Beine brechen und lahm und bucklicht werden. Sonſt haben ſie geſunde Bruſt. Zum Schweiß ſind ſie weniger geneigt als die Grönländer, obſchon ſie tüchtige Läufer und gewaltige Waſſertrinker ſind.

Die Todtenbeſtattung.

Sobald ein Grönländer mit dem Tode ringt, zieht man ihm ſeine beßten Kleider an und biegt ihm die Füße unter die Lenden, damit das Grab deſto kürzer gemacht werden könne, wie Crantz bemerkt (I. 300.). Sobald er todt iſt, werfen ſie ſeine Sachen hinaus, damit ſie dadurch nicht verunreinigt und unglücklich werden. Alle Leute im Hauſe müſſen auch ihre Sachen hinausthun bis auf den Abend, damit der Todtengeruch hinausziehe. Alsdann klagen ſie in der Stille eine kleine Stunde lang. Darauf machen ſie Anſtalt zum Begräbniß. Die Leiche wird nicht durch den Eingang des Hauſes, ſondern durchs Fenſter hinausgeſchafft, im Sommerzelt wird ein Fell losgemacht und der Todte ſo hinten heraus gebracht. Hinterdrein ſchwenkt eine Frau einen angezündeten Span hin und her und ſpricht: hier iſt nichts mehr zu bekommen. Das Grab macht man gern an einem abgelegenen Orte auf einer Anhöhe von Steinen, unten darein wird Moos gelegt und ein Fell darüber gebreitet. Der nächſte Anverwandte bringt den Todten in ſein beßtes Seehund- oder Renthierfell eingewickelt und eingenäht auf dem Rücken getragen, auch wohl hinter ſich auf dem Boden geſchleppt, legt ihn ins Grab, deckt ein Fell, auch etwas Raſen darüber und legt große breite Steine darauf, ſo daß die Füchſe und Vögel nicht dazu kommen können. Neben das Grab legen ſie des Verſtorbenen Kajak, Pfeile und täglich gebrauchtes Werkzeug, bei den Wei-

dern Meſſer und Nähzeug, damit ſie ſich dadurch nicht verunreinigen oder durch deſſen Anblick nicht zu gar großer Betrübniß gereizt werden: „denn dieß bekommt der abgeſchiedenen Seele nicht allzuwohl." Viele ſtehen auch in den Gedanken, daß ſie ſich ihres Werkzeuges in der andern Welt zu ihrer Nahrung bedienen werden. Und ſolche Leute legen zu eines Kindes Grabe einen Hundskopf, damit die Seele des Hundes, die überall ſich zu Hauſe findet, dem unmündigen Kinde den Weg zum Lande der Seelen weiſe*). Seitdem aber die Wilden geſehen (fährt Crantz fort I. 301.), daß die Getauften ſolche beim Grabe niedergelegte Sachen wegnehmen und ohne ſich dadurch der Rache der Geſpenſter bloß zu ſtellen brauchen, ſo kommt dieſe Mitgabe ziemlich ab. Doch brauchen ſie dergleichen Sachen nicht.

Wer einen Todten anrührt, beſonders wer ihn zu Grabe trägt, iſt etliche Tage unrein und muß ſich gewiſſer Arbeiten und Speiſen enthalten, was auch ſämmtliche Verwandte und Hausgenoſſen beobachten, damit ſie ſich ſelbſt nicht unglücklich machen und die abgeſchiedene Seele nicht beunruhigen.

Ein kleines, ſäugendes Kind, das noch keine feſte Speiſe genießen kann und Niemand hat, der es pflegt, wird mit der Mutter zugleich, oder doch, wenn der Vater gar keinen Rath mehr weiß und den Jammer des Kindes nicht mehr anſehen kann, kurze Zeit nachher lebendig begraben**). Der Schmerz des Vaters iſt dabei freilich, zumal wenn es ein Sohn iſt, unausſprechlich.

Manche alte kranke Wittwen, die keine anſehnlichen reichen Verwandten haben, von denen ſie ohne Mühe ernährt werden können, werden ebenfalls lebendig begraben; die Kinder halten das nicht für eine Grauſamkeit, ſondern für eine Wohlthat, wodurch ſie, gleich den Nordamericanern (ſ. o. S. 102.), der Alten die Schmerzen eines langen Krankenlagers, ſich ſelbſt aber Mitleid, Kummer und Sorge erſparen. Man hat Beiſpiele, daß ſie alte Perſonen auf eine Inſel ausgeſetzt und dem Hungertodte preis gegeben haben. Wer gar keine Freunde hat, bleibt unbegraben liegen.

Nach dem Begräbniß begeben ſich die Begleiter ins Sterbehaus, ſetzen ſich ſtill nieder, ſtützen die Arme auf die Knie und legen den Kopf zwiſchen die Hände. Die Weiber legen ſich auf die Pritſche aufs Angeſicht und alle ſchluchzen und weinen in der Stille. Der Vater, Sohn oder nächſte Verwandte hält dann eine Klagerede, darinnen alle guten Eigenſchaften des Verſtorbenen berührt werden, und dieſe wird von allen bei jedem Abſatz mit lautem Geheul begleitet.

---

*) Vergl. damit Scoresby Reiſe S. 237.

**) Was auch bei den Eskimos vorkommt, Parry 2. voy. 393. Da jede Mutter ihre Milch als das Eigenthum ihrer Nachkommenſchaft betrachtet und die Bruſt keinem fremden Kinde reicht.

Als Probe einer ſolchen Klagerede diene die eines Vaters über ſeinen Sohn.

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun leer iſt! deine Mutter bemüht ſich vergebens, dir die Kleider zu trocknen. Siehe, meine Freude iſt ins Finſtere gegangen und in den Berg verkrochen. Ehedem ging ich des Abends aus und freute mich; ich ſtrecke meine Augen aus und warte auf dein Kommen. Siehe, du kamſt, du kamſt muthig angerudert mit Jungen und Alten. Du kamſt nie leer von der See, dein Kajak war ſtets mit Seehunden und mit Vögeln beladen. Deine Mutter machte Licht und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück. Du ſaheſt der Schaluppe rothen Wimpel von Weitem und rufteſt, da kommt Lars (der Kaufmann). Du liefſt an den Strand und hielteſt der Schaluppe Vorder-Staven. Dann brachteſt du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abflenzte, und dafür bekamſt du Hemden und Pfeileiſen. Aber das iſt nun aus. Wenn ich an dich denke, ſo brauſet mein Eingeweide. Ach daß ich weinen könnte wie ihr andern! ſo könnte ich doch meinen Schmerz lindern. Was ſoll ich mir wünſchen? der Tod iſt mir nun annehmlich worden. Doch wer ſoll meine Frau und übrigen kleinen Kinder verſorgen? Ich will noch eine Zeit lang leben, aber meine Freude ſoll in beſtändiger Enthaltung von allem, was den Menſchen angenehm iſt, beſtehen u. ſ. w.“

Nach dieſer Leichenrede fahren die Weiber mit Klagen und Heulen fort, alle in einem Tone, als ob man eine Quinte herunterwärts durch alle halben Töne tremulirend ſpielte. Dann und wann halten ſie ein wenig inne, und dann ſagt die eigentliche Leidträgerin etliche Worte dazwiſchen. Die Männer dagegen ſchluchzen nur. Darauf werden alle Eßwaaren, die der Verſtorbene hinterlaſſen hat, auf den Boden gelegt und von den leidtragenden Gäſten verzehrt. So lange noch etwas übrig iſt, fahren ſie in ihrem Beſuche fort, was oft 8—14 Tage währt. Wenn die Wittwe ausgeht ihre Nahrung zu ſuchen, muß ſie alte zerriſſene, beſchmierte Kleider anhaben, ſich nie waſchen, die Haare abſchneiden, oder doch unaufgebunden tragen und unter freiem Himmel allezeit eine beſondere Trauerkappe auf dem Kopfe haben. Die Männer zeigen ihre Trauer nicht durch eine beſondere Tracht, außer daß ſich manche zum Zeichen eines tieffreſſenden Schmerzes ſelbſt verwunden. Wer zum Beſuch kommt, den empfängt die Frau mit den Worten: „den ihr ſucht, den findet ihr nicht, ihr kommt hinterdrein.“ Und darauf beginnt das Heulen abermals. Eine ſolche halbſtündige Klage ſetzen ſie alle Tage eine Woche lang und ſelbſt bis zu einem vollen Jahre fort, je nachdem der Verſtorbene jung oder alt oder unentbehrlich geweſen. Sie beſuchen ferner das Grab, legen ſich darüber und die umſtehenden Weiber kommen herbei und helfen ihnen heulen. Iſt der Hausvater geſtorben, ſo ſuchen die beileidbringenden

Gäſte bei jedem Beſuch etwas heimlich oder öffentlich mit hinwegzunehmen, ſo lange die Wittwe noch nicht ausgeht, wenn die nächſten Verwandten nämlich nicht ſtark genug ſind, dieß abzuwehren; dadurch wird manche arme Wittwe zuweilen ſo entblößt, daß ſie nach einiger Zeit mit ihren Kindern verhungern oder erfrieren muß*).

Soweit Crantz über die Beſtattung der Todten bei den Grönländern, die uns das vollſtändigſte Bild von dieſen Gebräuchen bei den nordpolariſchen Völkerſchaften giebt und womit die Nachrichten der Reiſenden von den andern verwandten Stämmen im Weſentlichen übereinſtimmen.

So fand Richardſon (Franklin 2. Reiſe S. 211.) die Eskimogräber auf der heiligen Inſel in ähnlicher Weiſe; die Todten waren in Felle gewickelt, locker mit Treibholz bedeckt, mit den Köpfen nach Weſten gerichtet; in der Nähe der Gebeine waren Canots, Fiſchernetze und andere Geräthſchaften hingelegt. Capitän Beechey (II. 41.) fand Aehnliches am Cap Espenburg. Auf der Spitze der Sandberge am Cap waren eine Menge Stangen aufgerichtet, Ueberreſte verlaſſener Hütten; in der Nähe derſelben fand er Hütten und Plätze, wo Leichen beigeſetzt waren; die Leiche, mit dem Kopfe nach Weſten gerichtet und in doppelter Kleidung, lag in einem Sarge aus lockern Bretern, die auf einer Platform von Treibholz ſtanden und mit einem Bret und mehreren Sparren bedeckt waren, welche durch ſchräg in den Boden getriebene Stangen, deren Spitzen ſich oben kreuzten an Ort und Stelle feſt gehalten wurden. Die Skelette lagen theilweiſe zu Tage. Eben ſo war es weiter weſtlich an der Hothameinfahrt (Beechey II. 47.). Einige der Leichen waren auf eine etwa 2½ Fuß über den Boden ſich erhebende Platform von Treibholz mit dem Kopfe gegen Weſten gelegt und über dieſelben erhob ſich ein doppeltes Zelt von Treibholz; das Innere war aus Sparren von etwa 7 Fuß Länge errichtet und die des äußeren hatten oft die dreifache Länge. Sie waren dicht aneinander gelegt, ſo daß wahrſcheinlich Anfangs weder Wölfe noch Füchſe dazu kommen konnten, endlich aber zuſammengeſtürzt, ſo daß ſämmtliche Leichen und ſelbſt die über dieſelben gelegten Häute von jenen Raubthieren angefreſſen waren. In dieſen Leichengezelten befanden ſich weder Särge noch Breter wie auf dem Cap Espenburg. Die Körper waren mit einem von Eidergänſehäuten gemachten Kittel verſehen, über welchem ſich einer von Renthierhaut befand und mit einer ſolchen Walroßhaut bedeckt, wie ſich die Eingeborenen zum Ueberziehen der Baidaren bedienen. Neben den Leichen lagen und über denſelben hingen verſchiedene Geräthſchaften, z. B. hölzerne Tröge, Ruder, ein Tamburin u. ſ. w. Aehnliche Beobachtungen machte Capitän Roß (III. 12.); doch fand er keine be-

*) Dieſelbe Sitte fand Parry (2. voy. 400.) bei den Eskimos, die einer verwaiſeten Familie nur eine Lampe und einen Kochtopf gelaſſen hatten.

ſonderen Ceremonien, die Klagen waren ſehr heftig, dauerten aber nicht lange und gingen in Aerger gegen die engliſchen Gäſte über. Die Leiche des alten Eskimo Illictu wurde lange Zeit in der Hütte gelaſſen wo er ſtarb und ſeine irdiſchen Ueberreſte würden von Füchſen und Bären aufgezehrt worden ſeyn, hätten nicht die Engländer den Leichnam beſtattet. Ein Einſchnitt, der ſich in ſeinem Unterleibe vorfand, war unſtreitig nach ſeinem Tode gemacht worden, die Urſache davon konnte Roß nicht erfahren. Parry (2. voy. 393.) bemerkte, daß der Mann des auf einem Schiffe geſtorbenen Eskimoweibes ihr nach dem Tode die Naſe mit Hirſchhaar verſtopfte und ſie dann ſorgfältig ankleidete, wie im Leben, dabei aber ſeine Handſchuh anzog; die Todte wurde begraben und über dem Grabe Steine aufgehäuft. Ein Kind begrub man nur in den Schnee, da man fürchtete, ſeine kurz vorher verſtorbene Mutter werde im Grabe ſchreien, wenn ihr Kind von den Steinen gedrückt werde. Der Mann und Vater trauerte bei Tage, dann war alles vorüber. Am dritten Tage ging er zum Grabe, und da er im Schnee keine Fährte fand, ſprach er: keine Wölfe, keine Hunde, keine Füchſe, dank euch, dank euch. Dann ſprach er zur Frau im Grabe, rief ſie zweimal beim Namen und erzählte ihr dann, woher der Wind bließ. Darauf ging er mit ununterbrochenem, monotonen Geſang in der Richtung der Sonne 4—5 Mal rund ums Grab. Von dem Geſange konnte Lyon nur die Worte Dank, Kablunát (Europäer) und die Namen der Familiengeiſter bemerken. Nachdem der Geſang beendet, rief der Eskimo tugwa, s' iſt genug, und ging heim (Parry 2. voy. 550.).

Bei den Einwohnern von Unalaſchka bemerkte Cook (3. R. S. 186.) den Gebrauch, die Todten auf den Gipfeln der Berge zu begraben und kleine Erdhügel auf dem Grabe aufzuſchütten, auf welche überdem noch Steine gelegt werden. Jeder Vorübergehende warf einen Stein auf den Hügel, wodurch die Stätte für die Zukunft erhalten wird.

Die Samojeden (Georgi Beſchr. der Nationen des ruſſiſchen Reiches S. 284.) begraben ihre Todten an dem Orte, wo ſie ſterben. Sie ziehen der Leiche die beßten Kleider an, wickeln ſie in eine Renthierhaut, tragen ſie nicht aus der Thür der Jurte, ſondern aus einer Seitenöffnung und verſcharren ſie in ſehr flachen Gräbern, deren Verfertigung ihnen bei dem Mangel an Geräthſchaften in dem gefrornen felſigen Boden nicht wenig Mühe macht; daher werden ſie im Winter oft nur im Schnee verſcharrt und im Sommer erſt die eigentliche Beſtattung vorgenommen, wenn Füchſe und andere Raubthiere ihnen nicht zuvorkommen. Im Grabe ſtürzen ſie einen Keſſel über den Kopf des Todten und legen auch andern Hausrath, beſonders aber Bogen und Pfeil mit ins Grab. Nach der Beerdigung beſänftigt ein Zauberer den Geiſt des Verſtorbenen, damit er die Lebenden nicht beunruhige, ihnen ihre beßten Jagden entziehe u. ſ. w.

Zum Beſchluß folgt ein Leichenessen; ein Renthier wird am Grabe geſchlachtet und auf der Stelle verzehrt. Dieß wiederholen reiche Leute mehrmals. Den Namen eines Verſtorbenen ausſprechen, heißt ihn beunruhigen, daher ſie mit vielen Umſchweifen von dem Todten reden und ſein Andenken gar bald erlöſchen laſſen.

Man hat den Polarmenſchen vorgeworfen, daß die wahre Trauer um den Todten gar bald nach Beendigung der Trauerceremonien erlöſche; im Allgemeinen mag dieß wohl mehr wahr ſcheinen, als es wirklich der Fall iſt. Schon die Sprache legt dem Verſtändniß des Ausdruckes ihrer Gefühle ein großes Hinderniß in den Weg, dann aber kommt dazu, daß bei einer Lebensart wie die der Polarnationen, die eine ununterbrochene Kette von mühſeligen Arbeiten, von Erſchöpfung, von übermäßigem Genuß und bitterem Mangel iſt, ſich der Ausdruck des Schmerzes nicht immer, wenn er auch vorhanden, darſtellen kann. Parry wenigſtens erzählt an mehreren Orten ſeiner 2. Reiſe, daß die Eskimos beim Anblick von Dingen, die an den Todten erinnerten, vom Schmerze überfallen in Thränen und Klagen ausbrachen (S. 438.). Toolemaks Frau z. B. kam an die Stelle, wo ihre Sommerhütte geſtanden und knieete auf den Steinhaufen, wo die Lagerſtätte ihres verſtorbenen adoptirten Sohnes Noogloo geſtanden hatte. Parry verſichert, daß ihre Klage ganz ungeheuchelt war, während ihr Mann in der Stille Thränen vergoß.

Die Wohnung

des Nordländers iſt ganz anderer Art, als die des Südländers. Der Waldmenſch von Braſilien bedarf nur eines Daches zu Abhaltung der Sonnenſtrahlen und des Platzregens, und wie er ohne Kleidung, ſo iſt er auch ohne Wohnung — die Wohnung iſt ja überall eigentlich nur eine erweiterte, ausgedehnte Kleidung oder eine Verſtärkung und Fortſetzung derſelben. So wie nun der Norden überhaupt die Heimath der Sorge, der Vorſicht, der Bedachtſamkeit, ſo iſt er auch die Heimath der Wohnung, der Kleidung. Hier wird der Menſch von der Natur ſelbſt angeleitet, wie er die Kälte von ſich abwehre; die haarigen Flechten und Mooſe, die dichten Felle der Robben, Füchſe, Wölfe, Bären, Hunde, die wärmenden Federn der Eidergänſe, die ſämmtlich in großer Anzahl vorhanden ſind, bieten dem Menſchen das ſchönſte, zweckmäßigſte Material zur Kleidung. Für die Wohnung mußte er ſich anderen Stoff ſuchen; während der Südländer im Urwalde, in Felſenklüften einen von der Natur dargebotenen Zufluchtsort findet. Die Nordpolarlande entbehren der Wälder und die Kälte läßt ihnen in den Felſen keine Ruhe finden, ſie müſſen ſich daher ſelbſt Hütten bauen, deren Beſchaffenheit je nach der Jahreszeit ſich richtet und die bald aufgebaut und wieder abgebrochen iſt.

Wir betrachten zuerſt die Winterwohnungen der Grönländer*).

Die Winterhütten ſind zwei Klaftern breit und, nachdem viele oder wenige beiſammen wohnen, 4 — 12 Klafter lang und ſo hoch, daß man eben aufrecht darinnen ſtehen kann. Sie ſind an einem erhabenen Ort angelegt, am liebſten auf einem ſteilen Felſen, damit das zerſchmolzene Schneewaſſer deſto beſſer ablaufen kann. Sie legen große Steine aufeinander eine Klafter breit und dazwiſchen Erde und Raſen. Auf dieſe Mauer legen ſie nach der Länge des Hauſes einen Balken, und wenn derſelbe nicht zulangt, binden ſie 2—4 mit Riemen zuſammen und ſtützen ihn mit Pfoſten. Darüber legen ſie Querbalken und dazwiſchen kleines Holz, bedecken dieſes erſt mit Haidekraut, dann mit Raſen und ſchütten oben darauf feine Erde. So lange es friert, hält das Dach; im Sommer aber fällt es durch den Regen meiſtens ein und muß nebſt der Mauer im Herbſte reparirt werden. Sie bauen nie weit vom Waſſer, weil ſie von der See leben müſſen, der Eingang iſt gegen die Seeſeite. Das Haus hat weder Schornſtein noch Thüre. Beider Stelle vertritt in der Mitte des Hauſes ein von Stein und Erde 2—3 Klaftern lang gewölbter Gang, ſo daß man beſonders vorn und hinten, wo man hineinſteigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen muß. Dieſer lange Gang hält Wind und Kälte trefflich ab, und durch denſelben zieht auch die dicke Luft und der Lampendampf heraus. Die Wände ſind inwendig mit abgenutzten Zelt- und Bootfellen behangen und mit Nägeln von den Rippen der Seehunde befeſtigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten; damit iſt auch von außen das Dach bedeckt**).

Von der Mitte des Hauſes bis an die Wand iſt der Länge nach eine halbe Elle über dem Boden eine Pritſche von Bretern, die mit Fellen bedeckt wird. Dieſe iſt durch die Pfoſten, welche das Dach ſtützen, und durch Felle, die bis an die Wand geſpannt ſind, wie etwa die Abtheilungen eines Pferdeſtalles in mehrere Gemächer geſondert. Eine jede Familie, deren an 4—10 in einem Hauſe nebeneinander wohnen, beſitzt ſolch einen Stall. Sie ſchlafen auf Pelzwerk auf der Pritſche, wo ſie auch den ganzen Tag ſitzen, der Mann mit herunterhängenden, die Frau mit untergeſchlagnen Beinen. Die Frau kocht und näht, der Mann ſchnitzt an ſeinem Werkzeug. An der andern Länge des Hauſes, wo der Eingang iſt, ſind etliche viereckige Fenſter, eine Elle groß von Seehundsdärmen und Hellflindermagen ſo ſauber und dicht genäht, daß kein Wind und Schnee, hingegen das Tageslicht ziemlich gut durchdringen kann. Unter den Fenſtern ſteht, ſo lang das Haus iſt, inwendig eine Bank, worauf die Fremden ſitzen und ſchlafen.

*) Dazu Taf. XIX. nach Cranz.

**) Aehnliche Hütten aus Steinen und Torf fand auch Parry bei den Eſkimos, nur daß die hölzerne Pritſche darin durch ein Steinbett erſetzt war (2. voy. 280.).

An jedem Pfoſten iſt eine Feuerſtätte. Sie legen einen Klotz von Holz auf den Boden, der mit flachen Steinen bedeckt iſt. Auf demſelben ſteht ein niedriger, dreifüßiger Schemel und darauf die von Weichſtein einen Schuh lang ausgehauene, faſt wie ein halber Mond geſtaltete Lampe, darunter aber ein ovales hölzernes Geſchirr, um den überlaufenden Thran aufzuhalten. In dieſe mit Seehundſpeck oder Thran-gefüllte Lampe legen ſie an die gerade Seite etwas klein geriebenes Moos an Statt des Dochtes, welches ſo hell brennt, daß von ſo vielen Lampen das Haus nicht nur genugſam erleuchtet, ſondern auch erwärmt wird. Ueber einer ſolchen Lampe hängt an vier Schnuren am Dach ein aus Weichſtein gehauener Keſſel, der ½ Elle lang, ¼ Elle breit wie eine längliche Schachtel geſtaltet iſt. Darinnen werden alle Speiſen gekocht und über demſelben iſt ein aus hölzernen Stäben gefertigter Roſt angebracht, auf welchen ſie ihre naſſen Kleider und Stiefeln zum Trocknen legen.

Da ſo viele Feuerſtellen als Familien in einem Hauſe ſind und auf einer jeden oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennt, ſo ſind ihre Häuſer mehr und anhaltender warm und doch nicht ſo heiß als unſere Stuben. Dabei iſt kein merklicher Dampf, noch weniger Rauch zu ſpüren. Vor Feuersnoth ſind ſie völlig ſicher. Der Geruch ſo vieler Thranlampen, über denen noch dazu ſo vieles und halb verfaultes Fleiſch gekocht wird, nebſt den im Hauſe ſtehenden Uringefäßen, in welche die zum Gerben beſtimmten Felle getaucht werden, iſt freilich einer ungewohnten Naſe auffallend, doch nicht unerträglich.

Außer dem Hauſe haben die Grönländer ihre kleinen Vorrathshäuſer aus Stein wie ein Backofen gebaut, in welchen ſie Fleiſch, Speck und gedörrte Heringe aufbewahren. Was ſie den Winter über fangen, das wird unter dem Schnee vergraben und der Thran in Mägen oder Schläuchen von Seehundsfellen aufgehoben. Daneben legen ſie die Fahrzeuge umgeſtürzt auf erhabene Pfähle und darunter wird das Jagdgeräthe und Fellwerk aufgehängt.

In dieſen Häuſern wohnen die Grönländer vom October an bis im Frühjahre der Schnee ſchmilzt und das Dach durchzuweichen droht. Dann ziehen ſie mit großer Freude aus und wohnen den Sommer über in Zelten gleich den Tſchuktſchen und den von uns bereits betrachteten americaniſchen Jägervölkerſchaften. Zu dieſen Zelten legen ſie den Grund mit kleinen platten Steinen, in Form eines langen Viereckes und ſtellen 10—40 Stangen dazwiſchen, die alle nach einer Seite hin auf einem mannshohen Geſtelle oder Thürpfoſten aufliegen und in einer Spitze zuſammenlaufen. Dieſes Geſtelle wird mit doppelten Seehundfellen bedeckt und wer reich genug iſt, legt darunter Renthierfelle, das Rauche einwärts gekehrt. Der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Steinen beſchwert und mit Moos verſtopft, damit der Wind nicht eindringe und das Zelt aufhebe. Vor den Eingang wird ein Vorhang gehängt, der aus den zarteſten See-

hundsdärmen recht ſauber zuſammen genäht und mit einem Rande von rothem oder blauem Tuch und weißem Bande verbrämt iſt. Er hält die kalte Luft ab und läßt das Licht doch durchdringen. Ueber denſelben hängen von oben und ſeitwärts die Felle noch ein Stück herüber, ſo daß dadurch eine Art überragender Vorbau gebildet wird, wo ſie ihre Vorräthe und die übelriechenden Gefäße aufbewahren. Im Zelte wird auch nicht gekocht*), ſondern dieß wird unter freiem Himmel im metallnen Keſſel verrichtet. Im Winkel des Zeltes hängt die Wirthin ihren Hausrath auf und hängt eine weißlederne, mit allerlei Figuren ausgenähete Decke davor, an welcher ſie ihren Spiegel, Bänder und Nadelkiſſen befeſtigt. Eine jede Familie hat ihr eigenes Zelt, doch nehmen ſie manchmal auch ihre Verwandten oder ein Paar arme Familien ein, ſo daß oft 20 Perſonen in einem Zelte wohnen. Lager und Feuerſtätte iſt wie in den Winterhäuſern.

Die Sommerzelte der Eskimos von der Chamiſſoinſel beſchreibt uns Beechey (R. I. 453.). Eine Gemeinde von 25 Perſonen beſaß fünf Zelte, welche aus Seethierhäuten beſtanden, die über Stangen geſpannt waren, und deren Boden mit einigen 2 Fuß breiten Bretern belegt war. Zu jedem Zelte gehörte ein Baidar und zwei überzählige Baidars, welche umgekehrt dalagen, dienten als Hundehütten. Die Hunde waren mit Riemen an Klötze gebunden. Vor dieſen Baidaren lag ein Haufen mit Thran und Speck gefüllter Schläuche und daneben hingen einige ſehr ſtarke Netze mit getrocknetem Lachs an Gerüſten von Treibholz, auf denen ſich auch ausgeſpannte Walfiſchdärme fanden, aus denen die Kamlaiken oder näſſeabhaltenden Oberhemden gefertigt werden. Sie hatten an 2000 Pfund getrockneter Fiſche. — Dieſe Hütten ſind ſehr ſchnell abgebrochen und aufgerichtet. Capitän Beechey (R. I. 459.) ſah einſt die Eskimos an der Halbinſel Choris landen; zwei kleine Boote ans Ufer ziehen und binnen einer Stunde ſchon die Hütten aufgeſchlagen und vollkommen eingerichtet. In den 2 Booten waren 14 Leute, 8 Zeltſtangen, 40 Renthierhäute, 2 Kajaks, viele Centner Fiſche, 2 lebendige Füchſe, 10 große Hunde, Bündel Lanzen, Harpunen, Bogen und Pfeile, Fiſchbein, lederne Säcke mit Kleidern, einige gewaltige lederne Netze zu kleinen Walfiſchen und Delfinen, 8 breite Breter, Maſten, Segel, Ruder, Walroßhäute und Zähne und eine Menge anderer Gegenſtände**).

*) Wenn im Sommer Feuer in freier Luft angemacht wird, ſo bedienen ſich die öſtlichen Eskimos der Gebeine der größeren Seethiere, die vorher mit Speck tüchtig eingerieben werden, auch hilft man der Lebhaftigkeit der Flamme durch Hinzuſpritzen von Thran nach (Parry 2. voy. 291.).

**) Parry (1. voy. S. 283.) beſchreibt die Zelte der Eskimos an der Weſtküſte der Baffinsbai: The tents which compose their summerhabitations are principaly supported by a long pole of walebone 14 feet heigh standing perpendicularly with 4 or 5 feet of it projecting above the skins which form the roof and sides. The length of the tents is 17 and its breath from 7 to 9 feet, the narrowest part being next the

Die Hütten, welche Lieutenant Elſon (Beechey II. 20.) öſtlich vom Kotzebueſund fand, waren eben ſo, der Fußboden aus wenigen Klötzen gebildet; inwendig befand ſich ein zweites Futter von Renthierfellen, welches nicht ganz bis an die Spitze reichte.

Dieß die häusliche Einrichtung der Grönländer; bei den übrigen Nordpolarmenſchen finden wir dieſelbe Bauart, wenn auch nicht immer denſelben Bauſtoff. So haben die von Roß beſchriebenen nördlichen Eskimos Winterhütten aus Schnee, während andere Eskimoſtämme und die nordoſtſibiriſchen Völker das Treibholz zum Hüttenbau benutzen, noch andere aber ein Mittelding zwiſchen den Steinhütten und Sommerzelten haben.

Die Schneehütten der Eskimos (Roß 2. R. I. 322.) haben in ihrer Anlage große Aehnlichkeit mit den Erdhütten der Grönländer und den Höhlen, die ſich der Netſek, eine Seehundart, für ſich und ſeine Jungen in das Eis macht (Parry 2. voy. 424.). Der Eingang — wie bei jenen ein langer und zuweilen gekrümmter Gang — führt zu der Hauptſtube, welche, wenn das Gebäude für eine Familie diente, aus einem kreisförmigen Gewölbe von 10 Fuß im Durchmeſſer beſtand; beherbergte es dagegen zwei Familien, ſo war das Hauptzimmer ein Oval von 15 F. Länge und 10 F. Breite. Der Thür gegenüber war eine Bank von Schnee angebracht, die beinahe den dritten Theil der Breite der Grundfläche einnahm, gegen 2½ F. hoch, auf der obern Fläche eben und mit verſchiedenen Fellen bedeckt war. Sie bildet das gemeinſame Bett oder den Schlafplatz für die ganze Familie — vertrat alſo die Stelle der Pritſche der Grönländer. Am Ende derſelben ſaß die Frau des Hauſes, ihr gegenüber hing die Lampe, deren Hauptbeſtandtheile ebenfalls Moos und Thran waren, wie es in dieſen Gegenden allgemein Sitte iſt, ſie gab eine genügende Flamme und diente gleichzeitig zur Erleuchtung und Heizung, ſo daß das Zimmer vollkommen behaglich war. Ueber der Lampe war die Kochſchüſſel von Stein angebracht, welche das Fleiſch von Renthieren und Robben mit Thran angemacht enthielt. Alle andere Dinge, Anzüge, Hausgeräthe, Lebensmittel, lagen in unbeſchreiblicher

---

door and widening towards the inner part, where the bed, composed of a quantity of a small shrubby plant, the andromeda Tetragona occupies about one thrid of the whole appartment. The pole of the tent is fixed where the bed commences, and the latter is kept separate by some pieces of bone laid across the tent from side to side. The door which faces the southwest is also formed of two pieces of bone, with the upper ends fastened together and the skins are made to overlap in that part of the tent which is much lower than the inner end. The covering is fastened to the ground by curved pieces of bone, being generally parts of the wale; the tents were ten or fifteen yards apart and about the same distance from the beach. Bleiben die Eskimos länger an einem Orte, ſo werden oft zwei Zelte zu einem einzigen verbunden (ſ. Parry 2. voy. S. 270 ff., ſ. dazu Taf. XX.).

Unordnung umher. Die innere Einrichtung gleicht alſo im Weſentlichen der der Steinhütten, die wir bei den Grönländern fanden.

Dieſe ganz aus Schnee erbauten Hütten wurden durch große eirunde Stücke klaren Eiſes erhellt, welche ohngefähr auf der Hälfte der Höhe an der Oſtſeite des Daches angebracht waren. In der Mitte des Eingangscanals bemerkte man eine Art von Vorzimmer, das zu dem Hundeſtalle führte. Dieſe Hütten werden ſehr ſchnell erbaut; der vor denſelben angebrachte Eingang kann nach Maaßgabe des Windes und Wetters bald verändert und einer andern Seite zugewendet werden. Von außen haben die Hütten — wie aus der Abbildung bei Roß hervorgeht — das Anſehen von Backöfen; ſie ſtehen auch dicht nebeneinander. Der kommende Frühling löſet dieſe Hütten auf und ſie können nicht wieder hergeſtellt werden oder längere Zeit ſtehen bleiben, wie die der Eskimos, welche wir nun betrachten wollen.

Die Einrichtung einer Schneehütte, wie ſie bei den Eskimos am nördlichſten Theile von Neunordwales gebräuchlich, ſchildert Capitän Back (Franklins 1. Polarreiſe S. 321.). Der Eskimo Auguſtus errichtete ſolch eine Schneehütte. Er ſuchte einen Platz am Fluſſe aus, wo der Schnee ohngefähr 2 F. tief und gehörig compact war und fing damit an, daß er einen 12 F. im Durchmeſſer haltenden Kreis abriß. Hierauf ward der im Cirkel befindliche Schnee mit einem breiten, langſtieligen Meſſer in Streifen getheilt, die 3 F. lang, 6 Zoll dick und wie die Schneedecke überhaupt 2 F. tief waren. Dieſe Streifen hatten ſo viel Zuſammenhang, daß man ſie unverſehrt ausheben konnte, ſo, daß nicht einmal die Kanten ihre Schärfe verloren; ſie beſaßen einen geringen Grad von Krümmung, der dem Kreiſe entſprach, aus welchem ſie geſchnitten waren und wurden gerade wie behauene Steine um den Kreis her übereinander gebaut, wobei die verſchiedenen Lagen mit dem Meſſer geglättet und ſo beſchnitten wurden, daß die Wand eine ſanfte Neigung nach innen zu und eine kuppelartige Geſtalt erhielt. Dieß Gewölbe ſchloß ſich oben etwas ſchnell und daher platt, indem man die oberen Bauſtücken keilförmig und nicht wie die unteren mehr rechtwinklich zuſchnitt. Das Dach war etwa 8 Fuß hoch und die letzte Oeffnung wurde durch ein kleines kegelförmiges Stück verſchloſſen. Das ganze Gewölbe wurde von innen aufgeführt und jeder Streifen ſo zugeſchnitten, daß er in ſeiner Lage blieb, ohne irgend einer Stütze zu bedürfen, bis ein anderer neben ihn gelegt wurde; in dieſer Hinſicht begünſtigte die Leichtigkeit des Materials die Arbeit bedeutend. Als dieß Gebäude geſchloſſen war, wurde ein wenig lockerer Schnee darüber geworfen, um alle Ritze auszufüllen und eine niedrige Thür mit dem Meſſer durch die Wand geſchnitten. Zunächſt wurde eine Schlafſtelle hergerichtet und mit Schneeſtreifen nett eingefaßt. Auf dieſe wurde eine dünne Schicht von Fichtenäſten gebracht, damit der Schnee nicht durch die Wärme des Körpers ſchmelzen könnte. An jedem Ende des Bettes ward ein Pfeiler

von Schnee errichtet, um eine Lampe darauf zu ſtellen, dann ein bedeckter Gang vor der Thür erbauet und zuletzt ein Fenſter in die Mauer geſchnitten, in welches ſtatt der Glasſcheibe eine durchſichtige Eisplatte geſetzt wurde. Die Reinheit des Materials, aus welchem das Haus hergeſtellt war, die Zierlichkeit des Baues und die, wenn Licht im Hauſe war, durchſcheinenden Wände, gaben dieſem das Anſehen von einem Marmorgebäude. — Eine vollkommen eingerichtete Winterwohnung beſteht jedoch aus den auf beiſtehender Abbildung befindlichen Theilen.

a) herabführende Stufen.

b) Eingang.

c) Vorzimmer.

d) Kehrichtwinkel.

e) Zweites Vorzimmer.

f) Nebenzimmer.

g) Gang.

h) Küche.

i) Gang.

k) Holzraum.

l) Küche.

m) Steinheerd.

n) Wohnhaus.

o) Thür, Lichtſtätt.

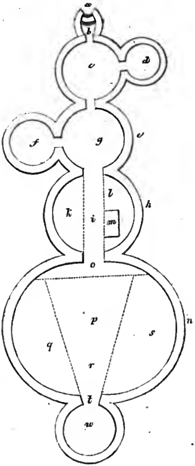
p) freier Raum.

q s) Schlafſtätten.

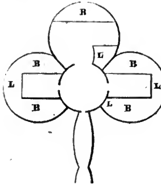
r) Lagerrand als Sitzbande.

t) kleine Speiſekammer.

u) Vorrathshaus.



Einen andern Grundriß giebt Parry (2. voy. S. 500.). B. bedeutet die Bettſtelle, L. den Ort, wo die Lampe ſteht.



Parry (2. voy. 160.) ſchildert die Schneehütten der Eskimos auf Winterisland und giebt auch eine Abbildung vom Innern derſelben. Er bemerkt ferner (S. 177.), wie dieſe Hütten durch die Wärme im Innern ein glänzendes bienenzellenartiges Anſehen bekommen und durchſcheinender werden. Der Ort, wo die Lampe ſteht, hatte ebenfalls durch Schmelzung ein anderes Anſehen erhalten und der Boden war durch Oel und andere Abfälle überaus unreinlich geworden. Während des Winters bauten ſie noch eine Menge Nebenhütten, in denen ſie mancherlei Geräthſchaften, ihre Oberkleider und das, was ſie von den Europäern ertauſcht hatten, aufbewahrten. Er bemerkt ferner, daß die Eingebornen in dieſen Hütten mehr bei Thauwetter als bei ſtrenger Kälte leiden, indem ſie bei erſterem der Näſſe ausgeſetzt ſind. Als Thauwetter eintrat, wurden abermals Veränderungen vorgenommen; man baute über der alten, durch die Wärme zerlöſten Hütte eine neue, höhere, und ſchaffte ſodann die Ueberreſte der alten hinaus. It is courious — bemerkt Parry (S. 180.) — to consider that in all these alterations the object kept in view was coolness, and this in houses formed of snow! Vergl. auch S. 499. Er (2. voy. S. 502.) bemerkt, daß die Wärme in dieſen Hütten auf 38° ſteige, während die Temperatur zur ſelben Zeit in freier Luft 28° unter Null betrug*).

Auf der Atkinſoninſel (69° 55′ N. B. 130° 43′ W. L.) fand

*) S. Taf. XXI. Abbildung einer Schneehütte von außen nach Parry 2. voy. 186.

Richardſon, der Begleiter auf Franklins 2. Polarreiſe, (S. 235.) ſehr ſinnreich angelegte Hütten, von denen er beifolgende Beſchreibung und Grundriß giebt*):

Der viereckige Mittelraum a. enthält 10 Fuß ins Gevierte, hat einen ebenen Fußboden und in jeder Ecke ſteht ein Pfoſten, welcher die Firſtpfetten ſtützt, auf denen das Dach ruht. Die Winkelräume b. dienen als Schlafkammern. Ihre Fußböden haben eine ſanfte Böſchung nach innen und liegen 1 Fuß höher als der mittlere Boden, ihre hinteren Wände e. ſind ein Fuß hoch und ſchräg, wie die Lehne eines Stuhls. Dieſe Firſtpfetten befinden ſich 6 Fuß über dem Fußboden. Das Dach iſt über dem mittlern Raume horizontal und über den Winkelräumen geneigt. Das Gebäude iſt inwendig mit Spähnen gefüttert, an der Außenſeite ſtark aber kunſtlos aus Stämmen gebaut und über und über mit Erde beworfen. Auf einer geneigten Plateform c. ſteigt man zu der 4 Fuß hohen Thür, die mitten in einem der Winkelräume angebracht iſt; die Schwelle, welche mit dem mittlern Fußboden dieſelbe Höhe hat, liegt 3 Fuß über der benachbarten Erdoberfläche, ſo daß das Haus vor Ueberſchwemmungen geſichert iſt. In der Nähe der Thür befindet ſich im Dache eine viereckige Oeffnung, die der Lüftung wegen, oder um gelegentlich als Thür zu dienen, angebracht iſt. Heerde wurden in dieſen Häuſern nicht bemerkt und man vermuthete, daß man ſich hier auch der Lampen bediene. Mehrere der Häuſer waren mit der Fronte gegen einander gebaut, ſo daß ein ſchmaler Gang zwiſchen ihnen blieb und die Thüren einander gerade gegenüber lagen. Wenn dieſer Gang im Winter mit Schnee überwölbt und an einem Ende geſchloſſen wird, ſo muß er eine recht behagliche Vorhalle bilden. Bei einigen der größeren Häuſer befanden ſich vor den Thüren Vorhallen von Baumſtämmen und bei jedem Hauſe war eine 4 Fuß unter der Oberfläche befindliche, mit Treibholz ausgeklötzte und bedeckte viereckige Grube angebracht, die offenbar als Vorrathskammer diente.

Daneben war ein großes Gebäude, das im Innern ein Quadrat von 27 Fuß bildete. Das aus Blöcken beſtehende Dach wurde von zwei ſtarken Pfetten geſtützt, die 2 Fuß von einander abſtanden und auf vier ſenkrechten Pfoſten ruheten. Um den aus geſpaltenen, geglätteten und mit großer Sorgfalt zuſammengefügten Balken beſtehenden Fußboden her erhob ſich ein etwa 3 Fuß breiter Saum, welcher wahrſcheinlich zum Sitzen diente. Die 3 Fuß hohen Wände hatten eine ſchräge Richtung, ſo daß man ſich bequem mit dem Rücken daran lehnen konnte, und die geneigte Ebene vor der nach Süden gerichteten Thür beſtand aus Baumſtämmen. Der Ueberwurf von Erde hatte eine faſt halbkugelige Geſtalt und um die Baſis her lagen die Schädel von 21 Walfiſchen. Im Dache befand ſich ein viereckiges

*) S. Taf. XXII.

Loch und in dem mittelſten Stamme des Fußbodens eine napfförmige Hölung von 1 Fuß Durchmeſſer, in welche vielleicht eine Lampe geſetzt wird. Viele hölzerne Kaſten und Tröge mit Griffen verſehen lagen dort umher.

Endlich finden wir noch bei den Eskimo's eine Art von Hütten, die zum Theil aus den Stoffen der Zelte, aus Seethiergebeinen und Fellen, zum Theil aus Eis erbaut ſind und die Form der obenerwähnten aus Erde und Steinen gefertigten grönländiſchen und eskimoniſchen Winterwohnungen haben. Tafel XXIII. ſtellt die Form derſelben dar; ſie ſind entweder aus Fellen, die über zuſammengeſtellte Walroßbeine gelegt ſind, oder aus Eistafeln, welche durch Schnee und Eis zuſammengefroren wurden, erbaut. Parry (2 voy. 358.) bemerkt, daß die Dächer, die im Sommer ganz fehlen, durch Felle gebildet werden, die man über feine Gerippe von Walroßknochen ſpannt. Zum Eingang dient derſelbe lange niedrige Gang von 10 — 13 Fuß Länge und 4 — 5 Fuß Höhe, den man aus Eistafeln und Schnee errichtet. Die ganz aus Eis gebauten Hütten gewähren, wenn ſie neu ſind, einen ſchönen Anblick und gleichen Glashäuſern, die Knochenhütten dagegen bieten einen ſchmutzigen Anblick und ſind voll Geſtank und Unrath. Sie werden im Winter mit Schnee bedeckt. — Einigen Hunden baut man Hütten aus Eisſtücken, wie deren eine auf dem beiliegenden Bilde dargeſtellt iſt. Neben der Hütte ſind die Kajaks auf aufgerichtete Steine aufgelegt. Fleiſch vom Walroß und Seehund wird unter großen Steinhaufen aufbewahrt.

Die vorher erwähnte Holzbaukunſt konnte ſich nur da bilden, wo das Holz im Ueberfluß vorhanden war, alſo in den Urwäldern, oder da, wo das Meer daſſelbe in großer Menge auswirft, wo ſich das Treibholz findet.

Aus dieſem Stoff beſtehen denn auch die Hütten der Itälmen oder der Urbewohner von Kamtſchatka und der Tſchuktſchen.

Die Itälmen bauen ihre Wohnungen am liebſten an Flüſſe, Binnenſeen, Gebüſche und Waldungen. Die Wohnung iſt doppelt, wie bei allen Polarnationen, für den Winter und für den Sommer. Für erſtere graben ſie (Steller, 212.) die Erde drei bis fünf Fuß aus, in Geſtalt eines länglichen Vierecks, ſo groß als es die Anzahl der Familienglieder erfordert; die ausgegrabene Erde wird zwei Fuß breit auf allen Seiten von dem Rande der Grube ausgeworfen. Darauf werden Weidenſtöcke von fünf bis ſechs Schuh Länge, einer dicht neben dem andern, an den Wänden der Grube ſo eingeſchlagen, daß ſie oben alle einerlei Höhe behalten; zwiſchen die Erde und die Stöcke wird dürres Gras gelegt, um das Durchfallen der Erde zu verhindern. Dann laſſen ſie einen Sims von Erde rings um die Grube frei, den ſie nach außen ins Gevierte mit großen Balken umgeben und durch Pfähle und Stöcke befeſtigen. Hierauf werden vier Pfoſten,

die oben gabelförmig gebildet und ſo lang ſind, als die Hütte hoch werden ſoll, in die Erde geſteckt und auf dieſe vier Balken gelegt, die mit Riemen feſt gemacht werden. Auf dieſen Rand werden die Dachſparren gelegt, die unten an die Simsbalken anlehnen und dadurch am Ausweichen verhindert werden. Zwiſchen die Dachſparren werden dünnere Stangen und über dieſe in die Quere kleine Hölzer, eins dicht neben dem andern, gelegt. Das ganze Dach wird einen halben Fuß dick mit dürrem Graſe überdeckt und darüber die ausgegrabene Erde geſchüttet und mit den Füßen feſtgetreten. In die Mitte der Hütte machen ſie den Feuerheerd zwiſchen vier dünnen Pfeilern, die oben die Hütte und an der einen Seite mit zwei Pfeilern den Eingang befeſtigen, der neben dem Feuerheerd iſt und zugleich das Loch für den Abzug des Rauches bildet. Dem Feuerheerd gegenüber machen ſie einen Canal, acht Schuh bis zwei Faden lang, je nach der Größe der Wohnung, welcher bis ins Freie führt. Wird Feuer angemacht, ſo wird er geöffnet, ſonſt iſt er zugedeckt. Die Oeffnung iſt ſtets gegen den Fluß gerichtet. — In der Decke iſt ein Loch, durch welches der Rauch frei hinauszieht und die Itälmen auf einer Leiter heraus und herein gehen. Die Leiter beſteht aus einem Balken, in welchem Fußtritte eingehauen ſind. Dieſe Erdhütten finden ſich auch bei den aſiatiſchen und americaniſchen Tſchutſchen, bei Prinz Wilhelms Sund, auch auf Unalaſchka. (Cook 3. R. II. 87. 180., O. Kotzebue I. 139.). In gleicher Weiſe ſind die Wohnungen, die der Capitain Beechey am Cap Tomſon fand (R. I. 419.). „Sie beſtanden aus zwei etwa acht Fuß tiefen Gruben, welche mittels einer am Boden angebrachten Thür communicirten. Die innere hatte ein gewölbtes Dach aus getrocknetem Holz oder Knochen, war mit Raſen belegt und erhob ſich etwa vier Fuß über die Erdoberfläche Mitten im Dache befand ſich ein kreisrundes Loch oder Fenſter, das mit einem Stück Walfiſchdarm bedeckt war, aber nur ſehr wenig Licht einfallen ließ. Die äußere Grube hatte ein flaches Dach und es führte in dieſelbe ein viereckiges Loch, über dem ſich ein Wetterdach befand, damit kein Schnee eindringen könnte. Eine roh gearbeitete Leiter führte auf einen Fußboden von lockern Bretern hinab, unter welchem wir eine Pfütze von ſchmutzig grünem Waſſer ſahen und rochen." Dieſe Jurten waren in einer Reihe parallel mit der Küſte angebracht und unter dieſen zeichnete ſich die eine durch ihre Größe und die Reinlichkeit ihres Fußbodens aus. Sie war nach den Angaben der Eingebornen zu gemeinſchaftlichen Tänzen und andern Vergnügungen beſtimmt. Die Luft in derſelben war überaus beklemmend. Zu jeder Jurte gehörten Gerüſte, auf welche man zur Winterszeit Schlitten, Thranſchläuche u. dgl. legt, die aus der Ferne mit den Bootgerippen wie ein Wald auf ſechs bis ſieben engl. Meilen ſichtbar waren. Von den vielen Hütten waren nur ſehr wenige bewohnt, bei den übrigen war der Eingang mit Treibholzklötzen und Walfiſchrippen verſtopft.

Die Einwohner waren auf den Robbenſchlag ausgezogen (Langsdorff R. II. 130 f.).

Die Schlafſtätten der Kamtſchadalen ſind mit Thierfellen oder Strohmatten belegt, auf welche ſie des Nachts Rennthier- oder Seehundfelle ausbreiten und ſich darauf in ihre Kuhlanke ſchlafen legen. Die Stelle dem Zugloch gegenüber iſt in der Regel die Oberſtelle. Dort ſchlugen ſie ihren Fetiſch Nusantsch an, der aus einem Holze beſtand, in welchem ein Kopf ausgeſchnitzt war, den ſie bei allen glücklichen Fällen das Maul blutig malten oder deſſen Hals ſie mit einem Lappen umwickelten.

Ein Jedes hat neben ſich bei ſeiner Schlafſtätte die nöthigſten Dinge zur Haushaltung. Das Uebrige liegt auf den Geſimſen umher. Sonſt herrſcht der größte Schmutz, wie denn überhaupt dieſe Kamtſchadalen und ihre Nachbarn überaus unſauber und vom läſtigſten Ungeziefer umgeben ſind.

Die Sommerwohnungen weichen bei den Kamtſchadalen ebenfalls von denen der Eskimo ab; eine jede Familie hat eine ſolche Sommerhütte, die von den Koſaken Balagan genannt wird, während im Winter mehrere Familien in einer und derſelben Hütte wohnen.

Dieſe Balaganen ſind rund oder viereckig, unten breit, oben ſpitzig, pyramidaliſch geſtaltet und auf 9 bis 12 Pfeilern ſtehend. Das Obergebäude iſt nach demſelben Modell wie die grönländiſchen Sommerzelte gebaut, nur daß anſtatt der Bedeckung mit Häuten Stroh angewendet iſt. Es beſteht aus Stangen, die oben am Gipfel mit Riemen zuſammengebunden und mit Stroh belegt und bedeckt ſind.

Jedes Zelt hat zwei Oeffnungen, deren eine nach Süden, die andere nach Norden ſteht; diejenige, auf welche der Wind ſtößt, wird durch eine Thür vermacht. Dieſe Balaganen ſind ſo dicht an einander gebaut, daß man durch übergelegte Bretter von der einen auf die andere kommen kann. In früherer Zeit, wo der Stamm der Itälmen zahlreicher war, ſtanden oft 100 Balaganen beiſammen und man konnte wie in Straßen von einem zum andern gehen; allein es fanden auch mancherlei Unglücksfälle, namentlich Brandunglück, ſtatt, die Flamme verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit über die Strohhütten und Alte und Kinder mußten verbrennen. Der Wind wirft oftmals dieſe Balaganen nieder, und wer das erſtemal auf einem ſolchen Gebäude iſt, kann leicht ſchwindeln, da es ſich beim Winde wie eine Wiege hin und herbewegt. Die Bauart iſt nächſtdem den Kindern oftmals gefährlich und verderblich, und es fallen oftmals deren herab und brechen Arme und Beine oder bleiben auch todt liegen.

Außerdem haben ſie auch Balaganen zu Aufbewahrung ihrer Vorräthe; auf Kamtſchatka iſt die Luft überaus feucht und was in Erdhöhlen oder Käſten aufbewahrt wird, vermodert und verfault gar bald; auf den den Winden ausgeſetzten Balaganen bleibt alles trocken. Zudem haben ſie den Vortheil, daß die ehedem in ſo großer Anzahl

vorhandenen Füchſe nicht zu den Vorräthen können. Steller bemerkt, daß den Hunden dagegen die Balaganen durchaus nicht unzugänglich ſind, und daß man ihnen deshalb einen großen Knüttel an den Hals hänge.

Unter den Balaganen werden die Fiſche zum Trocknen aufgehängt, und die Kräuter, Neſſeln und Wurzeln ausgebreitet, auch die Schlitten und andere Geräthe aufbewahrt. An den Pfeilern werden die Hunde feſtgebunden, die außerdem keiner beſondern Ställe bedürfen. Die Balaganen werden ſchnell aufgebaut und man findet deren daher einzeln ſtehend an den Flüſſen.

Nächſt dieſen Balaganen ſind bei jedem Dorfe, oft auch an der See, Strohhütten erbaut, die unmittelbar auf der Erde ſtehen. In dieſen wird für die Hunde gekocht und an der See Salz und Fett darin geſotten. Wo ein Kamtſchadale übernachtet, baut er ſich gleich eine Hütte aus dem langen und hohen Graſe, daher man an den Flüſſen und Torffeldern gar häufig ſolche Hütten antrifft. Am Bolſchaia Reka-heißen die Hütten **Koang-gsüt**, am Kamtſchatka **Päsapär**, daraus haben die Koſaken Barabara gemacht.

Wir fanden die Schirmhütten der Auſtralier, die runden Hütten der Peſcheräh, die Schneehütten der Eskimo in größeren oder kleineren Gruppen beiſammen ſtehen, eben ſo wohnen auch die Kamtſchadalen in Dörfern beiſammen, die vor Ankunft der Ruſſen ſtets mit einem Erdwall, Palliſaden oder mit Steinen umlegt waren, um die Angriffe feindlich geſinnter Nachbarn abzuhalten.

Eine andere Bauart fand Otto v. Kotzebue unterm 65. Grade N. B., an der Nordweſtküſte von America, nördlich von Prinz Wales Cap (R. I. 139.). „Wir gingen auf die Jurten, welche an der Küſte in gerader Linie aufgebaut ſind, zu, wurden aber fürs erſte nur von Hunden bewillkommt, welche nicht im Geringſten durch unſere Ankunft aus der Faſſung gebracht, ſich vielmehr freundlich anſchloſſen; ſie ſcheinen mir der Race nach dieſelben, welche in Kamtſchatka zu Schlittenfahrten gebraucht werden. Schon hatten wir die Dächer der Jurten beſtiegen, ohne auf einen Menſchen zu ſtoßen, die friſchen Spuren aber, welche überall ſichtbar waren, bewieſen uns, daß ſie, furchtſamer wie ihre Hunde, bei unſerer Annäherung geflüchtet waren. Wir unterſuchten jetzt das Innere der Wohnungen und fanden ſie reinlich und bequem. Der Eingang an der Südoſtſeite beſtand aus einer drei Fuß hohen mit Holz geſtützten Oeffnung, welche noch nach Außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert war; beim Hereintreten befand man ſich in einem ſieben Fuß hohen, eben ſo breiten und zehn Fuß langen Raume, deſſen Wände und Decke mit Holz bekleidet waren. Zur Linken lagen in einer Grube, welche die Länge des ganzen Raumes einnahm, Stücken ſchwarzer Speck, einen Fuß im Quadrat, und neben dieſen Siebe mit langen Stielen, ohngefähr wie unſere Fiſchlöffel. Zur Rechten befand ſich ein dritthalb Fuß tiefer und ziemlich ſchmaler Canal von ſieben Fuß Länge, durch

deſſen Ende man kriechen mußte, um in einen Raum, der zwar ſechs Fuß hoch, aber nicht breiter als der Canal war, zu gelangen. Jetzt hatte man vor ſich eine bretterne Wand und mitten in dieſer eine runde Oeffnung von anderthalb Fuß Durchmeſſer, durch welche man in ein geräumiges Vorzimmer trat, deſſen vier Seiten zehn Fuß Länge und ſechs Fuß Höhe hatten; dieſe nahm gegen die Mitte des Zimmers zu, wo ſich in der Decke ein viereckiges Loch mit einer Blaſe bezogen als Fenſter befand. An der der Thüröffnung gegenüberſtehenden Wand waren anderthalb Fuß über dem Fußboden erhöhte breite Breter zu Schlafſtellen befeſtigt, welche nur den dritten Theil des Zimmers einnahmen, und an den Seitenwänden hatten ſie kleine Leitern zum Aufhängen ihrer Geräthſchaften ganz horizontal hingeſtellt. Die Wände und die Decke beſtanden aus ſchmalen Balken, deren ſichtbare Backen abgeflacht waren. Nach dieſem Plane waren alle Häuſer gebaut, bis auf eins, worin wahrſcheinlich eine zahlreichere Familie wohnte; denn dieſes hatte noch zwei kleine Seitenzimmer. Ihre Fußböden ſind drei Fuß über dem Erdboden erhöhet, und unter dieſen giebt es noch Vorrathskammern, vielleicht auch Hundehäuſer, da ſie nur drei Fuß Höhe haben; Wände und Dielen ſind gleichfalls von Holz; auch haben ſie Fenſter, aber keine Schlafbänke."

Aehnlichkeit hat damit die Bauart im Nootka-Sunde, die wir jedoch am Schluß dieſer Abtheilung im Zuſammenhange mit den übrigen Erſcheinungen betrachten.

Wir bemerkten ſchon oben, wie dieſe Nationen in ihren Winterhütten die Feuerſtatt eingerichtet; es bleibt uns noch übrig, die Art und Weiſe zu beſchreiben, wie ſie das Feuer anzünden. Das Feuerzeug der Eskimo iſt im Ganzen daſſelbe, wie das oben bereits beſchriebene; es iſt jedoch dadurch verbeſſert, daß ſie das ſenkrecht auf das liegende Holz aufgeſetzte Stäbchen nicht mit den Händen ſelbſt drehen, ſondern daſſelbe vermittelſt einer darum geſchlungenen Lederſchnur in weit ſchnellere Bewegung ſetzen; etwa in der Art, wie unſere Metall- und Holzarbeiter den ſogenannten Fidelbogen anwenden. Sie halten und ziehen die Schnur, die zweimal um das Holz gewickelt iſt, mit beiden Händen. (Ellis S. 132 m. Abb. O. Kotzebue III. 155.) Sonſt iſt auch die oben beſchriebene einfachere, unvollkommenere Art gebräuchlich.

Die Nationen, welche wir bis jetzt betrachtet haben, waren zum Theil ohne alle Kleidung und nur ein leichter Schmuck von Ringen und Anhängſeln, Bemalung u. ſ. w. zeigte uns das Beſtreben, das Anerſchaffene weiter fortzuſetzen, ein Streben, was den Menſchen vom Thier unterſcheidet, welches ſelbſt bei den höchſten Thierclaſſen nicht fehlt, bei denen ſogar die Freude an dem Schmuck, womit ſie der Menſch herausputzt, offenbar hervortritt, wie am Pferde, Hunde u. ſ. w.

Die Kleidung
der Nordländer iſt eben ſo verſchieden von der der Südländer, als es die Wohnung iſt, wie wir denn bereits bei den nordamericaniſchen Völkerſtämmen bei weitem dichtere Hüllen fanden. Die Kleidung der Nordländer iſt ſehr zuſammengeſetzt, die Füße, die Beine, die Hände, der Kopf, Rumpf und Arme, jedes derſelben hat ſeine beſondere Hülle. Als Stoff finden wir urſprünglich durchgängig die Felle der verſchiedenen Thiere, die durch Gerben und Nähen beſonders zubereitet werden.

Die Kleidung der Grönländer beſteht zuvörderſt in dem Rock aus Renthier-, Seehund- oder Vogelfellen; er iſt vorn zugenäht bis ans Kinn und für den Kopf eine Kappe daran genäht. Man ſteckt zuvörderſt die Arme hinein und ſtürzt ihn dann wie ein Hemd über den Kopf. Den Männern reicht der Rock nur bis auf die halben Schenkel und liegt nicht feſt an, läßt aber, weil er vorn geſchloſſen iſt, keine kalte Luft durch.

Die Vogelpelze werden unter dieſen Röcken gewiſſermaßen als Hemden getragen, die Federn ſind einwärts gewendet. Eben ſo werden die Renthierröcke getragen, über welche ſie wohl noch einen von dünnhaarigen Renthieren gemachten Pelz ziehen, wiewol dieſelben jetzt (1765) ſchon ſo rar ſind, daß nur die reichſten Weibsperſonen damit prangen können. Die Seehundpelze ſind die gemeinſten, das Rauhe iſt auswärts gekehrt und der Saum wie auch die Naht mit zarten Streifen von rothem Leder und von weißen Hundefellen zierlich beſetzt. Zu Cranzen's Zeiten waren jedoch bereits Oberkleider von Tuch, blaugeſtreifter Leinwand oder Cattun, wenn auch in grönländiſchem Schnitte, gewöhnlich.

Die Beinkleider ſind von Seehund- oder dünnhaarigen Renthierfellen und ſowohl oben als unten ſehr kurz *), die Strümpfe von den Fellen der ungebornen Seehunde.

Die Schuhe macht man aus glattem, ſchwarz gegerbtem Seehundleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zuſammengeſchnürt. Die Sohlen ſtehen zwei Finger breit hinten und vorn herauf und ſind mit vielem Fleiß gefaltet, haben aber keine Abſätze; ebenſo ſind die Stiefel gemacht **). Wohlhabende Grönländer

---

*) Der beſondern Güte des Herrn Gemeindevorſteher Zwick in Ebersdorf verdanke ich die eigne Anſicht neuer Grönländiſcher Kleider. Die Beinkleider ſind ganz wie die unſrigen, lange Pantalons mit Zinnknöpfen und Hoſenträgern, nur der Stoff, Seehundfell, iſt der urſprüngliche geblieben.

**) Auch die Eskimo's verwahren ihre Füße gut gegen die Kälte und Näſſe. Wenn ein Mann auf den Seehundfang ausgeht, ſo ſteckt er ſeine Füße in ein Paar Stiefeln von Wildfell (Allekteega), das Haar nach innen und bis an die Knie reichend, wo ſie gebunden werden. Darüber kommen ein ein Paar Schuhe von demſelben Stoff, über welche ein Paar wohl bereiteter Seehundfellſtiefel, die vollkommen waſſerdicht ſind, gezogen, nebſt einem entſprechenden Paar Schuhen, die über die Spanne gebunden werden. Letztere ſind wie die Mocaſſins der nordamericaniſchen Indianer gemacht, und an den Zehen

Digitized by Google

tragen auch wollene Strümpfe, Hoſen und Mützen. Wenn ſie auf der See fahren, ziehen ſie über ihre Kleider eine Tuelik oder ſchwarzen glatten Seehundpelz, der das Waſſer abhält, und darunter wol auch ein Hemde von Därmen, um die natürliche Wärme deſto beſſer bei ſich und die Näſſe abzuhalten.

Die Frauenkleidung iſt nur dadurch von der männlichen verſchieden, daß ſie eine hohe Achſel und höhere Kappen haben, unten nicht abgeſtutzt, ſondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen runden und mit rothem Tuch verbrämten Zipfel, der bis über die Knie hängt, verſehen ſind. Sie tragen ebenfalls Beinkleider und unter denſelben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen ſie gern von weißem oder rothem Leder und die Naht, welche vorn iſt, iſt bebrämt und ſauber ausgenäht. Mütter und Kinderwärterinnen ziehen ein Amant an, einen Pelz, der auf dem Rücken ſo weit iſt, daß ſie das Kind darinnen tragen, was gemeiniglich ganz nackt iſt und von Wickelkleidern und Wiegen nichts weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle, ſo binden ſie mit einem Gurt, der vorn eine Schnalle oder einen Knopf hat, das Kleid über der Hüfte um den Leib feſt. Die Alltagskleider triefen von Fett und ſtecken voller Läuſe, die ſie im Griff haben, aber nicht wegwerfen, ſondern mit den Zähnen zerknicken. Die neuen Kleider werden dagegen ſehr ſauber gehalten.

In ähnlicher Weiſe iſt auch die Kleidung der Kamtſchadalen *) (Steller 304.). Sie wird von den Fellen der Seehunde und Renthiere gemacht; früher nahm man auch die Häute der Enten, Gayaren, Gänſe, Schwäne und Seemöven, was jedoch nur noch auf den entfernteren Inſeln ſich erhalten hat. Die Kleider kann man auf beiden Seiten tragen; die haarloſe Seite, welche gewöhnlich nach Außen getragen wird, färben ſie mit Erlenrinde hochpomeranzenfarben. Sie kochen die Rinde in Waſſer oder kauen ſie nur im Munde, ſpeien ſie auf das Leder und reiben es ein. Unten nähen ſie mit Seide verſchiedene Farben oder mit weißen Haaren vom Halſe der Renthiere eine handbreite Borte mit untermiſchten Streifen von Nerpenleder an. Zwiſchen die Lederſtreifen werden Büſchlein rothgefärbter Seehundhaare geſetzt: ſie meinen, daß der Beherrſcher des Himmels, Billukai, eben einen ſolchen Saum an ſeinem Kleide trage und daß dies der

---

niedlich gefaltet, mit einigen aufgenähten Serpentinſtücken unter der Sohle, um dieſe weniger abzunutzen (Parry 2. voyage 496). Die Stiefel der Frauen ſind um ein weniges verſchieden, weniger anliegend und ſo weit, daß ſie oft ihre Kinder darin verbergen können, wie ſie denn ihnen als ihre vornehmſte Taſche dienen. Uebrigens verzieren ſie dieſe Stiefel mit verſchiedenen ein- oder aufgenäheten Fellen (ibid.). Bei den Kindern ſind Hoſen und Stiefel aus einem Stück.

*) Auch die der Eskimo iſt ihr gleich. S. Parry 1. voyage S. 283 und 2. voyage S. 494 ff. und Tafel XXIV. und beſ. XXV., wo Eskimo's von Igloolik dem Leſer vor Augen geſtellt werden nach Parry's zweiter Reiſe.

Regenbogen ſey. Dieſes von den Ruſſen **Barka** genannte Kleid ſieht wie ein zugenähter Mantelrock aus mit engen Aermeln; es iſt ein anliegender Leibrock, der nur bis zu den Knien, ſelten darüber reicht; Männer, Weiber und Kinder trugen dies Kleid ehedem auf dem bloßen Leibe. Vor Ankunft der Ruſſen war es aus den Fellen der Füchſe, Biber und Zobel.

Eine andere Art Oberrock — **Kuklanka** — iſt länger, bis auf die Knöchel reichend, mit weiten Aermeln und einer hinten angenähten Capuze verſehen, vorn iſt der Hinterfuß eines Hundes angenäht, den ſie Nachts über das Geſicht ſchlagen können. Die Kuklanka wird zum Staate in den Hütten als auch auf den langwierigen Reiſen getragen, wo ſie nicht bloß Rock, ſondern auch Bette und Wohnung iſt. Die Schönheit daran beſteht in folgenden Dingen: 1) oben um den Hals, wo die Oeffnung befindlich, müſſen lange dicke Hundshaare angenäht, eben ſo müſſen der untere Rand und die Aermel verbrämt ſeyn; 2) nicht weit darüber muß eine Borte von ein bis zwei Hand Breite folgen; 3) ringsum an allen Stellen müſſen einige hundert Riemchen, an deren Enden Büſchel von rothen Seehundhaaren befeſtigt ſind, angenäht ſeyn, die ſich beim Gehen hin und her bewegen.

Die Weiberkuklanken müſſen hinten einen Schwanz haben, während die der Männer rings umher gleich ſind. Im Hauſe und zum Staat wird das Rauche nach Innen und die glatte mit Erlenrinde rothgefärbte Seite nach Außen getragen.

Die Kuklanken werden von den Fellen der Hunde und Renthiere gefertigt. Die Renthierkuklanken werden von den Korjäken an die Coſaken und von dieſen an die Itälmen verhandelt. Eine Art Sommerkuklanken von Murmelthier- oder Jebraſchkenfellen werden ihrer Leichtigkeit wegen beſonders geliebt, die Felle kommen ebenfalls von den Korjäken.

Hoſen heißen am Bolſchaia Reka **Koach**, am Kamtſchatka **Kuaeh**, und ſind deren dreierlei: 1) die Männer- und Weiberhoſen ſind einerlei Art und Geſtalt von Renthierleder, was durch den Handel von den Korjäken, oder von Polowinken-, Hirſch- und Elennleder, was von der Leka und den Tunguſen kommt. Dieſe ſind ſtärker und werden über Ochotzk gebracht und gemeiniglich roth gefärbt. Vor der Ruſſen Ankunft waren ſie aus Seehundleder, beſonders die Sommerhoſen. Die Weiberhoſen ſind etwas geräumiger und um die Kniee etwas bauſchig, wie fränkiſche Bauernhoſen.

2) Reiſehoſen von Hundsfellen, von den Fellen der Renthierfüße, die beſonders dicht und warm ſind, und von Wolfs- und Bärenfellen. Dieſe werden über die andern auf der Reiſe dergeſtalt angezogen, daß die rauhe Seite herausgekehrt iſt; ſie reichen bis an die Knöchel und werden über die Winterſchuhe feſt zuſammengeſchnürt und zugeknöpft, daß kein Schnee hindurchkomme.

3) Kinderhoſen; ſie ſind hinten offen und mit einer Klappe verſehen, welche mit weichem Gras ausgefüttert und geöffnet wird, wenn die Kinder ſich verunreinigt haben oder ihre Nothdurft verrichten wollen.

Zu Steller's Zeit — 1720 — trugen die Kamtſchadalen ſchon Hoſen von Tuch, Linnen und Seide. Eben ſo tragen ſie auch Hemden, die ſie früher nicht kannten, ſondern ihre Barka auf bloßem Leibe hatten.

Die Strümpfe waren ehedem aus Renthierhaut, doch durchaus nicht allgemein; ſie fütterten ihre Schuhe meiſt mit dem weichen Gras Eheu, wie ſie noch jetzt auf Reiſen thun.

Der Schuhe und Stiefel haben ſie mancherlei. Die, welche ſie im Sommer in der Näſſe tragen, ſind von Seehundshäuten, das Rauhe nach Außen, die Sohlen ebenfalls von Seehundleder.

Die Winterſchuhe für Jagd und Reiſen werden, Oberleder und Sohlen, aus getrockneten Fiſchhäuten gemacht. Im Froſt ſind ſie gut und dauerhaft, in der Näſſe taugen ſie nichts. Sie nehmen deren gemeiniglich etliche Paare mit auf die Reiſe.

Andere Winter- und Reiſeſchuhe ſind von Renthierfüßen, die Sohlen aus Seehundhaut; ſollen ſie vorzüglich dauerhaft werden, ſo werden ſie aus Stückchen derjenigen Haut zuſammengeſetzt, welche die Renthiere zwiſchen beiden Klauen haben; in dieſen Schuhen kann man, ſo lange ſie nur trocken bleiben, der größten Kälte Trotz bieten: nicht ſo, wenn ſie naß geworden.

Um auf dem Eiſe zu gehen, nimmt man die Haut von den Bärentappen und macht Sohlen daraus, deren Poroſität das Ausgleiten verhindert.

Die Einwohner von Lapatka und Duratſcha Kronaky fertigen Schuhe vom Felle der Seelöwen und rühmen ſie ſehr wegen ihrer Dauerhaftigkeit. Die Koriäken machen Sohlen aus Wallfiſchhaut; ſie wird ausgeſpannt und ein Jahr lang im Rauche getrocknet; ſolche Sohlen ſind niemals zu zerreißen.

Endlich kommen die Staatsſchuhe, die ſowol Männer als Weiber auf einerlei Art tragen. Die Sohlen ſind von weißgelblichtem Seehundleder, das Oberleder von allerhand bunten Stücken zuſammengeſetzt. Einige Streifen ſind von rothgefärbtem Seehundleder. Hart am Fuß iſt ein Streifen, der von einer Seehundgurgel gemacht, die ſo glatt gearbeitet und ſo weiß gebleicht iſt, wie das weißeſte franzöſiſche Handſchuhleder. Die Schuhe werden um die Knöchel mit ledernen Riemen oder Bändern befeſtigt. Die Itälmen machen großen Staat mit dieſen Schuhen und wo man ſchöne Schuhe an einer Mannsperſon ſieht, kann man ſicher daraus ſchließen, daß ſie von ihrer Frau beſonders geliebt werde. Seit der Ankunft der Ruſſen haben die Frauen Fortſchritte im Ausnähen gemacht und nähen nun die Schuhe mit Seide, ſelbſt mit Silber- und Goldfäden.

Die Männer trugen ehedem Mützen von Vogelfedern und allerlei Pelzwerk. Im Sommer trugen ſie Hüte von Holz oder von Federkielen, wie Lichtſchirme *). Im Winter banden ſie einen Riemen um den Kopf, woran verſchiedene Lappen von Pelz hingen, deren zwei die Augen, einer die Naſe und zwei die Ohren bedeckten, der Wirbel aber frei blieb: dieſe Mützen heißen am Bolſchaia Reka Köpⁿtschätsch. Die Frauen gingen allezeit im bloßen Kopfe; ſie ließen ihr Haar ſehr lang wachſen, flochten es in viele Zöpfe; damit dieſe recht ſtark und anſehnlich würden, flochten ſie die Haare ihrer Männer und was ſie ſonſt an Haaren bekommen konnten, hinein. Sie beſtrichen ihr Haar mit Fiſchfett, daß es recht glänzend wurde, und flochten ſich aus fremden Haaren Perrücken, die ſie über ihre eigenen Haare ſetzten. Obſchon nun die Läuſe ſich unzählig in dieſen Haaren vermehrten und die Leute ununterbrochen quälten, ſo wollten ſie doch von dieſem Schmucke nicht ablaſſen, und da nun dieſe Perrücke bei der Taufe allezeit abgeſchnitten wurde, hielt dieß viele vom Uebertritt zum Chriſtenthum ab.

Die Frauen tragen Tags und Nachts und bei aller Arbeit Handſchuhe ohne Finger (Tklopähm), die auch auf mancherlei Art ausgenäht ſind. Die Männer haben Handſchuhe aus Renthierleder und den Fellen der Füchſe, Zobel, Wölfe, Bären.

Im Hauſe gehen die Itälmen-Männer ſtets nackend und ſo verrichten ſie alle Hausarbeit **). Um die Hüften binden ſie einen Riemen, an welchem ein ledernes Futteral hängt, in welchem das Schamglied verborgen wird. Dieſes Futteral iſt durch einen Riemen, der zwiſchen den Beinen hindurch geht, auch an dem Gürtel auf dem Rücken befeſtigt.

Seitdem die ruſſiſchen Kaufleute in Kamtſchatka ſich niedergelaſ-

*) Hüte der Aleuten. Der Aleute, der ſich nur ſelten ein Stück gutes Holz von einigen Zollen Durchmeſſer zu verſchaffen im Stande iſt, beſchäftigt ſich wochenlang, daſſelbe zu einem Brete umzuſchaffen und dieſes ſo zu bearbeiten, daß es ſich, wenn es einige Zeit im Waſſer gelegen hat, bequem und gleichförmig biegen läßt. Hierauf ſucht er allmälig die beiden hintern Endſpitzen des Bretes — dem er vorher die Geſtalt eines in der Quere durchſchnittenen Ovals gegeben hat — mit einander zu vereinigen und mit Sehnenfäden zuſammen zu nähen, wodurch eine pyramidenförmige hölzerne Mütze entſteht. Iſt dieſe gut ausgefallen, was nicht immer Statt findet, da das Bret ſich oft wirft oder platzt, ſo bemalt er ſie mit farbigen Erden oder Ockern, die er aus der Nachbarſchaft der Crater ſeiner Vulcane holt, und ziert ſie mit Figuren, die er aus Walroßzahn ſchnitzt, mit Glascorallen, Bernſteinperlen, die ihm die Ruſſen zuführen, und Bartborſten der Seelöwen. Die Aleuten legen auf die Menge dieſer Bartborſten, die die Tropäen eines guten Jägers ausmachen, einen großen Werth, indem jeder Seelöwe nur vier ſolcher Bartborſten hat. (Langsdorff II. 36 ff.).

**) Eben ſo die Tſchuktſchen. Cochrane (Fußreiſe 198) beſuchte das Zelt eines Häuptlings der Tſchuktſchen, den er mit ſeiner Frau und neunjährigen Tochter vollkommen nackt antraf.

ſen, fanden die Itälmen beiderlei Geſchlechts — wider die Gewohnheit anderer ſibiriſcher Völker — ſo viel Belieben an den deutſchen und ruſſiſchen Kleidern, daß ſie gerne ihre alten Kleider gänzlich abſchaffen würden, wenn ſie die Noth und das Clima nicht nöthigten, dieſelben beizubehalten; kommen ſie aber in die ruſſiſchen Oſtrogen, ſo erſcheinen ſie alle in deutſchen und ruſſiſchen Kleidern, darinnen ſie vollkommen die Gebärden und Sitten eines Ruſſen nachzuahmen verſtehen. Kommt man auf der Reiſe zu ihnen, ſo iſt das erſte, daß ſie ſich ruſſiſch anziehen; die Männer erſcheinen in Tuchhoſen, Camiſölern und Röcken mit ſeidenen Knöpfen, ruſſiſchen Schuhen, Stiefeln, gewalkten oder ſeidenen Strümpfen und ſeidenen Hemden, über die ſie große ſilberne Kreuze hängen. Die Weiber kommen in ſeidenen Hemden, Manchetten, Pantoffeln, ſeidenen Kopftüchern, Fingerringen, ſeidenen Taſchentüchern, kreuzigen ſich langſam und machen vor den Gäſten einen höflichen Bückling. Die Armen, die es ſo weit nicht treiben können, gehen wenigſtens in Strümpfen, Stiefeln und Hoſen. Auch die Kurilen ſind außerordentlich begierig nach koſtbaren Kleidern, die ſie nicht bunt genug haben können. Sie tragen Kleider vom beſten Tuch und den höchſten Farben, Scharlach, blau u. ſ. w., tragen ſtoffene Hemden, Treſſen, goldene und ſilberne Knöpfe und zahlen außerordentliche Preiſe dafür. Der Rock iſt roth, das Camiſol blau, die Hoſen grün, die Strümpfe weiß; dabei ſind ſie ſehr unvorſichtig und ziehen die theuren Kleider bei der ſchmutzigſten Arbeit an. Bekommen ſie einen Walfiſch oder Seehund, ſo tragen ſie den Speck auf den Schultern nach Hauſe und beſudeln ihren ganzen Reichthum; dann verkaufen ſie die Kleider für einen Spottpreis an die Ruſſen, die ſie nur auswaſchen, auffärben und wieder auspußen und oft für den vorigen Preis ihnen wieder verkaufen. So kommt es denn, daß mancher Kurile ſein Staatskleid zwei, dreimal für denſelben Preis ankauft. Sie übereilen ſich häufig bei ſolchem Handel und es iſt daher das Sprichwort entſtanden: wenn man Narren, Kurilen und Kinder nach dem Markte ſchickt, ſo werden die Krämer reich.

Eben ſo fand Cook (3. R. II. 136.) die Tracht der Tſchuktſchen; ſie hatten noch — außer den an ihren Röcken befeſtigten Capuzen — beſondere Mützen und Hüte, die genau auf den Kopf paßten. Eben ſo iſt die Tracht von Unalaſchka und die der Eskimo, wie ſie von Ellis (voyage to Hudsonbay 135.), Mackenzie (Reiſen n. d. Eismeer S. 365.) und Parry (1. voyage S. 283.) beſchrieben wird.

Die Eskimo haben ſämmtlich Kleider aus den Fellen der Biber, Murmelthiere, Renthiere, das Haar nach Innen gekehrt. Ihre Röcke, die reichlich mit Troddeln verziert werden, haben am Halſe eine Capuze. Um den Leib tragen ſie einen Gürtel aus friſcher Haut, die ſo ſteif wie Horn iſt. Die Beinkleider ſind lang, ohne Bund und an dem Gürtel befeſtigt, und vorn offen, daß die Schaam nicht davon bedeckt wird. Die Hoſen ſind ſehr weit, wie Schifferhoſen oder Waſ-

der Nachahmung der leichten einmänniſchen Kähne oder Kajaks entſtanden zu ſeyn.

Die Schneeſchuhe der meiſten Polarvölker *) beſtehen aus einem oft 7 Fuß langen und 4 — 5 Zoll breiten dünnen Brette, das nach vorn aufwärts gebogen und ſchubſchnabelförmig zugeſpitzt iſt. Nach hinten iſt der Schuh abgerundet. Dieſes Bret oder die Sohle iſt in der Mitte, doch mehr nach hinten, mit einem Reif oder Bügel verſehen, in welchen der Fuß eingeſteckt wird, und der auf dem Fußblatte ruht. Der eine Schuh iſt länger als der andere; in der Hand führt der Lappländer einen Stab, der unten mit einem Brete oder einem Reiſen verſehen iſt, ſo daß er die Oberfläche des Schnees nicht durchdringt.

Nachdem der Schnee wenige Tage gelegen hat, giebt ihm der Froſt eine ſolche Conſiſtenz, daß er feſt genug iſt, um die Laſt eines Mannes zu tragen; die Oberfläche wird hart und glatt und der mit Schneeſchuhen verſehene Lappländer kann alsdann ſeinen Weg in welcher Richtung er will, durch das Land nehmen, was er vorher nicht konnte. Nichts hemmt nun ſeinen Lauf, denn der Schnee bedeckt mit gleicher Ebene Land, Fluß und See, die klippigen Abſtürze der Felſen werden durch den Schnee gleichmäßig bedeckt und gebahnt, ſo daß der Lappländer darüber hin und herab gleitet. Die Bewegung der Füße iſt durchaus nicht gewaltſam, der Fuß wird gar nicht gehoben, ſondern der Mann ſchreitet mit gebogenen Knieen raſch vorwärts. Bergauf iſt die Bewegung ſchwieriger, da der glatte Schuh leicht rückwärts gleitet, und der Mann iſt daher genöthigt, im Zickzack zu ſchreiten. Um dem vorzubeugen, bedeckt der Lappländer bisweilen den Schlittſchuh mit Renthier- oder Seehundfell. Die Haare ſind mit den Spitzen nach dem Hintertheil des Schuhes gerichtet und hemmen alſo den Vorwärtsſchritt keineswegs, während ſie doch die Bewegung mindern, wenn der Mann eine aufſteigende Fläche hinaufſchreitet. Dieſe Fellbedeckung iſt jedoch nicht allgemein.

Wenn der Lappländer jähe Abhänge, die von der Spitze bis zum Fuße oft ſtundenlang ſind, herab fährt, ſo duckt er ſich zuſammen, hält die Kniee krumm und den Körper rückwärts gebogen und ſo fährt er vorwärts. Der Stab in ſeiner Hand dient ihm Meiſter und Herr des Grades der Schnelligkeit ſeines Fortkommens zu bleiben und ſie zu mäßigen, wenn der Schuß zu heftig wird. Bemerkt er ein Felſenſtück vor ſich, ſo wendet er ſchnell und lenkt geſchwind ab; zeigt ſich vor ihm ein Abgrund oder eine Kluft, ſo macht er oft

*) Dieſe Schneeſchuhe finden wir nun auch bei den übrigen jagenden Nationen des aſiatiſchen Nordens, bei den Fußtunguſen (Sarytſchew II. 104.) bei den Jugakiren (Sarytſchew I. 68.), die auf ihnen das Elennthier einholen; — die Nomaden, beſonders die Lappen, haben denſelben die größtmöglichſte Ausbildung verliehen. Eben ſo auch in Kamtſchatka. Langsdorff II. 250 f.

einen Sprung von mehreren Faden. Die Geſchwindigkeit iſt, wenn die Stelle ſehr ſteil iſt, ſo groß, daß ſie mit der des Pfeiles verglichen werden kann, und der Mann iſt durch die Heftigkeit des Herunterſchießens oft in eine Wolke von Schnee gehüllt.

Dieſe Schlitt- oder Schneeſchuhe ſind in den Finnmarken vorzüglich zu Hauſe und davon wurden ſie Skritfinnen genannt. Von den Lappen haben auch die Norweger dieſe Schuhe angenommen und man hat ſie ſogar zu Equipirung der Jägercompagnieen verwendet. (Brooke, Winter in Lappland, 227. Scheffer, Lappland, 280.)

Dieſe Schneeſchuhe ſind alſo weſentlich von denen der nordamericaniſchen Jäger verſchieden, die wir oben (S. 73.) kennen lernten.

Zur Beſteigung der Eisberge bedienen ſich die Kamtſchadalen der Eisſchuhe, die ungefähr die Geſtalt der Schneeſchuhe haben und aus 7 — 8 Zoll breit auseinander ſtehenden, beinahe mit einander parallel laufenden vorn und hinten mit einander vereinigten und etwa 2½ — 3 Schuh langen Stäbchen beſtehen. Auf der untern Fläche derſelben ſind auf jeder Seite kleine Knochenſpitzen eingeſenkt, welche ins Eis einſchneiden und das Ausgleiten verhindern. Der Zwiſchenraum der Seitenſtäbe iſt mit Querleiſten und Riemen ausgefüllt. (Langsdorff II. 252.).

Der Schmuck,

den wir beim Südländer vorherrſchend vor der Kleidung und ſelbſt als Stellvertreter derſelben fanden, kommt auch im Norden vor und zwar theils als Verzierung des Körpers, theils als Verzierung der Kleidung.

Zur Verzierung des Körpers gehören die Bemalung und Tatowirung, die wir beide auch im Norden finden, letztere jedoch durchgängig vorherrſchend bei den mehr der gemäßigten Zone zu gelegenen Wilden; bei den nordamericaniſchen Indianern, den Aleuten, kommt die Bemalung in aller Form vor; bei den Eskimo's fand Beechey (I. 412.). eine Frau, welche die Augenränder mit Waſſerblei gefärbt hatte, das auf einem Stück Schiefer mit Waſſer abgerieben wird. Andere Bemalung kommt weder bei den Eskimo's, noch den Grönländern und Samojeden, Tſchuktſchen und Jakuten vor.

Die nordöſtlichen Eskimo's malen ſich ebenfalls. Bei ihnen läuft von einem Ohr zum andern unter den Augen ein ſchwarzer künſtlicher Streifen, der ſo ſtark aufgetragen iſt, daß ihn Mackenzie anfangs für einen Ausſchlag hielt (S. 366.).

Bei den Kamtſchadalinnen wird große Sorgfalt auf das Geſicht verwendet. Die Weiße des Geſichts und Röthe der Wangen gilt für eine Schönheit (Steller 300.); ſie bekleben mittels Fiſchleim das Geſicht mit Bärengedärmen, um im Frühjahr nicht von der Sonne verbrannt zu werden; ſie ſchminken ſich auch und verwenden zur Schminke

faules Holz oder das von der Natur calcinirte Marienglas, was zuweilen aus den Bergritzen hervorkommt. Sie zerreiben dann auch ein Seekraut mit Fischfett und malen ſich damit hochroth. Seit Ankunft der Coſaken richten ſie ſich darin nach den ruſſiſchen Weibern.

Dagegen iſt eine Art von Tatowirung ziemlich allgemein, namentlich bei den Frauen. Beechey fand an der amerikaniſchen Nordweſtküſte Eskimofrauen mit drei dünnen Linien auf dem Kinn (I. 412.); Roß (2. R. I. 325.) fand an der Oſtküſte ſämmtliche Frauen und Mädchen mehr oder weniger tatowirt, beſonders über den Augen und an jeder Seite des Mundes und am Kinn. Dieſer Schmuck beſtand jedoch nur in Linien ohne beſondere Figuren; ſo iſt es auch bei den Tunguſen, Tſchuktſchen, Aleuten und bei den Fiſchernationen der gemäßigten nördlichen Zone.

Capitain Back (S. 94.) fand bei den Eskimo's die Weiber im Geſichte und auf dem Mittel- und Goldfinger tatowirt. Sechs tatowirte Linien gingen der einen von den Naſenlöchern auf die Wangen, achtzehn vom Mund übers Kinn, zehn kleinere in der Geſtalt von Fichtenzweigen von den Augenwinkeln, und acht liefen von der Stirne auf der Mitte der Naſe zuſammen.

Bei den Grönländern werden ebenfalls die Frauenzimmer tatowirt und dies findet am Kinn, an den Wangen, an Händen und Füßen Statt. Es wird ein mit Ruß geſchwärzter Faden dergeſtalt unter der Hautoberfläche hingezogen, daß die Schwärze für alle Zeit darin bleibt. Dieſe ziemlich ſchmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter ſchon in der Kindheit, aus Furcht, ſie möchte ſonſt keinen Mann bekommen (Crantz I. 185.). Parry (2. voy. 498.) ſagt, daß die Eskimofrauen ebenfalls wie bei den Grönländern tatowirt werden, doch nicht an den Füßen, wohl aber auch, doch ſeltener, auf der Bruſt, und daß die Operation im zehnten Jahre und ſpäter vorgenommen werde — to recommand them as wives.

Außer der Bemalung und Tatowirung finden wir das Durchbohren mehrerer Theile des Geſichts, der Naſe, der Ohren und der Lippen.

Bei den Eskimo's im Nordweſten fand Franklin (2. R. 136.) eine Sitte, die wir bei den Auſtraliern ſchon bemerkt haben. Sie trugen ſämmtlich in der Naſenſcheidewand Knochen oder Muſcheln und durch die Unterlippe waren auf beiden Seiten Löcher gebohrt, in welchen runde Stücke Elfenbein mit einer großen Glasperle in der Mitte ſteckten. Auf dieſe Zierrathen legten ſie einen ſo hohen Werth, daß ſie dieſelben nicht verkaufen wollten. Diejenigen, welche nicht reich genug waren, um ſich Glasperlen oder Elfenbein anzuſchaffen, hatten ſtatt deſſen Steine und Stückchen Knochen. Dieſes Durchſtechen der Lippen wird vorgenommen, ſobald das Alter der Mannbarkeit eintritt. In der Behringsſtraße bemerkte Beechey (I. 447.) Eskimofrauen, deren Naſenſcheidewand durchbohrt und mit einer auf einen

Elfenbeinſtreifen gereiheten Glasperle verziert war, welche bis zur Mundöffnung herunterhing. Eine der Frauen, die eine große Stopfnadel erhielt, ſteckte dieſelbe ebenfalls durch dieſe Oeffnung. Derſelbe Reiſende macht noch folgende Bemerkungen über die Zierrathen der weſtlichen Eskimo's (II. 396.): Naſenzierrathen, welche unter den Stämmen ſüdlich von Unalaſchka ſo gewöhnlich ſind, ſahen wir nur in einem Falle bei den Frauen einer Bande, deren Dialect von demjenigen abwich, deſſen ſich ſonſt die weſtlich von der Barrowſpitze lebenden Eskimo's durchgehends bedienen. Dieſer Gebrauch verſchwindet nördlich von Unalaſchka und tritt erſt in dem Stamme beim Mackenzieſluſſe wieder auf.

Eine andere Sitte iſt die Durchbohrung der Lippen, welche nach Beechey's Bemerkung bei den männlichen Eskimo's nur vom Nortonſunde bis zum Mackenzieſluſſe vorkommt. Schon Deſchnew fand 1648 dieſe Sitte bei den Bewohnern der Inſeln, die dem Tſchutskoi Noß gegenüber liegen, nämlich Stücken von Wallroßzähnen durch die Lippen zu ſtecken. Oeſtlich vom Mackenzieſluß bemerkt man dieſe Zierrathen nicht. Bei den Frauen findet ſich der Gebrauch von Grönland längs der ganzen Nord- und Weſtküſte Americas bis nach Californien.

Dieſe Lippenzierrathen fand O. v. Kotzebue (1. R. I. 143.) an der Behringſtraße, deren öſtliche Anwohner die Mundwinkel durchbohren und in den Löchern Walroßknochen tragen, die mit Glasperlen verziert ſind. Beechey (I. 390.) fand auf ſeiner Fahrt nach der Nordweſtküſte Americas zuerſt in der Schiſchmareff-Einfahrt dieſe Lippenzierrathen. Sie beſtehen aus Stückchen Elfenbein, Stein oder Glas, welche wie Aermelknöpfe mit einem doppelten Knaufe verſehen ſind, von denen einer durch ein in die Unterlippe gebohrtes Loch geſteckt wird. Ein ſolches Loch wird etwa einen halben Zoll unter jedem Mundwinkel in ſchräger Richtung geſchnitten. Dies geſchieht gegen das Alter der Mannbarkeit und das Loch hat Anfangs die Stärke eines Federkieles. Mit zunehmendem Alter wird es aber erweitert und der Schmuck demgemäß vergrößert, daß er nicht herausfalle. Bei Erwachſenen hat das Loch etwa einen halben Zoll Durchmeſſer und läßt ſich erforderlichen Falls bis auf dreiviertel Zoll ausdehnen. Dieſe Zierrathen beſtehen aus Granit, grünem Jaspis, aus großen blauen Glasperlen, die in ein Stück Granit eingelaſſen ſind, welches einen weiten Ring um dieſelben her bildet. Die Perlen haben einen Zoll Durchmeſſer. Beechey erhielt ein Exemplar aus ſchön polirtem Jaspis von drei Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Im Kotzebueſund bemerkte er (I. 393.) denſelben Schmuck aus Elfenbein, blauen Glasperlen und verſchiedenen Steinarten, z. B. Speckſtein, Porphyr oder Grünſtein. Die Einwohner nahmen dieſe Knöpfe ohne Umſtände aus den Lippen und verkauften ſie, ohne ſich darum zu bekümmern, daß der Speichel zu dem ſchlecht vernarbten Loche heraus-

floß; ja als die Engländer ihren Ekel darob ausdrückten, lachten ſie darüber und ſteckten die Zunge durch eins der Löcher und blinzten dazu mit den Augen.

Weiterhin fand Beechey an der öden Küſte Eskimos, die ſämmtlich mit Lippenzierrathen verſehen waren, welche je nach dem Alter verſchiedene Größe und Beſchaffenheit hatten. Bei zwei jungen Burſchen waren die Ränder der Löcher in den Lippen noch ganz unvernarbt; ſie hatten ungefähr die Stärke eines Federkiels und wurden durch cylindriſche Stückchen Elfenbein ausgedehnt erhalten, welche an dem einen Ende mit einem Knopfe verſehen waren, damit ſie nicht herausfallen konnten. Nach der Operation müſſen die Cylinder eine Zeit lang häufig gedreht werden, damit ſie nicht an das ſchwärende Fleiſch anbacken. Nach und nach wird dieſes Drehen manchen Perſonen ſo zur Gewohnheit, wie den Muſelmännern das Streichen des Schnurrbarts. Anfangs iſt das Drehen ſehr ſchmerzhaft, indem die Wunde zuweilen blutet und den Knaben die Thränen in die Augen kommen. An der Schugatſcheski-Bai fand Sarytſchew (II. 44.) Eingeborene, welche die Unterlippe in der Hölung parallel mit dem Munde durchſchnitten hatten und darin $\frac{3}{4}$ Zoll breite und $2\frac{3}{4}$ Zoll lange Täfelchen von grünem Jaspis trugen.

Die *Ohrgehänge* ſind bei den nördlichen Nationen, welche den Kopf ganz und nur mit Ausnahme des Geſichts in eine Pelzkappe ſtecken, weniger ſichtbar und mithin auch weniger allgemein, als bei den ganz ohne Kopfhülle einherſchreitenden Nationen. Sie haben keine Veranlaſſung, den Theil des Körpers, der nicht geſehen wird, zu ſchmücken.

Bei den öſtlichen Eskimos von Nordhendon fand Capitän Roß (2. R. I. 324.) ein Ohrgehänge, das, wie ſchon der Stoff, aus welchem es gefertigt iſt, beweiſet, nur als eine Ausnahme gelten kann. Der Ohrſchmuck war von Eiſen und durch eine Kugel gebildet, die an eine Schnur befeſtigt war. Nächſtdem war derſelbe durch einige angehängte Fuchszähne und eine Franze von Sehnen verziert. Die nördlichen Eskimos tragen nach Mackenzie (366.) Glascorallen von 1—12 Linien in den Ohren. An der Schiſchmaroffeinfahrt fand Beechey (I. 393.) Eskimos, welche kleine Glasperlenſchnuren in den Ohren trugen. Choris (Kamtſchatka Taf. I.) zeigt einen Anwohner des Kotzebueſundes, der kleine blaue Glasperlen in den Ohren trägt (ſ. Taf. XVIII.).

Außer dieſen angeführten Beiſpielen finde ich die Ohrgehänge bei keiner der Polarnationen bemerkt.

Wir lernten oben die Kopfbedeckung der Polarnationen kennen — wenden wir uns zum Kopfputz, der nicht minder mannichfaltig iſt. Die Eskimomädchen an der Richardsinſel (Franklin 2. R. 216.) hatten viele Sorgfalt auf dieſen Putz verwendet. Auf dem Scheitel war das Haar in einen netten Knoten zuſammengedreht und neben den Ohren hing auf jeder Seite eine große Locke oder ein Zopf herab, der mit einer

Glasperlenſchnur umwunden war. Ebenſo tragen die Grönländerinnen das Haar; ſie binden daſſelbe über dem Kopfe zweimal zuſammen, ſo daß auf dem Scheitel ein langer, breiter und über demſelben noch ein kleiner Zopf ſteht, den ſie mit einem ſchönen Bande abbinden, das auch wohl mit Glasperlen geziert iſt. Das Haar ſchneiden die Frauen nur in der tiefſten Trauer und wenn ſie gar nicht wieder heirathen wollen, ab, die Männer aber tragen es vom Scheitel nach allen Seiten herabhängend und an der Stirne abgeſchnitten, oder auch, um bei der Arbeit nicht gehindert zu ſeyn, bis an den Scheitel abgeſchoren (Crantz I. 184.).

Die Eskimos auf Winterisland und Igloolik laſſen das Haar lang und loſe herabhängen, einige junge Männer hatten es am Vorderhaupt in die Höhe geſtrichen, 2 — 3 trugen es nach Capüzinerart. Die Frauen rühmten ſich ſehr ihres langen Haares; wenn ſie ſich ſchmücken wollen, ſo theilen ſie ihr Haar in zwei gleiche Theile, welche zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Sie binden das Haar mit Fäden aus Thierfell, an deſſen einem Ende ein rundes Stück Bein angebracht iſt, das 14 Zoll lang, an einem Ende zugeſpitzt und mit Leder überzogen iſt. Dieß ſieht wie eine Peitſche aus, die um ihren Stiel gewickelt iſt. Das Haar ſelbſt iſt mit ſchwarzen und weißen Fellſtreifen durchflochten und giebt ein zierliches Anſehen. Doch wird für gewöhnlich das Haar loſe getragen. Bei Männern ſtarrt das Haar von Ungeziefer, was immerfort herausgeklaubt und verzehrt wird (Parry 2. voy. 494.). Die Eskimos von Winterisland löſen die Haarlocken auf den Seiten zum Zeichen der Trauer auf (Parry 2. voy. 218.). Die Eskimofrauen bedienen ſich eines Kammes (Parry Fig. 12.), jedoch mehr zum Schmuck als zum Nutzen (Parry 2. voy. 449., ſ Taf. XXVI. 2.).

Die Eskimos der weſtlichen Nordküſte von America im Kotzeſund tragen das Haar um den Scheitel her dicht abgeſchoren, ſo daß nach dem untern Theile des Kopfes hin ein buſchiger Ring ſtehen bleibt (Beechey I. 395. und die Abbildung bei Choris). Sie gleichen hierin den geſchornen und mit dem Haarkranze verſehenen Köpfen der Franciscanermönche. Der Abbildung bei Choris zufolge haben die Frauen langes, geſcheiteltes Haar. Die Tſchuktſchen kennen den geſchornen Scheitel nicht, die Frauen derſelben aber ſcheiteln das Haar und binden daſſelbe über den Ohren in Zöpfe, deren Enden an die Schläfe befeſtigt ſind (ſ. Choris Kamtſchadka Taf. X.). Bei den Kamtſchadalen fand Choris (Taf. I.) einen Mann mit einer Stirnbinde, die aus bunten Glascorallen beſteht, die urſprünglich vielleicht eine der oben erwähnten Schneebrillen war, welche mit Glascorallen verziert und aus einem Geräthe zu einer Verzierung umgeſchaffen wurde. Auch der von ihm (Taf. X.) abgebildete Tſchuktſche trägt eine Stirn- und Kopfbinde in den Haaren, welche aus Leder gefertigt zu ſeyn ſcheint. An der Chamiſſoinſel ſah Beechey (I. 451.) auf dem Kopfe einiger

Eſkimos ein Band, an welchem in Abſtänden von 2 Zoll Lederſtreifen hingen, an deren Enden die Nägel von Seehunden befeſtigt waren. Eine zierliche Stirnbinde trugen einige Männer von Parrys Eſkimos (2. voy. 498.). Es war ein Band von 2 Zoll Breite, aus zuſammengenäheten Fellſtreifen, abwechſelnd ſchwarz und gelb, nach oben war ein Haar eingewebt, wodurch ein ſchachförmiges Ornament entſtand; am untern Ende waren mehr als hundert kleine Zähne, vorzüglich von Rothwild, mit feinen Schleifen von Sehnen befeſtigt. Die Abbildung bei Parry N. 7. und Taf. XXVI. 3.

Der Halsſchmuck iſt bei den Völkern, welche mit Kleidungen bedeckt ſind, weniger häufig, und weniger mannichfaltig, als bei denen, die nackt einhergehen. Auch hier ſind es dann vorzugsweiſe Amulete wider den Einfluß feindſeliger und ſchädlicher unſichtbarer Weſen, die man am Halſe trägt, oder Dinge, auf die man beſonderen Werth legt. Die Grönländer haben Glasperlen um den Hals; mehr Beiſpiele dieſes Zierrathes liefern die weſtlichen Eſkimos. Die Kamtſchadalen trugen ſonſt, d. h. vor Ankunft der Ruſſen, um den Hals lederne Riemen, mit allerhand unterwirkten Schnurrpfeifereien, rothen Nerpenhaaren, Muſcheln u. ſ. w., jetzt aber tragen ſie allerhand bunte Glascorallen. Diejenigen, welche glücklich ſeyn wollten, ließen ſich von den Schamanen ein Läppchen oder Bändchen geben, worein rothe Seehundhaare gebunden, dieſe hingen ſie an den Halsſchmuck. Vielen ward dieß erſt bei der Taufe abgenommen und an deſſen Statt das Kreuz angehängt (Steller S. 312.).

Bei den Eſkimos am Deas-Thomſon-Cap fand Beechey (I. 412.) Halsſchnüre von Bernſtein, über deren Herkunft der genannte Reiſende keine Nachricht erhalten konnte. Derſelbe Reiſende ſah an der Chamiſoinſel ein Mädchen, das als Halsband eine eiſerne Kinnkette trug, welche zu einem Stangengebiß gehört hatte (II. 350.). Ein anderes Mädchen hatte einen Flintenhahn am Halſe hängen und hielt ſo große Stücke darauf, daß es kaum zugeben wollte, daß Beechey dieſen Zierrath näher beſichtigte. Es verbarg ihn ſpäter ſorgſältig unter ſeinen Kleidern (II. 351.). Halsbänder aus den Klauen der weißen Bären ſah Mackenzie (366.). O. v. Kotzebue (1. R. I. 148.) hatte bei den Eſkimos der Nordweſtküſte America große Gefahr für ſeine blanken Knöpfe. In einer Hütte, wo er eingetreten, ſuchte die Frau ſie ihm heimlich abzudrehen und als dieß nicht gelang, ſchickte ſie ihre beiden, ganz in Felle gehüllten kleinen Kinder ab, welche ſie abbeißen ſollten.

Eben ſo ſelten und gering als der Halsſchmuck ſind die Zierrathen für Arme und Füße, die bei allen nackend gehenden Nationen, ſelbſt im Zuſtande der tiefſten Rohheit, nicht fehlen. O. v. Kotzebue fand nur bei den Eſkimos am Cap Betrug eiſerne und kupferne ſchwere Ringe an den Armen von Mädchen und Frauen. Beechey fand dergl. in derſelben Gegend an der Chamiſſoinſel bei den Frauen, die deren

4 — 5 an jedem Handgelenke hatten (I. 457. u. II. 350.). Am Cap Espenburg ſah derſelbe Reiſende Glasperlen an den Armbändern (Beechey II. 46.). Mackenzie fand Armbänder von Horn und Knochen (S. 366.). Corallen und ſchwarz und weiße auf Sehnen gereihete Glasperlen ſah Parry auf Winterisland (2. voy. 497.). Die aleutiſchen Weiber gehen barfuß und tragen über den Knöcheln Schnüre von Glascorallen (Langsdorff II. 37.).

Außer dieſem eigentlichen Schmuck verzieren die Polarmenſchen ihre Kleider noch durch allerlei Erſatz von feinem Pelzwerk, angehängten Quaſten und Troddeln, wie wir bereits oben ſahen.

Die Eskimos, welche Parry (2. R. 497.) beſuchte, hatten als vorzüglichſten Schmuck Schnuren von aufgereiheten Zähnen, die ſie an den Saum der Jacke oder um die Taille befeſtigen. Die meiſten dieſer Zähne ſind vom Fuchs oder Wolf, einige auch vom Moſchusochſen (oomningmuk). Die Knochen des Kablee-arioo-wolverenc ſind ein anderer Theil ihres Schmuckes. Ein ſeltener Schmuck beſtand in einer Reihe Fuchsnaſen, die am Vordertheil einer Weiberjacke gleich einem Beſatz ſchwarzer Knöpfe angebracht war. Von allen Seltenheiten, die bei den Aleuten als Schmuck im Ohr, in den Naſenknorpeln, in der Unterlippe, an den Armen, am Hals oder um die Füße getragen werden, ſteht eine länglichte Muſchel, der Meerzahn (dentalium entalis, Linn.) oben an. Dieſe röhrenförmigen Muſcheigehäuſe waren ehedem, als die Aleuten noch im Wohlſtande lebten, ſo hoch geſchätzt, daß ſie gern für deren 3—4 ein Seeotterſell oder den Werth von 100 und mehr Rubel bezahlten (Langsdorff II. 38.).

Die Eskimofrauen der Halbinſel Choris zeichneten ſich durch einen ſeltſamen Gebrauch aus. So oft ſie ſich bewegten, fingen Glöckchen an zu klingen und als Beechey (I. 461.) die Sache näher unterſuchte, fand er, daß ſie unter den Kleidern an den Hüften und z. Th. auch noch tiefer hinab 3 — 4 Glöckchen hängen hatten. Die unterſte war ohngefähr ſo groß wie die Schelle eines Gaſſenkehrers, aber ohne Klöppel. Ob dieſelben an dieſem Orte als Talismane wirken ſollen, konnte man unmöglich beſtimmen; allein nach deren blanker Oberfläche zu ſchließen, mußten ſie ſich an jenen Stellen ſchon lange befunden haben. —

Auch bei den Polarnationen fehlt, wie bei denen der heißen Zone, der Schmuck, der nach unſeren Begriffen der ſchönſte iſt — die Reinlichkeit. Der ärgſte Schmutz herrſcht in den Wohnſtätten, den Kleidern und in Bereitung der Nahrungsmittel.

Die Bäder, die zu Erfriſchung des Leibes dienen, kommen in der Polarzone nicht vor, eben ſo wenig Waſchung einzelner Theile des Leibes. Da nun die Erhaltung ihrer ſämmtlich aus Thierhäuten beſtehenden Kleider von dem Fettgehalt derſelben abhängt, das Waſſer aber denſelben eher ſchädlich als nützlich iſt, ſo wird daſſelbe auch

möglichſt fern davon gehalten und die Kleider bleiben ſtets fettig, ſchmierig und europäiſchen Naſen überaus unangenehm.

Auf die Reinlichkeit des Körper wird faſt gar keine Sorgfalt gewendet und das Ungeziefer hat daher wenig Beunruhigung zu fürchten. Doch fand D. Richardſon auf Franklins 2. Reiſe (S. 215.) bei den öſtlichen Eskimos, daß die europäiſchen Kämme ihnen ſehr angenehm waren, und er fand ſogar bei ihnen Kämme, welche ſie ſelbſt aus Holz gefertigt hatten und deren Form den europäiſchen nicht unähnlich war. Capitän Lyon (Parry 2. voy. 293.) bemerkte bei den Eskimos von Igloolik ein eigenes Inſtrument, um das Ungeziefer an den Theilen des Körpers oder der Kleidung zu fangen, wohin ſie mit den Händen nicht gelangen können. Es iſt dieß eine Seehundsrippe, an deren einem Ende ein Büſchel weißer Hirſchpelz befeſtigt wird; damit reiben ſie nun die geplagten Stellen und finden dann durch die Farbe des Ungeziefers geleitet alsbald die Beute, die dann in ihren Mund wandert. Seltſam iſt es, daß die Kamtſchadalen, nachdem ſie von den Ruſſen die Annehmlichkeiten der Reinlichkeit kennen gelernt, große Liebhaber derſelben wurden, und daß namentlich junge, heirathsluſtige Frauenzimmer ſich fleißig zu waſchen pflegen (Steller 300.). Iſt aber die Zeit vorüber, wo dieſe Hoffnung noch blühete, ſo verfallen ſie wieder in die vorige Unſauberkeit. Die kleinen Wohnungen der Polarvölker ſind ſchon deßhalb, daß ſie ſtets verſchloſſen ſind, mit dem Dampf brennender Lampen, gekochter Speiſen, dünſtender Uringefäße, in welchen Häute zum Gärben ſich befinden, dann mit den thranigen Kleidern und den z. Th. faulenden Speiſevorräthen erfüllt. Doch verſichert Crantz (I. 221.), daß ſie ihre Schüſſeln ſehr nett und ſauber halten.

Vieles übrigens von dem, was uns als ekelhafter Schmutz erſcheint, iſt dem Polarmenſchen eine eben ſo koſtbare Delicateſſe als unſer Schnepfendreck, alter Käſe und unſere Odeurs und Eſſenzen.

Nahrung.

Wie allen Naturmenſchen iſt auch den wilden Polarvölkern jener coloſſale Appetit und bewundernswürdige Capacität des Magens eigen, die wir bisher in der ſüdlichen und gemäßigten Zone bemerkten. Parry (2. voy. 412.) verſichert, daß ein Eskimo 4—5 Pfund Fleiſch auf einen Sitz verzehrt. Einem noch nicht ganz ausgewachſenen Burſchen gab er folgende Quantitäten abgewogener Speiſen und Getränke, die er im Laufe eines Tages verzehrte:

Seeroßfleiſch hart gefroren	4 Pfd. 4 Unzen,	ſtarke Fleiſchbrühſuppe 1½ Pinte.
" " gekocht	4 " 4 "	rohen Spiritus 3 Weingläſer.
Brot und Brotkrume	1 " 12 "	ſteifen Grog 1 Becher.
	10 Pfd. 4 Unzen	Waſſer 1 Gallon 1 Pinte.

Wie jene, geben auch ſie den Fleiſchſpeiſen vor allen den Vor-

zug und die Armſeligkeit der Vegetation in ihrer Heimath bietet ihnen auch nur wenig an Erſatz dar, den ſie überdem nur höchſt ungern annehmen. So wollen z. B. die Grönländer das ſo heilſame Löffelkraut nicht genießen, weil daſſelbe durch den Urin von Menſchen oder Thieren verunreinigt ſeyn könnte, da es am beßten auf gedüngten Stätten wächſt.

Vom Lande allein können die Einwohner der Polarzone nicht leben, daher auch nur die Küſten der Polarländer mit Einwohnern verſehen ſind, das Innere aber unbewohnt bleibt und nur zuweilen durchſtreift wird, um den Renthieren nachzuſtellen, die jedoch nicht ſo häufig vorkommen.

Den Grönländern iſt das Renthier die liebſte Speiſe, allein dieß wird, eben weil es nicht in großer Menge gefunden wird, meiſt ſchon auf der Jagd verzehrt; daher ſind ſie an die Seethiere, Seehunde, Fiſche und Seevögel, gewieſen. Rebhühner und Haſen achten ſie nicht ſehr. Das Fleiſch wird nicht roh gegeſſen. Doch eſſen ſie, ſobald ein Thier erlegt worden, ein kleines Stück rohen Speck oder Fleiſch, trinken auch wohl von dem noch warmen Blute und wenn die Frau den Seehund abzieht, giebt ſie jeder Weibsperſon, welche zuſieht, ein Stück rohen Speck zu koſten. Vielleicht iſt das erſtere eine ſymboliſche Beſitznahme der erlegten Beute. Uebrigens ſoll rohes Renthierfleiſch durchaus nicht unangenehm oder unverdaulich ſeyn (Crantz I. 189.).

Der Seehund bildet die Hauptnahrung der nördlichen Küſtenbewohner. Der Kopf und die Schenkel werden bei den Grönländern im Sommer unter dem Graſe, im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt. Solch halb durchfrornes und halb verfaultes Seehundfleiſch, das ſie Mikiak nennen, wird von ihnen mit demſelben Appetit wie bei uns Wildbrät oder geräucherter Schinken gegeſſen. Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben. Das übrige Fleiſch von Thieren und Vögeln und beſonders die Fiſche werden ſtets wohl, doch ohne Salz, nur mit etwas Seewaſſer gekocht und nur die größeren, z. B. Heelflynder, Kabeljau und Lachſe, werden in breite Riemen zerſchnitten und windtrocken gegeſſen. Die kleinen gedörrten Heringe ſind das tägliche Brot der Grönländer. Wenn ſie einen Seehund fangen, wird die Wunde gleich mit einem Pflock verſtopft, damit das Blut aufbehalten werde, welches ſie in Klöße geballt aufheben, um Suppe daraus zu kochen. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme brauchen ſie zu Fenſterſcheiben, Zeltvorhängen und Kleidern; die der kleinen Thiere werden verzehrt, nachdem man ſie bloß mit dem Fingern ausgedrückt hat. Aus dem, was ſich noch im Renthiermagen befindet, was ſie Nerukak, das Eßbare, nennen, wird eine große Delicateſſe gemacht und davon nur an die beßten Freunde etwas zum Geſchenk mitgetheilt. Andere Leckerbiſſen geben die Eingeweide der Rypper mit friſchem Thran und Beeren vermengt. Friſche, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und

Angelika heben ſie zuſammen in einem Sacke von Seehundfelle. mit Thran angefüllt zur Erfriſchung für den Winter auf. Aus de Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen ausgeſogen, und den Speck, der an den Seehundfellen beim Abziehen nicht ganz abgeſlenzt werden kann, ſchaben ſie beim Gärben mit dem Meſſer ab und machen daraus eine Art Pfannenkuchen, den ſie mit großem Appetit verzehren*).

Zu den trocknen Heringen eſſen ſie gern ein Paar Biſſen Speck, ſchmalzen auch Fiſche damit, indem ſie ihn wohl zerkauen und ſo in den Keſſel ausſpeien.

Das Getränk der Grönländer iſt klares Waſſer, das ſie in einem großen kupfernen Gefäß oder in einer von ihnen ſelbſt recht ſauber ausgearbeiteten und mit beinernen Tüpfchen und Reifen ausgezierten Gelte, mit einem blechernen Schöpfer, in der Hütte ſtehen haben. Täglich tragen ſie in einem aus ſtarken Seehundleder dichtgenäheten Eimer, der wie halbgahres Sohlenleder riecht, friſches Waſſer hinzu und damit es deſto kühler ſey, legen ſie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein.

In Zubereitung der Speiſen ſind ſie, wie in allen übrigen, ſehr unreinlich. Selten wird ein Keſſel gewaſchen und oft nur von den Hunden rein geleckt. Doch wird das Weichſteingefäß rein gehalten. Das Gekochte legen ſie auf hölzerne Schüſſeln, nachdem ſie die Brühe getrunken oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegeſſen haben, das rohe aber auf den bloßen Boden oder auf ein altes Fell, das nicht reiner iſt. Die Fiſche nehmen ſie mit der Hand aus der Schüſſel, die Vögel zerreißen ſie mit den Zähnen, ein ganzes Stück Fleiſch halten ſie mit den Zähnen und ſchneiden vor dem Munde einen Biſſen davon ab. Zuletzt ſtreichen ſie ſtatt der Serviette mit dem Meſſer das Fett von dem Munde ab und lecken es, wie auch das Fett von den Fingern auf. Wenn ſie recht ſchwitzen, ſtreichen ſie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wollen ſie einen Europäer recht höflich bewirthen, ſo lecken ſie erſt das Stück Fleiſch von dem Blute und der Unreinigkeit, die ſich im Keſſel daran geſetzt, mit der Zunge rein, und wer es nicht annehmen wollte, würde für einen ſehr groben und undankbaren Menſchen gehalten werden.

Sie eſſen, wenn ſie hungern; des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten ſie eine Hauptmahlzeit und bitten die andern Hausgenoſſen, die nichts gefangen haben, gern zu Gaſte oder theilen mit ihnen. Die Männer ſpeiſen zuerſt für ſich allein, die Weiber vergeſſen ſich jedoch keineswegs und weil ſie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben, ſo ſchmauſen ſie oft mit ihren Freundinnen in der Abweſenheit der Männer, oft zu ihrem Schaden. Die größte Freude iſts ihnen dann, wenn die Kinder den Wanſt ſo voll ſtopfen, daß ſie ſich auf der Bank rollen,

*) Damit ſtimmt überein, was uns Parry 2. voy. 178. über das Schlachten und Eſſen des Seehundes bei den Eskimos meldet.

damit bald wieder etwas hineingehen möge. Sie ſorgen nie für den andern Morgen. Wenn ſie vollauf haben, iſt des Gaſtirens und Freſſens kein Ende, worauf dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag ihnen zur See etwas abgeben werde. Ziehen die Seehunde vom März bis zum Mai weg, oder fällt ſonſt große Kälte und ſchlechtes Wetter ein, ſo können ſie auch etliche Tage hungern und ſind oft genöthigt mit Muſcheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhſohlen, wofern ſie nur noch Thran zum Kochen übrig haben, ihr Leben zu friſten.

Ausländiſche Speiſen eſſen ſie gar gerne, beſonders Brot, Erbſen, Grütze und Stockfiſch, wenn ſie es nur bekommen können; vor Schweinefleiſch hatten ſie großen Abſcheu, da ſie ſahen, wie dieſes Thier alles frißt. Starkes Getränke verabſcheuten ſie ſonſt und nannten daſſelbe Tollwaſſer; allein ſie lernten es bald trinken und würden es häufiger trinken, wenn ſie es nur bezahlen könnten; ſie ſtellen ſich auch oft krank, um einen Schluck Brantwein von ihren europäiſchen Freunden zu erlangen. Soweit Cranz über Nahrung und Speiſen der Grönländer (I. 189 ff.).

Im Weſentlichen finden wir dieſelben Erſcheinungen bei allen übrigen Polarvölkern, dieſelbe Koſt, dieſelbe Unreinlichkeit, dieſelbe Gefräßigkeit — wie wir unter anderem auch aus Parry (2. voy. S. 505.) erſehen, der namentlich auch die Abneigung der Eskimos gegen Pflanzenkoſt erwähnt. Deſto mehr Appetit zeigten ſie für die Erbſenſuppe der Schiffsmannſchaft. Auch die Sitte, das Fleiſch in den Mund zu ſtecken, mit den Zähnen feſtzuhalten und es dann dicht vor den Lippen mit dem Meſſer abzuſchneiden fand ſich bei den Eskimos — eben ſo wie bei den Bosjesmännern. Selbſt kleine Kinder von 5—6 Jahren eſſen ſchon auf dieſelbe Weiſe.

Bei den weſtlichen Eskimos traf Beechey (I. 448.) die Fiſche als Hauptnahrung und die Beeren als Gewürz; eine Schüſſel mit Moosbeeren, die mit Sauerampfer und ranzigtem Thran zuſammengeknetet waren, galt als vorzügliches Gericht und ward den Fremden vorgeſetzt. Da dieſe es nicht über ſich gewinnen konnten, davon zu eſſen und nur ein einziger davon koſtete, fielen fünf Eskimos über die Schüſſel her, brauchten die Finger als Löffel und hatten bald alles rein aufgezehrt, worauf ſie ſich die Finger auf dem Boden abwiſchten und die Schüſſel den Frauen gaben*).

Am Cap Espenburg ſah Beechey (II. 44.) die Eingebornen von den getrockneten Fiſchen, ehe ſie dieſelben verzehrten, die Haut abziehen und den Frauen und Kindern geben, von denen ſie auch ohne Murren genommen und gegeſſen wurde, während die Männer das Fleiſch ſchmauſten.

*) Parry 2. voy. 204. ſchildert die Freudenſcenen, die ſich in den Hütten auf Winterisland entfalteten, wenn der Wallroßfang reichlich ausgefallen und die Beute eingebracht wurde.

Ein anderes Gericht fand derſelbe Reiſende (II. 20.) an der Barrowſpitze, wo die Hauptnahrung der Eskimos aus Renthier- und Seehundfleiſch beſteht, davon ſie Vorräthe in den Sand vergraben. Sie führten die Engländer wohlmeinend zu einem auf dieſe Weiſe aufbewahrten Seehund. Das Fleiſch und der Speck lagen abgeſondert in die Haut gewickelt und ſchwammen in ekelhaftem Thran. Ein Eskimo fuhr mit der Hand in das Fell, rührete darin um und bot ſeinen europäiſchen Gäſten eine Hand voll an, von deren bloßem Anblick dieſen übel wurde. Er ſchien ſie wegen ihres verkehrten Geſchmackes zu bedauern und leckte ſich die Finger mit dem größten Wohlbehagen ab.

Aehnlich war es vor Ankunft der Ruſſen in Kamtſchatka (Steller 322 f.), wo nie zu einer beſtimmten Zeit gegeſſen wurde; ſie aßen den ganzen Tag, wenn ſie etwas hatten. Nachmittags kochten ſie. Mit der Axt hieben ſie ſich Weiden und Birkenrinde ab, wenn ſie auch noch ſo viel Vorrath hatten, und aßen dieſe zum Fiſchroggen, der bei ihnen die Stelle des Brotes vertrat. Sie aßen auch niemals familienweiſe zuſammen, als wenn ſie warme Speiſen genoſſen, **opanna**, friſche Fiſche, **selaga**; warme Speiſen liebten ſie nicht, ſondern aßen alles kalt, auch das Gekochte, das ſie hinſtellten, bis es ausgekühlt war. Bevor ſie Keſſel und andere Geſchirre hatten, legten ſie die Fiſche in einen hölzernen Trog, goſſen Waſſer darüber und kochten ſie mit glühenden Steinen, dann fraßen die Hunde aus demſelben Geſchirr. Gebratenes liebten ſie gar nicht. Wenn ſie Fiſche gekocht hatten, ſo legten ſie dieſelben auf große Breter, die mit einem Rande, wie ein Präſentirteller, verſehen waren, und ließen ſie auskühlen. Dann griffen ſie mit den Händen zu; daneben ſteht eine hölzerne Schüſſel mit **Statka drawa** in kaltem Waſſer eingeweicht. Das ſüße Waſſer eſſen ſie mit Löffeln. Ehedem mochten ſie kein Salz und hielten es wie den Eſſig für etwas ungenießbares. Sonſt aßen ſie alles Fleiſch der Landthiere, nur Mäuſe, Eidexen und Hunde ausgenommen; ſie eſſen auch alle Beeren und Wurzeln einfach. Nächſt dieſen einfachen Gerichten haben ſie auch viele zuſammengeſetzte, von denen das vorzüglichſte ihr **Selaga** iſt, was bei allen Fröhlichkeiten aufgetragen wird. Sie ſtoßen dazu **Sarana, Cedernüſſe, Kyprei, Statka drawa, radices bistortae, Vemariae, Moroschken, Schikscha, Brusnria** und was ſie ſonſt wollen, in einer hölzernen Stampfe alles untereinander, kneten es dann mit ihren ungewaſchenen Händen wie einen Teig zuſammen und kochen es dann in Seehund-, Walfiſch- oder anderem Fiſchfett.

Ueberhaupt wird in Kamtſchatka nichts eßbares verſchmäht und — wie in Braſilien — ſo findet ſich auch hier die Sitte Thon zu eſſen. „So wie die Tunguſen um Ocholzk — ſagt Steller S. 324. — ſo eſſen auch die Itälmenen und Korjäcken eine Art von ſubtilem und geſchleimtem weißen Thon, ſo wie Schmant ausſiehet und nicht unangenehm ſchmeckt, aber zugleich dabei abſtringirt und findet ſich derſelbe um den kuriliſchen Oſero um Charaiſovka und Clutora.“

Die Kurilen und die Einwohner von Lapatka haben eine ſeltſame Art Gelée von Fiſchen. Sie kochen die Haut von **Krasna riba** unter beſtändigem Umrühren ſo lange, bis ſich alles in eine halb durchſichtige Gallert auflöſet, dann legen ſie geſtampfte Cedernüſſe dazu, laſſen es noch eine Weile kochen, gießen es in hölzerne Schalen und laſſen es ſo in der Kälte gerinnen. Dieſe Gallert wird als ein beſonderes wohlſchmeckendes Gericht geachtet, ſie dient ihnen aber auch zugleich zu Erforſchung der Zukunft. Sie glauben nämlich, daß der Wirth und ſeine Familie beſonderes Glück haben, wenn die Gallerte weiß wird; zeigt ſie ſich bläulich, ſo giebt es einen kleinen Unfall; wird ſie aber gar ſchwarz, ſo iſt es ganz gewiß, daß Wirth oder Wirthin ſterben. Auch die Aleuten haben ihre Hauptnahrungsmittel der See zu verdanken. Ihr liebſtes Eſſen iſt das Fleiſch der Seelöwen und anderer Seethiere. Iſt dieß verzehrt, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu andern Schalthieren, Wurzeln und Seekohl. Einige von ihnen ſammeln ſich zwar im Sommer etwas trocknen Fiſch, Saranenwurzel und Fett ein, allein es geht ihnen gewöhnlich bald aus, denn ſie haben deſſen immer nur wenig und ſparen ſich's bis zur größten Noth auf. Uebrigens trauen ſie gänzlich aufs Meer, das ſie bald mit Fiſchfang ernährt, bald ihnen Walfiſch oder ſonſtige Nahrung ans Land wirft, wobei ſie ein ſorgenfreies Leben führen und wenig an die Zukunft denken (Sarytſchew **II. 126.**), wogegen die unter härterem Clima und bei ſparſamerer Jagd lebenden Eskimos in Winterisland gar ſehr auf Vorräthe bedacht ſind und Wild fangen, ſo lange nur deſſen vorhanden (Parry **2. voy.** S. **205.**).

Das hauptſächlichſte Getränk der Kamtſchadalen iſt wie bei den übrigen Polarvölkern das klare Waſſer — doch haben die lapatskiſchen Einwohner einen Trank von Beeren, den ſie gähren laſſen und damit berauſchen ſie ſich und ihre Gäſte an Feſttagen. Früh wird gleich nüchtern friſches Waſſer getrunken, eben ſo nach dem Eſſen zwei Maaß. Abends beim Schlafengehen bringt jeder ein großes Gefäß voll kaltes Waſſer, legt Schnee und Eis hinein und ſtellt ſich daſſelbe an ſeine Schlafſtelle. Dieß wird über Nacht gemeiniglich ausgetrunken. Im Winter ſtecken ſie Eis und Schnee handvoll in den Mund. Parry (**2. voy. 168.**) bemerkt von den Eskimos auf Winterisland, daß ſie das Waſſer in außerordentlichen Quantitäten verſchlingen: Toolooak trank einmal in Zeit von zwei Stunden ein Gallon Waſſer (**4** Maaß). Sie lieben es kühl und werfen Schnee hinein, um es abzukühlen (**ib. 218.**). Eine der hauptſächlichſten Winterbeſchäftigungen der Frauen iſt die Bereitung des Waſſers aus Schnee über der Lampe (**ib. 505.**).

An der Bai der guten Hoffnung, Nordweſtküſte von America, ſah Kotzebue (**1. R. I. 153.**) die Bewohner Seehundblut trinken. Ein eben erlegter Seehund wurde an den Boden gelegt, der Bauch aufgeſchnitten, und nun ſteckte einer nach dem andern den Kopf hinein, um das Blut herauszu-

ſaugen. Dann erſt ſchnitt man ſich Fleiſchſtücken ab. Auch Beechey (II. 402.) bemerkte ein Inſtrument aus Wallroß, das vermuthlich dazu dient, das Blut aus friſcherlegten Thieren zu ſaugen.

Eine ſeltſame Sitte fand Beechey (I. 462.) bei den Eskimos der Halbinſel Choris, kleine Beutel mit Harz, das anſcheinend von Fichten war, wie es die Natur liefert. Sie kauten beſtändig an dieſem Harz, das ſie jedenfalls aus der Ferne erhalten, da bei ihnen keine Fichten wachſen.

Den Tabak lieben die Polarvölker außerordentlich. Die Grönländer (Crantz I. 193.) kaufen denſelben von den Europäern. Dann dörren ſie die Blätter auf einer heißen Platte und mahlen ſie in einem hölzernen Mörſer zum Schnupfen; ſie ſind von klein auf daran gewöhnt, ſo daß ſie dieſe Gewohnheit nicht ablegen können und wegen ihrer Augen nicht laſſen dürfen.

Auch die Eskimos der Weſtküſte lieben den Tabak. Beechey ſah ſie an der Halbinſel Choris (I. 467.) Tabak rauchen, woran Frauen und Kinder ſo gut Antheil nahmen als die Männer. Die bei dieſer Gelegenheit angewandte Pfeife war ungemein klein und enthielt nicht mehr Tabak als man auf einen einzigen Zug verdampfen konnte. Es war daran ein Räumer und ein Streifen Hundefell befeſtigt. Von dem letztern riſſen ſie die Haare ab und legten dieſelben in den Grund des Pfeifenkopfs, damit der ſehr fein geſchnittene Tabak nicht mit dem Rauche in den Mund gezogen würde. Unter dem Tabak befanden ſich feine Holzſpähne, was ſie wahrſcheinlich von den Tſchuktſchen angenommen haben, welche durch beigemiſchte Birkenrinde die Qualität des Tabaks zu verbeſſern glauben. Nachdem die Pfeife mit einer Priſe dieſer Miſchung verſehen worden, that die älteſte der Perſonen einen Zug und gab dann die leere Pfeife ihrem Nachbar, der ſie, nachdem er ſein Theil genoſſen, weiter gab. Einer nach dem andern zog auf dieſe Weiſe ſo viel Tabaksrauch in den Mund und ließ ihn dann allmählig durch die Naſenlöcher entweichen. Vielen verurſachte der Tabakreiz heftigen Huſten. Ein jeder beſtrebte ſich die Pfeife auf einen Zug zu leeren.

Auf andere Art (bemerkt Beechey II. 395.) wird bei den Eskimos der Tabak nur ſelten verbraucht. Südlich der Behringſtraße fand derſelbe Reiſende Eskimos, die den Tabak kauten, die Lorenzinſulaner aber ſchnupften denſelben.

Die kleinen Pfeifen aber, ſo wie die Gewohnheit dieſelben baldmöglichſt zu leeren, dann der Umſtand, daß auch die Eskimos gleich den Tſchuktſchen den Tabak mit Holzſpähnen miſchen, ſcheinen nur anzudeuten, daß der Tabak von China über Japan und die Aleuten zu den Nordpolarmenſchen gekommen ſey. Noch mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnt dieſe Anſicht durch die Bemerkung Stellers (S. 382.), daß vor der Ankunft der Ruſſen und den durch ſie eingebrachten ukräniſchen Blättertabak chineſiſcher verbraucht wurde.

Kunſtfertigkeiten.

Wir ſahen ſchon oben bei Betrachtung der Wohnung, Kleidung, der Nahrungsmittel der Nordpolarvölker, daß ihnen mancherlei Kunſtfertigkeiten eigen, die den Bewohnern der Tropenländer abgehen; das Clima nöthigt den Menſchen zu Anſtrengung ſeiner Kräfte, die lange Zeit, gezwungene Ruhe ladet zum Nachdenken ein und weckt den Trieb zur Beſchäftigung, zum Bilden und Schaffen.

Zu Bereitung der Wohnung und Kleidung bedarf der nackte, obdachloſe Indier keiner großen Anſtrengung und Kunſt. Er findet, was er braucht, ſchon von der Natur fertig dargeboten. Nicht ſo der Polarmenſch; zum Bau ſeiner Wohnung muß er Steine und Hölzer, Gras und Erde zuſammentragen; er lernt an den Schichten des Gebirges, die das Wetter bloß gelegt, wie er es anzufangen hat, um eine Mauer aus loſen Steinen zuſammenzuſtellen. Er muß die Steine ſich zuſammen ſuchen, ſie aneinander paſſen, er muß ſich als Bindemittel Erde und Lehm ſuchen und dann an das Dach denken, wozu ihm das Treibholz die Grundlage, der Raſen die Decke darbietet. Das alles erfordert Ueberlegung, Nachdenken. Bevor er aber dahin kommt, ein Haus zu bauen, wie der Grönländer und Kamtſchadale es hat, muß manches vorhergehen.

Die Schirmdächer aus Geſträuch der Auſtralier und die Neſter der Hottentotten ſind die früheſte Nachahmung thieriſcher Lager und Neſter. Das Wetterdach der Puri und das Zelt aus Baumrinde der Auſtralier ſind Fortſchritte. Die Sommerzelte, wie ſie die Nordpolarvölker aus Stangen und Häuten machen, ſetzen ſchon mehr voraus, ihnen geht das Bearbeiten der Haut der Thiere voran.

Die Kunſt, Felle und Häute geſchmeidig und dauerhaft zu bereiten und zum Gebrauche zu erhalten, gehört urſprünglich dem Jäger der Polarzonen. Er bedarf einer ſchützenden Kleidung gegen die Rauhheit ſeines Clima; er zieht dem Thiere, daß er im Vergleich mit ſich ſo trefflich verwahrt ſieht, ſein Kleid aus und legt es an. Der Indier des Südens bedarf entweder gar keiner Kleidung, oder er ſchützt nur den empfindlichſten Theil, den Rücken mit dem Mantel, wie z. B. der Auſtralier, der Bosjesman, und ſelbſt wenn er größere Gewänder aus Pflanzenſtoff zu bereiten gelernt hat, ſo nimmt er ſie dennoch mehr zum Prunke um ſich.

Der Polarmenſch aber muß jedem Gliede ſeine beſondere Hülle geben, dem Fuße, dem Beine, der Hand, dem Arme, dem Haupte. So finden wir eine ſehr zuſammengeſetzte Kleidung bei den Polarmenſchen, deren Herſtellung ganz anderer Anſtalten, Vorbereitungen, Geräthe bedarf und weit mehr koſtet als die Baſtbinde des Auſtraliers oder das Schaffell, das der Bosjesman auf ſeinen Rücken als Mantel hängt.

Der Polarmenſch bedarf verſchiedenartiger Kleider, wozu er ſich die verſchiedenen Häute mancherlei Thiere auswählt. Er braucht an-

ßerdem Hüllen zu Zwecken, wozu dem Bewohner anderer Zonen das Pflanzenreich genug Stoffe darbietet. So iſt die **Bereitung der Felle** einer der wichtigſten Gegenſtände im nordiſchen Hausweſen und verdient daher eine genauere Betrachtung. Eine umſtändliche Nachricht verdanken wir unſerem Crantz (I. 218 f.), die zwar ſpeciell Grönland betrifft, übrigens aber von dem geſammten Norden gilt.

Die Bereitung der Felle und Häute iſt das Hauptgeſchäft der Weiber. Zu dem Kapitek oder haarigten Seehundkleidern ſchaben ſie die Haut dünn, legen ſie 24 Stunden lang ins Korbik oder Uringefäß, um den Speck auszuziehen, und ſpannen ſie hernach auf einem grünen Platze mit Seehundribben angepflöckt zum Trocknen aus. Wenn ſie die Haut verarbeiten wollen, wird ſie mit Urin eingeſprengt, mit Bimsſtein zwiſchen den Händen gerieben und geſchmeidig gemacht.

Das Sohlenleder wird 2 — 3 Tage mit Korbik gebeizt, und nachdem die losgeweichten Haare mit dem Meſſer und den Zähnen abgeſchabt worden, drei Tage lang in ſüßes Waſſer gelegt und getrocknet.

Eben ſo wird das Eriſackleder, das ſie zu den Schäften der Stiefeln und Schuhe brauchen, zubereitet, nur daß es vorher dünn geſchabt wird, um es geſchmeidig zu machen. Aus dieſem Leder bereiten ſie auch ihre Waſſerkleider, die die Männer, wenn ſie auf der See fahren, über die übrigen Kleider anziehen, um die Näſſe abzuhalten. Sie werden zwar vom Seewaſſer wie ein Waſchlappen weich und feucht, laſſen aber keine Näſſe auf die Unterkleider kommen und werden daher auch von den Schiffleuten mit großem Nutzen gebraucht.

Das Erogakleder, woraus ſie ihre glatten, ſchwarzen Landpelze machen, wird eben ſo bereitet, nur daß ſie es beim Verarbeiten mit den Händen reiben, daß es nicht ſo ſteif wie das Eriſakleder, aber weil es nicht Waſſer hält, auch nicht zu Stiefeln und Waſſerkleidern tüchtig iſt.

Zu den Bootfellen nehmen ſie die ſtärkſten Häute der Seehunde, davon der Speck nicht ganz abgenommen worden, rollen ſie zuſammen und laſſen ſie etliche Wochen lang in der Wärme unter der Pritſche oder in der Sonne mit Gras bedeckt liegen, bis die Haare abgehen. Dann legen ſie dieſelben auf etliche Tage ins Seewaſſer, um ſie wieder zu erweichen, und überziehen alsdann ihre Weiberboote und Kajaks damit. Den Rand der Wände ziehen ſie mit den Zähnen herbei und nähen ihn zuſammen. Die Nähte beſtreichen ſie Statt des Harzes mit altem Seehundſpeck, damit kein Waſſer durchdringe. Sie müſſen wohl Acht haben, daß die Narbe nicht abgegangen, weil ſonſt das ſcharfe Seewaſſer das Leder bald durchfreſſen würde.

Was von dieſen und andern Arten von Leder zurück bleibt, das ſchaben ſie dünn, legen es auf den Schnee oder hängen es in der Luft auf, um es weiß zu bleichen, und wenn ſie es roth färben wollen, ſo kauen ſie die wenige Rinde, die ſie an den Wurzeln des

in der See aufgefiſchten Tannenholzes finden, mit den Zähnen in das Leder ein.

Die Vogelfelle löſen ſie um den Kopf und ziehen ſie ganz über den Leib ab. Nachdem ſie das Fett mit einer Muſchelſchale abgeſchabt, wird das Fell den Mannsleuten und beſonders den Gäſten zwiſchen den Mahlzeiten ehrenhalber zum Auskauen gereicht und wie Confect angenommen. Dann werden die Felle im Korbik gebeizt und nachdem ſie ein wenig in der Luft getrocknet, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet. Aus dem Rücken der Seevögelfelle machen ſie ihre dünnen, leichten Unterkleider, aus den Bäuchen die warmen Winterkleider und aus den Hälſen die ſchönen Staatspelze, bei denen ſie die Federn gemeiniglich auswärts kehren*).

So bearbeitet und benutzt der Polarmenſch ſorgſam das Fell ſeiner Jagdbeute, das der Puri und Botocude gierig mit dem Fleiſche hinunterſchlingt.

Die Gedärme und z. Th. die Haare der Thiere müſſen in Norden die Stelle der Pflanzenfaſern, des Baumbaſtes, der Schlingpflanzenranken, des Flachſes vertreten; ſie werden ſorgfältig aufgehoben und beſtens zu allerlei Schnüren, Fäden gedreht und zu Stricken geflochten, und auf dieſe Art der zu den Kleidern nöthige Zwirn, Bindfaden u. ſ. w. gewonnen.

Bei den Wilden des Waldes, wie bei den Polarmenſchen, finden wir lebendigen Sinn für die Farbe; der Puri und Botocude, wie der Auſtralier bemalt ſeinen Körper — den nur der Bosjesman unbemalt läßt, der Tſchuktſche und Grönländer färbt ſein Kleid, wie wir ſchon oben bemerkten, und hie und da ſein Angeſicht. —

Eine andere Kunſtfertigkeit, die der Thierzähmung, werden wir weiter unten kennen lernen. Wir gehen jetzt zur Betrachtung

des Handwerkszeuges

der Polarvölker über, das allerdings nebſt ihren Gefäßen und Geräthen bei weitem ausgebildeter iſt, als das der Waldindier. Auch die Polarvölker kennen noch nicht die Auffuchung und Bearbeitung der Metalle und die vornehmſten Materialien zu ihren Geräthen ſind Stein und Horn; doch verſchaffen ſie ſich durch Tauſchverkehr mit den Nachbarn Eiſen, theils bereits zum Geräthe umgeſtaltet, theils als Platten; ſie kennen den Werth und Nutzen des Eiſens genugſam und verſtehen daſſelbe geſchickt für ihre Zwecke und ihre Bequemlichkeit zu geſtalten.

Das Schneideinſtrument der Eskimos iſt ein Meſſer aus Feuerſtein mit hölzernem Griff (Mackenzie 211.). Roß (2. R. II. 59.) fand bei ihnen einen Grünſteinmeiſel. Beechey (I. 469.) bemerkt, daß ſie das Treibholz mit Keilen ſpalten, um manche Theile deſſelben zu Bogen, Pfeilen und Fiſchergeräthſchaften zu bearbeiten. An der ſibi-

*) Vergl. Steller Beſchr. v. Kamtſchatka S. 318.

riſchen Nordküſte fand Sarytſchew (I. 99.) in den zerſtörten Erdhütten der Schalagen (Tſchuktſchen) zwei ſteinerne dreiwinklicht geformte Meſſer, nach Art eines geometriſchen Sector, deren innere gekrümmte Seite ſcharf, die beiden äußeren aber gerade und dick waren.

Meſſer und Keil iſt das weſentliche Handwerkszeug der Eskimos, bei denen das ſteinerne Beil nicht vorkommt.

Parry (1. voy. 286 und 2. voy. 503.) bemerkt, daß die Eskimos Meſſer aus Walroßbein haben, welche dünn ſind und die urſprüngliche Biegung des Knochens noch an ſich haben, ſo daß ſie den Säbeln der kleinen Kinder gleichen. Außer dieſen Knochenmeſſern haben die Männer Meſſer von zweckmäßigerer Geſtalt, die aus Eiſen gemacht und Panna genannt werden. Es iſt dieß 7 Zoll lang, $2\frac{1}{4}$ Zoll breit, ſehr ſtraff und flach und auf beiden Seiten ſcharf. Es iſt in einen Stiel von Knochen oder Holz, der etwa einen Fuß lang iſt, mit 2 — 3 eiſernen Nägeln befeſtigt (ſ. Taf. XXVI. 5.).

Das Meſſer der Frauen gleicht dem der Grönländerinnen, es iſt ein kleiner Eiſenſtreif in Bein mit einem Nagel befeſtigt (ſ. Taf. XXVI. 6.)

Eine europäiſche Art von den Eskimos auf ihre Weiſe geſchäftet (ſ. Taf. XXVI. 7.), beſchreibt Parry S. 536. Nr. 3.

Nadelbüchſe der Frauen, iſt ein Lederſtreifen, der durch einen hohlen Knochen geht, in welchen die Nadeln feſtgeſteckt ſind und herausgezogen werden können. Daran hängen mancherlei Dinge, z. B. Fingerhüthe von Leder und andere leicht verlierbare Dinge (ſ. Taf. XXVII. 1.).

Zum Nähen werden die Nadeln aus Knochen gemacht. Man hält ſie ſo, daß die Spitze nach dem Körper zu gerichtet iſt (Parry 2. voy. S. 537.). Schon zu Stellers Zeit hatten die Kamtſchadalen chineſiſche oder europäiſche Metallnadeln. Bricht ihnen eine Nadel ab, ſo ſchleifen ſie ſolche ſehr ſchön wieder zu; bricht ein Oehr ab, ſo wird die Nadel glühend gemacht und ihr durch Schmieden mit Steinen die vorige Form wiedergegeben. Dann wird vermittels eines hölzernen Drillbohrers mit einer andern gehärteten Nadel ein neues Oehr hindurch gezogen (Steller 320.).

Dieſen Bohrer möchte ich überhaupt als eine uralte Erfindung bezeichnen. Die Art und Weiſe, wie die Eskimos Feuer anmachen, beruht auf dem Syſteme des Drillbohrers, den wir auch ſpäterhin bei den Germanen wiederfinden werden.

Säge und Scheere finden wir natürlich nicht bei dieſen Völkern, — eben ſo wenig die künſtlich geſchäftete ſteinerne Axt — die wir bei den americaniſchen Völkern kennen lernten. Es fehlt eines der Hauptmateriale, das Baumharz und das Holz. Gebohrte Aexte, welche dieß überflüſſig machen, fehlen ebenfalls.

Die Gefäße

der Polarnationen ſind theils aus Stein, theils aus Leder, aus Bein, theils aus Holz.

Die Lampen und Keſſel — als die weſentlichſten Gefäße — haben wir bei der Beſchreibung der grönländiſchen Wirthſchaft kennen gelernt.

Die Steinkeſſel vertreten die Stelle der metallnen. Der Norden bietet in dem Talkſtein, dem Weichſtein, ein bequemes Material dar, was ſchon ſeit frühester Zeit benutzt wurde. Wir finden bereits in den Gräbern der Ureinwohner Scandinaviens finniſchen Stammes Steinkeſſel, die auch von den ſpätern germaniſchen Bewohnern in Gebrauch behalten wurden, als ſie bereits das Eiſen kannten. Profeſſor Dahl hat der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung zu Dresden eine Steinſchale aus grauem Weichſtein verſchafft, die halbkugelförmig 10 Zoll Durchmeſſer, 4½ Z. Höhe und ½ Z. Dicke hat. An zwei Seiten ſich gegenüberſtehend ſind Ueberreſte von einem eingelaſſenen Henkel, der die Oeffnung im Diameter überragte. Die Schale wurde in einem Norwegiſchen Grabhügel gefunden. Bei den Eskimos der Oſtküſte fand Parry (2. voy. 502. Abb. Nr. 1.) die Trogform der Kochtöpfe aus Weichſtein. Ihre Größe richtet ſich nach der Lampe, über welche ſie zu hängen kommen. Er hängt an Sehnen und wird von der Lampe ſo geſchwärzt, daß man die urſprüngliche Farbe des Steins nicht erkennen konnte. Manche waren geſprungen und mit Fäden von Draht wieder zuſammengenäht. Der Stein ſelbſt findet ſich in Akoolee. Den Topf nennen ſie Ootkooseck-salik. Die Lampe iſt aus demſelben Stein und hat die Geſtalt eines Lindenblattes mit ſteilaufſtehendem Rande. Mackenzie (210) fand bei den Eskimo's einen viereckigen ſteinernen Keſſel mit flachem Boden, der zwei Gallonen faſſen und deſſen Anfertigung große Mühe gekoſtet haben mochte.

Doch iſt auch hier die Natur die Lehrmeiſterin; ſie liefert in den ſchalig abgeſonderten Graniten und Baſalten Modelle in ziemlicher Anzahl, und im Weichſtein, Serpentin, Sandſtein ein Material, was ſich mit keilförmigen Geſchieben aus härteren Steinarten, dem Quarz, Feuerſtein u. dgl., leicht, wenn auch nicht mühelos, bearbeiten läßt.

Nächſtdem fertigen die Polarvölker aus Leder mehrfache Gefäße; ſo haben die Grönländer lederne Eimer, in denen ſie ſich das Waſſer für ihre Haushaltung herbeiholen. Die Eskimos (Parry 2. voy. 503.) nähen aus Fellen niedliche kleinere Gefäße und in jeder Hütte ſteht man einen großen Korb aus Leder, der Form nach einem Siebe gleichend, mit ſehr dichtem Boden. Auch ſteht unter jeder Lampe ein lederner Korb, um das überfließende Oel aufzunehmen. Für den Gebrauch zum Trinken fertigen ſie ſich aus Holz Kannen, die ſie zierlich mit Bein auslegen. Bei den Eskimo's ſah Parry (2. voy. 503.) hölzerne Mulden, wie die Europäiſchen. Die Kamtſchadalen hatten früher nur hölzerne Gefäße, Tröge, in welchen ſie

die Speiſen vermittelſt eingelegter glühend gemachter Steine kochten — wie Steller berichtet.

Die Polarvölker benutzen demnächſt auch die Geweihe der Thiere zur Anfertigung von Gefäßen; ſo ſah Parry (2. voy. S. 91. u. 503.) Trinkſchalen, die aus der Wurzel des Moſchusochſenhorns geſchnitzt waren (S. Taf. XXVII. N. 4.); daſſelbe Horn wird auch in ſeiner natürlichen Geſtalt angewendet, wobei man das ſpitzige Ende zum Handgriff benutzend zierlich ausſchnitzt (ſ. Taf. XXVII. 34.). Dieſe und ähnliche Geſchirre nennen ſie Immoochiuk. Auch das Walroßbein wird zu Gefäßen benutzt. (Parry 1. voy. 286. u. 2. voy. 503.)

Zum Bau der Schneehütten wenden die Eskimo's eine eigne Schneeſchaufel an, welche Povalleray genannt wird und auf Taf. XXVII. 2. dargeſtellt iſt (Parry 2. voy. S. 499.).

Jagd und Fiſchfang ſind die Hauptbeſchäftigungen der Polarvölker und in Allem, was darauf Bezug hat, ſind ſie Meiſter. Wir betrachteten den Bewohner des Urwaldes auf ſeinen Jagdfahrten; ohne ſonderliches Gepäck, nackt und nur mit Bogen und Pfeil beladen, ſchreitet er im Walde hin. Er bedarf keiner Wohnung, jeder Fleck ſeiner Heimath bietet ihm ein Laubdach und breite Blätter zum Schirme.

Der Polarmenſch hat eine feſtere Wohnung, die er nicht immer mit ſich nehmen kann. Er bedarf ferner zu entfernten Fahrten des Vorrathes, namentlich im Winter, wenn der Schnee und das Eis die Erdoberfläche überzogen haben. Dann bedient er ſich, um ſchneller fortzukommen, der Schneeſchuhe, die wir ſchon kennen lernten — und bei weiten Fahrten der Schlitten, zu deren Fortbringung der treueſte Gefährte der Menſchen, der Hund, abgerichtet iſt, den wir ſchon mehrmal — in Auſtralien und America — als Jagdgenoſſen des Menſchen fanden.

Die Hunde der Polarzone ſind von mittlerer Größe, langgeſtreckten Leibes, kurzbeinig, und ähneln dem Wolfe. Sie ſind mit dickem Haar bedeckt, das meiſtens weiß iſt; ſie bellen nicht und muckſen nur, doch können ſie deſto beſſer heulen. Zur Jagd kann man ſie ihrer Dummheit wegen nicht gebrauchen, außer den Bär in die Enge zu treiben. Bei guter Behandlung nehmen ſie jedoch Cultur an, wenigſtens verſichert Parry (2. voy. 380.), daß die Hunde, welche er bei den Eskimos eintauſchte, ſich bald ſo an ihre neuen Herren gewöhnten, daß ſie die Schiffe gar nicht verlaſſen mochten; ſie zeigten ſpäter aber immer große Freude, wenn die alten Herren ſich auf dem Schiffe einfanden (Crantz I. 100.). Ueber die Hunde auf Kamtſchatka haben wir einen ausführlichen Bericht des geiſtvollen Steller (S. 131.): Sie ſind entweder weiß, oder ſchwarz, oder wolfsgrau, und wie die grönländiſchen dicht- und langhaarig. Sie ſind ſtark und eifrig zum Ziehen, aber auch arge Diebe, wie bei uns. Ihrer harten Lebensart wegen überleben ſie ſelten das zehnte Jahr. Ihre Koſt beſteht in Fiſchen. Vom Frühjahr bis in den ſpäten Herbſt

bekümmert ſich niemand um ſie, ſondern ſie gehen allenthalben frei herum und lauern den ganzen Tag an den Flüſſen auf Fiſche, die ſie ſehr behende und artig zu fangen wiſſen. Wenn ſie Fiſche genug haben, ſo freſſen ſie, wie die Bären, nur die Köpfe davon und laſſen das Uebrige liegen.

Im Oktober ſammelt jeder ſeine Hunde und bindet ſie an den Pfeilern der Balanganen (Vorrathshäuſer) an und läßt ſie weidlich hungern, damit ſie ſich von dem Fett entledigen, zum Laufen fertiger und nicht engbrüſtig werden mögen, und alsdann geht mit dem erſten Schnee ihre Noth an, ſo daß man ſie Tag und Nacht durch gräßliches Geheul gleichſam ihr Elend beklagen hört. Ihre Koſt im Winter iſt zweifach; die eine zur Ergötzung und Stärkung, Risla riba genannt, oder ſtinkende Fiſche, die man in großen Gruben verwahrt und verſauren läßt, weil in Kamtſchatka nichts ſtinkend wird. Denn wenn auch die Itälmen-Coſaken und ihre Weiber ſolche Fiſche mit großem Appetit verzehren, die wie das ärgſte Aas ſtinken, daß ein Europäer in Ohnmacht fallen und die Peſt befürchten möchte, ſo ſprechen ſie, es ſey gut ſauer. Dieſe ſauren Fiſche werden in einem hölzernen Troge mit glühenden Steinen gekocht, Opoma genannt, und dienen zur Speiſe der Menſchen und Hunde. Mit dieſen werden ſie nur zu Hauſe, wenn ſie ausruhen, erquickt, oder auf der Reiſe des Abends, daß ſie die Nacht darüber ſchlafen; denn, wenn man ſie des Morgens damit füttert, werden ſie von dieſer Delicateſſe ſo weichlich, daß ſie auf dem Wege ermüden und nur Schritt vor Schritt gehen können. Das andre Futter iſt trocken und beſteht aus verſchimmelten und an der Luft getrockneten Fiſchen, und damit werden ſie des Morgens zur Stärkung gefüttert; weil nun das meiſte daran Gräten und Zähne ſind, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, ſo verrichten ſie ihre Mahlzeit großentheils mit einem blutigen Maule. Uebrigens ſuchen ſie ſelbſt Speiſe auf und ſtehlen gewaltig, freſſen die Riemen und ihrer eigenen Herren Reiſekoſt, wo ſie dazu kommen können; ſie ſteigen wie Menſchen auf den Leitern in die Balanganen und plündern Alles. Ja, was das Lächerlichſte iſt, ſo iſt Niemand im Stande, ſeine Nothdurft zu verrichten, wo er nicht immer mit einem Prügel um ſich ſchlägt. Sobald man die Stelle verlaſſen, ſucht einer den andern, unter vielem Beißen, um das Depoſitum zu bevortheilen. Deſſenungeachtet frißt kein kamtſchadaliſcher Hund Brot, wenn er auch noch ſo hungrig iſt. Die Excremente der Hunde ſind wegen der vielen unter beſtändigem Ziehen ausgepreßten Galle ſo gelb und an Conſiſtenz von den menſchlichen nicht zu unterſcheiden, ſtinken dabei ſo heftig, daß man ſich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anſtrengen wird das Geblüt ſowol in die inwendigen als äußern Theile mit ſolcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haare zwiſchen den Zehen der Füße röthlich wie Blut werden und man kann leicht daran einen guten Hund er-

kennen. Der Sphincter ani iſt von dieſer. Preſſung ſo roth wie der ſchönſte Scharlach. Dabei ſind die kamtſchadaliſchen Schlittenhunde ſehr leuteſcheu, unfreundlich, fallen keinen Menſchen an und bekümmern ſich nicht das Geringſte um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, ſtehlen aber, was ſie bekommen; ſie ſind ſehr furchtſam und melancholiſch und ſehen ſich beſtändig aus Mißtrauen um, ſie mögen thun, was ſie wollen. Sie haben nicht die geringſte Liebe und Treue für ihren Herrn, ſondern ſuchen denſelben allezeit um den Hals zu bringen. Mit Betrug muß man ſie an die Schlitten ſpannen; kommen ſie an einen ſchlimmen Ort, an einen ſteilen waldigen Berg oder Fluß, ſo ziehen ſie aus allen Kräften; iſt der Herr genöthigt, um ſich nicht Schaden zu thun, den Schlitten aus den Händen zu laſſen, ſo darf er ſich nicht einbilden, denſelben eher wieder zu erhalten, bis ſie an einen Oſtrog kommen, es ſey denn, daß der Schlitten umfällt und zwiſchen den Bäumen ſtecken bleibt, wo ſie jedoch keine Mühe ſparen, alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen.

Die Stärke der Hunde iſt außerordentlich; gemeiniglich ſpannt man nur vier Hunde an einen Schlitten, dieſe ziehen drei Menſchen mit ein bis anderthalb Pud Bagage behende fort. Auf vier Hunde iſt die gewöhnliche Ladung fünf bis ſechs Pud. Leicht beladen kann ein Menſch des Tages in ſchlimmen Wegen und tiefem Schnee 30—40 Werſte zurücklegen, in guten Wegen 80 bis 140. Die Hunde haben vor dem Pferde noch den Vorzug, daß ſie leicht über den Schnee hinlaufen und auf dem Eiſe nicht einbrechen. Uebrigens findet man bei den Kamtſchadalen Hundeliebhaber, wie es anderwärts Pferdeliebhaber giebt. Es kann leicht Jemand an einen kamtſchadaliſchen Schlitten, Hunde und Hundegeſchirr 60—80 Rubel anwenden.

Ohngeachtet nun die Reiſe mit Hunden ſehr beſchwerlich und gefährlich, und man faſt mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ginge, und man beim Hundeführen und Fahren ſo müde als ein Hund wird, ſo hat man doch dabei den Vortheil, daß man über die unwegſamſten Oerter kommt, wohin man weder zu Pferde noch zu Fuße gelangen würde. Die Hunde ſind außer dem Ziehen gute Wegweiſer und wiſſen ſich auch in dem größten Sturm, wo man kein Auge aufmachen kann, zu richten und nach den Wohnungen zu finden; ſind die Stürme ſo hart, daß man liegen bleiben muß, wie ſehr oft geſchieht, ſo wärmen und erhalten ſie ihren Herrn, liegen neben demſelben ſtundenlang ruhig und ſtille und man hat ſich unter dem Schnee um nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief in denſelben vergraben und erſtickt werde. Man hat auch vor den Stürmen allezeit die ſicherſte Nachricht von dem nahenden Ungewitter durch die Hunde. Denn wenn bei der Raſt die Hunde Gruben in den Schnee ſcharren und ſich hinein legen, ſo mag man ſich nur einen Ort aufſuchen, wo man ſich vor dem Sturme bergen kann,

wenn man noch weit bis zu den Wohnplätzen hat. Nächſtdem nutzen die Hunde noch durch ihr Fell, indem daſſelbe die ſchönſten und dauerhafteſten Kleider giebt.

Je länger die Haare der Hunde, deſto mehr werden ſie geſchätzt. Die Hunde, die hohe Füße, lange Ohren, ſpitze Naſen, breites Kreutz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, ſtark freſſen und munter ſind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserleſen, erzogen und auf folgende Art abgerichtet*): Sobald ſie ſehen, werden ſie ſammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, daß ſie weder Menſchen noch Thiere zu ſehen bekommen und ernähren ſelbige darinnen. Wenn ſie von der Hündin abgewöhnt ſind, legen ſie die Jungen abermals in eine andere Grube, bis ſie erwachſen. Nach einem halben Jahre ſpannt man ſie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten und fährt mit ihnen einen kurzen Weg. Weil ſie nun hunde- und menſchenſcheu ſind, ſo laufen ſie aus allen Kräften. Sobald ſie wieder nach Hauſe kommen müſſen ſie wieder in die Grube, ſo lange bis ſie nichts anderes wiſſen, des Ziehens gewohnt worden und eine weite Reiſe verrichtet haben. Alsdann werden ſie unter den Balanganen neben andere gebunden und erhalten als ausſtudirte, die im Sommer ihre Freiheit civitatem haben. Aus dieſer Erziehung ſind nun alle ihre Sitten herzuleiten. Der größte Verdruß bei der Hundefahrt iſt, daß ſie, ſobald ſie angeſpannt werden, den Kopf gen Himmel erheben und erſchrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wollten ſie den Himmel wegen ihres harten Loſes herausfordern; ſobald ſie aber ins Laufen kommen, ſchweigen ſie alle auf einmal ſtille. Darauf geht der andere Verdruß an, daß einer um den andern zurückſpringt, ſeine Nothdurft mit gräulichem Geſtank verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und ſie ſimuliren öfters umſonſt dieſes Geſchäft. Kommen ſie an Ort und Stelle, ſo liegen ſie ermüdet da, als wenn ſie todt wären. Sind ſie

*) Ueber die Zucht und Vorbereitung der jungen Hunde berichtet Langsdorff II. 235., daß ſobald ſie nach einigen Wochen von der Muttermilch entwöhnt worden, ihre Zucht damit beginnt, daß ſie vermittelſt eines an ihrem Halſe befeſtigten langen und ſchmalen Stäbchens oder einer Kette an einen Pfahl feſtgebunden und an die Leine und das Stilleliegen gewöhnt werden. So lange ſie noch jung ſind, werden ſie mit einer gut gekochten Fiſchſuppe gefüttert, wovon ſie nach Gefallen und oft ſo viel freſſen, daß ſie ſich kaum rühren können. Die Suppe muß lauwarm gegeben werden. Dabei werden die Hunde ſehr bald groß und ſtark — von denen, die recht viel freſſen, verſpricht man ſich einen ſtarken Zughund. Starker Knochenbau, hohe, breite Füße, aufrechtſtehende, lange, ſpitze Ohren, weit vorragende, ſpitze Schnautze, dicker Hinterkopf und breite Bruſt ſind Zeichen eines tüchtigen Hundes. Zwiſchen 5—6 Monat werden ſie caſtrirt, im Frühjahr oder Sommer. Hündinnen und uncaſtrirte werden nicht zum Zug gebraucht. Iſt der Hund ausgewachſen, ſo wird zwiſchen dem zweiten und dritten Jahre der Schwanz abgeſchnitten. —

nahe bei einem Oſtrog, daß ſie Geruch davon bekommen, ſo eilen ſie dergeſtalt, daß man ſich wohl vorſehen muß, nicht vom Schlitten zu fallen und Arm und Bein zu brechen, da die Oſtrogen gemeiniglich hinter Feldbüſchen und Flüſſen erbaut ſind.

Diejenigen Hunde, welche die Itälmen zur Jagd abrichten, füttern ſie öfters mit Krähen, die man im Ueberfluß hat; ſie bekommen davon Witterung und laufen dann allem Wild und Vögeln nach. Mit dieſen Hunden treiben ſie im Julius Enten, Gänſe und Schwäne, wenn ſie die Federn fallen laſſen, in den großen Binnenſeen in ziemlicher Anzahl beiſammen *).

So weit der Bericht des Augenzeugen Steller, mit dem die Nachrichten anderer Reiſenden übereinſtimmen. Wir bemerken auch hier, daß der Hund, wie in Auſtralien, den Charakter ſeines Herrn annimmt und der Wiederſchein der Cultur deſſelben iſt.

Die **Schlitten**, auf denen man im Kamtſchatka fährt, ſind aus Holz, ſehr dünn und leicht gebaut und ähneln unſern Hand- und Kinderſchlitten. Die Schlittenläufe ſind nicht über ¼ Zoll dick; auf dieſe ſind zwei krumme Bogenhölzer aufgebunden, auf denen dann der Korb ruht, der ganz aus dünnen biegſamen Hölzern beſteht, die mit Riemen zuſammengebunden ſind. Der ganze Schlitten wiegt nicht über 16 Pfund. Man bringt darin vier bis fünf Pud fort oder zwei Pud und einen Menſchen. Da der Korb ſehr biegſam iſt, leidet er ſelten Schaden. Oft fährt man damit dergeſtalt gegen die Bäume, daß ſich der Schlitten faſt doppelt zuſammenbiegt und doch keinen Schaden erleidet. Man fährt damit über die höchſten Gebirge und ſteilſten Klippen nnd behält allezeit ſo viel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten und vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man ſitzt darauf mehrentheils auf der Seite, um bei einer gefährlichen Stelle ſogleich herabſpringen zu können. An ebenen Orten ſetzt man ſich zuweilen darauf, wie auf ein Pferd. Der Reiſende führt anſtatt der Peitſche einen Stock bei ſich, der Oſtall genannt wird. Er hat die Geſtalt einer Zinke, iſt oben wie etwa ein Hirtenſtab gekrümmt und vorn mit einem Knopf von Eiſen oder Meſſing verſehen, daran viele Schellen oder eiſerne Ringe hängen. Wird damit geklappert, ſo laufen die Hunde aus allen Kräften und man braucht ſie nicht zu ſchlagen. Iſt eine Züchtigung nöthig, ſo geſchieht dies mit dünnen Ruthen, vor denen ſie ſich mehr als vor dem dickſten Prügel fürchten. Hat man ſich auf den Schlitten geſetzt, ſo rennen die Hunde davon. Will der Reiſende zur Linken, ſo ſchlägt er mit dem Stock zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, und

*) Die Eskimos brauchen die Hunde auch zur Jagd und ſelbſt als Laſtthiere, indem ſie eine Art Sattelbeutel über ihre Schultern binden. Ein Hund trägt 20—25 Pfund. (Parry 2. voy. S. 515 ff.)

will er zur Rechten, ſo wird an die linke Seite geſchlagen. Will man ſtill halten, ſo ſteckt man den Stock vor dem Schlitten in den Schnee. Fährt man einen ſteilen Berg hinab, ſo ſteckt man den Stock in den Schnee zwiſchen die Vorderſeite der Kufen und hemmt damit die Schnelligkeit der Bewegung. Bei dieſer Fuhre wird man aber eben ſo müde, als wenn man zu Fuße ginge, weil man die Hunde beſtändig zurückhalten, bei ſchlimmem Wege vom Schlitten herabſpringen, nebenherlaufen und den Schlitten halten muß; bergauf muß man ohnehin zu Fuße gehen. Man muß ſich ſehr in Acht nehmen, die Hunde nicht loszulaſſen. Trifft es ſich, daß man umwirft und fällt, ſo muß man durchaus den Schlitten nicht aus der Hand geben, ſo weit man auch im Schnee fortgeſchleppt werden möge, denn ſich nicht feſtzuhalten und die Hunde loszulaſſen und dann ſelbſt einige Werſte zu Fuße hinterdrein zu laufen, wird für eine große Schande gehalten. Außerdem verwickeln ſich die Hunde gar oft in ihrem Geſchirr und dann muß der Fahrende im härteſten Froſte ſeine Handſchuhe abziehen und ſie mit den bloßen Händen wieder in Ordnung bringen, auch wol ſich dabei mit ihrem Miſte beſchmieren. Um dem Hintenfahrenden einen Streich zu ſpielen, darf man nur ein Stück Jukol auf den Weg werfen, die Hunde fallen gewiß darüber her, verwickeln und verbeißen ſich und der Fahrende muß alſo herunter, ſie in Ordnung und auseinander bringen und bleibt inzwiſchen weit hinter der Geſellſchaft zurück. Hinten zu fahren iſt auch deshalb nicht gut, weil die Schlittenſchleifen ſich da leichter mit Hundemiſt beſchmieren können, der ſogleich feſtfriert und nun die Equipage aufhält, ſo daß man alle Augenblicke hinaus und ſie mit dem Meſſer rein machen muß. Kömmt man zur Herberge, ſo iſt man auch mit ſeinen Hunden nicht frei; ſobald man ſie ausgeſpannt, muß man ſie mit dünnen Ketten an einen Pfahl binden. Gleich darf man ſie nicht füttern, ſondern man muß einige Stunden warten. Nun giebt man ihnen ein ganzes oder ein halbes Jukol; allein da muß der Herr mit dem Stock dabeiſtehen, damit jeder Hund ſein Theil erhalte und keiner dem andern das Seinige wegſchnappe, auch muß man die Krähen abtreiben, die in Kamtſchatka gar nicht blöde ſind. Sie kommen in großer Menge herbei, und wenn ein Hund nicht aufpaßt, ſo hat er ſein Futter verloren. So weit Sarytſchew (I. 172. ff.) der einen ſolchen Hundeſchlitten abbildet und die von der Kamtſchadaliſchen abweichende zu Ochotsk übliche Fahrweiſe (I. 38.) beſchreibt: „Narten ſind leichte Schlitten, etwa 12 Fuß lang und 2 Fuß breit und von der Schleife an anderthalb Fuß hoch; ſie ſind ſo dünn und leicht, daß man ſie mit einer Hand aufheben kann. Ihnen ſpannt man an 10—12 Hunde vor und zwar auf folgende Art: Vorne in der Mitte der Narte iſt ein Riemen angebunden, der ſtatt der Deichſel dient, dem zur Seite man die Hunde in Trageriemen vermittelſt eigens dazu bereiteter Stricke mit Pflöcken befeſtigt. Im Vorderpaare muß wenig=

ſtens der eine Hund zu zwei Worten gewöhnt ſeyn, mit welchen man ihm zuruft rechts oder links zu wenden."

Die Hunde ſind paarweiſe hintereinander geſpannt.

Auch die Eskimo's bedienen ſich in ähnlicher Weiſe der Schlitten und der Hunde zu ihrem Fortkommen. Gar ſeltſam iſt übrigens die Sitte der Eskimo's, welche Roß (1. R. II. 74.) beſchreibt. Sie machen ſich Schlittenkufen aus gefrornen Fiſchen und ſetzen darauf ein hölzernes Geſtelle; wenn ſie an Ort und Stelle anlangen, werden die gefrornen Fiſche verzehrt und die Geſtelle und Zeltſparren verbraucht Dann (ib. II. 282.) ſah er Eskimos, welche Schlitten aus Eis von friſchem Waſſer machten; die Geſtalt war die einer flachen ovalen Schale. Aehnliche ſah auch Parry (2. voy. S. 206.) auf Winterisland. Zwei von dieſen zuſammengebunden enthielten eine anſehnliche Menge ihrer Habſeligkeiten und trugen noch eins der Weiber, das oben darauf ſaß, und obſchon die Laſt ſchwer war, reiſeten ſie doch mit bedeutender Schnelligkeit.

Die Eskimoſchlitten beſchreibt Parry (I. 285.): The runners of the only sledge we saw, were composed of the right and left jaw-bones of a young whale, being 9 feet 9 inches long, one foot 7 inches apart and 7 inches high from the ground. They are connected by a number of parallel pieces made out of the ribs of the whale and secured transversally with seizings of whalebone, so as to form the bottom of the sledge and the back is made of two deer-horns placed in an upright position. The lower part of the runners is shod with a harder kind of bone to resist the friction of the ground. The whole vehicle is rudely executed and beeing nearly twice the weight of the sledges we saw among the northern Esquimaux, is probably intended for carrying heavy burdens. Die Hunde ſchildert er den Kamtſchadaliſchen gleich (ſ. auch 2. voy. 514 ff.).

Dies iſt im Winter die gewöhnlichſte Art zu reiſen, ſowohl bei den Eskimos oder den americaniſchen Polarmenſchen, als auch in Aſien — wo bei den Nomaden das Renthier die Stelle des Hundes einnehmen muß.

Weit gewöhnlicher als dieſe nur zur Winterreiſe brauchbaren Schlitten ſind die Seefahrten, da die Polarvölker den größten Theil ihrer Nahrung der See entlehnen müſſen. Wie die Wohnung und Kleidung, ſo beſtehen auch die Fahrzeuge der Polarvölker aus Häuten. Die Fahrzeuge kann man unter zwei Claſſen bringen, die größern Transportſchiffe und die kleinern Jagdſchiffe, die nur für eine Perſon beſtimmt ſind. Dieſe beiden Arten finden wir ſowohl bei den Grönländern und übrigen Eskimos, als bei den aſiatiſchen Polarvölkern.

Das größere Boot, von den Grönländern **Umiak** *), von den dortigen germaniſchen Coloniſten Weiberboot genannt, iſt — wie Crantz I. 197. berichtet — 6—9 Klaftern lang, 4—5 Schuh weit und 3 tief, vorn und hinten zugeſpitzt und unten platt. Das Gerippe wird von leichten Latten, die etwa 3 Finger breit ſind, zuſammengeſetzt, mit Fiſchbein verbunden und mit Seehundleder überzogen. Mit dem Kiel laufen zu beiden Seiten eine Ribbe vorn und hinten in eins zuſammen. Ueber dieſe drei Hölzer ſind dünne Querbalken in Fugen gelegt. Auf den untern Ribben ſind auf beiden Seiten Pfoſten aufgerichtet, auf welchen der Rand des Bootes ruht. Die Pfoſten werden von den Ruderbänken, deren 10—12 ſind, hinauswärts gedrückt und dieſe ruhen auf jeder Seite in einer Ribbe; damit ſie aber auch nicht zu ſtark ausgetrieben werden, ſo ſind ſie von außen noch mit einer Ribbe verſehen. Dieſe vier Ribben ſind am Vorder- und Hinterſtaven befeſtigt. Die Balken, Pfoſten und Bänke ſind nicht mit eiſernen Nägeln, welche leicht roſten und Löcher ins Fell ſcheuern könnten, ſondern zum Theil mit hölzernen Nägeln befeſtigt und überall mit Fiſchbein verbunden. Zu dieſer künſtlichen und ſehr ſaubern Arbeit braucht der Grönländer weder Schnur noch Winkelmaas und doch weiß er die gehörige Proportion mit den Augen zu treffen. Sein ganzes Werkzeug, das er hierzu wie zu aller ſeiner Arbeit gebraucht, beſteht aus einer kleinen Stichſäge, einem Meißel, der an ein hölzernes Heft gebunden ihm ſtatt des Beiles dient, einem kleinen Bohrer und einem ſpitz geſchliffenen Taſchenmeſſer. Wenn er mit dem hölzernen Gerippe fertig iſt, ſo überzieht es die Frau mit friſch gegerbtem und noch weichem dicken Seehundleder und verpicht die Nähte mit altem Speck, ſo daß dieſe Boote weit weniger Waſſer ziehen, als die hölzernen, weil die Nähte im Waſſer aufquellen. Fahren ſie ſich auf einem ſpitzigen Steine ein Loch, ſo wird es ſogleich zugenäht. Dieſe Boote müſſen aber auch faſt alle Jahre von Neuem überzogen werden; ſie werden von Weibsleuten gerudert, deren gemeiniglich vier ſind, und eine ſteuert es hinten mit einem Ruder. Für die Männer wäre ſolches eine Schande, es ſey denn, daß ſie in der größten Noth zuzugreifen genöthigt werden. Die Ruder ſind kurz und vorn breit, faſt wie ein Grabſcheit, und mit einem Riemen von Seehundleder auf dem Rande befeſtigt. Vorn richten ſie an einer Stange ein von Därmen genähtes Segel, eine Klafter hoch und anderthalbe Klafter breit, auf. Reiche Grönländer machen

---

*) Vor mir ſteht das 16 Zoll lange Modell eines Umiak, das von den Eingebornen der Küſte Labrador aus Holz und Leder gefertigt iſt, wovon Taf. XXIX. eine Abbildung enthält; die größte Breite iſt $5\frac{1}{4}$ Zoll bei $3\frac{1}{2}$ Zoll Höhe. In dieſer Weiſe ſind die Umiaks der Grönländer bei Crantz Taf. VI. Ich gebe außerdem noch die Anſicht des umgekehrten Bootes, ſo wie die Conſtruction der Spitze im Grundriß.

es von feiner weißer Leinwand mit rothen Streifen. Sie können aber damit nur vor dem Winde ſegeln und doch nicht einem Europäiſchen Segelbot gleichkommen. Hingegen haben ſie den Vortheil, daß ſie bei conträrem Winde oder Stille viel geſchwinder fortrudern können. In dieſen Booten fahren ſie mit ihren Zelten und allem Hausgeräthe und Gütern und oft noch dazu mit 10—20 Menſchen beladen von einem Ort zum andern, 100—200 Meilen weit bis nach Süden. Die Männer aber fahren nebenher im Kajak, mit welchem ſie das Boot vor den großen Wellen ſchützen und im Nothfall mit Anfaſſung des Randes erhalten. Gemeiniglich fahren ſie mit dieſem Boote 6 Meilen in einem Tage. Bei jedem Nachtlager laden ſie aus, ſchlagen ihr Zelt auf, ziehen ihr Boot ans Land, ſtürzen es um und beſchweren die vordere und hintere Staven mit Steinen, damit es der Wind nicht wegführt, und wenn ſie nicht weiter können, ſo tragen es ihrer 6—8 auf den Köpfen über Land in ein beſſeres Fahrwaſſer*).

Solcher Boote fand Beechey (I. 397.) auch am Kotzebuesunde und zwar von den Männern bedient, denen es ohne dieſe Fahrzeuge nicht möglich ſeyn würde, die Wintervorräthe einzuſammeln. Sie werden immer von den ältern Männern geſteuert, welche auch das Vorrecht haben, wenn ſie nicht arbeiten, im Hintertheil zu ſitzen. Die Ruder am Steuerbord (rechte Seite) waren bei den Booten mit ſchwarzen, die am Backbord (linke Seite) mit rothen Streifen verſehen, auf welche Weiſe auch bei mehreren Baidaren die Gerippe verziert waren.

Auch Kotzebue bemerkt mehrfach, daß auf dieſer Seite von America wie im gegenüberliegenden Aſien die großen Boote, die man hier Baidaren nennt, allgemein im Gebrauch ſind. Er ſah, wie an der Lorenzinſel eine Baidare längs dem Strande von Hunden gezogen wurde (K. II. 105.).

Die Baidaren der Tſchuktſchen beſchreibt uns Sarytſchew (II. 105.). Sie ſind 20—25 Fuß lang, 4 Fuß breit, 2½ Fuß tief, haben alſo ziemlich daſſelbe Verhältniß, wie die Umiaks der Grönländer. Das Gerippe wird aus feingetheiltem Treibholze mit Flocken von ausgefaſertem Fiſchbein zuſammengefügt und mit zwei- oder dreifach geſpaltener Walroßhaut überzogen. Eine ganz fertige Baidare iſt doch ſo leicht, daß ſie zwei Menſchen mit Bequemlichkeit forttragen. Die Tſchuktſchen aber fahren darin nicht blos am Ufer umher, ſondern ſetzen ſogar auf die benachbarten Inſeln und nach America hinüber. Da ſie ſehr ſchwankt, wird ſie größtentheils gerudert und ſeltener unter Segel geſetzt, und geſchieht es ja, ſo bindet man ihr zur größeren Sicherung gegen das Umwerfen längs den Seiten geſpannte

*) Das größere oder Weiberboot hatten die von Parry (2. voy. 506.) beſuchten Eskimos nicht, doch kannten ſie daſſelbe und fertigten Modelle davon.

Blaſen an. Die Baidaren, die Sarytſchew auf Cap Rodney in Amerika ſah, waren den hieſigen völlig gleich.

Außer dem größern Fahrzeuge finden wir bei den meiſten Polarvölkern eine zweite kleinere Art Kähne, die nur für drei oder gar nur eine Perſon beſtimmt, ganz verdeckt und bloß mit einem Loch für den darin Sitzenden verſehen ſind.

Dieſe heißen bei den Grönländern Kajak (Crantz I. 196.). Sie ſind lediglich für die Männer beſtimmt und werden daher von den germaniſchen Coloniſten das Mannsboot genannt. Der Kajak iſt drei Klafter lang, vorn und hinten ſpitzig, wie ein Weberſchiff geſtaltet, in der Mitte nicht anderthalb Schuh breit und kaum einen Schuh hoch, von langen ſchmalen Latten und Quergriffen, die mit Fiſchbein verbunden ſind, gebaut und mit eben ſo gegerbtem Seehundsleder wie das Weiberboot, aber auf allen Seiten oben und unten, überzogen. Die beiden ſpitzigen Enden ſind unten mit einer beinernen Leiſte und oben mit einem Knopf verſehen, damit ſie ſich auf den Steinen nicht ſo leicht abreiben. In der Mitte des Kajaks iſt ein rundes Loch mit einem zwei Finger breiten Rande von Holz oder Bein. Durch daſſelbe ſchlüpft der Grönländer mit den Füßen hinein und ſetzt ſich auf die mit weichem Fell bedeckten Latten, ſo daß ihm der Rand nur bis an die Hüften reicht, über welche er den untern Saum des Waſſerpelzes, der an Geſicht und Händen ebenfalls mit beinernen Ringen und Knöpfen zugeſchnürt iſt, ſo feſt anzieht, daß nirgends Waſſer eindringen kann. Zur Seite ſteckt er — wenn er auf Jagd fährt — ſeine Pfeile zwiſchen die über den Kajak geſpannten Riemen, vor und hinter ſich ſein übriges Zeug. Sein Pautik oder Ruder von feſtem rothen Firnenholz, an beiden Enden mit einem drei Finger breiten dünnen Blatte und zur Feſtigkeit mit Bein an den Seiten eingefaßt, ergreift er in der Mitte mit beiden Händen und ſchlägt damit geſchwind und gleichſam nach dem Tacte zu beiden Seiten ins Waſſer. Alſo ausgerüſtet fährt er auf den Seehund- und Vogelfang und dünkt ſich nichts geringeres als ein Capitän auf ſeinem Schiff. Und in der That kann man den Grönländer in dieſem Aufzug nicht anders als mit Bewunderung und Vergnügen betrachten und ſeine ſchwarzen mit vielen weißen beinernen Knöpfen befeſtigten Seekleider geben ihm ein prächtiges Anſehn. Sie können damit ſehr geſchwind fortrudern, und wenn ſie von einer Colonie zur andern Briefe bringen, 10—12 Meilen in einem Tage fahren. Sie fürchten ſich darin vor keinem Sturm. So lange ein Schiff bei ſtürmiſchen Wetter das Marsſegel führen kann, iſt ihnen vor den großen Wellen nicht bange, weil ſie wie ein Vogel leicht darüber wegſchwimmen, und wenn auch eine ganz über ſie hinſchlägt, kommen ſie doch wieder hervor. Will ſie eine Welle umwerfen, ſo halten ſie ſich mit dem Ruder auf dem Waſſer aufrecht. Werden ſie doch umgeſchlagen, ſo thun ſie mit dem Ruder unter dem Waſſer einen Schwung und ſo richten ſie ſich wie-

der auf. Verlieren ſie aber das Ruder, ſo ſind ſie gemeiniglich verloren, wenn nicht Jemand in der Nähe iſt und ſie aufrichtet.

Es haben es zwar einige Europäer mit vieler Mühe ſo weit gebracht, daß ſie bei ſtillem Wetter und Waſſer im Kajak fahren, aber ſehr ſelten darin fiſchen oder bei der geringſten Gefahr ſich helfen können. Da nun die Grönländer hierin eine ganz eigene Geſchicklichkeit beſitzen, die man mit einem furchtvollen Vergnügen bewundern muß, und in dieſem Fahrzeuge alle ihre Nahrung herbeiſchaffen müſſen, dieſes aber mit ſo vieler Gefahr begleitet iſt, daß dabei manche umkommen, ſo wird es hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, einige Uebungen des Umſchlagens und Aufſtehens, die die Grönländer von Jugend auf lernen müſſen, zu leſen. Ich habe deren — ſagt Crantz — zehn bemerkt, wiewol ihrer noch mehrere ſeyn mögen:

1) Der Grönländer legt ſich bald auf der einen bald auf der andern Seite mit dem Leibe auf das Waſſer, hält eine Weile mit ſeinem Pautik oder Ruder die Balance, damit er nicht ganz umſchlage, und richtet ſich ſodann wieder auf.

2) Wenn er ganz umſchlägt, ſo daß er mit dem Kopfe perpendiculär herunterhängt, ſo thut er unter dem Waſſer einen Schwung mit dem Pautik und kann auf einer Seite ſo gut wie auf der andern wieder in die Höhe kommen.

Dieſes ſind die gemeinſten Arten zu kantern, die bei Sturm und großen Wellen oft vorkommen, da der Grönländer noch immer den Vortheil hat, daß er den Pautik in der Hand behält und nicht mit dem Seehundriemen verwickelt iſt. Beim Seehundfang kann er aber leicht mit dem Riemen verwickelt werden, ſo daß er das Pautik nicht recht brauchen kann oder gar verliert; daher muß ſich auch darauf präpariren. Sie ſtecken alſo

3) das Pautik unter einen Querriemen am Kajak, kantern um und ſtehen vermittelſt der Bewegung des einen Endes des Pautiks wieder auf.

4) Sie faſſen das eine Ende mit dem Munde und das andere bewegen ſie mit der Hand und richten ſich alſo auf.

5) Sie halten das Pautik mit beiden Händen im Nacken oder

6) hinter dem Rücken feſt, kantern, ſchwingen es hinterwärts mit beiden Händen, ohne es hervorzunehmen, und kommen alſo herauf.

7) Sie legen es über eine Achſel und faſſen es mit einer Hand hinter und mit der andern vor ſich und helfen ſich ſo wieder auf. Dieſe Uebungen dienen für die Fälle, wenn das Pautik mit dem Riemen verwickelt wird; weil ſie es aber auch gar verlieren können, wobei die größte Gefahr iſt, ſo ſtecken ſie

8) beim Exerciren das Pautik unter den Kajak durchs Waſſer, halten es auf beiden Seiten feſt, ſo daß ſie mit dem Geſicht auf dem Kajak liegen, ſchlagen um, bewegen das Ruder von unten auf über das Waſſer und ſtehen alſo auf. Dieſes dient dazu, wenn ſie

das Ruder während des Umſchlagens verlieren, und da ſie es noch über dem Waſſer ſchwimmen ſehen, es von unten auf mit beiden Händen ergreifen.

9) Sie laſſen das Ruder fahren und wenn ſie gekantert, ſuchen ſie es mit der Hand über dem Waſſer, ziehen es zu ſich hinunter und helfen ſich ſo auf.

10) Wenn ſie es aber nicht mehr erreichen können, nehmen ſie das Wurfbret vom Harpunenpfeil oder ein Meſſer und ſuchen ſich durch Bewegung deſſelben, ja auch wol mit dem Plätſchern der bloßen Hand in die Höhe zu ſchwingen, wiewol dieſes nur ſehr wenigen gelingt.

Sie müſſen aber auch an dem Lande oder in den blinden Klippen, wo die Wellen ſich ſehr thürmen und ſchäumen, ihre Exercitia machen, daß ſie von einer Welle vor oder hinter ſich oder auf beiden Seiten fortgeriſſen und auf eine Klippe geworfen oder etliche mal herumgedreht oder ganz überdeckt werden; da müſſen ſie durch geſchicktes Balanciren ſich immer aufrecht erhalten, damit ſie in dem größten Sturm aushalten und bei allem Toben der Wellen ans Land ſteigen lernen. Wenn ſie kantern und ſich nicht mehr helfen können, ſo pflegen ſie auch wol unter dem Waſſer aus dem Kajak herauszukriechen und Jemand in der Nähe durch Schreien zu Hülfe zu rufen, und können ſie Niemand erſchreien, ſo halten ſie ſich am Kajak oder binden ſich daran feſt, damit man ihren Leib wiederfinden und begraben möge.

Es iſt nicht jeder Grönländer im Stande, alle obgedachten Arten des Kanterns und Aufſtehens zu lernen, ja es giebt geſchickte Eroberer oder Seehundsfänger, die nicht einmal auf die leichteſte Art aufſtehen können, daher beim Seehundsfang viele Mannsleute zu Schaden kommen *).

*) Den Kajak der Eskimos an der Weſtküſte der Baffinsbai beſchreibt Parry (1. S. 284): The canoe which I purchased and which was one of the best of the five as we shaw, is 16 feet 11 inches in length and its extreme breadth two feet one inch and a half; two feet of its fore-end are out of the water when floating. It differs from the canoe of Greenland in being somewhat lower at each end and also in having a higher rim or gunwale at is may be termed round the circular hole, where the man sits, which may make somewhat safer at sea. Their construction is in other respects much the same; the timbers or ribs which are 5 or 6 inches apart as well as the fore and after connecting pieces of whalebone or drift wood and the skins with which they were covered those of the seal and walrus. When the canoes are taken on shore, they are carefully placed on two upright piles or pillars of stones, four feet high from the ground in order to allow the air to pass under to dry them and prevent their rotting. The paddle is double and made of fir, the edges of the blade being covered with hard bone to secure them for wearing. S. auch Parry 2. voy. S. 90. u. 506. In Winter-Island hatte von den 7 beſten Kajaks das längſte 25 Fuß,

Dieſen Kajak finden wir bei den Aleuten, die wir nachher näher betrachten, wieder, eben ſo wie wir auch den Umiak auf der entgegengeſetzten Seite von America angetroffen haben.

Mit dieſen Hülfsmitteln unternehmen die Polarvölker oft anſehnliche Reiſen. Durch dieſe Reiſen, ſo wie überhaupt durch die wandernde Lebensart, haben ſich die Eskimos wie die übrigen Polarmenſchen eine genaue Kenntniß ihres Gebiets erworben, ſo daß ſie im Stande ſind, dem Fremden die genaueſte Auskunft darüber zu geben. Ja wir finden ſchon bei den Eskimos die Kunſt, durch Abbildungen den Fremden das Bild ihres Landes zu vergegenwärtigen, mit einem Wort, die erſten Spuren der Charakterzeichnung.

So erwähnt Franklin (2. R. 151.) eines Eskimos, der in den Sand eine Skizze der Küſte zeichnete, ſo weit ſie ihm bekannt war, und Beechey (I. 453.) fand dieſelbe Kunſt bei den Bewohnern der Chamiſſoinſel. Erſt zogen ſie die Küſtenlinie mit einem Stock in den Sand und nach Tagereiſen abgetheilt. Hierauf ſetzten ſie die Bergketten mit Sand und Steinen auf und ſtellten die Inſeln mit Berückſichtigung der Größe und Geſtalt durch Kieshaufen dar. Indem die Arbeit vorrückte, machten mehrere der anweſenden Eskimos ihre Bemerkungen darüber und gaben Veränderungen an, und Beechey rückte eine der Diomedesinſeln an eine andere Stelle. Dies wollte der Hydrograph anfangs nicht zugeben, allein da einer der Eskimos ſich erinnerte, daß die Inſeln vom Cap Wallis aus geſehen einander decken, ſo gab er Beechey Beifall und bewies den andern, daß ſie ſich geirrt hätten. Sie ſchienen ſich ſehr zu wundern, daß die Engländer etwas darüber wußten. Als die Berge und Inſeln fertig waren, wurden die Dörfer und Fiſcherſtationen durch eine Anzahl in die Erde geſteckter Stöcke bezeichnet, ſo daß eine Nachahmung der Wirklichkeit entſtand. Als ſie darſtellen wollten, daß die eine Meerenge ſehr eng ſey, bedienten ſie ſich zweier Stückchen Holz, die ſie neben einander legten, worauf ſie die Hände ſo bewegten, als ob ſie ruderten. Sie zogen dieſelben bis an den Eingang der Straße neben einander hin, durch die Straße aber eins hinter dem andern und ſobald die Hölzer in den Hafen gelangt waren, wieder neben einander.

Am Cap Espenberg fand Beechey (II. 45.) ebenfalls chartenzeichnende Eskimos. Er bemerkt, daß die Eskimos zu ſolchen Zeichnungen natürliche Anlagen haben und daß, obgleich Seefahrer aus dieſen Umriſſen für die Seefahrten wenig Nutzen ziehen können, ſie doch über unbeſuchte Orte Auskunft gewähren. Uebrigens muß man

---

incluſive des an jedem Ende angebrachten 3 Fuß langen ſpitzigen Anſatzes, der etwas in die Höhe ſteht. Die größte Breite betrug 21 und die Tiefe 10¼ Zoll. Im Sommer tragen ſie das Kajak auf zwei aufgerichtete Steine, im Winter auf Stützen, die ſie von Schnee errichten. Dazu die Abbildung Taf. XXX.

wiſſen, daß die Eskimos häufig mehr das Fahrwaſſer für Boote, als die Ausbuchtungen der Küſte angeben, und daher öfters Baien und Flußmündungen weglaſſen, dafür aber die Wohnplätze und Fiſcherſtationen der Eingebornen angeben.

Auch auf der entgegengeſetzten Küſte von America fand Roß (2. R. I. 336.) dieſelbe Geſchicklichkeit. Der Eskimo Ikmallik aus Bootia felix zeigte ſich als geſchickten Hydrographen. Man legte ihm ein Stück Papier vor, das eine Skizze des ſchon bekannten Landes zwiſchen Repulſebai und dem Prinz Regentſunde enthielt und auf welcher die Namen der verſchiedenen Orte bezeichnet waren. Die Eskimos erkannten ſie ſogleich. Ikmallik nahm hierauf den Bleiſtift und fing an, die Skizze von Akkulee aus zu verlängern, wobei er lange und ziemlich genau der ſchon früher von einem andern Eskimo gezogenen Linie folgte, dann aber verlängerte er ſie aber wieder weſtlich, ſtatt nach Norden zu wenden. Die Inſeln zeichnete er jedoch nicht ein. Die Wagerbai und den Fluß gleiches Namens verzeichnete er aber ſehr genau und ſo auch mehrere andere Flüſſe.

Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß jene Polarvölker, wie auch die übrigen Wilden, bei denen man Talente für Chartenzeichnung entdeckt hat, es nur auf Veranlaſſung der Europäer geübt haben; ja es ſcheint, daß daſſelbe erſt durch dieſe bei ihnen zum Leben erweckt ſey und daß ſie es vorher niemals bethätigt haben. Dem Wilden an und für ſich iſt übrigens die Chartenzeichnung kein Bedürfniß, er ſelbſt hat an ſeinem vortrefflichen Ortsgedächtniß einen ſicherern Schatz als der europäiſche Reiſende an ſeinen Atlanten und Charten. Ich glaube nicht, daß die Eskimos oder andere Wilde für ſich ſelbſt oder behufs der Mittheilung an ihre Landsleute Charten auf Felle oder andere Stoffe zeichnen, wohl aber, daß ſie hier und da an Felſen Zeichen und Merkmale anbringen, dergleichen wir in Auſtralien bereits fanden und bei andern Völkern noch mehrmals finden werden. Nächſtdem iſt auch dieſen Eskimos, eben ſo wie den Wilden des Waldes, die Fertigkeit eigen, aus den geringſten Merkzeichen ſich den Weg herauszufinden. So fand Roß (2. R. II. 284.) in Bootia felix, daß die Einwohner in einem wüſten Landſtrich einige Steine als Markzeichen des Weges aufgerichtet hatten.

Auf einem der Calthorpes-Islands fand Parry (2. voy. S. 284.) eine Art künſtliche Straße von den Winterhütten bis auf den höchſten Punct der Inſeln. Sie war zwei Fuß breit, die Steine waren theils zur Seite gelegt und aus dem Wege geräumt, theils wo der Grund frei und ohne Steine war, mit zwei Reihen Steinen in derſelben Entfernung eingefaßt. Parry vermuthet jedoch, daß dieſer Weg ein künſtlicher Wildpfad — und daß die Eskimos hinter den Steinen hervor aus einem Hinterhalte die Thiere tödten.

Jagd und Fiſchfang

müſſen dem Eskimo und übrigen Polarmenſchen, der weder Pflanzungen noch Viehheerden hat, nicht allein die Nahrung, ſondern auch Kleidung, Wohnung und jegliches Geräthe verſchaffen. Jagd und Fiſchfang iſt alſo die weſentlichſte und wichtigſte Beſchäftigung derſelben.

Sie iſt daher ſteter Gegenſtand ihres Nachdenkens, und Alles, was darauf Bezug hat, wird mit der größten Sorgfalt betrachtet.

Die Jagdwaffen der Polarmenſchen haben — wie ihre Kleidung und Wohnung — eine größere Mannichfaltigkeit, ich möchte ſagen einen größern Formenreichthum, als die der ſüdlichen Wald- und Feldbewohner; die Polarvölker haben ſowohl den Wurfſpieß wie die Auſtralier, als auch Bogen und Pfeil wie die americaniſchen Waldmenſchen.

Bogen und Pfeil war ehedem allgemein bei den Polarvölkern, auch die Grönländer hatten deren (Crantz I. 194.), bevor ſie von den germaniſchen Coloniſten Flinten kennen und gebrauchen lernten. Der Bogen war von zartem Tannenholz, eine Klafter lang und um ihn deſto ſteifer zu machen, mit Fiſchbein oder Sehnen umwunden. Die Schnur war von Sehnen und der Pfeil von Holz, vorn mit einer Spitze von Bein mit Widerhaken, hinten aber mit zwei Rabenfedern verſehen.

Der Bogen der Eskimos, welche Ellis abbildet (S. 232.), war etwa zwei Ellen lang, die Pfeile aber kürzer; dieſe trug der Schütz in einem Köcher über der linken Schulter.

Die Eskimos der Sarytſchew-Inſel (Beechey I. 389.) hatten dünne Bogen aus Treibfichtenholz mit Riemen; die Rückſeite war bisweilen mit Stückchen Fiſchbein belegt, die nett mit dünner Schnur umwickelt waren. Die Pfeile waren mit Knochen, Feuerſteinen oder Eiſen zugeſpitzt, ihre Lanzen waren eben ſo bewehrt.

Die Bogen dieſer weſtlichen Eskimos beſchreibt Beechey (II. 409.) ziemlich genau. Er findet ſie beſſer als die der öſtlichen Völkerſchaften. Sie ſind übrigens nach demſelben Princip mit Sehnen und Kielen auf der Rückſeite des Holzes angefertigt. Auf der Weſtſeite giebt es ſo viel Treibholz, daß die Einwohner unter verſchiedenen Baumarten die Wahl haben und ihre Geräthſchaften immer aus dem Ganzen arbeiten können. Es gehört einige Sorgfalt dazu, um einem Bogen die Geſtalt zu geben, die ſie für die beſte halten; zu dieſem Ende wird derſelbe in Spåne gewickelt, die man in Waſſer geweicht hat, und über ein Feuer gehalten. Hierauf pflöckt man ihn in der Art an die Erde, daß er in der erforderlichen Geſtalt erhärtet. Bei Leuten, die ſich dieſer Bögen nicht kunſtgerecht zu bedienen wiſſen, gleitet die Sehne oft aus ihrer Stelle und der Bogen biegt ſich auf die unrechte Seite und zerbricht leicht.

Bei dieſen Bögen iſt an jedem Ende ein etwa einen Fuß lan-

ges Stück der Sehne in Berührung und wenn man ſich derſelben bedient, ſo entſteht ein Geräuſch, welches die Anweſenheit des Jägers verräth. Die californiſchen Wilden, welche aus dem Hinterhalt zu ſchießen pflegen, umwickeln dieſen Theil der Sehne ſehr ſorgfältig mit Pelz; allein bei den Eskimos fand Beechey nie eine ähnliche Vorſichtsmaßregel in Anwendung gebracht. Um das Handgelenk vor dem durch häufiges Schießen möglichem Abreiben der Haut zu ſchützen, ſchnallen ſich die Eskimos ein nach der Wölbung des Handgelenks ausgehöhltes Stück Elfenbein von 3—4 Zoll Länge, das **Munera** heißt, an, oder einen aus mehreren Stücken Elfenbein oder Holz zuſammengeſetzten Bügel.

Die Bogen der öſtlichen Eskimos beſtehen (nach Franklin 1. R. S. 434.) aus drei Stücken Tannenholz, davon nur das mittlere gebogen iſt, die beiden Seitenſtücke liegen mit der Sehne parallel und ſind mit Sehnen ſauber an das Mittelſtück befeſtigt. Dieſe Bogen ſind ſehr kräftig (Franklin 2. R. 220.). Parry (2. voy. 510.) ſagt, daß die fichtenen Bogen der Eskimos an 4 Fuß lang ſind, an der innern Seite flach, an der äußern rund, in der Mitte, wo ſie am ſtärkſten ſind, 5 Zoll im Umfang und hier durch ein an der Innenſeite befeſtigtes Stück Knochen von 10 Zoll Länge verſtärkt. An jedem Ende des Bogens iſt ein Knauf von Bein oder Holz, der mit Leder überzogen iſt, mit einer tiefen Kerbe für die Sehne. Da das Holz, das ihnen zu Gebote ſteht, nicht genug Spannkraft hat, ſo wird der Bogen durch eine Anzahl ſchmaler Fäden, die aus drei Sehnen zuſammengedreht ſind, von einem Knopfe zum andern belegt. Es ſind oft 30 ſolcher Fäden. Außer dieſen werden noch andere paarweiſe rund um den Bogen befeſtigt, ſie beginnen 8 Zoll vom Ende und werden in gleichmäßigen Entfernungen, ſo daß oft 60 Fäden in der Mitte ſind, angebracht. Außerdem iſt er noch in der Mitte umwickelt und durch eingetriebene Keile feſter angeſpannt. Ein Bogen iſt nur ſelten aus einem Stück, die meiſten beſtehen aus 2—5 Stücken Bein von ungleicher Länge, die durch Nieten und Nägel mit einander verbunden ſind. Die Bogenſehne beſteht aus 12—18 zuſammengedrehten Sehnen.

Die Pfeile ſind 20—30 Zoll lang, zwei drittel davon iſt abgerundetes Fichtenholz, das übrige Bein, was durch eine Höhlung mit dem Holze verbunden wird und mit einer Spitze von Eiſen oder gemeiniglich mit Schiefer verſehen. Am andern Ende ſind zwei Federn angeleimt. Auf 20 Yards trafen die Eskimos mit großer Sicherheit, auf größere Ferne iſt der Schuß nicht tödtlich.

Die Pfeile der Eskimos ſind ſehr gefährlich und können an der rechten Stelle tödtlich werden. Auf die Entfernung von 140 Schritt wurde einer von Beecheys Leuten (II. 376.) ſo ſtark in den Schenkel verwundet, daß er eine Zeit lang dienſtunfähig war. Aus der Entfernung von 11—13 Schritt ſchoß ein Eskimo einen Seeſolda-

ten durch den rechten Arm in die Seite; ein dritter Pfeil fuhr 2½ Zoll weit unter der Schopfhaut weg. Die Wunden mußten entweder zum Hervorziehen der mit Widerhaken verſehenen Pfeilſpitzen erweitert werden, oder man hatte eine Gegenöffnung zu machen, um den Pfeil vollends durchzuſtoßen. Die meiſten dieſer Wunden rührten von Pfeilen mit knöchernen Spitzen her, an denen ſich vorne ein ſpitziges Stückchen Jaspis befand.

Das Schießen nach dem Ziele ſcheint zu den Beluſtigungen der Eskimos an der Weſtküſte von America zu gehören. Beechey (II. 400.) ſah auf der Chamiſſoinſel ausgezeichnete Schützen. Eines Tages ſchwamm ein Taucher einige 80 Fuß vom Ufer und man bot einem Eskimo eine Belohnung, wenn er denſelben ſchöſſe. Dem erſten Pfeile wich der Vogel durch Tauchen aus. Der Eskimo paßte den Augenblick ab, wo jener ſich wieder über das Waſſer erhob, und ſo wie der Kopf zum Vorſchein kam, ſchoß er ihn mit dem Pfeile durch beide Augen.

Ein anderes Geſchoß iſt der **Wurfpfeil**, der ſich eben ſo bei den Grönländern als bei den Aleuten vorfindet und uns an den Wurfſpieß und Wurfſtock der Auſtralier erinnert.

Zur Klopfjagd gebraucht der Grönländer (Crantz I. 195.) den Agligak und den Nuguit.

Der **Agligak** oder Wurfpfeil iſt 2½ Elle lang, vorn mit einem ſchuhlangen, runden und fingersdicken Eiſen, ſtatt der Widerhaken zweimal eingehackt, verſehen, welches aus dem Schaft herausfährt, durch einen Riemen aber an der Mitte deſſelben hängen bleibt. Hinterwärts iſt an einem Knochen ein aufgeblaſener Schlund von einem Seehund oder großen Fiſch befeſtigt, damit der Seehund ſich daran abmatte und ſich nicht verliere. Solcher Pfeile bekommt er auf der Klopfjagd gewöhnlich mehrere in den Leib. In dieſe Blaſe haben ſie eine beinerne Röhre mit einem Stöpſel oder Pflock befeſtigt, damit ſie dieſelbe nach Belieben aufblaſen oder ſchlaff machen können.

Den **Nuguit** brauchen ſie zum Vogelpfeil einer Klafter lang, vorn mit einem ſchuhlangen, runden, ſtumpfen und nur einmal eingehacktem Eiſen, das im Holze feſt ſteckt, verſehen. Weil aber der Seevogel durch Tauchen oder in die Höhe und auf die Seite fahren, und dem Wurfe ausweichen kann, ſo haben ſie in der Mitte des Schafts drei, manche auch vier Beinfedern, einer Spanne lang und dreimal als Widerhaken eingeſchnitten, mit Fiſchbein befeſtigt, damit der Vogel, wenn er ausweiche, von einer derſelben geſpießt werde.

Zu dieſen Wurfpfeilen brauchen einige auch ein Werfbret, um den Wurf zu verſtärken. Das Werfbret wird oben und unten mit einem beinernen Stiftchen am Schafte feſt gemacht und wird beim Abwerfen von dem Schützen in der Hand behalten.

Auch der **Erneinek**, der ebenfalls zum Seehundfang dient und von Crantz Harpunpfeil genannt wird, hat einen Schaft von einer

Klafter Länge und $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Vorn ſteckt darin ein beweglicher beinerner Stift, einer Spanne lang, und auf denſelben die knöcherne Harpun, die eine gute halbe Spanne lang, mit Widerhaken und vorn mit einer zollbreiten eiſernen Spitze verſehen iſt. Am hintern Ende des Schafts ſind zwei Federn von Walfiſchknochen, einer Spanne lang und zwei Finger breit, gleich einem Weberſchützen geſtaltet, damit der Wurf deſto gerader und ſicherer gehe. Zwiſchen denſelben wird das Wurfbret einer Elle lang, unten einen und oben vier Daumen breit, befeſtigt, an beiden Seiten mit einer Kerbe, um es mit dem Daumen und Vorderfinger feſt zu umfaſſen. An der Harpune hängt ein Riemen, ungefähr acht Klaftern lang, welcher erſt vermittels eines beinernen Ringes an einem Stift in der Mitte des Schaftes befeſtigt wird und dann vorn auf dem Kajak oder Boot in einem beinernen Ring aufgerollt liegt und endlich an die hinter dem Grönländer liegende Blaſe oder den aufgeblaſenen Seehundſchlauch befeſtigt iſt. Der Pfeil darf nicht aus einem Stück beſtehen, ſonſt würde er von dem Seehund gleich zerſchlagen. Die Harpune muß alſo vom Schafte abfahren können und damit dieſes deſto leichter und ohne zu zerbrechen vor ſich gehe, muß der beinerne Stift, auf welchem ſie ſteckt, und der mit zwei Riemen an beiden Seiten des Schaftes befeſtigt iſt, zugleich mit aus dem Schafte fahren, welcher auf dem Waſſer liegen bleibt, indem der Seehund mit der Harpune und Blaſe unters Waſſer geht.

Die Geſchoſſe der Aleuten haben mit denen der Grönländer die größte Aehnlichkeit. Sarytſchew (II. 160.)*) beſchreibt uns dieſelben:

Der Pfeile bedienen ſie ſich bei verſchiedenen Vorfällen und Bedürfniſſen und haben ſie deßwegen von verſchiedener Art. Die von der erſten, welche ſie gegen Menſchen und größere Thiere brauchen, ſind 4 Fuß lang und haben als Spitze ein zugearbeitetes Stück Lava von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $\frac{3}{4}$ Zoll Breite. Die zweite Sorte iſt kleiner und wird nur gegen kleine Thiere gebraucht; ihnen werden mit Sehnenfaden nicht ſteinerne, ſondern knöcherne Spitzen angebunden. Die dritte Sorte wird zur Vogeljagd gebraucht, iſt an Größe der erſtern gleich und ihr vorderes Ende iſt mit vier knöchernen widerhakigen Spitzen bewaffnet. Die vierte Sorte wird auch gegen größere Thiere angewendet, iſt 9 Fuß lang, hat am vordern Ende eine eingeſetzte Knochenſpitze, an welcher eine Sehnenſchnure angebunden, deren anderes Ende an zwei Stellen in der Mitte des Pfeiles hinter einem Halter umgewunden iſt. Am hintern Ende iſt ein Buſch von Adlerfedern eingeſteckt. Die fünfte Sorte hat 4 Fuß 4 Zoll Länge, eine Knochenſpitze und in der Mitte eine aufgedunſtete Blaſe, welche verhüthen ſoll, daß das mit dem Pfeile tödtlich getroffene Thier nicht unterſinke. Die Breter, mit welchem man dieſe Pfeile abwirft, ſind etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 2 Zoll breit; an dem einen Ende iſt

*) S. Taf. XXVIII. b. 5. 6.

eine Stelle ſo eingerichtet, daß man bequem in dieſelbe faſſen kann, am andern Ende iſt nach Art eines Nagels ein Knochen eingeſteckt, an welchem das Ende des Pfeiles beim Abwerfen anhaftet.

Pfeile und Breter beſtreichen ſie mit einer rothen Farbe, die ſie von Felſenwänden einſammeln und in dem Waſſerabſatze von Blut auflöſen, wodurch ſie ſo haltbar wird, daß weder Regen noch Salzwaſſer ſie abwäſcht. Das Blut hierzu holen die Aleuten aus ihrer Naſe, welche ſie mit einem Grashalm ſo lange prickeln, bis ſie hinlänglich von ſich ſelbſt giebt. Bei der Ausfahrt ins Meer ſteckt der Aleute ſeine Pfeile und ſein Wurfbret vor und hinter ſich in die dazu in der Baidare eingefaßten Riemen ein. Die Pfeile, welche er ſtets wieder einzuſammeln ſucht, wirft er mit der rechten Hand ab, während er mit der linken das Ruder der Baidare faßt, um das Gleichgewicht zu erhalten. Das Wurfbret fand Beechey (II. 34.) am Kotzebuesunde bei den Eskimos, die ſich als geſchickte Schützen erwieſen.

Nächſtdem haben dieſe Polarvölker auch noch Spieße, mit denen ſie die Thiere ohne Wurfbret harpuniren; die Schäfte ſind aus Treibholz gemacht und die Spitzen aus Knochen oder Eiſen. Es ſind kurze Gewehre, da lange Speerſtangen, wie ſie auch Parry bei den Eskimos fand (1. voy. 284.) ſelten ſind.

Bei den Eskimos der Nordküſte fand Mackenzie (S. 366.) zweierlei Arten von Spießen; die eine iſt etwa 8 Fuß lang, mit gut polirter Spitze von 12 Zoll Länge und 2 Zoll Breite; die andere von 6 F. Länge, hat eine kleinere Spitze von 8 Z. Länge und 1 Z. Breite. Beide Speere ſind aus Cedernholz; außerdem haben ſie auch knöcherne Speere. Nächſtdem ſind ihre 6 Fuß langen Bogen mit eiſernen Spitzen verſehen, welche ſie zuweilen als Spieße gebrauchen. Auch Beechey (II. 350.) fand am York-Cap bei den Eskimos kurze, eiſerne, mit Meſſing ausgelegte Spieße.

Die Eskimos von Parrys Bekanntſchaft (2. voy. 507.) hatten zum Seehundfang den Oonak, der aus einem leichten Stabe von Holz beſteht, 4 Fuß lang; an dem einen Ende iſt die Spitze eines Narwalhorns, 10 — 18 Zoll lang, mit Nägeln und Bändern befeſtigt. Am andern Ende iſt eine kleinere Spitze. Um das Abgehen der Spitze und das Zerbrechen des Holzes zu vermeiden, wird die ganze Länge des Holzes mit einem ſteifen Lederſtreifen verſehen, deſſen Ende in eine Höhlung des Knochens geht. An dieſen Stab wird ein anderes Inſtrument befeſtigt, welches Siätkö genannt wird. Es beſteht aus einem 3 Zoll langen Knochen, der an dem einen Ende eine eiſerne Spitze hat und am anderen ausgehöhlt iſt, um das Ende des Stabes Oonak aufnehmen zu können. Durch dieſes Inſtrument iſt die Leine Allek geſichert, welche 4 — 6 Faden lang jeder Schiffer hinter ſich führt und die aus Lederriemen beſteht. Der Siatko wird, wenn er nicht gebraucht wird, in einer ledernen Scheide aufbewahrt. Sobald der Jäger einen Seehund erblickt, nimmt er den Siatko hervor

und ſteckt ihn auf die Spitze des Speeres, die Leine wird angezogen und um die Mitte des Stabes gewunden. Iſt das Thier getroffen, ſo trennt ſich der Siatko vom Stabe und dieſe Waffe wird für den kleinern Seehund gebraucht. Für den größern hat man den Akieak oder Akleega mit einer Blaſe, gleicht dem Agligak der Grönländer.

Die dritte Waffe, Kateelik, dient zur Walroßjagd; der Stab iſt dicker, namentlich in der Mitte; er hat eine lange Spitze von Bein, die durch einen Riemen mit dem Stabe zuſammenhängt.

Auch der Nuguit oder Vogelpfeil — nuguee — der Pfeil mit mehreren Spitzen, fehlt ihnen nicht. Dazu brauchen ſie auch das Wurfbret, noke-shak. Die beiliegende Doppel-Tafel XXVIII. giebt eine vergleichende Ueberſicht dieſer Waffen bei den Grönländern, Eskimos und Aleuten, nach Crantz, Parry und Sarytſchews Zeichnungen.

a. Grönländer.

1. Erneinek oder Harpunpfeil mit der Blaſe.
2. Angovigak, die große Lanze.
3. das Wurfbret.
4. Capot, die kleine Lanze.
5. Aglikak, Werfpfeil.
6. Nuguit, Vogelpfeil.

b. Eskimos.

1. Oonak, mit 3. Siatko.
2. Nuguee.
4. Kateelik.
8. ſeltenere Speerform.

Aleuten.

5. u. 6. Wurflanze und Spieß nebſt
7. Wurfbret.

Aehnliche Erſcheinungen beobachtete Cook (3. Reiſe) und Sarytſchew bei den Tſchuktſchen, die übrigens außer den Pfeilen mit ſteinernen Spitzen ſich der Speere mit eiſernen Spitzen von europäiſcher Arbeit bedienen, welche ſie durch den Verkehr mit ſibiriſchen Nationen erhalten.

Dieß ſind die hauptſächlichſten Waffen der Nordpolarvölker; die Keule und die Schleuder ſcheint ihnen ganz zu fehlen, ebenſo das Schwert.

Die Jagd

iſt bei den Polarvölkern diejenige Beſchäftigung, worin ſich ihr ganzer Witz und Verſtand concentrirt. Da der Norden an Landthieren arm

iſt, der Seehund und das Wallroß dagegen den Kern der animaliſchen Bevölkerung bilden, ſo beginnen wir billig mit dieſem.

Die Grönländer, berichtet Crantz (I. 203.), fangen den Seehund auf dreierlei Weiſe; entweder einzeln mit der Blaſe, oder zuſammen auf der Klopfjagd oder zur Winterszeit auf dem Eiſe; zu dieſen drei Arten bedienen ſie ſich ihrer alten Nationalwaffen. Die vierte Art, das Thier mit der Flinte zu erlegen, kommt hier nicht in Betracht.

Die gemeinſte Art iſt der Fang mit der Blaſe. Wenn der Grönländer in ſeinem Kajak vor ſich die Leine, hinter ſich die Blaſe, neben ſich die Harpunen, einen Seehund erblickt, ſucht er denſelben unter dem Wind und zwiſchen der Sonne zu überraſchen, daß er von ihm weder gehört, noch geſehen und gewittert werden könne. Er ſucht ſich durch Bücken hinter eine Welle zu verſtecken, fährt ihm geſchwind aber leiſe auf 4—6 Klaftern nahe, und ſieht indeſſen wohl zu, daß Harpune, Riemen und Blaſe in gehöriger Ordnung liegen. Alsdann behält er das Ruder in der Linken und den Harpunpfeil ergreift er beim Werfbret, welches dem Pfeil ſeinen rechten Schwung geben muß. Trifft die Harpune bis über die Widerhaken, ſo fährt ſie gleich von dem beinernen Stift und dieſer auch aus dem Schaft heraus und wickelt den Riemen von dem Geſtelle auf dem Kajak ab. Der Grönländer aber muß in dem Moment, da der Seehund getroffen wird, die an dem Ende des Riemens befeſtigte Blaſe hinter ſich auf dieſelbe Seite ins Waſſer ſtoßen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, ſeinen Lauf hinnimmt. Die Blaſe, welche 1—1½ Centner tragen kann, zieht der Seehund manchmal mit unters Waſſer, mattet ſich aber an derſelben ſo ab, daß er etwa in einer Viertelſtunde wieder heraufkommen und Odem ſchöpfen muß. Wo der Grönländer die Blaſe wieder heraufkommen ſieht, da fährt er darauf zu und wirft dem Seehund, ſobald er herauſkommt, die große Lanze Erneinek, die allemal wieder losgeht, ſo oft in den Leib, als er herauf kommt und noch nicht ganz ermattet iſt. Alsdann ſticht er ihn mit der kleinen Lanze vollends todt, ſtopft alle Wunden ſorgfältig zu, um das Blut zu behalten, und bindet ihn an der linken Seite des Kajaks feſt, nachdem er ihn zwiſchen Fell und Fleiſch aufgeblaſen, damit er ihn deſto leichter ſchwimmend fortbringen möge.

Bei dieſem Fang iſt der Jäger den meiſten und größten Lebensgefahren unterworfen, daher die Grönländer dieſe Art der Jagd Kamavok, Auslöſchen, nämlich des Lebens, nennen. Denn wenn der ablaufende Riemen, wie es bei der Schnelligkeit, womit dieß geſchieht, gar leicht möglich iſt, ſich verwickelt, oder am Kajak hängen bleibt, oder ſich um das Ruder oder gar um die Hand, ja auch wohl bei ſtarkem Winde um den Hals ſchlingt, oder wenn der Seehund ſich plötzlich auf die andre Seite des Kajak wendet, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß das Fahrzeug umgeriſſen und unter dem Waſſer

fortgeſchleppt wird. Da hat der Grönländer alle ſeine oben beſchriebenen Uebungen nöthig, um ſich unter dem Waſſer loszuwickeln, auch wohl etlichemal nach einander aufzurichten, indem er ſo oft wieder umgeriſſen wird, als er ſich noch nicht gänzlich vom Riemen entwickelt hat. Ja, wenn er denkt außer aller Gefahr zu ſeyn und dem ſchon halbtodten Seehunde zu nahe kommt, ſo kann ihn derſelbe noch ins Geſicht oder in die Arme beißen; wie ein Seehund, der Junge hat, manchmal anſtatt zu fliehen, ganz wüthend auf den Grönländer losgeht und ein Loch in den Kajak reißt, daß er ſinken muß.

Auf dieſe Weiſe der Einzeljagd kann nur diejenige Art der Seehunde, die Attarsoak heißt, erlegt werden. Dem vorſichtigen Kassigiak müſſen ihrer etliche zuſammen auf der Klopfjagd nacheilen, umringen und tödten. Im Herbſt kommen gemeiniglich bei ſtürmiſchem Wetter auch die erſtgenannten Seehunde in die Seeengen; da verlaufen ihnen die Grönländer den Paß, ſcheuchen ſie durch Schreien, Klopfen und Steinſchleudern unters Waſſer, damit ſie, weil ſie nicht lange ohne Athemholen leben können, endlich ermatten und lange oben bleiben mögen, bis ſie dieſelben umringen und mit dem Aglikak erwerfen können. Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich die Behendigkeit und Gewandtheit der Grönländer im vollſten Licht. Denn wenn der Seehund aufkommt, fahren ſie alle wie die Vögel mit großem Geſchrei auf ihn los, und da er gleich wieder untertaucht, ſo zerſtreuen ſie ſich in einem Augenblick und ein jeder giebt auf ſeinem Poſten Achtung, wo er ſich wieder ſehen laſſen wird; was gemeiniglich eine halbe Viertelmeile von dem vorigen Platz in unbeſtimmter Richtung geſchieht. So können ſie einen Seehund, wo er ein breites Waſſer hat, auf zwei Meilen lang und breit ein Paar Stunden lang verfolgen, ehe ſie ihn ſo müde machen, daß ſie ihn einſchließen und tödten können. Wenn ſich die Seehunde in der Angſt ans Land zurückziehen wollen, ſo werden ſie von den Weibern und Kindern mit Steinen und Stöcken empfangen und hintenzu von den Männern erſtochen. Dieſes iſt den Grönländern eine ſehr luſtige und einträgliche Jagd, da, wenn mehrere beiſammen ſind, ein Mann in einem Tage 8—10 Stück auf ſeinen Theil bekommen kann.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eiſe iſt nur da gebräuchlich, wo die Buchten im Winter mit Eis belegt ſind, und geſchieht auf mancherlei Art. Der Grönländer ſetzt ſich neben das Loch, das der Seehund ſich zum Luftſchöpfen ins Eis gemacht hat, auf einen einbeinigen Schemel und ſtellt die Füße, um ſich nicht zu erkälten, auf einen dreibeinigen Schemel. Wenn nun der Seehund die Naſe ans Loch hält, ſo ſtößt er mit Harpune darein und macht gleich ein größeres Loch, zieht das Thier heraus und ſchlägt es vollends todt. Oder es legt ſich einer auf einen Schlitten neben das Loch, durch welches herauszukommen der Seehund gewohnt iſt, um ſich auf dem Eiſe an der Sonne zu wärmen, auf dem Bauche nieder. Neben dem

großen Loch macht man ein kleineres, in welches ein anderer Grönländer eine Harpune an eine ſehr lange Stange ſteckt. Der auf dem Eiſe liegende ſchaut durchs große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, die er mit einer Hand dirigirt, hinfährt, dann giebt er dem andern ein Zeichen, worauf dieſer mit Gewalt das Thier durchſpießt. Liegt ein Seehund neben ſeinem Loch auf dem Eiſe, ſo rutſcht ihm der Grönländer auf dem Bauche entgegen, wackelt mit dem Kopfe und knurrt wie der Seehund, der den Grönländer für ſeines Gleichen anſieht, ganz nahe an ſich kommen läßt und geſpießt wird. — Wenn im Frühjahr der Schnee ein großes Loch ins Eis macht, umgeben die Grönländer daſſelbe und paſſen auf, bis die Seehunde in Menge unter dem Eiſe hervor an den Rand kommen, Luft zu ſchöpfen, wo ſie dieſelben mit Harpunen empfangen. Viele werden auch auf dem Eiſe, wenn ſie in der Sonne ſchlafen und ſchnarchen, erſchlagen.

Eben ſo iſt es bei den Eskimos. Parry (2. voy. 170.) ſchildert uns einen Eskimo, wie er auf dem Eiſe liegt. Er bewundert namentlich die Ausdauer, welche dieſe Leute dabei beweiſen. Er giebt uns auf drei wohlgelungenen Kupfertafeln die verſchiedenen Stellungen und Lagen an, die der auf den Seehund lauernde Eskimo einnimmt. Theils liegt er auf der Seite, theils ſitzt er hinter einem, aus Schneeblöcken errichteten Schirme, neben ſich ſeine Harpune, die er auf einem ſorgfältig in den Schnee geſteckten Bock gelegt hat, damit er ſie ſofort zur Hand habe.

Eine eigenthümliche Sitte fand Parry auf Winterisland (2. voy. 208.). Wenn der erſchlagene Seehund in die Hütte gebracht worden und bevor das Meſſer zum Zertheilen in den Leib des auf dem Rücken liegenden Thieres geſtoßen wird, ſchütten ſie ihm etwas Waſſer in den Mund und berühren dann jede Floſſe und die Mitte des Bauches mit ein wenig Lampenruß und Oel. Dieß wird ſorgfältig beobachtet. Parry konnte aber die eigentliche Bedeutung dieſer Sitte nicht ergründen.

Aehnliche Erſcheinungen finden ſich auch bei den Aleuten, die, obſchon unter etwas milderem Klima, doch eine Lebensweiſe führen, die der grönländiſchen ſehr ähnlich iſt. Sarytſchew berichtet darüber (II. 125.) Folgendes: Zu Anfang des Novembers fingen die Aleuten den Seebärenfang an, der bis zum November fortdauert, wo dieſe Thiere ſich aus dem Norden in die ſüdlichern Gegenden zurückziehen. Gehen die Seebären in die Buchten ein, ſo jagen ſie die Aleuten in ihren Baidaren; auf einen Seebär vereinigen ſich 3—4 Mann. Sie berechnen ziemlich genau, an welcher Stelle er aus dem Waſſer auftauchen muß; dieſer rudern ſie ganz nahe und ſobald er ſich da nur zeigt, werfen ſie ihre Pfeile nach ihm. Auf dieſe Weiſe quälen ſie ihn, bis er vom öftern Auftauchen und den Pfeilwunden ganz ermattet; doch damit er nach einer tödtlichen Verwundung nicht gleich unterſinkt, ſo heften ſie ihren Pfeilen eine aufgedunſene Blaſe an. Wer das Thier mit ſeinem Pfeile zuerſt getroffen, der hat ein Recht auf

deſſen Haut. Der Fang der Ottern und übrigen Seethiere hat gleiche Regeln. Den Seebären theilt man auf folgende Weiſe. Der, deſſen Pfeil zuerſt getroffen, erhält die Hälfte der Haut und die Gedärme und hat überdem das Recht, die andere Hälfte derſelben einem ihm beliebigen Jagdgenoſſen zuzutheilen; der, deſſen Pfeil der zweite war, erhält den Hals und die übrigen Eingeweide; der dritte nimmt die Blaſe, dem vierten und fünften fallen die vordern, dem ſechſten und ſiebenten die hintern Schwimmfüße zu. Das Fleiſch aber wird unter alle, welche Antheil nahmen, gleich vertheilt. Zu Anfang der Jahresjagd vertheilt der, dem der erſte erlegte Seelöwe zufällt, den ihm zugemeſſenen Antheil des Fleiſches unter alle ſeine Nachbarn; die Knochen müſſen ſie ihm wieder zubringen und ſind ſie alle geſammelt, ſo werden ſie ins Meer zurückgeworfen.

Das Renthier, der Hirſch des hohen Nordens, wird da, wo es noch nicht zu Heerden vereinigt iſt, in Grönland und dem nördlichſten Sibirien, von den Einwohnern als das edelſte Wild gejagt.

Die Grönländer (Crantz I. 97.) vereinigen ſich zu dieſem Zwecke zu einer Klopfjagd; indem Weiber und Kinder eine Gegend umringen und wo es an Menſchen mangelt, Stöcke mit Erde bedeckt aufſtellen und ſo die Thiere ſcheuchen, bis ſie dem Jäger in einer Enge zum Schuß kommen. Zuweilen werden die Renthiere auch von den Weibern in eine Seebucht gejagt, wo ſie von den Männern mit Harpunen und Pfeilen getödtet werden.

Bei den Jukagiren am Omolon und den Anuis werden (nach Sarytſchew I. 82.) die Renthiere in ähnlicher Weiſe erlegt. Zu Ausgange Mai begeben ſich nämlich die wilden Renthiere in großen Heerden aus den Wäldern in die Seegegend, um den Mückenſchwärmen zu entfliehen und im Herbſte bei der Rückkehr müſſen ſie über die Flüſſe ſetzen. Die Jukagiren kommen dann auf ihren Kähnen herbei und erſtechen ihrer eine große Menge im Waſſer, ſo daß ein Menſch an einem Tage oft mehr als 60 erlegt. Sie ſchwimmen nämlich nicht in gedrängter Schaar, ſondern eines hinter dem andern. Es muß jedoch dabei beobachtet werden, daß man die Thiere nicht eher anfällt, als bis der Anführer derſelben an das andere Ufer gelangt iſt, denn ſobald dieſer ein Hinderniß fände, würde er umkehren und die ganze Heerde mit ihm; iſt dieſer aber hinüber, ſo kehrt kein Renthier um.

Nächſt dem Erlegen mit Pfeil und Harpune kennen die Nordpolarvölker auch den Gebrauch der Fallen und Schlingen. Die Grönländer (Crantz I. 98.) fangen den Fuchs in Fallen, die wie ein Häuschen aus Stein aufgebaut ſind, darin an einem Stecken ein Stück Fleiſch angebunden iſt, welcher, wenn der Fuchs daran rührt, vermittelſt eines Riemen einen breiten Stein vor den Eingang niederfallen läßt; außerdem kennt man noch Schlingen von Fiſchbein, die über ein mit Heringen angefülltes Loch im Schnee gelegt werden und die ſie daneben in einer Hütte von Schnee ſitzend zuziehen. Nächſt-

dem gräbt man eine Art Wolfsgruben in den Schnee, die rings herum platt gemacht und oben mit Heringen beſtreut ſind. Die Eskimos fangen den Wolf in Fallen, die ſie ähnlich den Bärengruben aus Eis bauen (Parry 2. voy. 174. 514.), und den Fuchs in Fallen aus Steinen (daſ. 387.), die rund ſind und oben eine viereckigte Oeffnung haben, auf welcher der Köder und die Falle liegt; die Oeffnung ſchließt ſich, ſobald der Fuchs in der Falle iſt, und ſo fangen ſie oft mehrere nacheinander.

In ähnlicher Weiſe fangen die Eskimos (welche Mackenzie beſuchte, S. 367.) das Muſethier in Schlingen von Schnuren, die $1\frac{1}{2}$—2 Faden lang ſind und aus dünngeſchnittenen friſchen Häuten geflochten werden und ſtark genug ſind.

Die nördlichen Tunguſen ſind ſehr geſchickt im Vogelfang (Sarytſchew I. 48.). An ſtillen Tagen, Ausgang des Julius, fahren ſie in Canots ins Meer, umzingeln die Turpane oder Seeenten und jagen ſie zur Flußmündung und von da auf ſeichte Uferſtellen; dann ſpringen ſie aus den Kähnen und fangen die Enten, die um dieſe Zeit federn und nicht gut fliegen können, mit den Händen oder ſchlagen ſie todt. Dann werden ſie mit einer großen knöchernen oder eiſernen Nadel an einen Riemen gereihet. Die Tunguſen fangen dieſe Turpane mit Hülfe einer hölzernen, dem Weibchen nachgebildeten Ente. Dieſe Holzente binden ſie ans Vorderende einer langen Stange, deren äußerſte Spitze mit einem ſcharfen Eiſen beſchlagen iſt. Auf ſolche Art ausgerüſtet und dieſe Stange über der Oberfläche des Waſſers weit vor ſich hinhaltend, fahren ſie auf ihren kleinen Kähnen zu einem Männchenhaufen, welche, ſobald ſie die Puppe gewahr werden, auf das vermeinte Weibchen zueilen und ſo von den Tunguſen mit der Eiſenſpitze ohne alle Mühe aufgeſtochen werden. In Seeen und in ſtillen Flußgewäſſern fängt man die Enten mit Schlingen. Man zieht nämlich im See oder im Fluſſe an mehreren Orten eine Umzäunung von Strauchruthen, zwiſchen der man hin und wieder eine Oeffnung läßt, in welche man die Schlingen einhängt. Die Enten finden keinen andern Ausweg als dieſe Oeffnungen und fallen alſo in die Schlingen. Auf eine andere Art werden ſie mit Schlingen durch Fiſchroggen gefangen. Man macht nämlich Holzrahmen, in welche man ziemlich weitläufig Ruthen einflicht, und in dieſe bindet man mehrere Schlingen, verſenkt dann durch Anbindung kleiner Steine das ganze Rüſtwerk auf den Grund einer nicht zu tiefen Stelle und ſchüttet auf die Seitenrahmen und Flechtwerke Fiſchroggen. Dieſe Lockſpeiſe ſehen die Enten von der Oberfläche, ſchießen nach ihr hinab und werden ſo gefangen.

Die Grönländer verſtehen nächſtdem Rypern und Raubvögel in Schlingen zu fangen. Letzteren ſtellen ſie namentlich der Federn wegen nach, die ſie ſtatt des Fiſchbeines zu Schlingen und dergleichen brauchen.

Die Vögel werden von den Eskimos (Parry 2. voy. 514.) auf

eine ſinnreiche Art gefangen. Der Eskimo baut ſich eine Schneehütte, die gerade groß genug für eine Perſon iſt und oben eine Oeffnung hat, durch welche er mit der Hand gleich dem Auſtralier die Vögel greift, die eben nach dem hingelegten Futter zulangen.

Der Fiſchfang iſt bei Seeanwohnern eine der wichtigſten Beſchäftigungen. Da jedoch die nordiſchen Gewäſſer ſo überreich an großen Säugethieren, Walfiſchen, Walroſſen, Seehunden und dergl. ſind, ſo macht der Fiſchfang hier keinen ſo weſentlichen Theil der Beſchäftigung aus, wie etwa in Auſtralien; daher finden wir auch nicht die großen Netze, und zum Fang wird weniger Mühe, mit geringeren Vorbereitungen, Anſtalten und Hülfsmitteln verwendet. Die Lachſe z. B. fängt der Grönländer nur mittelſt leicht aufgerichteter Wehre, andere Fiſche ſucht er mit den Händen zu greifen, noch andere ſticht er mit einem zugeſpitzten Stock.

Bei den Aleuten fand Sarytſchew (II. 122.) Angeln von Walfiſchſehnen oder dünnem Seekohl, an welche ſie einen knöchernen oder eiſernen Haken binden, ſo wie an dieſen zur Lockung ein Stück Fiſch oder Angelicakraut ſtecken. Eine andere Lockſpeiſe wird aus einem von Alaſchka geholten Kraute gemacht, das einen ſcharfen, aber angenehmen Geruch hat.

Mackenzie (367.) fand bei den Eskimos Netze und Angelruthen aus Weidenrinde und Neſſeln, welche letztere feiner und glätter ſind als die hänfenen. Die Angelhaken ſind kleine Steine, die in dazu geſpaltenen Hölzern ſtecken und mit Watape (Pechtannenwurzelbaſt) umwunden ſind. Den Angelhaken der Eskimos beſchreibt Parry (2. voy. 439.). Er beſteht aus einem Stück Elfenbein, das eine Spitze von ſcharfem Eiſen hat, ohne einen eingelegten Widerhaken. Sie glauben, das Elfenbein ziehe den Lachs herbei. Der Haken wird mit einem Köder von gut gekautem Speck verſehen, der mit einer Thierſehne befeſtigt iſt. Daran iſt eine kleine Angelruthe von Knochen, Renthierhorn oder Holz, mit welcher ſie den Köder ſtets in Bewegung erhalten. Sie begannen die Fiſcherei mit einem Gemurmel, in welchem die Worte Fiſch und Kablunät vorkamen.

Die Eskimos, welche Beechey ſah (II. 399.), hatten für den Seehundfang neben den Harpunen auch noch ſtarke Netze von Walroßhaut, dann einen Ketſcher, der aus einem runden, hölzernen oder knöchernen Rahmen von etwa 8 Zoll Durchmeſſer beſtand, welcher mit Fiſchbein wie ein Rohrſtuhl übers Kreuz beflochten und an einem langen hölzernen Stiel befeſtigt war (II. 402.).

Andere Arten des Fiſchfanges durch Betäubung der Thiere, große Netze u. ſ. w. kennt man nicht im Norden.

Das öffentliche Leben

äußert ſich nur unbedeutend. Kriege und Ueberfälle ſcheinen im allgemeinen nicht häufig, und der Charakter der Nordländer zeigt ſich friedfertig und furchtſam.

Das öffentliche Leben im Frieden äußert ſich zuvörderſt in dem uralten Jagdrechte, das wir bei den Aleuten kennen lernten, wornach die an der Jagd Theil Nehmenden je nach ihrem Verdienſte auf Antheil gleichmäßigen Anſpruch haben (ſ. o. S. 289.).

Die Eskimos aller Orten halten ſich in kleinen Geſellſchaften zuſammen, die gewiſſermaßen eine Familie bilden. Eigentliche anerkannte, einflußreiche Oberhäupter hat man nicht allgemein bemerkt*). Beechey erzählt (II. 367.) von einem Mann, der bei einer mit den Eingebornen entſtandenen Streitigkeit ſein Anſehen mit Erfolg brauchte. Allein das Familienleben, das wir bei den Grönländern bemerkten, ſcheint das im Norden allgemein herrſchende zu ſeyn. Crantz (I. 233.) bemerkt, daß der Vater ſeine Familie ſo gut wie er kann regiere, daß er weder Jemand etwas zu befehlen habe, noch von irgend Jemand Befehle annehmen würde. Sogar da, wo mehrere Familien in einem Hauſe beiſammen wohnen, hat keine über die andere etwas zu ſagen. Nur müſſen ſie gemeinſchaftlich das Dach repariren und zu gleicher Zeit ein- und ausziehen, weil zur Heizung des Hauſes viele Lampen erfordert werden. Doch richten ſich die übrigen gern nach dem anſehnlichſten Wirth, der das Wetter und den Fang am beſten verſteht. Derſelbe wohnt am Nordende des Hauſes und ſieht auf die Ordnung und Reinlichkeit deſſelben. Will ihm aber Jemand nicht folgen, ſo wird er demſelben nicht befehlen, ihn noch weniger beſtrafen, ſondern alle vereinigen ſich, auf künftigen Winter nicht mehr bei ſolchen Leuten zu wohnen und dem Hausvater einmal in einem ſatyriſchen Geſange die Wahrheit zu ſagen, wenn ſie es ſo vieler Mühe werth halten. Die Kinder bleiben bei den Eltern, ſo lange dieſe leben, auch wenn ſie verheirathet ſind, und folgen ihnen. Die Verwandten halten ſich gern zuſammen, um in der Noth die Hülfe der andern zu genießen. Bei großen Zügen folgen ſie dem verſtändigſten Manne, können ſich aber, ſobald ſie wollen, von ihm trennen. Kurz, es begehrt Niemand ſich über den andern etwas anzumaßen, ihm vorzuſchreiben, ihn zur Rechenſchaft für ſeine Handlungen zu fordern, oder zu allgemeinen Bedürfniſſen Abgaben zu begehren. Denn ſie haben nichts übrig, Niemand kann ſich bei ihnen bereichern, ihr Naturell iſt allem Zwange fremd, und das ganze Land ſteht einem jeden offen. Jedoch haben ſie gewiſſe wohlhergebrachte Gewohnheiten, nach welchen ſie ſich an Statt der Geſetze richten, wiewohl es in der Ausübung oft fehlt und an Strafe für die Uebertreter, außer dem ſatyriſchen Geſang, nicht gedacht wird. Kaufmann Dollager berichtete hierüber Folgendes: Ein jeder kann zwar wohnen, wo er will, findet er aber ſchon Einwohner vor ſich, ſo landet er nicht eher, als bis man ihm zu erkennen gegeben,

*) Parry (2. voy. 534.) bemerkte keine Oberhäupter bei den Eskimos, nur bezeigen ſie ihren Angekoks eine gewiſſe Ehrfurcht.

daß man ihn gern hat. Jagd und Fiſcherei — das Einzige, was das Land giebt — ſteht Jedermann überall frei und hat ſich Niemand zu beſchweren, wenn ganz Unbekannte an einen fiſchreichen Ort kommen, und ſogar bei einem mit Mühe aufgebauten Lachsdamm fiſchen, nur müſſen ſie nichts verderben und die Thiere verſcheuchen. Handeln die Fremden dagegen, ſo gehen die Einwohner lieber davon und darben, als daß ſie mit ihnen zanken ſollten. Wer an einem Strande Holz oder geſtrandetes Schiffguth findet, dem gehört es, ob er gleich nicht da wohnt. Er muß es aber aus Land ſchleppen und einen Stein darauf legen, zum Zeichen, daß ſich ſchon Jemand deſſen angemaßt habe; alsdann wird es gewiß kein Anderer anrühren. Wenn ein Seehund, der mit dem Wurfpfeil davon läuft, von einem andern getödtet wird, ſo gehört er dem, der ihn zuerſt geworfen hat. Iſt er aber mit Harpune und Blaſe geworfen und der Riemen reißt, ſo hat der erſte Werfer ſein Recht verloren. Treffen zwei zugleich in einen Seehund, ſo theilen ſie ihn. Eben ſo halten ſie es auch mit den Vögeln. Findet Jemand einen todten Seehund mit der Harpune, ſo behält er denſelben, die Harpune aber giebt er dem zurück, der ſie verloren hat. Wird ein Walroß und dergl. großes Seethier gefangen, ſo nimmt der Treffer den Kopf und Schwanz für ſich ſelbſt, vom Rumpfe mag Jedermann ſchneiden, ſo viel er bekommt. An einem großen Walfiſch haben alle, auch die nur bloße Zuſchauer abgegeben, gleichen Antheil mit den Harpunirern, und da es dabei ſo unordentlich zugeht, daß unter den etlichen hundert Menſchen, die mit ihren ſcharfen Meſſern in unſinniger Begierde über das Thier her ſind, gemeiniglich einige verwundet werden, ſo werden ſie doch darüber keinen Groll gegen einander faſſen. Wenn einige zugleich ein Renthier ſchießen, ſo gehört es dem, deſſen Pfeil zunächſt dem Herzen getroffen hat; doch bekommen die andern etwas von dem Fleiſche. Wer es aber zuerſt verwundet, wenn es gleich nachher von einem andern getödtet wird, dem gehört das Thier. Seitdem ſie jedoch Flinten haben, ſetzt es manchen ſchwer zu ſchlichtenden Streit, da Niemand ſeine Kugel kennt. Wer eine Fuchsfalle baut und ſie eine Zeit lang nicht aufſtellt, der kann auf das Gefangene keinen Anſpruch machen, wenn ein Anderer ſie indeſſen aufgeſtellt hat. Wer Jemandem ein Boot oder eine Geräthſchaft leihet, der muß keine Ausbeſſerung deſſelben fordern, wenn unverſehens etwas zu Schaden kommt*), es ſey denn, daß es ohne ſein Wiſſen gebraucht worden. Wer etwas kauft und es ſteht ihm nachher nicht recht an, der kann es zurückgeben und ſeine Bezahlung wieder nehmen. Der Käufer bekommt auch eine Sache auf Credit, wenn er nicht ſogleich bezahlen kann. Stirbt er, ehe er bezahlt, ſo muß man die hinterlaſſenen Leidtragenden nicht durch Er-

*) Alſo eine uralte Anwendung des römiſchen Rechtsgrundſatzes Casum sentit dominus.

innerung an den Verſtorbenen betrüben; nach einiger Zeit aber kann man die dafür eingetauſchte Sache wieder geben und das Seinige nehmen, wenn es nicht im Sterbehaus, wie gewöhnlich, abhanden gekommen. Wenn einer etwas, das er auf Credit bekommen hat, verliert oder zerbricht, ſo wird er nicht angehalten es zu bezahlen. Bei dieſen Gewohnheiten beharren ſie auch im Verkehr mit den Europäern und wollen nichts davon ändern, ſagend: „es iſt nun ſchon ſo die Gewohnheit."

In dieſer Weiſe mag es auch bei den Eskimos ſeyn, deren inneres Lebens freilich noch nicht ſo anhaltend beobachtet worden, wie das der Grönländer durch die Dänen*).

Daß bei den Aleuten Aehnliches Statt finde, ſahen wir oben, aus Sarytſchews Bericht über das Jagdrecht der Aleuten. Derſelbe fand auch bei den Tſchuktſchen eine ähnliche Familienverfaſſung.

Einen ausführlichen, ſehr intereſſanten Bericht über das öffentliche Leben der Kamtſchadalen, verdanken wir Steller. Die Kamtſchadalen haben, wie wir oben ſahen, ſchon feſte Sitze, d. h. ſie leben in anſehnlicheren, weniger leicht vergänglichen Hütten, die an den fiſchreichen Flüſſen ſtehen. Man nennt (ſagt Steller S. 210.) mehrere ſolche beiſammenſtehende Hütten Oſtrog. Ein Oſtrog beſteht aus einer Familie, die ſich nach und nach durch Heirathen und Kinderzeugen unbeſchreiblich vermehrt, weil ſie ehedem ſelten ihre Töchter an Andere in fremde Oſtrogen verheirathet, daß ſie mit dem Manne ziehen und wohnen können. Hier mußte der Mann ſeine Eltern verlaſſen, bei ſeiner Frau Vater wohnen und deſſen Diener werden, wenn er anders die Tochter haben wollte. Wer nun viele Töchter hatte, konnte leicht einen großen und zahlreichen Oſtrog und Familie bekommen, worüber der Aelteſte Befehlshaber wurde. Man traf bei der erſten Occupation Oſtrogen von 100 — 300 Perſonen. Mußten ſie ſich der großen Anzahl und aus Mangel an Nahrung trennen, ſo geſchah dieß alſo: Eine gewiſſe Anzahl ging aus und ſetzte ſich weiter oberhalb an eben denjenigen Fluß, bis ſie wieder ſo ſtark anwuchſen, daß die dritte Theilung vor ſich gehen mußte. Dieſe ſo Getheilten ſtanden in beſtändigem Verkehr unter einander, halfen einander, wenn es nöthig war, und bekümmerten ſich um andere Fremde nur wenn es Krieg gab, wo die ganze Familie für einen Mann ſtand. Eben daher trifft man bei der allgemeinen itälmeniſchen Hauptſprache ſo viele Dialecte an, und zwar dergeſtalt, daß manchmal an einem

*) Bei den Eskimos bemerkten Beechey ſowie Parry einen vorzüglichen Hang zur Dieberei. Sie haben allerdings Begriffe von Mein und Dein, ja ſie haben den Begriff gerechten Erwerbs durch den Tauſch und haben ein Symbol — das Belecken des Gegenſtandes, der aus fremdem Beſitz in den ihrigen übergegangen. Parry erzählt einen ſeltſamen Zug. Ein altes Weib hatte einem der Engländer einen ſilbernen Fingerhuth geſtohlen, brachte aber denſelben ſeinem Eigenthümer zurück, da er ihr nicht paßte (2. voy. 404.).

Fluß ein Dialect nur allein, an dem folgenden ſchon eine Veränderung vorfällt, die nach dieſem immer erheblicher wird, und dies beſonders in den Worten, die nicht unumgänglich nothwendig ſind, weil die Anwohner jedes Fluſſes vorher nur allein unter einander verkehrt, anderer Irrthum ſich aber gänzlich enthalten. Die Anzahl der Bewohner der Oſtrogen fand Steller zwiſchen 10 — 50 Köpfen. Die Aelteſten in den Oſtrogen waren allezeit die Vornehmſten, nach dieſen diejenigen, die die fertigſten und beſten Arbeiter waren, worauf ſie auch bei Verheirathung ihrer Töchter noch jetzt ſehen.

In alten Zeiten (fährt Steller S. 355. fort,) ſollen die Itälmenen Aerem oder Beherrſcher gehabt haben, deren Gewalt ſich jedoch nur auf den Oberbefehl in den Feldzügen erſtreckte; in die Rechtsverhältniſſe durften ſie ſich nicht mengen. Außer dieſen gab es in allen Oſtrogen oder Geſchlechtern beſondere Obere, die gemeiniglich die älteſten und verſtändigſten waren. Dieſe nannten ſie Kääsüh nisutbschitsch; ein udalli tschelowenk, der ſich von Niemandem etwas ſagen ließ und ſich bei Allen im Oſtrog in Furcht ſetzt, dieſem überließen ſie aus gezwungener Furcht-eine Gewalt über ſich. Aber auch dieſem gehorchten ſie nur in ſolchen Dingen, worein die andern ſchon eingewilligt hatten. Er konnte Niemand an Leib und Leben ſtrafen, nur das war ihm zugeſtanden, daß er unruhige Menſchen mit Worten züchtigen konnte. Schlug einer den andern todt, ſo rächten die Anverwandten den Verſtorbenen durch Erſchlagung des Mörders, kamen vor den Oſtrog, worin ſich der Schuldige befand und forderten ſeine Herausgabe. Wurde er herausgegeben, ſo erſchlug man ihn auf dieſelbe Weiſe, wie er ihren Anverwandten erſchlagen hatte. Im Fall aber derſelbe nicht ausgeliefert wurde und ſich der ganze Oſtrog deſſelben annahm und ſomit die That des Mörders billigte, ſo kam es zum Krieg, wobei man die Nachbarn zur Hülfe anrief. Welche Parthei die andere überwandt, nahm die Gefangenen zu Sclaven, die Weiber und Mädchen zu Concubinen, alle Mannsperſonen wurden erſchlagen, damit ſie ins Künftige von dieſen nichts zu befürchten hätten. Den Mord an und für ſich hielten die Kamtſchadalen nicht für ein Verbrechen (Steller 294.). Ein Oberſtleutnant ſchlug einen Itälmen, der ſieben Perſonen ermordet hatte und luſtig und fröhlich und ohne alle Gewiſſensbiſſe blieb, mit der Knute. Die Weiber, die nicht gebähren wollten, machten ſich unfruchtbar oder brachen dem Kinde im Mutterleibe Arme und Beine entzwei. Ja, es gab beſondere Weiber, die ſich mit dem Erdrücken der Kinder beſchäftigten. Steller fand noch Frauen, welche drei und mehr Kinder umgebracht hatten und nicht die geringſte Beunruhigung in ihrem Gewiſſen darüber empfanden. Fiel ehedem Jemand von ungefähr ins Waſſer, ſo war es eine große Sünde, wenn er davon kam und ſie meinten, weil er ſchon einmal zum Erſaufen beſtimmt geweſen wäre, ſo hätte er unrecht gethan, nicht zu erſaufen, daher ließ ihn kein

Menſch in ſeine Wohnung, Niemand redete mit ihm oder gab ihm Nahrung noch ein Weib, er galt für todt, ja wenn Einer im Beiſeyn Anderer ins Waſſer ſtürzte, ſo half man ihm nicht etwa heraus, ſondern erſäufte ihn mit Gewalt. Verſtieß Jemand ſeine Frau, ſo beſtand die Rache darin, daß ſie ſich wieder von einem andern haſchen ließ. Ertappten ſie einen Dieb unter ſich, ſo ſchlug ihn derjenige, den er beſtohlen, ohne daß er ſich widerſetzen durfte, und er wurde dadurch gleichſam unehrlich gemacht, weil Niemand mit ihm jemals Freundſchaft machen wollte und er folglich allein und ohne fremden Beiſtand leben mußte. Erhaſchten ſie einen Dieb, der mehrmals oder ſehr Viele beſtohlen, ſo banden ſie ihn an einen Baum, ſpannten ihm die Arme aus und befeſtigten dieſe an eine Stange, banden ihm Birkenrinde um die Handwurzeln, zündeten ſie an und verbrannten ihm die Hand dergeſtalt, daß die Finger lebenslang einwärts in die hohle Hand gebogen blieben und er ſofort als Dieb erkannt wurde.

War etwas geſtohlen worden und man konnte den Dieb nicht ausmitteln, ſo ließen die Aelteſten jung und alt im Oſtrog zuſammenkommen, erzählten, daß ihnen vieles geſtohlen worden und ermahnten Alle, den Thäter kund zu machen; wenn ſich nun Niemand angab, ſo ſetzten ſich Alle in einen Kreis, es wurde Feuer angelegt und ſchamaniſirt. Zu Ende der Schamanerei nahm man die Sehnen von den Händen und Füßen des Muſimons, warf dieſelben unter Segenſprechen ins Feuer mit dem Wunſche, daß dem Thäter Hände und Füße verkrümmen möchten, was denn auch oftmals geſchehen und Andere vom Diebſtahl abgehalten haben ſoll.

Wegen Beſitzung der Güter und Wohnungen hatten ſie niemals Streitigkeiten, weil jeder in Freiheit lebte, indem das Land offen ſtand und erlaubt war zu leben, wo man wollte. So gab es auch wegen der Gränzen niemals Streit, weil jeder gemeiniglich an dem Fluſſe wohnen blieb, wo er geboren war und mehr Fiſche hatte, als er zu fangen und zu verzehren im Stande war.

Kamen die Itälmenen in Streit, ſo ſchimpften ſie einander heftig mit Worten herunter und die Umſtehenden lachten darüber; zum Handgemenge kam es jedoch niemals. Steller (S. 357.) giebt uns erbauliche Proben ihrer lächerlichen Phantaſie, wovon ich jedoch noch manches weglaſſen muß:

Keiran oder Keiranatziz, verrecktes Aas;
Kadachwitsch, Erhängter;
Kosha, Hund;
Kotanakum, Breitarſch;
Kanaug oder Kanäuch, Saugeſteſel (?);
Balach dolem, ich will dich ſtupriren;
Ischaschea, Fuchs, und Nisinges, Fiſchotter, nennen ſie betrügeriſche Leute in Worten;
Uschachtschu oder Osgaschtsch, Waldteufel;

Kana, Teufel;

Kaiktschitsch, Franzöſiſcher (die Itälmenen ſagen überhaupt, daß ſie die Franzoſenkrankheit lange vor der Ruſſen Ankunft gekannt hätten und daß ſie ehedem ſchwerere Symptome als gegenwärtig gehabt habe, ſo daß die Naſe abgefault, die Kopfhaare und Augenbrauen ausgefallen ſeyen);

Qualutsch, du Rabe;

Kokusicumach, ſtachlichter Hinterer wie Roſenſtrauch;

A sto pinging knititsch, daß du **100** brennende Lampen im Podex haben möchteſt;

Lignuren, Kolwuren, Tigilliſcher Hoſenſcheißer;

Kyllererem kalk kyllererem, Brunnengeiger (ehedem ſollen ſo unzüchtige Leute um Weſchnoi Oſtrog gewohnt haben, welche Löcher in die Erde machten und darin ihre Geilheit befriedigten);

Okamachseren kungong osachtschomtschong Tropilas (dieſes iſt ein Oſtrog, der deshalb infam iſt, weil ſich die Weiber von Hunden ſchänden ließen, und man ſchimpfte einen, weil er daſelbſt geboren ſey);

Ifanellakumach, glatter Hinterer, der allezeit zur Sodomiterei fertig iſt.

Tatalgutschaga sallu, du fütterſt alle Teufel in dir (Vielfraß);

Kuutschang kailuk, friß Fiſchrogen mit Menſchendreck.

So weit Steller, deſſen Mittheilungen uns tiefe Blicke in den moraliſchen Zuſtand jener Polarvölker thun laſſen, zu dem wir freilich unſern europäiſchen Maaßſtab nicht mitbringen dürfen. Das, was wir Geſtank nennen, iſt dem Polarmenſchen lieblicher Duft, das, was uns ekelt, ſein Leckerbiſſen, der Schmutz zum Theil ſein Schutz wider die Härte des Climas, alſo nothwendig oder ſein Schmuck.

Zu bemerken iſt übrigens die Aehnlichkeit, welche die Kamtſchadalen mit den Grönländern haben, wie ihre ganze Lebensart, ihre Neigungen, ihre Sitten eben ſo dieſelben ſind, wie ihre äußere Umgebung. In dem Maaße als letztere milder und reicher iſt, iſt es auch ihr ganzes Leben.

So iſt der Verkehr der Nordpolarmenſchen unter ſich. Der Verkehr mit den Fremden bietet dem entſprechende Erſcheinungen dar.

Die Nordpolarvölker führen ein iſolirtes Leben; an ihre Küſten kam ehedem nur höchſtens ein verſchlagener Walfiſchfänger und da ihr Clima außer den Fiſchen nichts darbietet, was Genuß oder Gewinn bringen könnte, ſo kommt es denn, daß auch jetzt nur noch ſelten jene unwirthbaren Küſten von Europäern berührt werden.

Unter ſich haben die Polarnationen ebenfalls wenig Verkehr, da alle ihre Verhältniſſe aus dem Clima und den Verhältniſſen des Landes hervorgehen und auch die Producte deſſelben ſie befriedigen. Treibholz, Häute, Sehnen, Thran und Fett, die Hauptbeſtandtheile ihrer Wohnung, Kleidung und Nahrung, liefert ihnen das Land, eben ſo

Knochen und Steine zum Anfertigen der Geräthe. Auch die Stoffe zu den Schmuckſachen finden ſich in mancherlei Geſchieben, Beinen, Därmen im Lande ſelbſt.

Erſt ſeitdem ſie von den Fremden den Gebrauch des Eiſens zu Pfeilſpitzen und der Glaskorallen kennen lernten, hat ſich ein Verkehr mit den Nachbarn entſponnen, der an der Weſtküſte von Nordamerica am lebhafteſten zu ſeyn ſcheint. Wir haben über die Art und Weiſe deſſelben mannichfache Berichte.

Die Grönländer, meldet Crantz (I. 226.), tauſchen einander aus was ſie brauchen, und da ſie ſehr veränderlich und neugierig wie die Kinder ſind, ſo hat das Umtauſchen bei manchen oft zum größten Schaden ihrer Haushaltung kein Ende *). Da können ſie die brauchbarſten Sachen für eine unnütze Kleinigkeit, die ihnen in ihren Augen gefällig, hingeben, und wenn man ihnen für eine ſchlechte Sache, die ihnen gefällt, etwas noch ſo brauchbares anbietet, ſo nehmen ſie es nicht, ſondern wollen juſt das haben, was ihnen eben gefällt. Sie werden einander nicht leicht betrügen oder bevortheilen, noch weniger beſtehlen, welches unter ihnen ſehr ſchimpflich iſt — können ſie aber einen Europäer hintergehen oder beſtehlen, ſo rühmen ſie ſich deſſen, daß ſie noch klüger ſind als dieſer. Sie handeln theils unter ſich ſelbſt, theils mit Kauf- und Schiffleuten; unter ſich halten ſie eine Art von Jahrmarkt, denn wo eine große Verſammlung von Grönländern iſt, als bei einem Tanz oder im Winter bei dem ſogenannten Sonnenfeſt, da finden ſich, wie bei einer großen Wallfahrt oder ſolennen Meſſe, allezeit welche ein, die ihre Waaren zur Schau auslegen und dabei ſagen, welcher Waare ſie dagegen benöthigt ſind; wem nun dieſelbe anſteht, der bringt die dafür begehrte Sache und ſo iſt der Kauf richtig. Am meiſten handeln ſie mit Gefäßen von Weichſtein, welcher nicht an allen Orten zu haben iſt, und da die im Süden keine Walfiſche, die im Norden aber kein Holz haben, ſo ziehen alle Sommer aus Süden, ja von der Oſtſeite des Landes viele Boote voll Grönländer 100—200 Meilen nach Diesko mit neuen Kajaks und Weiberbooten nebſt dem dazu gehörigen Werkzeug und tauſchen ſich dafür Einhörner, Zähne, Knochen, Fiſchbein und Sehnen von Walfiſchen ein, die ſie auf ihrem Rückwege zum Theil wieder verkaufen. Auf ſolchen Reiſen, die ſie nach ihrer veränderlichen neugierigen Art ſich ſchon ſo angewöhnt haben, daß ſie, wenn auch die Handlung nicht wäre, nicht lange an einem Orte bleiben könnten, nehmen ſie ihre

*) Dieſelbe Luſt am Tauſchen und Handeln fand Parry (2. voy. 162.) bei den Eskimos von Winter-Island. Sie gaben Dinge her, die ihnen unumgänglich nothwendig, wenn ſie etwas bekommen konnten, was ſie bereits beſaßen. Weiter nordwärts bemerkte Parry, daß die Eingebornen jedes Geſchenk mit einer Gegengabe erwiederten und daß ſie ungehalten waren, wenn die Annahme deſſelben verweigert wurde: ja es ſchien, als ob ſie gar keinen Begriff von einem freien, abſichtloſen Geſchenk hätten.

ganze Familie, Haab und Gut mit, weil etliche Jahre darauf gehen, ehe ſie zurückkommen, indem ſie, wo ſie der Winter überfällt, am liebſten aber in der Nähe einer Colonie bleiben, ein Haus bauen und ſich zur Nahrung einrichten, und weil doch immer einige von ſolchen herumziehenden Familien ſich hie und da gänzlich niederlaſſen, ſo finden ſie überall Freunde und Bekannte, die ihnen behülflich ſind.

Bei den Kaufleuten ſetzen die Grönländer ihre Fuchs- und Seehundfelle, am meiſten aber den Speck ab, um deſſentwillen die Handlung eigentlich fortgeſetzt wird. Dafür bekommen ſie kein Geld; das hat bei ihnen keinen Werth und es iſt ihnen einerlei, ob ſie ein Goldſtück oder einen Rechenpfennig, eine Glasperle oder einen Brillanten am Halſe hängen haben. Dergleichen Sachen achten ſie nur, weil ſie glänzen, und ſie haben wohl eher eine Guinee oder ſpaniſchen Thaler, den ſie etwa den fremden Schiffern geſtohlen, für ein Paar Schuß Pulver oder ein Stück Taback hingegeben. Hingegen gilt das Eiſen bei ihnen deſto mehr, weil ſie es brauchen können. Sie bekommen von den Kaufleuten Meſſer, Stichſägen, Bohrer, Meißel und Nähnadeln; ferner geſtreiftes Linnen- und Cattunzeug, wollene Strümpfe und Mützen, Schnupftücher, Breter, Kiſten, hölzerne Schüſſeln und Blechteller, kupferne Keſſel, Spiegel, Kämme, Band und Kinderſpielzeug. Am liebſten kaufen ſie Taback und Flinten nebſt Pulver und Blei, wovon ſie doch wenig Nutzen und am Ende in ihrer Haushaltung manchen Schaden haben. Der Taback, den ſie nur zum Schnupfen brauchen, iſt bei ihnen wie die Scheidemünze. Für jeden Dienſt, den ſie einem leiſten, erwarten ſie ein Stückchen Taback, und damit bezahlt man ſie auch für ihre Schuſter- und Schneiderarbeit, dafür bringen ſie ein Paar Hände voll unreiner Eiderdaunen, Eier, Vögel, ein Gericht Fiſche und dergleichen. Dafür verkauft mancher armſelige liederliche Wirth die Kleider vom Leibe und leidet mit ſeinen Kindern Noth — und manche Familie kommt dadurch in große Noth, wie etwa bei uns durch die ſtarken Getränke.

So iſt es bei den Grönländern, die nun ſeit faſt 200 Jahren in fortgeſetztem Verkehr mit Europa ſtehen. Aber auch bei denen, welche noch niemals Europäer ſahen, finden ſich ähnliche Erſcheinungen. So beſchreibt O. v. Kotzebue (1. R. I. 137.) das erſte Zuſammentreffen mit den Bewohnern der St. Lorenzinſel, welche, als ſie den Nurick erblickten, in drei Baidaren, jede mit zehn Mann, vom Ufer ſtießen, und als ſie 10 Schritt von dem Schiffe entfernt waren, ihr Geſpräch einſtellten und mit kläglicher Stimme ein trauriges Lied ſangen. Darauf erhob ſich Einer aus ihrer Mitte, hielt einen kleinen ſchwarzen Hund empor, zog ein Meſſer, womit er dem Hunde einen tödtlichen Stich verſetzte und warf dann das Opfer ins Meer. Nach Beendigung dieſer Ceremonie, während welcher auf den andern Baidaren das tiefſte Schweigen beobachtet worden war, näherten ſie ſich dem Schiffe; doch wagten ſich nur wenige auf das Verdeck. Mit

den auf der gegenüberliegenden Küſte von Aſien wohnenden Tſchibockos hatte die Mannſchaft des Rurick Tags vorher in lebhaftem Verkehr geſtanden und eine Anzahl Kamlaikas oder Kittel aus Walroßdärmen gegen Knöpfe u. dergl. eingetauſcht. Eben daſelbſt (S. 150.) vernahm Kotzebue, daß die blauen Glasperlen, Meſſer u. dergl. europäiſche Waaren, welche er bei den Einwohnern bemerkte, durch Menſchen in Böten zu ihnen gebracht, und daß Perlen, Taback und Holz zu Bogen und Pfeil gegen Felle und fertige Kleidungsſtücke eingetauſcht würden. Der Fremde legt dabei zuerſt einige Waaren ans Ufer und entfernt ſich; der Tſchibocke kommt, beſieht die Sachen, legt dann ſo viele Felle daneben, als er ungefähr dafür geben will und geht auch zurück; hierauf nähert ſich der Fremde wieder, unterſucht, was man ihm geboten und nimmt, wenn er zufrieden iſt, die Felle mit, indem ſeine Waare dableibt, oder läßt im entgegengeſetzten Falle Alles liegen, entfernt ſich noch einmal und erwartet die Zulage des Käufers. So geht der ganze Handel ſtumm und wortlos vorüber und hier tauſchen die Tſchuktſchen die Felle für den ruſſiſchen Handel ein.

In denſelben Gegenden, an der Lorenzinſel, ſah Beechey (I. 380.), wie die Eingebornen ihre Baidaren, mit acht Männern und Frauen eine jede bemannt, vom Ufer nach dem Schiff abſtießen, dann, als ſie daſſelbe mit der Stimme erreichen konnten, ſtillhielten. Ein alter Mann, welcher die vorderſte Baidare ſteuerte, erhob ſich und hielt nacheinander Netze, Walroßzähne, Pelzkittel, Harpunen, Pfeile, Bogen und kleine Vögel in die Höhe. Hierauf ſtreckte er ſeine Arme aus, rieb und klopfte ſich die Bruſt — das Zeichen friedlicher und freundlicher Geſinnung — und fuhr nun furchtlos bis ans Schiff. Im Verlaufe des Beiſammenſeyns bemerkte man, wie eine alte Frau, die im Hintertheil einer Baidare ſaß, die Engländer auf ſonderbare Weiſe zu täuſchen ſuchte. Sie ſaß auf einem Sack mit Pelzwerk, aus dem ſie dann und wann ein Fell vorſichtig hervorzog und die beſte Stelle mit einem ſcheuen Blicke herzeigte. Sie herzte es einmal über das andere und ſuchte die Engländer zu einem guten Handel geneigt zu machen. Die Leute, die an Bord kamen, waren auf den Tauſchhandel verſeſſen und ſchlugen beinahe Alles los, was ſie hatten. Die Männer begehrten vorzüglich „tawac“, die Frauen aber Nähnadeln und Scheeren, beide aber Glasperlen. Dabei bemerkte man, daß ſie mehrere entzwei biſſen, woraus man ſchloß, daß ſie mehrmals ſchon mit Wachsperlen angeführt ſeyn mochten. An der Chamiſſo-Inſel fand derſelbe ähnliche Erſcheinungen (S. 445.). Die Einwohner brachten, nachdem die Engländer die dargebotenen Speckgerichte ausgeſchlagen, getrockneten Lachs zum Verkauf, wovon viel eingehandelt wurde. Die Eingebornen zeigten ſich dabei ehrlich, und wenn ſie in Zweifel darüber waren, ob ſie das Gebot der Fremden annehmen ſollten und deshalb einem Dritten, gewöhnlich einer alten

Frau, den dargebotenen Artikel zeigten, ſo ließen ſie ihre Waare einſtweilen als Unterpfand zurück. Einige Male ſuchten ſie jedoch die Engländer durch leere, künſtlich zuſammengelegte Fiſchhäute zu täuſchen, die ſich genau ſo ausnahmen, als ob das Fleiſch noch darin ſey. Der Betrug gelang ihnen jedoch nur einmal, und ſo oft derſelbe ſpäter entdeckt wurde, lachten die Eingebornen aus vollem Halſe und behandelten die Sache als einen Spaß, der im Handel und Wandel erlaubt ſey. Dieſelben Leute zeigten überhaupt Neigung zum Diebſtahl und verſtanden ſich gar wohl auf den Handel. Meſſer und Beile nahmen ſie nicht aufs Gerathewohl, ſondern prüften das Metall deſſelben, indem ſie mit dem ihrigen darauf hackten, und wenn ſie die Probe nicht aushielten, ſie zurückgaben. Einer der Eskimos wandte beim Handel eine Art Hazardſpiel an; man hatte ihm für ein Bündel Felle eine Art geboten; der Eskimo ſchien anfangs damit zufrieden zu ſeyn, wurde jedoch bald zweifelhaft und fing, ehe er ſich entſchied, einen kleinen Käfer, ſetzte ihn auf die flache Hand und beobachtete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, nach welcher Seite das Inſect kriechen werde. Da es nach ihm zu kroch, ſchloß er daraus, der Handel bringe ihm Schaden und nahm ſeine Waaren zurück.

Ueber den Tauſchverkehr der öſtlichen Eskimos giebt uns Franklin umſtändliche Nachrichten. Auf der Sattelrücken-Inſel (1. R. S. 11.) legten die Eskimos ihre Begierde zu tauſchen ſehr bald an den Tag und zeigten dabei große Verſchlagenheit, indem ſie anfangs nur ſehr wenig Artikel blicken ließen, die vornehmlich in Thran, Walroßzähnen, Fiſchbein, Seehundfellen, Kleidungsſtücken, Hirſchhäuten und Geweihen und Schiffmodellen beſtanden. Dagegen tauſchten ſie ein kleine Sägen, Meſſer, Nägel, zinnerne Keſſel und Nadeln. Es war beluſtigend, den Jubel mit anzuſehen und das Freudengeſchrei der ganzen Geſellſchaft zu hören, wenn einer von ihnen einen Artikel eingetauſcht hatte; eben ſo ſpaßhaft war es, wie der Käufer jedesmal bei Empfang des Artikels denſelben *beleckte*, um dadurch den Kauf zu beſiegeln und ſein Eigenthumsrecht feſtzuſtellen; der Gegenſtand möchte noch ſo gering ſeyn, nie wurde dieſer ſeltſame Gebrauch unterlaſſen, ſelbſt die Nadeln wurde jede einzeln mit der Zunge berührt*); die Weiber brachten künſtlich aus Walroßzähnen geſchnitzte Bilder von Männern, Weibern, Säugethieren oder Vögeln. Die Tracht der menſchlichen Figuren und die Tracht der Thiere war recht brav ausgeführt, allein die Geſichtszüge der erſtern war meiſt roh und die meiſten ohne Augen, Ohren und Finger; vielleicht beſitzen die Inſtrumente dieſer Leute nicht die zur Ausführung dieſer Organe erforderliche Feinheit.

*) Denſelben Gebrauch fand Parry (1. voy. S. 277.) an der Weſtküſte der Baffinsbay: **In this case as well as when any thing was presented to them they immediately licked it twice to their tongues after which they seemed to consider the bargain satisfactorily concluded.**

Die Männer waren am begierigſten nach Sägen, und Kutti-Swa-Bak, wie ſie dieſelben nennen, war ihr unaufhörliches Geſchrei. Nächſtdem galten ihnen die Meſſer viel; von dem Eddyſtone ward ein alter Säbel eingetauſcht, und ſobald werde ich das allgemeine Freudengeſchrei nicht vergeſſen, welches ertönte als ihn der Glückliche empfing. Recht erfreulich war die allgemeine Theilnahme mit anzuſehen, welche jede Erwerbung des Einzelnen erregte. Keiner zeigte Beſtreben, ſeinen Nächſten zu überbieten oder ſich nach dem Theil des Schiffes hinzudrängen, wo eben ein Tauſch vor ſich ging, bis der Eskimo, welcher eben den Platz inne hatte, ſein Geſchäft abgemacht und ſich entfernt hatte; oder wenn auf den hinterſten Canots die Anſicht eines Artikels gewünſcht wurde, ſo ließen ihn die vorderſten Leute gern verabfolgen.

Bei den Eskimos am Fluſſe gegenüber der Richardsinſel fand derſelbe Reiſende (2. R. 213.) nicht mindere Neigung zum Handel. Franklin begab ſich mit Glasperlen, Feilen und Meſſern in der Hand ans Ufer, machte den Männern einige Geſchenke und ſagte ihnen, daß er gekommen ſei, um mit ihnen zu handeln. Sobald Franklin das Wort Handel (Noowärlook) ausgeſprochen, legten die Eskimos ihre Furcht ab; ſie ſchickten ihre Bogen fort und behielten nur ihre langen Meſſer bei ſich, die ſie im Aermel oder in den Taſchen verbargen. Eine alte Frau, die mehr Gemüthsruhe als die andern zu beſitzen ſchien, lief fort und holte einige getrocknete Fiſche, wofür Franklin ihr Glasperlen gab, hierauf zeigten ſich auch die übrigen geneigt, Fiſche gegen europäiſche Gegenſtände zu vertauſchen. Alsbald wuchs ihre Habſucht und ſie wurden kühn genug, drohende Gebärden ſehen zu laſſen, ja einige wollten ſich eines Bootes bemächtigen. Als nun Franklin den Fluß hinabfuhr, folgte ihm die Geſellſchaft und die Wilden tauſchten Glasperlen, Feuerſtähle, Feuerſteine, Feilen, Meſſer, Aexte und Keſſel gegen Fiſche, Hauen, Speere und Pfeile ein. Sie ſchienen einen richtigen Begriff vom Eigenthum zu haben und zeigten im Handel vielen Tact. Mit großer Vorſicht vermieden ſie, zu viel von ihren Artikeln ſehen zu laſſen und dadurch den Markt zu überfüllen. Sie brachten immer nur einen Gegenſtand auf einmal zum Vorſchein und verſuchten nie, einander zu überbieten, nie verſuchte einer dem andern dasjenige zu entziehen, was er tauſch- oder geſchenkweiſe an ſich gebracht hatte.

Aus dem Allen geht hervor, daß die Eskimos unter einander in gutem Vernehmen leben, daß Streitigkeiten über das Mein und Dein, die in dicht bevölkerten Gegenden der Grund zu den größten Unthaten ſind, hier nicht vorkommen. Urſache davon iſt, daß die Geſellſchaftsverfaſſung dieſer Nationen ein Familienbund iſt, daß eine gewiſſe gegenſeitige Achtung und Duldung ſtattfindet. Zänkereien und Schlägereien hat man niemals bei den Polarnationen bemerkt, trotz dem, daß die Habſucht eine ihnen durchaus nicht fremde Leidenſchaft iſt; aber es ſcheint, als ob die feindſeligen Neigungen nur gegen die Frem-

den erwachen, ſich nur in Bezug auf dieſe äußern. Hier iſt auch die Art und Weiſe zu erklären, wie die Eskimos den Fremden, den ſie freundlich aufnehmen wollen, begrüßen, d. h. zu ihren Freund erklären. Sie thun dies, indem ſie ihn mit der Naſe berühren und die ihrige auf der ſeinigen reiben. Eine andere Art des Grußes fand Parry (2. voy. 279.): die Eskimos ſtrichen mit der flachen Hand auf der Vorderſeite ihrer Jacken herab, indem ſie ſich näherten.

Allerdings berichten mehrere Reiſende über Angriffe, die ſie von Seiten der Polarmenſchen erdulden mußten wenn jene die Uebermacht auf ihrer Seite zu haben das Bewußtſeyn hatten. Unter einander ſind die Glieder eines Stammes friedfertig.

Kriegswesen.

Das unermeßliche Gebiet der Polarlande gewährt den einzelnen Familien und Stämmen genugſamen Raum, zumal da die Fruchtbarkeit der Mütter dort die Bevölkerung nicht überhand nehmen läßt. Es kommen daher die Stämme, die nicht verwandt ſind, nur ſelten in Berührung und niemals in dauernde Nachbarſchaft.

Daher finden wir auch bei den Polarnationen weder jene Kriegstänze noch Schlachtgeſänge, noch jene gräßlichen Tropäen, die wir in den Urwäldern Americas, bei dem Bojesman und in Auſtralien kennen lernten. Der Nordpolarmenſch iſt nicht ſo lauten Muthes wie der Südländer, er iſt mehr ſtill, in ſich gekehrt, gleichmäßiger. Er iſt vorſichtig — aber nicht mehr feig als der Südamericaner. Das Bewußtſeyn der Uebermacht oder der Sicherheit ſeines Zufluchtsortes giebt ihm Muth. Er verſchanzt ſich daher und fällt mit Habſucht in überlegener Anzahl über den hülfloſen Fremdling her, vor dem er augenblicklich flieht, ſobald dieſer mehr Energie zeigt, als jener erwartete.

Unter den Nordpolarnationen ſind die Tſchuktſchen unſtreitig die kräftigſten, kühnſten und muthigſten. Noch gelang es nicht, ſie dem ruſſiſchen Reiche unterthan zu machen. Auch die Kamtſchadalen ſuchten in früherer Zeit ihre Freiheit gegen die Ruſſen zu vertheidigen: bei ihnen war die Volkszahl ſtärker, mithin konnte ſich das Kriegsweſen mehr ausbilden — wie wir nachher ſehen werden.

Die Eskimos ſcheinen weder eigentliche Raub- und Feldzüge wie die Südamericaner zu unternehmen, noch überhaupt eine eigentliche kriegeriſche Ordnung zu haben. Was man bemerkte, beſtand in Folgendem:

Beechey (II. 367.) fand bei den Eskimos der Chamiſſoinſel, daß ſie ihre feindſelige Geſinnung auf mancherlei Weiſe kundgeben; ſie ſchwangen theils ihre Meſſer, theils ließen ſie die Sehnen ihrer Bogen ertönen (S. 370.), theils ſchoſſen ſie einen Pfeil ab. Einmal ſetzten ſie ihre Baidaren zur Abreiſe in Bereitſchaft und ſtellten ſich

dann, mit Bogen, Pfeilen und Meſſern bewaffnet, auf einer kleinen Anhöhe in Schlachtordnung und ließen auf eine herausfordernde Weiſe ihre Bogenſehnen ertönen. Einige Minuten früher hatten fünf Eskimos zwei Matroſen angegriffen, welche für einen ihrer verunglückten Kameraden ein Grab machten. Sie hatten ſie plötzlich überfallen und während drei mit gezogenen Meſſern die im Grabe ſtehenden Matroſen bewachten, plünderten die andern die nicht weit davon liegenden Jacken und ſchleppten das Gefundene ſammt einer Art fort. Als man jedoch auf die Eskimos losmarſchirte, entfernten ſie ſich. Einige Tage nachher begaben ſich die Eskimos auf eine kleine Anhöhe und ſchoſſen einen Hagel Pfeile auf die Engländer, wodurch zwei Matroſen verwundet wurden. Als jedoch Feuer gegeben und ein Eskimo am Bein verwundet war, entflohen ſie eilig. Sie hatten ſich bis dahin auf die Dicke ihrer Kleider verlaſſen und außer dem Eiderganswamms noch ein Renthierfell über ihren gewöhnlichen Kittel geworfen.

Die Eskimos — wie die Polarvölker überhaupt — haben keine beſondern Schutzwaffen für den Krieg, weder Helm, noch Panzer und Schild. Theils mag die Dichtigkeit ihrer Kleidung, theils aber auch der Umſtand Urſache davon ſeyn, daß der Kriegszuſtand bei ihnen nur außerordentlich ſelten und nur ausnahmsweiſe eintritt.

Eine andere Art Schutz — die ſich etwa wie die Wohnung zum Kleide verhält — fand Beechey (S. 375.) an der Chamiſſoinſel. Als derſelbe einen Streifzug unternahm, wurden vier Seeſoldaten von einem kleinen Graben aus mit Pfeilen verwundet. Die Eskimos hatten ſich dort zwiſchen dem langen Graſe in der Art verborgen, daß man nicht eher von ihnen etwas bemerkte, als bis man dicht daran war. Sie lagen auf dem Boden und lauſchten und zielten durch das Gras. Der Graben war eng und hatte zu beiden Seiten niedrige Rücken, hinter denen hervor die Eingebornen ohne große Gefahr ihre Pfeile abſchießen konnten. Um ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen, hatten ſie kleine Gruben angebracht und die Erde über dieſelben aufgedämmt. Dieſer Gruben, in denen gerade ein Mann Platz hatte, hatten ſie fünf dicht unter dem Rande jener Rücken angelegt. Ganz im Hintergrunde des Grabens oder der Schlucht war eine ſechſte Grube und zwei zu jeder Seite des Grabens, etwa vier Schritt weiter abwärts. In den letztern war am Boden eine kleine Verbindungsröhre, durch die man ſich Pfeile zureichen konnte, ohne daß ſich dies äußerlich bemerken ließ.

Endlich bemerkte auch Beechey (I. 414.) am Cap Thompſon, daß in der Nähe eines Dorfes an der dunkeln Uferwand eine breite Hellebarde mit eiſerner Spitze lehnte, nebſt mehreren Bogen und Köchern mit Pfeilen. Nicht weit davon hing ein einzelner Pfeil, an dem ein Büſchel Federn befeſtigt war, am Felſen. Die Eskimos verweigerten darüber Auskunft zu geben. Beechey meint jedoch, daß dieſer Pfeil dazu beſtimmt ſey, das Signal zu Feindſeligkeiten zu ge-

ben, weil die dortigen Völkerſtämme, als ſie Kotzebue nahen ſahen, nachdem ſie die Ruſſen aufmerkſam und mißtrauiſch betrachtet hatten, ſchnell hinwegruderten und zwei Pfeile mit Federbüſcheln nach ihrem Dorfe zu warfen, von welchem kurz darauf zwei Baidaren abſtießen und den Ruſſen ſich näherten.

Weit mehr ausgebildet war ehedem das Kriegsweſen bei den zahlreichern Stämmen der Itälmenen auf Kamtſchatka.

Wir haben hierüber einen ausführlichen Bericht von Steller (S. 234. ff.), der uns die Zuſtände ſchildert, wie ſie vor der ruſſiſchen Occupation waren. Der tiefe Frieden, die ſanften geſelligen Formen der Eskimos waren in Kamtſchatka nicht zu finden; Mißgunſt und Wolluſt veranlaßten manche Störungen des innern Friedens. Sie hatten daher, um ſich ſicher zu ſtellen, ihre Dörfer mit Erdwällen umgeben und ſich für Kriegsfälle einen Oberſten geſetzt. Die verſchiedenen Oſtrogen bekriegten ſich. Die vorzüglichſten Urſachen waren das Frauenzimmer, die Luſt den Herrn zu ſpielen und Andere als Knechte zu gebrauchen, dann aber das Streben nach dem Beſitz von Hausgeräth. Dem zu widerſtreben untergaben ſie ſich den Aelteſten, Beherzteſten und Klügſten, und ſie bekamen durch erhaltene Siege ſo viel Liebe für ihre Vorgeſetzten, als dieſe Muth und Anſehen erlangten.

Erſtlich fingen die Korjäken an und fielen vom Tigil in Kamtſchatka ein und drangen an der Weſtſeite bis an den Kuh-Reka vor. Dann erhoben ſich die Schandaliſchen Leute unter einem klugen und tapfern Mann, Namens Schandal. Als nun dieſer ſeine Macht erweitern und im Frieden den Tribut an Menſchen, Mädchen und Knaben haben wollte, den er ſonſt mit den Waffen geholt, entſtanden abermals zwei Factionen, eine an den Quellen des Kamtſchatka, die bis zur Ankunft der Ruſſen ſich erhielt, die andere um Kronaki bis Lapatka, die als Seeleute abermals eine beſondere Partei bildeten. Endlich zerfielen die von Golligina bis Kampakowa wohnenden Itälmenen mit denen, die in großer Anzahl um den kuriliſchen Oſero auf Lapatka und den Eilanden wohnten. Obſchon ſie an Mannſchaft geringer waren, übertrafen ſie doch die übrigen an Stärke, Muth und Klugheit, fielen bald hier, bald da ein, raubten Mädchen und Knaben und führten ſie davon in die Inſeln.

Die Gefangenen wurden zu allerhand groben und häuslichen Arbeiten angehalten, ſie mußten Holz holen, Hunde füttern, ſteinerne und knöcherne Beile, Kopien und Meſſer machen. Führte ſich ein Gefangener wohl auf, ſo wurde er zuweilen nach zwei bis dreijähriger Gefangenſchaft nach Hauſe entlaſſen.

Steller fand noch mehrere Berge um Apala, welche von den daſelbſt vorgefallenen Scharmützeln ihren Namen haben.

Die Itälmenen und Kuſchi (die Bewohner der Kurilen) hatten ganz kleine Bogen, kurze und ſchlechte Pfeile, auf welche ſie Adler-

federn nicht aufleimten, ſondern mit Fäden aufbanden. Die Enden derſelben ſind mit kriſtallenen, knöchernen, ſteinernen oder japaniſchen Rohrſpitzen verſehen und von keiner Kraft. Nichts deſto weniger ſind ſolche ſehr gefürchtet, weil ſie dieſelben mit dem aufgeleimten Pulver der Wurzel des Napelli — ruſſiſch Ludik — vergiften; es folgt, wenn man nicht alsbald das Blut aus der Wunde ſaugt, unmittelbar der Tod; den Leuten, die es ausſaugen, ſchwillt das ganze Geſicht. Dieſe Pfeile ſcheinen für den Krieg allein, nicht aber zur Jagd beſtimmt, da wir ſie weder bei den Tſchuktſchen noch bei den übrigen Eskimos finden. Außerdem haben ſie Spieße und für das Handgemenge hölzerne Keulen, ſtatt deren man ſich auch der Walfiſchruthe bedient.

Zu offenen Scharmützeln kam es ſelten, ſie überfielen ſich Nachts heimlicher Weiſe, wobei es mehr auf Raub als auf Mord und Todtſchlag abgeſehen war. Trafen ſie ihre Feinde beiſammen in den unterirdiſchen Wohnungen, ſo nahmen ſie alles, was ſie nur wollten. Kamen ſie nachher mit den Ruſſen ins Handgemenge, ſo ſchoſſen ſie erſtlich ihre Pfeile ab, gingen die Ruſſen mit den Spießen unter ſie, ſo entflohen ſie allesammt.

Ihre meiſten Anſchläge gingen darauf hinaus, die Ruſſen im Schlafe zu überfallen und zu erſchlagen, was aber immer durch Mädchen verrathen wurde, oder an ihrer weitläufigen Berathung ſcheiterte, da ſie nichts eher unternehmen wollten, als bis das ganze Land eines Sinnes mit ihnen war. Wenn ſie einen Anſchlag auf die Coſacken ausführen wollten, was gemeiniglich geſchah, wenn jene im Winter mit Waaren zu ihnen kamen, ſo brachten ſie zuvörderſt Alles, was ſie an Lebensmitteln hatten, bewirtheten die Coſacken, um ſie deſto ſicherer zu machen, dann begaben ſich Weiber und Kinder allgemach aus der Wohnung und die Männer fielen über die Schlafenden her und ermordeten ſie, oder vermachten das Zugloch, warfen brennendes Holz in die Wohnung und erſtickten ſie. Bisweilen waren ſie ſo erbittert, daß ſie auch ihre eignen Weiber und Kinder nicht ſchonten und dieſelben ſammt den Coſacken in den unterirdiſchen Wohnungen verbrannten, wie 1730 in dem großen allgemeinen Aufruhr um Kampakowa geſchehen.

Wenn ſie hingegen von den Coſacken in ihren eignen Wohnungen überrumpelt wurden, oder ſahen, daß ſie ſich in ihren Verwaltungen nicht länger halten konnten, ſo erſtachen und erſchlugen ſie vorher ihre eignen Weiber und Kinder und zuletzt ſich unter einander oder ſetzten ihre Wohnungen in Flammen und verbrannten ſich ſelbſt. Einer ſtand vor dem Eingang und ſchlug alle die todt, welche aus Furcht entlaufen wollten. Geht es über die Coſacken her und ſie haben die Oberhand, ſo erſticht jeder Itälmen ſeinen eignen beßten Freund unter den Coſacken, weil er es für ein Freundſchaftsſtück hält, den lieber ſelbſt zu ermorden, der einmal ermordet werden muß,

Zuvörderſt iſt es wichtig, zu wiſſen, was der Menſch von ſich ſelbſt und ſeinem Weſen hält, weil wir daraus ſeine Hoffnungen und ſeinen Glauben am deutlichſten erſehen können, da dieſe Anſicht ſeiner Selbſt die Grundlage alles ſeines übrigen Glaubens iſt.

Crantz (I. 257.) meldet, daß es zwar einige Grönländer gebe, die nicht glauben, daß ſie eine Seele haben, die von dem lebendigen Weſen eines andern Thieres unterſchieden ſey und mit dem Tode nicht aufhöre; dieſe ſind aber — ſagt er — entweder recht dumme, viehiſche Menſchen, die ſogar von den Ungläubigen ausgelacht werden, oder boshafte kluge Köpfe, die ihren Nutzen bei dieſer Meinung ſuchen. Andere geben eine von dem Leibe unterſchiedene Seele zu, beſchreiben ſie aber ſo materiell, daß ſie ab- und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und reparirt werden oder ſich gar auf eine Zeit lang aus dem Leibe verlieren kann, ſo daß ſchon mancher, wenn er auf eine weite Reiſe gegangen iſt, ſeine Seele zu Hauſe gelaſſen hat und doch immer friſch und geſund geblieben iſt. Auf dieſe wunderlichen Gedanken ſind ſie vermuthlich theils durch das Heimweh, theils durch ſolche Krankheiten gerathen, wo die Kräfte der Seele geſchwächt oder gar auf eine Zeit lang unterdrückt werden. Einige von dieſen Materialiſten ſtatuiren zwei Seelen, nämlich den Schatten und den Odem des Menſchen, und meinen, daß in der Nacht die Seele den Leib verlaſſe und auf die Jagd, zum Tanz, zum Beſuch fahre. Die Träume, die bei den Grönländern ſehr häufig und lebhaft, ja oft recht unbegreiflich ſind, haben ſie auf dieſe Meinung gebracht. Bei ſolchen Leuten finden die Angekoks oder Zauberer ihre beßte Nahrung, indem ſie eine beſchädigte Seele ausbeſſern, eine verlorne zurückbringen und eine kranke mit einer friſchen geſunden Seele von einem Haſen, Renthier, Vogel oder jungen Kinde verwechſeln können. Dieſen Begriff mögen auch diejenigen Grönländer haben, die eine Wanderung der Seele vorgeben; eine Meinung, die man erſt kürzlich unter ihnen wahrgenommen hat. Beſonders ſuchen die hülfloſen Wittwen dieſelbe zu behaupten und die Mildthätigkeit zu erregen, wenn ſie den Eltern weiß machen können, daß die Seele ihres verſtorbenen Kindes in des Mannes Sohn oder ſeines verſtorbenen Kindes Seele in eins von ihren eignen Kindern gefahren iſt, da dann ein ſolcher Mann der vermeinten Seele ſeines Kindes Gutes zu thun befliſſen iſt, oder mit der Wittwe gar nahe verwandt zu ſeyn meint. — Die verſtändigſten Grönländer behaupten, daß die Seele ein vom Leib und aller Materie ganz verſchiedenes Weſen iſt, das keiner materiellen Nahrung bedarf, und weil der Leib in der Erde verfault, nach dem Tode noch leben und eine andere als leibliche Nahrung, die ſie aber nicht wiſſen, haben muß. Die Angekoks, die öfter ins Reich der Seelen zu reiſen vorgeben, ſagen, ſie ſey bleich und weich, und wenn man ſie angreifen wolle, ſo fühle man nichts, weil ſie kein Fleiſch und Bein und Sehnen habe.

So weit Crantz über die Begriffe, die ſich die Grönländer von einem Weſen machen, über deſſen Beſchaffenheit die klügſten Aerzte und Naturforſcher, die tiefſten Philoſophen noch nicht im Reinen ſind. Für uns haben dieſe Nachrichten beſondern Werth, denn wir ſehen darin die erſten Spuren ſelbſtſtändigen Nachdenkens, wir ſehen, daß der Grönländer zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gekommen und daß der dumpfe chaotiſche Zuſtand der Seele — wie wir denſelben bei den americaniſchen Nationen finden — ſich bereits gegliedert.

Die Spuren einer ähnlichen Anſicht, daß der Menſch nicht bloß aus einem Körper beſtehe, und daß die Seele etwas Höheres ſey — werden wir weiter unten bei Betrachtung der Schamanen wieder finden. Anderntheils erſehen wir ſie aber auch aus dem Glauben, den dieſe Völker über den Zuſtand nach dem Tode haben. Die Grönländer, wie die Kamtſchadalen, glauben eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Im Allgemeinen iſt damit der Glaube verknüpft, daß dieſer Zuſtand ein beſſerer als der irdiſche ſeyn, und dem Armen dadurch Troſt für mancherlei dieſſeitiges Elend von der Vorſehung gewährt werde.

Ueber das Wie dieſes Zuſtandes ſind bei den Grönländern die Meinungen ſehr getheilt (Crantz I. 258.). Weil die Grönländer ihre meiſte und beßte Nahrung aus der Tiefe des Meeres bekommen, ſo ſuchen ſie den glückſeligen Ort unter dem Meere oder unter dem Erdboden und denken, daß die tiefen Löcher in den Felſen die Eingänge dafür ſeyen. Daſelbſt wohnen Torngarsuk und ſeine Mutter, da iſt beſtändiger Sommer, ſchöner Sonnenſchein und keine Nacht, da iſt gutes Waſſer und ein Ueberfluß an Fiſchen, Vögeln, Seehunden und Renthieren, die man ohne Mühe fangen kann oder gar in einem großen Keſſel lebendig kochend findet *). Dahin kommen aber nur die Leute, die zur Arbeit getaugt haben, die große Thaten gethan, viele Walfiſche und Seehunde gefangen, ſehr viel ausgeſtanden, im Meere ertrunken oder über der Geburt geſtorben. So ſchlummert auch in der Seele des Grönländers die Idee von einer ausgleichenden Gerechtigkeit, einer Nemeſis, von Verdienſt und Beruf. Dieſer glückliche Zuſtand wird nicht mit leichter Mühe von dem Menſchen erworben, auch nach dem Tode nicht ſofort angetreten. Die Seele kommt nicht tanzend in dieſe glückſeligen Felder, ſondern ſie muß fünf Tage lang, andere ſagen noch länger, an einem rauhen Felſen, der daher ſchon ganz blutig iſt, herunterrutſchen. Ob dieſes — ſagt

*) So bemerken wir denn auch hier, daß der Grönländer eben ſo wenig über ſeinen Horizont hinausgeht, wie jene beiden Schweinhirten, die einander fragten, was ſie thun würden, wenn ſie Napoleon geworden wären. Der Eine meinte, er würde von da an braune Butter aus Bierkrügen trinken, der Andere, als der Klügere, verſicherte, er würde dann ſeine Schweine zu Pferde hüten. Das Schweinehirtenthum würde aber keiner von beiden losgeworden ſeyn.

Crantz — die Idee von einer Reinigung der Seele zum Grunde hat, oder nur daß es per aspera ad astra geht, kann ich nicht ſagen. Sonderlich werden die armen Seelen bedauert, die dieſe Reiſe im kalten Winter oder im ſtürmiſchen Wetter thun müſſen, weil da leicht eine Seele zu Schaden kommen kann, welches ſie den andern Tod nennen, wo nichts zurückbleibt, und dieß iſt ihnen das allerbetrübteſte. Daher müſſen die Hinterlaſſenen dieſe fünf oder etliche Tage lang ſich gewiſſer Speiſen, auch der geräuſchvollen Arbeit — außer dem nöthigen Fiſchfang — enthalten, damit die Seele auf ihrer gefährlichen Reiſe nicht beunruhigt werde oder gar verunglücke. Hieraus ließe ſich vermuthen, daß ihre Vorfahren für die abgeſchiedenen Seelen der Ihrigen geopfert haben müſſen.

Wer mehr von der Schönheit der himmliſchen Körper eingenommen iſt, der ſucht den glückſeligen Ort im oberſten Himmel, im Regenbogen, und die Fahrt dahin iſt ſo leicht und hurtig, daß die Seele noch denſelbigen Abend bei dem Mond, der auch ein Grönländer geweſen, ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball ſpielen und tanzen kann; denn dafür halten ſie den Nordſchein. Daſelbſt ſtehen die Seelen in Zelten um einen großen See herum, in welchem die Menſchen, Fiſche und Vögel ſind. Wenn dieſer See überläuft, ſo regnet es auf Erden. Sollten aber einmal die Dämme deſſelben durchbrechen, ſo gäbe es eine allgemeine Sündfluth.

Die erſte Partei, welche die Unterwelt als den Sitz der Seligkeit glaubt, behauptet, daß nur die untauglichen, faulen Leute in den Himmel kommen und daſelbſt einen großen Mangel an Allem haben; daher die Seelen ſehr mager und kraftlos ſeyen, zumal da ſie wegen der ſchnellen Umdrehung des Himmels gar keine Ruhe haben. Sonderlich kommen die böſen Leute und Hexen dahin und werden von den Raben ſo geplagt, daß ſie dieſelben nicht aus ihren Haaren abhalten können. Sie ſelbſt kommen in eine große Geſellſchaft, die nichts als Seehundsköpfe ſpeiſt, die nie verzehrt werden.

Die verſtändigſten Grönländer, die die Seele für ein geiſtiges, unmaterielles Weſen halten, lachen über das alles und ſagen, wenn ja ſo ein leiblich überflüſſiges Paradies ſeyn ſollte, wo die Seelen der Grönländer ſich von der Jagd nähren könnten, ſo müſſe es im Himmel ſeyn und nur eine Zeit lang währen. Hernach komme die Seele in die ſtillen Wohnungen. Was aber daſelbſt ihre Nahrung und Geſchäft ſey, das können ſie nicht wiſſen. Die Hölle hingegen ſetzen ſie in die unterirdiſchen Gegenden, die ohne Licht und Wärme und mit ſtets währendem Schrecken und Angſt angefüllt iſt. Dergleichen Leute führen ein ordentliches Leben und enthalten ſich alles deſſen, was nach ihren Gedanken böſe iſt.

In dieſem Berichte des ehrwürdigen Crantz finden wir alſo die Grundanſichten von dem künftigen Leben, hervorgegangen aus drei verſchiedenen Anſichten von dem Zwecke des irdiſchen Lebens.

Die erſte Anſicht deutet darauf hin, daß nur ein thätiger, kraft-übender Lebenslauf des Menſchen würdig — und daß derſelbe daher auch der Fortſetzung in höheren Zuſtänden werth ſey. Eine Anſicht der Zukunft, die wir bei den activen Nationen wiederfinden und die vielleicht nicht bei den Urbewohnern Grönlands entſtanden, ſondern ihnen von den germaniſchen Normannen zugebracht worden. Es wäre wichtig, zu unterſuchen, bei welchen Familien Grönlands dieſer Glaube heimiſch, den ich für eben ſo ein Fragment germaniſcher Anweſenheit in Grönland halten muß, als den daſelbſt gefundenen Runenſtein.

Die zweite Anſicht trägt ganz das Gepräge mongoliſch-paſſiver Natur. Der Geſtorbene wirft die Leiden, die Plage dieſer Erdenwallung ab und hat fortan den Genuß, für den er ſein ganzes Leben arbeitete, ohne die Arbeit, ohne die Mühe erreicht, die er als das Irdiſche am Leben betrachtet.

Die dritte Anſicht trägt das Gepräge vermittelnder Unſelbſtſtändigkeit — ich meine, daß die Grönländer dieſes Glaubens die beſten Zöglinge für den neuen nichtnationellen Glauben liefern. Es iſt jedenfalls die gebildetere Claſſe unter den Grönländern.

Die hiſtoriſchen Spuren, welche ich in dieſen Glaubensdarlegungen finde, laſſen ſich weiter verfolgen, wenn wir die übrigen religiöſen und mythologiſchen Vorſtellungen der Grönländer näher betrachten, wozu uns Cranz die trefflichſten Materialien liefert.

Die Kamtſchadalen, berichtet Steller (S. 271.), kommen nach dem Tode ſogleich in die unterirdiſche Welt, worin Haëtsch lebt, einer der älteſten Söhne des Kutka und der erſte Menſch, der auf Erden verſtorben. Er lebte ſo lange allein in der Unterwelt, bis ſeine zwei hinterlaſſenen Töchter auch geſtorben und dann bei ihm aufgelebt; darauf habe Haëtsch beſchloſſen, in die Oberwelt zurückzukehren und ſeinen Brüdern von dem, was in der Unterwelt nach dem Tode vorfällt, ausführliche Nachricht zu geben. Seine beiden Töchter wollten darauf beide zugleich wieder mit ihm, er aber ſchlug ihnen das ab und entwiſchte heimlich. Er kam in ſeine vorige Wohnung, ging aber nicht hinein, ſondern blieb oben vor dem Rauchloch ſtehen und erzählte allen ſeinen vormaligen Freunden umſtändlich, was ſie denn von der Zeit an auch einmüthig geglaubt. Weil ſie ſich aber vor ihm fürchteten und Viele aus der Wohnung, die den Haëtsch geſehen und angehört, kurz darauf verſtorben, ſo hätten ſie nach dieſem beſchloſſen, ſo oft eine neue Wohnung zu machen, als Jemand in der Jurte ſtürbe. Dieſe Sitte währte bis nach Ankunft der Ruſſen, wurde aber ſchon zu Stellers Zeit aufgegeben. Es ſoll auch geſchehen ſeyn, daß man gefährliche Kranke lebendig aus der Wohnung trug und den Hunden vorwarf, um der Mühe überhoben zu ſeyn, eine neue Wohnung zu bauen. Als aber Haëtsch ſeine Erzählung geendigt, ſo wären ſeine zwei Töchter in vollem Grimm aus der Unterwelt angekommen und hätten den Haëtsch vor dem Rauchloche todt-

geſchlagen, daß er alſo zweimal ſterben müſſen. Haëtsch iſt der Vornehmſte in der Unterwelt, er empfängt die verſtorbenen und wieder auferſtandenen Itälmenen ſo, daß er dem, der mit einem ſchönen neuen Pelz und fetten Hunden vor dem Schlitten ankommt, einen geringen, alten und abgetragenen Pelz und ſchlechte Hunde, denen aber, die auf Erden in Armuth gelebt, neue Pelze und ſchöne Hunde giebt und ihnen einen ſchönern und nahrhaftern Ort anweiſet als den andern. Darauf fangen ſie an zu leben wie auf Erden, bauen Oſtrogen, Balaganen, fangen Fiſche, Thiere, Vögel, eſſen, trinken, ſingen, tanzen; hier iſt es auch ſchöner als auf der Oberwelt, weniger Sturm, Regen und Schnee, ſehr volkreich und alles in großem Ueberfluß und es iſt daſelbſt eben ſo beſchaffen, wie es zu Kutkas Zeit in Kamtſchatka geweſen. Sie ſagen ferner, daß ſich die Welt von Zeit zu Zeit verſchlimmere, die Menſchen würden laſterhafter und weniger an Zahl; die Nahrung würde weniger, dadurch, daß die Thiere mit den Menſchen nach der Unterwelt eilen, die Bären mit den Bärenſchützen, die Renthiere mit den Renthierſchützen. In der Unterwelt erhält dann jeder ſeine Weiber wieder. Die Itälmenen fürchteten ſich daher durchaus nicht vor dem Tode und legten oft Hand an ſich ſelbſt.

Ueber die Weltſchöpfung berichtet Crantz (I. 261.) Folgendes: Der erſte Menſch, den ſie Kaliak nennen, ſoll aus der Erde und bald darauf ſoll aus ſeinem Daumen die Frau entſtanden ſeyn, von denen hernach alle Menſchen hergekommen. Demſelben ſchreiben auch manche den Urſprung aller Dinge zu. Den Tod ſoll das Weib in die Welt gebracht haben, indem ſie geſagt, laßt dieſe ſterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen. Eine grönländiſche Frau ſoll einmal Kablunät — Ausländer — und Hunde geboren haben, welche ihren Vater aufgefreſſen; einer der Kablunät hat einen Grönländer ausgeſpottet, weil er keine Vögel treffen konnte, und da dieſer jenen mit dem Pfeil getroffen, ſo iſt der Krieg zwiſchen ihnen entſtanden, in welchem endlich die Grönländer geſiegt und alle Ausländer umgebracht haben. Das zielt auf die Vertilgung der alten Norweger, auf welche ſie ſolchen Haß geworfen, daß ſie ihren Urſprung der Verwandlung der Hunde in Menſchen zuſchreiben. Die Fiſche ſollen davon entſtanden ſeyn, daß ein Grönländer Spähne von einem Baum ins Meer geworfen, nachdem er ſie zwiſchen den Beinen durchgezogen. Die Erde denken ſie ſich als einen Körper, der auf Stützen ruht, die vom Alter ſchon ſo morſch ſind, daß ſie oft krachen; daher ſie ſchon längſt eingefallen wäre, wenn die Angekoks nicht immer daran flickten, die auch manchmal zum Beweiſe ihrer Arbeit ein Stückchen faules Holz mitbringen. Der Himmel ſoll auf einem hohen ſpitzigen Berge im Norden ruhen und ſich an demſelben herumdrehen. Alle himmliſchen Körper ſollen ehedem Grönländer oder Thiere geweſen ſeyn, die durch beſondere Fatalitäten dahinaufgefahren und nach Verſchiedenheit ihrer Speiſe blaß oder roth glänzen. Die Planeten, die ſich begegnen, ſind

zwei Weiber, die einander beſuchen oder ſich zanken; die ſchießenden Sterne halten ſie für Seelen, die einmal aus dem Himmel in die Hölle zum Beſuch reiſen. Den Sternen geben ſie auch beſondere Namen. Der große Bär heißt bei ihnen Tukto, das Renthier, die ſieben Sterne Kellukturſet d. h. Hunde, die einen Bären hetzen, und nach denſelben rechnen ſie die Nachtzeiten; Zwillinge Killak Kuttuk, des Himmels Bruſtbeine, Orionsgürtel Sicktut, die Verwilderten, weil ſie, da ſie vom Seehundfang ſich nicht nach Hauſe finden konnten, hinaufgenommen und unter die Sterne verſetzt wurden. Sonne und Mond waren zwei leibliche Geſchwiſter. Malina wurde bei einem Kinderſpiel im Finſtern ſchändlicher Weiſe von ihrem Bruder Anninga verfolgt, beſtrich daher ihre Hände mit dem Ruß der Lampen und fuhr damit ihrem Verfolger über das Geſicht und die Kleider, um ihn am Tage daran zu entdecken. Daher kommen die Flecken im Mond. Sie wollte ſich mit der Flucht retten, ihr Bruder aber lief ihr hinterdrein, endlich fuhr ſie in die Höhe und wurde zur Sonne; Anninga fuhr ihr nach und wurde zum Mond, konnte aber nicht ſo hoch kommen und läuft nun noch immer um die Sonne herum, in Hoffnung ſie einmal zu haſchen. Wenn er müde und hungrig iſt, das geſchieht beim letzten Viertel, ſo fährt er aus ſeinem Hauſe auf einem mit vier großen Hunden beſpannten Schlitten auf den Seehundfang und bleibt etliche Tage aus; und davon wird er ſo fett, wie ſie ihn im Vollmond wieder ſehen. Er freut ſich wenn Weibsleute ſterben, und die Sonne hat ihre Freude an der Männer Tode. Daher halten ſich dieſe bei Sonnen- und jene bei Mondfinſterniſſen inne. Der Mond muß oft die Schuld haben, wenn eine unverheirathete Weibsperſon verunehret wird. Daher dürfen ſie nicht lange ſtehen und ihn angaffen. Und wenn eine Finſterniß iſt, ſo geht er herum in den Häuſern, etwas Fell- und Eßwaaren zu mauſen und wohl gar die Leute umzubringen. Da verſtecken ſie Alles und die Männer tragen Keſſel und Kiſten aufs Haus und ſchlagen mit ſolchem Gepraſſel darauf, daß ſich der Mond endlich dafür fürchtet und wieder an ſeinen Ort geht. Bei einer Sonnenfinſterniß kneifen die Weiber die Hunde in die Ohren, ſchreien ſie, ſo iſts ein Zeichen, daß die Natur noch nicht am Ende iſt. Denn weil die Hunde eher als die Menſchen entſtanden ſind, ſo ſollen ſie auch ein geſchwinderes Gefühl von zukünftigen Dingen haben. Wenn ſie aber nicht ſchreien — was indeſſen nie ausbleibt — ſo wäre das Ende aller Dinge da.

Den Nordſchein halten ſie für die Seelen der Verſtorbenen, die im Himmel Ball ſpielen und tanzen. Wenn es blitzt, ſo dehnen zwei Weiber ein getrocknetes Seehundfell aus und von den Raſſeln kommt der Donner. Der Regen iſt das aus dem himmliſchen Teich überlaufende Waſſer. Brächen aber die Dämme durch, ſo fiele der Himmel ein. Von der Sündfluth haben die erſten Miſſionäre eine ziemlich deutliche Tradition unter den Grönländern gefunden, nämlich daß

die Welt einmal umgekantert, alle Menſchen ertrunken, einige aber zu Feuergeiſtern geworden ſeyen; der einzige Menſch, der lebendig geblieben, habe hernach mit dem Stock auf die Erde geſchlagen, da ſey eine Frau herausgefahren, mit welcher er den Erdboden wieder bevölkert. Sie erzählen auch, daß weit oben auf dem Lande, wo niemals Menſchen haben wohnen können, allerlei von Fiſchen, ja auf einem hohen Berge Walfiſchknochen gefunden worden, woraus ſie klar machen, daß der Erdboden einmal überſchwemmt geweſen.

Von dem Ende der Welt und der Auferſtehung des Leibes können ſie wohl wenig Begriffe haben; einige geben vor, die Seele halte ſich fünf Tage lang bei dem Grabe des Leibes auf, alsdann ſtehe der Menſch wieder auf und treibe in jener Welt ſeine Nahrung, die er hier getrieben, daher ſie auch des Verſtorbenen Jagdgeräthe bei dem Grabe niederlegen. Weil aber die verſtändigern Grönländer geſehen, daß ſowohl der Leib als das Jagdgeräthe an demſelben Orte bleibt und verfault, ſo halten ſie nichts von dieſer Auferſtehung. Doch haben wenige folgenden Begriff davon geäußert, der deſto merkwürdiger iſt, weil er zugleich eine Spur von einem obern Weſen enthält. Es ſoll einmal, wenn alle Menſchen geſtorben ſind, der Erdklumpen zerſchmettert und durch eine große Waſſerfluth von dem Todtenblut gereinigt werden. Alsdann wird ein Wind den reingewaſchnen Staub wieder zuſammenblaſen und ihm eine ſchönere Geſtalt geben. Dann werden nicht mehr kahle Klippen, ſondern alles eben und ſchön bewachſen ſeyn. Die Thiere werden auch alle wieder aufſtehen und in großem Ueberfluß ſeyn. Auf die Menſchen aber wird Pirkſoma, d. h. der da droben iſt, blaſen, ſo werden ſie leben. Von dem da droben aber können ſie keinen Beſcheid geben.

Auch die Kamtſchadalen haben ähnliche Begriffe. Sie ſagen Kutka habe die Welt erſchaffen, welche ewig iſt und unſterblich wie der Menſch und alle Creaturen. Jedes Thier, auch die kleinſte Fliege erſteht ſofort nach ihrem Tode und lebt unter der Erde.

Die Erde, welche platt und nicht rund iſt, hat unter ſich einen Himmel und unter dieſem abermals eine Erde. Unſere Erde iſt die unächte Seite des Himmels der Unterwelt, und daher kommt der Regen. Einſt war auch eine große Fluth, die das ganze Land überſchwemmte, wobei ſehr vie Leute erſoffen ſind. Einige wollten ſich in Kähnen retten, allein die Wellen waren zu groß und die Kähne ſchlugen um. Die übrig gebliebenen machten ſich große Flöſſe, banden die Bäume aneinander und retteten ſich mit Nahrungsmitteln und allem ihren Vermögen. Um nicht in die See getrieben zu werden, banden ſie Steine an Riemen und ließen dieſe in die Tiefe fallen an Statt der Anker. Als nun die Gewäſſer abgelaufen, blieben die Flöſſe oben auf den Berggipfeln ſitzen (Steller 273.). Ebbe und Fluth erklären ſie dadurch, daß mitten in der See ein großer Schlund und

Wirbel ſey, in welchen ſich das Waſſer hineinziehe und ſich alsdann mit großer Gewalt daraus wieder ergieße (Steller 281.).

Bei den Aleuten fand Sarytſchew (II. 163.) nicht ſowohl eine Sage über Erſchaffung der Welt, als über die Entſtehung des Volkes. Der Gott machte nach Erſchaffung der Inſeln auch Menſchen, die anfänglich unſterblich waren, und wenn ſie bis ins hohe Alter gelebt hatten, auf einen hohen Berg gingen und ſich dort in einen See warfen, aus dem ſie neuverjüngt wieder heraus kamen. Indeſſen verliebte ſich der Gott in eine ihrer Jungfrauen und nahm ſie als Weib zu ſich. In einer vertraulichen Unterhaltung machte ſie ihm den Vorwurf, er habe doch bei Erſchaffung der aleutiſchen Inſeln einen großen Fehler begangen, daß er ihnen ſo viel Berge und keine Waldung gegeben. Darob ſey der Gott erzürnt worden und habe den Bruder ſeiner Gemahlin getödtet, worauf alle Menſchen ſterblich geworden. Eine zweite Tradition berichtet, daß alle Menſchen von einem auf die Inſel Umiak herabgefallnen Hunde herſtammen, welcher zwei Junge, ein weibliches und ein männliches, geworfen habe. Dieſe hätten noch Hundepfoten gehabt, von den beiden aber wären vollkommene Menſchen entſtanden. Als ſich dieſe vermehrt und ihnen die Inſel zu enge wurde, entſtand Streit und Zwietracht, es wurden viele genöthigt, ſich andere Wohnungen zu ſuchen; einige gingen zum Vorgebirge Alara, andere gen Weſten zu den Inſeln, die nun verſchiedenartig benannt wurden.

Einfacher iſt die Tradition der öſtlichen Eskimos, welche nach Franklin (1. R. 319.) aus dem Monde auf die Erde gekommen ſind.

Die Erſchaffung der Welt, der Menſchen, die Erhaltung der erſtern, die Leitung der letztern beſorgen bei den Grönländern zwei oberſte Gottheiten, eine gute und eine böſe (Crantz I. 263.).

Die gütige Gottheit iſt männlichen Geſchlechts und heißt Torngarſuk, der den Zauberern Auskunft über das giebt, was ſie wiſſen wollen, über Krankheiten, Wetter, Fiſchfang und dergl. Einige ſagen, er habe gar keine Geſtalt, andere beſchreiben ihn als einen großen Bären, einen großen Mann mit einem Arm, oder ſo klein als ein Finger. Er iſt unſterblich und doch könnte er getödtet werden, wenn Jemand in dem Hauſe, wo gezaubert wird, einen Wind ließe.

Die andere Gottheit iſt mißgünſtig, weiblichen Geſchlechtes und ohne Namen. Ob ſie das Weib oder die Mutter des Torngarſuks ſey, darüber iſt man nicht einig. Die Nordländer glauben, daß ſie des ſtarken Angekoks Tochter ſey, der das Land Dieſko vom feſten Lande beim Bals Revier abgeriſſen und an die hundert Meilen nach Norden bugſirt hat — eine Vorſtellung, die an die Abreißung von Seeland in der nordiſchen Sage erinnert. In der Thraubütte, die unter ihrer Lampe ſteht, ſchwimmen die Seevögel herum. Die Hausthür wird von aufrechtſtehenden Seehunden, die ſehr beißig ſind, bewacht. Oft ſteht auch nur ein großer Hund davor, der nie länger, als einen

Augenblick ſchläft und alſo ſehr ſelten überraſcht werden kann. Wenn einmal Mangel auf der See iſt, ſo muß ein Angekok für gute Bezahlung eine Reiſe dahin unternehmen. Sein Torngak oder spiritus familiaris, der ihn vorher wohl unterrichtet hat, führt ihn zuerſt durch die Erde oder See. Dann paſſirt er das Reich der Seelen, die alle herrlich leben. Hernach aber kommt ein gräulicher Abgrund oder vacuum, darüber ein ſchmales Rad*), das ſo glatt wie Eis iſt und ſehr ſchnell herumgedreht wird. Wenn er glücklich darüber gekommen iſt, führt ihn der Torngak bei der Hand auf einem über den Abgrund geſpannten Seil durch die Seehundwache in den Palaſt dieſer hölliſchen Furie. Sobald ſie die ungebetenen Gäſte erblickt, ſchüttelt und ſchäumt ſie vor Zorn und bemüht ſich, einen Flügel von einem Seevogel anzuzünden, durch deſſen Geſtank ſich Angekok und Torngak zu Gefangenen ergeben müſſen. Dieſe aber greifen ſie an, ehe ſie räuchern kann, ſchleppen ſie bei den Haaren herum, reißen ihr die unflätigen Angehänge ab, durch deren Zauber die Seethiere aufgehalten werden, die darauf ſogleich in die Höhe des Meeres fahren. Nun findet der Held den Rückweg ganz leicht und ohne Gefahr. Von dieſem Geſpenſt halten die Grönländer nicht viel, weil es ſo gierig und neidiſch iſt und ihnen ſo viel theure Zeit, Mühe und Unkoſten verurſacht. Doch halten ſie es nicht für ſo böſe, daß es die Menſchen plagen und einmal ewig unglückſelig machen ſollte; ſo wie auch ſeine Wohnung nicht als eine Hölle, ſondern herrlich beſchrieben wird. Es verlangt aber auch Niemand zu ihm. Von Torngarſuck machen ſie hingegen viel Weſens und ob ſie ihn gleich nicht für den Urheber aller Dinge halten, ſo wünſchen ſie ſich doch nach dem Tode zu ihm zu kommen und ſeines Ueberfluſſes mit zu genießen. Daher viele, wenn ſie von Gott und ſeiner Allmacht reden hören, leicht darauf fallen, ob nicht ihr Torngurſuck damit gemeint ſey. Der Name ſelbſt bedeutet großer Geiſt — die Seele heißt Torngek, ein anderer Geiſt Torngak. Ehre und Dienſt wird ihm jedoch nicht bewieſen; ſie halten ihn ohnehin für allzugütig, als daß er fordere, verſöhnt oder beſtochen zu werden. Einige Grönländer legen neben einem großen Stein ein Stück Speck, allerlei Fellwerk, ſonderlich ein Stück Fleiſch von dem erſten geſchoſſenen Renthier nieder, wobei ſie keinen andern Grund anführen, als daß dieß ihre Vorfahren auch gethan haben, damit ſie in ihrem Fang glücklich ſeyn möchten. Dieß iſt die einzige Spur eines Opfers, was Cranz auf den Dienſt des Torngarſuk zu beziehen geneigt iſt.

Die Nachrichten über das höchſte Weſen der Grönländer ſind demnach ziemlich armſelig. Deſto reichhaltiger ſind die über **Kamtſchatka**, welche wir Steller verdanken (S. 265.).

Das höchſte Weſen der Kamtſchadalen heißt Dusdächtſchitſch. Ueber

*) Woher kennen die Grönländer den Gebrauch des Rades?

ſeine Geſtalt, Eigenſchaften und Verrichtungen haben ſie gar keine Nachrichten. Sie errichten in weiten Ebenen und Torffeldern einen Pfeiler auf, umwickeln denſelben mit Gras, Epheu und gehen niemals vorbei, ohne ein Stück Fiſch, Fleiſch oder ſonſt etwas hinzulegen. Sie ſammeln auch die Beeren nicht, die in dieſer Gegend wachſen, noch viel weniger erlegen ſie ein Thier oder einen Vogel und halten dafür, daß ſie durch dieſe Opfer das Leben verlängern, hingegen wenn ſie nicht im Vorbeigehen opfern, ſterben würden. Nichtsdeſtoweniger legen ſie etwas dahin, was ihnen noch tauglich iſt, ſondern nur entweder den Kopf oder den Schwanz von den Fiſchen, den ſie ohnehin nicht eſſen. Dergleichen Pfeiler findet man zwei um Niſchna, ſonſt aber nirgends.

Nächſt dieſem höchſten, unſichtbaren und unbekannten Weſen haben die Kamtſchadalen mehrere andere Gottheiten.

Der größte unter allen Göttern der Kamtſchadalen iſt der Schöpfer Himmels und der Erden, den ſie einhellig Kutka oder Kutga nennen. Weil ſie nun keinen andern Begriff von einer Gottheit und den nöthigen Eigenſchaften derſelben haben, als den ſie von unordentlicher Anſchauung ſeiner Werke bekommen und von demjenigen, was Gutes und Böſes in der Welt vorgeht, ohne Reflexion auf die Ordnung Gottes, ſo halten ſie ſich viel klüger als Gott, und Niemanden thörichter, unſinniger, dümmer als ihren Kutka. Eben daher ſchätzen ſie ihn aller Verehrung unwürdig, bitten weder etwas von ihm, noch danken ihm, ſondern treiben mit keiner einzigen Sache mehr Kurzweil als mit ihrem Schöpfer Kutka. Sie ſprechen: wenn er klug und vernünftig geweſen wäre, ſo würde er die Welt viel beſſer erſchaffen haben, nicht ſo viele Gebirge und Höhen unbeſteiglicher Klippen darein geſetzt, auch keine ſo ſchnellen und friſchen Ströme erſchaffen haben, noch bis dieſe Stunde ſo große und anhaltende Stürme und Regen verurſachen, dieſes alles ſey aber aus Dummheit und Unverſtand geſchehen. Daher, wenn ſie einen hohen Berg im Winter auf- oder abfahren, ſchelten ſie erſchrecklich auf Kutka, fahren ſie im Sommer ſtromaufwärts im Kahne, ſo ſchimpfen ſie arg, ſobald ſie an ſeichte oder ſchnellfließende Stellen kommen.

Von dieſem Kutka glauben ſie, — fährt Steller fort — daß er mit einer Frau Chachy von ausnehmendem Verſtand und mittler Schönheit vermählt geweſen ſey. Dieſelbe hätte den Kutka vermöge ihres Verſtandes von vielen Thorheiten abgehalten und ihn beſtändig corrigiret, auch zum öftern augenſcheinlich ſeiner Thorheit überzeuget. Mit dieſer Chachy ſoll Kutka viele Jahre an den größten Strömen auf Kamtſchatka gelebt und Kinder gezeugt haben, von denen die Itälmenen entſtanden. In jedem Strom ſoll er einen Sohn und eine Tochter nachgelaſſen haben, und eben daher leiten ſie auch die vielen Dialecte, welche nach den Hauptſtrömen verſchieden ſind. Während der Zeit aber, daß er Kamtſchatka mit Menſchen angefüllt

habe, habe er ſich wie ein anderer Itälmen durch allerhand tägliche Verrichtungen ernährt, und ſie hätten die Art Jurten zu bauen, Fiſche, Thiere und Vögel zu fangen, einzig und allein von Kutka erlernt. Aus der Zeit ſeines Aufenthaltes auf Kamtſchatka erzählen ſie folgende lächerliche Begebenheiten von ihm, ohne das geringſte Nachdenken, Scheu und innerliche Beunruhigung:

Als Kutka an dem Kamtſchatkaſtrom gewohnt und daſelbſt eine Jurte erbaut und Kinder erzeugt, habe er einſtmals ein Geräuſch in ſeiner Wohnung gehört, worüber er erſchrocken, aufgeſprungen und oben auf die Wohnung gegangen, und ſich allenthalben umgeſehen; als er nun in der Ferne an dem Seeſtrande etwas wahrgenommen, ſo er nicht erkennen konnte, hätte er von ſeiner Hausfrau Chachy ſeine Kleider, Mützen und Handſchuhe, ſo von eitel Rabenhäuten zuſammengenäht waren, nebſt ſeinem Bogen und Pfeilen gefordert, um zu recognosciren was vorginge; nachdem er ſich angekleidet und ausgerüſtet, ging er an dem Seeſtrande fort, und als er etwas erblickte, blieb er ſtehen und philoſophirte davon, wie folgt: ſollten dieſes Menſchen ſeyn, ſo ich ſehe, ſo müßten ſie ſich bewegen, weil es nun unbeweglich, mag es wohl kein Menſch ſeyn; darauf avancirte er weiter und blieb abermals ſtehen, ſprach bei ſich ſelbſten: ſollten es wohl Gänſe ſeyn? doch aber gedachte er: nein, es ſind keine Gänſe, ſonſt müßten ſie lange Hälſe haben. Er näherte ſich abermals der Sache und ſprach: es können wohl Seemöven ſeyn, doch recolligirte er ſich, es können keine Möven ſeyn, weil ſie nicht weiß ausſehen. Er ging deswegen noch näher hinzu, ſtand abermals vor Verwunderung ſtille und ſprach; ſollten es wohl nicht Krähen ſeyn? doch dachte er, nein es ſind keine Krähen, weil dieſe immer hin und her hüpfen und niemals ſtille ſitzen; als er nun endlich der Sache gewiß werden wollte und noch näher kam, wurde er gewahr, daß es Mäuſe wären, die einen von der See ausgeworfenen todten Seehund vor dem Kutka in dem Sande am Strande des Ufers vergraben hatten, um den Kutka deſto beſſer zu betrügen, daß er deſſen nicht innen werden und ſolches verſchleppen ſollte; eine kleine Maus hatte ſich oben aufgeſetzt, die andern aber ſpielen unter einander, als ob ſie Kutka nicht geſehen hätten, vorher aber haben ſie alle untereinander die Abrede genommen, auf alle Forderungen des Kutka eine abſchlägige Antwort zu ertheilen und in nichts zu willigen. Als nun der Kutka bei den Mäuſen angekommen, und die Spur von dem in den Sand geſchleppten Seehund wahrgenommen, fragte er, was iſt das für eine Spur? Darauf antworteten die andern: wir haben mit dieſer jungen Maus unſer Spiel gehabt und ſie bei den Füßen in dem Sande hin und her geſchleppt; darauf ſagte Kutka, als er den Betrug merkte und die Spur erkannte, zu der einen Maus, er wollte ſich ſchlafen legen in ihren Schoos, ſie ſollte ihm den Kopf kratzen und ablauſen. Dieſe aber entſchuldigte ſich, ſie hätte heute Sarana gegraben und thäten ihr die Klauen wehe. Darauf

ſprach er die andere an; dieſe ſagte, daß ſie über einen Fluß geſchwommen und ſich ſelbſt allzuſehr ermüdet habe. Er hielt darauf bei der dritten an; dieſe entſchuldigte ſich, daß ſie Wurzeln gegraben und ſich die Klauen abgeſtoßen. Darauf bat Kutka die kleine Maus, ſo auf dem vergrabenen Seehunde ſaß; die andern aber alle winkten ihr, ſich nicht betrügen zu laſſen, dieſe aber ſprach aus minderjährigem Verſtande: lege dich nur hierher Kutka. Während der Zeit, als er ſich nun den Kopf ſäubern ließ, kratzte er mit den Händen heimlich den Sand weg und fand den verborgenen Seehund; die Maus vermahnte darauf Kutka, er möge ſich umkehren und auch die andere Seite ablauſen laſſen; dieſer aber ſprach: Ihr untreuen Mäuſe, ſehet zu, was liegt hier? Dieſe aber entſchuldigte ſich, daß ſie ſolches nicht wüßten, indem die Wellen vor ihrer Ankunft es mit Sand müßten verſpühlt haben; Kutka nahm daher den Seehund auf ſeine Schultern, und trug ihn geraden Weges nach Hauſe, ſprach dabei zu ſeiner Hausfrau Chachy; ſiehe, meine Muthmaßung hat eingetroffen, zog das Fell ab und ſchnitt den Seehund in Stücken und ließ ihn kochen, legte darauf ſowohl das Fleiſch als Fett und Gedärme, jedes in eine beſondere Schüſſel und ſtellte es in den Zug-Canal oder Schupan, verbot aber ernſtlich ſeinem Weibe und ſeinen Kindern vor dem Morgen etwas davon zu eſſen. In der Nacht aber kamen die Mäuſe abgeredter Maßen und ſtahlen alles und legten an Statt des Fleiſches Torf, an Statt des Fettes faules Holz in die Schüſſeln; die Schüſſel aber, wo das Eingeweide gelegen, ruinirten ſie; an beide Seiten vor dem Feuerheerd ſteckten ſie ſpitzige Pfähle in die Erde, daß ſich Kutka darauf ſpießen ſollte; ſie aber verzehrten den Seehund und lachten Kutka weidlich aus, daß er nur den Koch bei ihnen agirte. Mit anbrechendem Tage rief Kutka ſeine Kinder aus dem Schlafe, daß ſie Feuer in der Jurte anlegen ſollten; als dieſe aber allzufeſte ſchliefen, ſtund Kutka ſelbſten auf, ſagend, junge Leute ſchlafen hart und ſüße. Als ſich nun Kutka ſetzen wollte, um Kohlen aus der Aſche hervorzuſuchen, ſtach er ſich den einen Pfahl in den Hintern, worüber er mit großem Geſchrei und Schmerzen auf die andere Seite ſprang, aber auch daſelbſt nicht beſſer bezahlt wurde. Als er endlich Feuer angelegt und ſeine Kinder aufgeweckt, befahl er ſeinem älteſten Sohn die Tractamente aus dem Schupan hervorzubringen; dieſer aber antwortete: was Fleiſch? was Fell? Torf! faules Holz und Piſſe iſt hier! Kutka entrüſtete ſich dergeſtalt über dieſe Rede, daß er ſeinen Sohn weidlich abprügelte, als er aber ſelbſt zuſahe und ſich betrogen fand, ſprach er: Die verfluchten Mäuſe haben mir dieſen Poſſen geſpielt, ich will ſie dafür alle maſſacriren und gänzlich ausrotten, gebt mir geſchwinde Bogen und Pfeil! womit er aus der Jurte ging. Die Mäuſe hingegen, ſo ſich den Zorn des Kutka ſchon vorgeſtellt, kamen ihm entgegen und ſprachen zu ihm: Lieber Kutka, wir ſind ſtrafwürdig vor dir, aber ſiehe, daran iſt unſer diebiſches Naturell, Leckerhaftigkeit und unbeſonnene Rachbe-

gierde ſchuld. Was haſt du aber für Vortheil von unſerer gänzlichen Vertilgung? Schenke uns doch das Leben, wir wollen es nicht wieder thun und ins künftige beſtändig Arbeiter für dich und die deinigen ſeyn, Sarana, Sckui und andere Wurzeln graben, Cedernüſſe und Beeren ſammeln; wir haben auch ſchon ein Schelago oder Tollkuſchi für dich fertig, ſey ſo gut und iß dich bei uns ſatt. Kutka gedachte, die Mäuſe ſprechen wohl eine vortheilhafte Wahrheit, über dieſem, ſo ſteht auch ſchon ein ſo gutes Gerichte fertig, ſetzte ſich deswegen nieder, aß ſich ſatt und ſchlief ein. Als er eingeſchlafen, berathſchlagten ſich die boshaftigen Mäuſe unter einander, wie ſie noch nicht genug Revange für ihren Seehund hätten und ihm noch einen Poſſen ſpielen wollten, und ſie kamen alle darinnen überein, daß ſie ihm falſche Augenwimpern und Brauner auffetzen wollten von feuerroth gefärbten Nerven-Haaren, kraft welcher ihm alles als brennend vorkommen und er zu allerlei närriſchen Exceſſen determinirt werden würde; ſie verrichteten ſolches und leimten ſolche an. Kutka erwachte darauf und ging, von dieſer Sache unwiſſend, nach Hauſe. Als er aber von ferne ſeine Jurte und Balaganen ſah, vermeinte er, ſie ſtünden in vollen Flammen, lief deswegen aus allen Kräften und rief aus vollem Halſe: Chachy, Chachy! Als dieſe aus der Jurte hervorkam, ſprach er zu ihr: Biſt du tolle, Alte, daß du dich um nichts bekümmerſt, wenn der ganze Oſtrog brennt? Chachy antwortete: wo brennt es denn? Darauf rief er ſeinen älteſten Sohn, als aber dieſer lachte, ergriff er ihn, warf ihn gewaltig wider die Erde. Chachy ging näher zu ihm, erkannte den Betrug und nahm Kutka die falſchen Augenlieder ab, wodurch der Brand gelöſcht wurde. Kutka erbitterte ſich dergeſtalt über die Mäuſe, daß er ſich verfluchte ſie nun gänzlich auszurotten, und ging daher zum zweitenmal wieder mit ſeinem Pfeil und Bogen aus. Die Mäuſe kamen ihm ſogleich wieder entgegen und erhielten auf vieles Bitten zum andernmal Pardon; er ließ ſich aber bethören, fraß ſich bei ihnen voll und ſchlief wieder ein; darauf näheten ihm die Mäuſe einhellig einen Beutel von Fiſchhäuten gemacht vor das Orificium ani an. Als Kutka erwachte, ging er ſogleich nach Hauſe; unterwegs kam ihm an ſeine Nothdurft zu verrichten, verwunderte ſich aber zum höchſten, als er im Weggehen gewahr wurde, daß er kein erhebliches Depositum zurückgelaſſen, ohngeachtet er ſich von einer ziemlichen Bürde erleichtert befand. Er ging darauf zu ſeiner Hausfrau und erzählte mit größter Verwunderung ſeine betrübte Reinigung, die Chachy aber fing an dieſen Caſum mit der Naſe zu beurtheilen, zog dem Kutka die Hoſen ab und fand den Beutel angenähet und beläſtiget. Chachy trennte ſolchen unter großem Gelächter ab, zeigte ihn Kutka, der abermals ſo zornig wurde, daß er ſich durchaus nicht mehr wollte erbitten laſſen; er machte ſich deswegen zum dritten Male auf den Weg. Die Mäuſe konnten ſich nun wohl vorſtellen, daß Kutka ſehr hart an ſie ſetzen und ihnen ſchwerlich Par-

von ertheilen würde. Daher gingen ſie ihm entgegen und ſtreuten überall getrockneten Fiſchroggen in großer Menge auf den Weg und verbargen ſich ſeitwärts, um zuzuſehen, wie ſich Kutka anſtellen würde. Als Kutka an den Fiſchroggen kam, verwunderte er ſich über die Menge, las unter beſtändigem Eſſen davon ſo viel auf, als er immer konnte und verlor mit dem Hunger auch nach und nach den Zorn; als er zu den Mäuſen kam, die ihn mehr als vorhin baten und ihre Thorheit beklagten und ſich entſchuldigten, daß ſie kleine Thierlein wären und folglich auch kleinen Verſtand hätten, und von Natur lüſtern und vorwitzig wären, ließ ſich Kutka erbitten und blieb wieder bei den Mäuſen zu Gaſt und ſchlief nach genommener Mahlzeit ein. Darauf berathſchlagten ſich die Mäuſe, daß es entweder einmal genug ſeyn möchte, oder ſie müßten ihm einen ſolchen Poſſen ſpielen, der dem Kutka das Leben koſtete. Sie wurden endlich alle eines Sinnes, allerhand Farben aus Blumen, Wurzeln und Kräutern zu kochen und ihm das ganze Geſicht zu bemalen mit allerhand Figuren. Als ſie dieſes bewerkſtelligt, erwachte Kutka und ging unter großem Gelächter fort. Unterwegs kam er ſehr durſtig an die Mündung des Kamtſchatkaſtromes, als er ſich nun gegen das Waſſer geneigt, um zu trinken, erblickte er darinnen ſeinen bunten eigenen Schatten, verliebte ſich in ſich ſelbſt und gedachte, was iſt dieſes für ein wunderliches und ſchönes Frauenzimmer? Weil er gleich Luſt zur Unzucht bekam, warf er ſeinem Schatten ein hölzernes Meſſer zu, womit er auf Kamtſchatka die Seehundfelle abſchabte; als aber ſolches wegen ſeiner Leichte oben ſchwamm, urtheilte Kutka daraus, es müßte ihr dieſes Geſchenk nicht anſtehen, warf daher ein Stück Criſtall, woraus ſie Meſſer und Pfeile machten, hinein; weil nun ſolches wegen ſeiner Schwere zu Boden fiel, urtheilte er, daß er ſich genug inſinuirt und fiel endlich ſelbſt hinein, um ſeine Luſt zu büßen, und kam nach vielem Arbeiten mit genauer Noth aus Land, daß er nicht erſäufet würde. Als er nun ſo naß nach der Jurte kam, lachten ſowohl die Kinder als das Weib weidlich über den Gecken. Als nun Kutka wieder in den Krieg gegen die Mäuſe zog und dieſe ſich keinen Pardon mehr verſprechen konnten, verſteckten ſie ſich in Löcher unter die Erde, und durften nicht mehr wie vorher auf derſelben in Wohnungen wohnen. Weil ſich nun Kutka nicht revangiren konnte, reſolvirte er ins künftige ihnen dadurch allezeit Abbruch zu thun, daß er ihre Löcher aufgraben und den Proviant für ſich abnehmen wollte.

Eine andere Geſchichte von Kutka iſt folgende (Steller 261.):

Als Kutka um den Tigil wohnte, ging er einsmals mit ſeinem Schlitten im Winter in den Wald Holz zu brechen und nach Hauſe zu fahren. Unterwegs verrichtete er ſeine Nothdurft und ſah auf dem Rückwege ſeinen gefrornen Miſt für ein ausbündig ſchönes Frauenzimmer an, verliebte ſich darein und fragte voll Verwunderung, woher ſie gekommen? Sie ſagte: ich bin von den Koräken und mit

meinem Bruder ohnlängſt mit Renthieren hier vorbei gefahren und im Schlafe vom Schlitten gefallen. Als ſich nun Kutka erbot, ihren Bruder zurückzurufen, hielt ſie ihn ab, weil es vergebens und er ſchon allzuweit voraus wäre. Kutka trug ihr darauf ſeine Liebe und die Ehe an. Sie antwortete: wie dir beliebt, Kutka, nimmſt du dich meiner nicht an, ſo muß ich ohnedem ſterben. Kutka warf darauf das Holz von dem Schlitten und lud ſeine Liebſte auf. Als er zu Hauſe ankam, rief er; heraus aus der Wohnung alle, Chachy, heraus Kinder. Die Kinder ſagten: Mama, laßt uns nur heraus gehen, der Papa iſt wieder tolle geworden. Im Herausgehen ſahen ſie, daß er einen gefrornen Koth küßte, als wenn es ſeine Braut wäre, ſie ſagten aber dem aus Unzucht verblendeten Kutka nichts, bis ihm von ſelbſten die Augen aufgehen würden. Er brachte ſeine Braut in die Jurte und wollte Eſſen für ſie kochen, ſie aber wollte deswegen nicht, weil ſie die Wärme nicht vertragen könnte und auch keinen Appetit hätte. Kutka, ſelbſt wollte lieber careſſiren als eſſen und ſagte: nun wohlan, ſo wollen wir uns ausziehen. Weil ſie nun ſehr ſchöne Schuh anhatte, zog er ihr dieſelben aus und hing ſie vor das Rauchloch, ſie aber ermahnte ihn, er möchte ſolche über ſeinem Kopf aufhängen, daß die eiferſüchtige Chachy ſolche aus Rache nicht ſtehlen möchte. Kutka that ſolches, weil aber die Schuhe allzudünne und ſubtil waren, thauten ſie am erſten auf und tröpfelten Kutka auf die Naſe. Kutka wurde unwillig und fragte: woher kommen die ſtinkenden Tropfen? die Braut antwortete: deine Frau wirft dich mit Koth, daß ich dich nicht lieben ſoll. Darauf rannte Kutka voll Zorn aus der Jurte und prügelte die arme Chachy, die von nichts wußte. Als er nun in den Armen ſeiner Geliebten ermüdet eingeſchlafen, thaute ſie völlig auf und als Kutka erwachte, lag er in einem zähen Koth wie Thon, aus welchem er ſich auf keine Art und Weiſe herausarbeiten konnte; er ſchrie deswegen erbärmlich um Hülfe, daß die Kinder ihre Mutter baten, ſie ſolle doch zuſehen, was ihrem Vater paſſirt wäre. Als ſie nun in das Rauchloch kam und für Geſtank nicht näher kommen wollte, bat Kutka, man möchte ihm ein Ende von einem Riemen zuwerfen, daran er ſich befeſtigen und heraushelfen könnte; aber auch hier war Kutka ſo dumm, daß er ſich den Riemen an dem Halſe feſtmachte; als ſie nun zu ziehen anfingen, hätten ſie ihren Papa beinahe erwürgt. Da er nun von ſeiner kothigen Braut losgekommen, erkannte er ſeine Uebereilung und Blindheit, deprecirte bei der Chachy und verſprach ins Künftige mit ihr allein zufrieden zu ſeyn. Ehe die kothige Braut ihm den Beiſchlaf erlaubte, erzählte ſie vorher ihre Herkunft in einem räthſelhaften Liede folgenden Inhalts: Mein Vater hat unzählige Geſtalten und Kleider, meine Mutter iſt warm und dünne und gebieret alle Tage. Ehe ich erzeuget wurde, liebe ich Kälte und Wärme, wenn ich geboren bin, vertrage ich nur die Kälte und keine Wärme. In der Kälte bin ich ſtark und in der Wärme

ſchwach; bin ich kalt, ſo ſieht man mich weit, bin ich warm, ſo riecht man mich weit.

Die Itälmenen erzählen ferner vom Kutka, daß er einmal großen Appetit nach Brusnitzen bekommen hätte, weil ihn aber der Strom gehindert, daß er nicht zu denſelben kommen konnte, ſo hätte er ſich den Kopf abgeſchnitten und über denſelben geworfen, daß er ſich ſatt eſſen ſollte. Der Chachy legen ſie ſo großen Verſtand bei, daß man ſie beinahe für eine Zauberin halten konnte. Sie verblendete einmal den Kutka dergeſtalt, daß er ſie für eine Jurte anſahe, die pudenda für das Rauchloch und den Hintern für den Zugcanal. In der Jurte fand er Leber, da er davon zu eſſen und abzuſchneiden Luſt bekam, bewegte ſich dieſelbe, worüber Kutka erſchrak, herauslief und es der Chachy erzählte, daß er in einem bezauberten Oſtrog geweſen wäre. Beſonders beſchrieben die Itälmenen Kutka als den größten Unfläther und Sodomiten, der alles zu ſtupriren verſucht. Sie erzählen, daß er einſtmals Seemuſcheln ſtuprirt und weil ſich dieſe zugeſchloſſen, dadurch um das genitale gekommen ſey, welches nach dieſem Chachy von ungefähr in einer gekochten Muſchelſchale gefunden und ihrem Manne wieder angeheilet. Chachy wurde einſtmals dergeſtalt auf Kutka erbittert, weil er ſie verſchmähte und mit andern Unzucht trieb, daß ſie ihre muliebria in eine Ente verwandelte, auf den Balagan ſetzte und Kutka einen panegyricum halten ließ, worüber ſich Kutka dergeſtalt erfreute, daß er die Ente küßte. Unter dem Küſſen verwandelte ſich dieſelbe wieder in ihre natürliche Geſtalt und Kutka erkannte, was er geküßt hatte, machte dabei den Schluß, daß die Annehmlichkeit von verändertem Beiſchlaf nur allein in einer bezauberten Phantaſie beſtünde, und daß man eigenthümliche Sachen niemals ſo heftig als fremde und verbotene liebe.

Um den kuriliſchen Oſero zeigen ſie die Kähne vom Kutka, wie auch den Ort, wo er mit der Chachy Eier geſammelt und da er ſolche unvorſichtiger Weiſe erdrückt, iſt er dergeſtalt zornig geworden, daß er mit einem Balagan davon gelaufen. In Hungersnoth ſoll er ſich Blut abgezapft und einen Mus davon gekocht haben.

Es iſt auch dieſer Kutka von ſeinen eigenen Nachkommen öfters geſcholten und geprügelt worden. Ja ſie trachteten ihm ſogar öfters nach dem Leben, und er entkam einſtmals noch ſeinen Verfolgern dadurch, daß er allerhand Beeren auf der Flucht durch den Stuhlgang von ſich gab, wodurch ſich ſeine Feinde aufhalten ließen. Kutka wurde auch einſtmals im Ehebruch ergriffen und caſtrirt.

Es haben auch die Itälmenen eine ſehr artige und poſſirliche Erzählung von der ſchönen Tochter des Kutka und von ſeinem ſchönen Sohne Deſelkut und des Kutka Heirath mit allen Creaturen, auch wie eine Creatur alle andere betrogen, um die ſchöne Braut zu erhalten, welche endlich dem Monde zu Theil worden iſt.

Sie erzählen auch von einem Pſeudo-Kutka, der große Confuſion unter den Nachkommen des Kutka gemacht haben ſoll. Es habe aber der rechte Kutka, dem der falſche alles nachgeahmt, ſich damit legitimirt, daß er einen Felſen an der See mit vielem Holz und Feuer ganz glühend gemacht und einen Polypen am Bolſchaia Reka, Athkup genannt, aus dem See gerufen hätte, dem er befohlen, mit dem Felſen zu ringen, woran er gebraten wurde. Der Pſeudo-Kutka wollte dieſes auch nachmachen und rief einen andern Polypen aus der See, befahl ihm mit dem Felſen zu ringen; als ſich aber der Polyp entſchuldigte, daß er die Ringkunſt nicht verſtünde und von dem Pſeudo-Kutka lernen wollte, ſo umfing der Pſeudo-Kutka den Felſen und wurde gebraten. Der Polyp aber ging in die See und Jedermann erkannte aus dieſem dummen Streich den falſchen und ächten Kutka. Von dieſem ſprachen ſie: ſie wüßten nicht, wo er hergekommen und von wem; ſo wäre ihnen auch unbekannt, wo er nach dieſem hingerathen ſey. Seine eigenen Nachkommen hätten ihm ſo viel Unrecht gethan, daß er ſich deßwegen aus dem Staube gemacht; ſo viel Nachricht aber habe man, daß er ſich von der See weg nach Norden reterirt, nach dem Lande der Korjäken und Tſchuktſchen. — Die Korjäken aber kennen auch den Kutka und erzählen ähnliche Abentheuer von ihm. — So weit Steller. —

Dieſer Kutka aber, der Stifter des Geſchlechts der Kamtſchadalen, ſcheint mir der Inbegriff alles kamtſchadaliſchen Lebens und Treibens, nur in höchſter Potenz, etwa wie die Griechen auch Geſchichten von ihren alten Königen erzählen, die zu Nationalgöttern wurden.

Außer den oberen Göttern hat man in Kamtſchatka ſowohl als in Grönland und bei den Eskimos noch viele Geiſter, vor denen man ſich gewaltig fürchtet.

In der Luft, ſagen die Grönländer (Cranz I. 266.), ſoll ein ſolcher Innua d. h. Beſitzer ſeyn, den ſie Innerterrirsok d. h. den Verbieter nennen, weil er durch die Angekoks den Leuten ſagen läßt, was ſie nicht thun ſollen. Der Erloersortok wohnt auch in der Luft und paßt den hinaufwärts fahrenden Seelen auf, um ihnen das Eingeweide auszunehmen und zu verzehren. Sie beſchreiben ihn ſo mager, finſter und grauſam als den Saturnus. Kongeusetokit ſind Meergeiſter, die die Füchſe aufſchnappen und auffreſſen, wenn ſie am Seeſtrande fiſchen wollen. Ingnersoit ſind Feuergeiſter, die in den Klippen am Seeſtrande wohnen und ſich oft als Irrwiſche ſehen laſſen. Sie ſollen die Einwohner der Welt vor der Sündfluth geweſen ſeyn; denn da ſich damals die Welt um und ins Waſſer gedreht hat, ſind ſie in Flammen verwandelt worden und haben ihre Zuflucht in die Felſen genommen. Sie ſollen auch oft Menſchen vom Strande wegſtehlen, um Cameraden zu haben, denen ſie viel Gutes thun. Tunnersoit und Innuaroiit ſind Berggeiſter, jene ſechs und dieſe eine halbe Elle lang, dabei aber ungemein geſchickt. Von dieſen Zwergen ſol-

len die Europäer ihre Künſte gelernt haben. Hingegen die Erkiglit haben ein Geſicht wie ein Hundskopf, ſind Kriegsgeiſter und grauſame Menſchenfeinde, wohnen aber nur auf der Oſtſeite des Landes. Crantz vermuthet, daß man damit die Ueberbleibſel der alten Norweger habe andeuten wollen. Sillagiksartok iſt ein mächtiger Windgeiſt, wohnt auf dem Erdfeld und ſchafft gut Wetter. Das Waſſer hat ſeine eigenen Geiſter. Daher muß, wenn die Grönländer an eine bisher unbekannte Quelle kommen, ein Angekok oder der älteſte Mann zuerſt davon trinken, um es von einem ſchädlichen Geiſte zu befreien. Wenn gewiſſe Speiſen den Leuten, ſonderlich den Weibern, die kleine Kinder haben, oder in der Trauer ſind, ſchädlich werden, ſo haben die Nerrim Innuet, d. h. Inhaber der Speiſen, dieſelben gereizt, gegen die Enthaltungsregeln davon zu eſſen. Sonne und Mond ſind auch ein jeder von einem Geiſte bewohnt, die ehedem Menſchen geweſen (wir ſahen vorher, daß die Eskimos den Mond als die Urheimath ihres Volkes betrachten). In der Luft iſt ein geiſtiges Weſen, das durch ungeſchickte Handlungen erzürnt oder auch um Rath gefragt werden kann.

Von Geſpenſtern wiſſen die Grönländer genug zu erzählen und denken, daß alle Mißgeburten zu dergleichen Schreckbildern verwandelt werden, die die Seehunde und Vögel verſcheuchen. Nur die Angekoks können ein ſolches Geſpenſt oder Angiak ſehen und es in der Luft fangen. Sie müſſen aber bei einer ſolchen Fahrt ihre Augen zubinden, und wenn ſie es gefangen haben, ſo zerreißen ſie es oder freſſen es gar auf.

Sie haben auch Erſcheinungen der Verſtorbenen. Ein Knabe, der mit anderen am hellen Tage auf dem Felde ſpielte, wurde von ſeiner Mutter, die daſelbſt begraben war, ergriffen und alſo angeredet: Fürchte dich nicht, ich bin deine Mutter, und habe dich lieb, du wirſt zu fremden Leuten kommen, die dich unterweiſen werden von dem, der Himmel und Erde geſchaffen hat. Das ſoll der Knabe dem Miſſionair erzählt und die Wahrheit ſeiner Ausſage durch Zeugen bekräftigt haben.

Auch die Kamtſchadalen haben (nach Steller 265.) viele Geiſter, vor welchen ſie ſich heftig fürchten. In der See wohnt ein Geiſt, der mit dem Neptun verglichen werden kann. Dieſen nennen ſie Mitgk und er ſoll auch die Geſtalt eines Fiſches haben. Von dieſem glauben ſie, daß er die Fiſche aus der See ſchickt, daß ſie die Ströme aufwärts bis an die Quellen ſteigen ſollen, wo gute Holzungen wären, um Kähne zu machen; ſie aber fingen dieſelbe unterwegs auf, weil ſie durchaus nicht glauben wollen, daß ihnen das geringſte Gute in ihrer Nahrung von Gott zuflieſſen könne.

Lischi Janni oder Waldgeiſter nennen ſie Uschachtschu, ſoll wie ein Menſch ausſehen und ſein Weib ein auf dem Rücken angewachſenes Kind tragen, welches beſtändig weint. Ihre Verrichtungen beſtehen darin, daß ſie die Leute verführen und toll machen.

Die Berggötter nennen ſie Kamuli oder kleine Seelen (Kamulätſch). Dieſe wohnen auf den hohen und beſonders brennenden und rauchenden Gebirgen. Daher machen ſie ſich niemals zu denſelben, noch vielweniger beſteigen ſie dieſe Berge. Sie ſprechen, daß ſie in den brennenden Bergen wohnen und dieſelben ebenſo, wie ihre Wohnungen einheizen. Sie ernähren ſich vom Wallfiſchfang, gehen des Nachts durch die Luft in die See und holen die Fiſche heraus, und es ſoll einer zehn Stück nach Hauſe tragen, nämlich an jedem Finger einen, daſelbſt braten und kochen; ſie wollen gewiſſe Nachricht haben, daß man auf den Gipfeln der Berge ganze Haufen Wallfiſchknochen antreffen ſoll. So oft ſie vor einem ſolchen Berge oder Quell vorbeigehen, werfen ſie ein Stück Fiſch oder ſonſt einen Lappen als ein Opfer dahin.

In den Wolken wohnt der Billukai oder Billutſchet, mit vielen Kamuli oder Geiſtern. Dieſer donnert, blitzt und läßt regnen, und der Regenbogen iſt der Saum ſeines Kleides. Er läßt ſich manchmal mit den Wolken herunter auf die Berge und fährt in einem Schlitten auf Kuropatſchkan; öfters wollen ſie die Spur von ihm geſehen haben, was der von den Sturmwinden zuſammengejagte Schnee iſt. Wer dieſe Spur antrifft, ſoll ſehr glücklich ſeyn, beſonders im Thier Promiſſel, es ſoll auch überdies ein gutes Jahr erfolgen. Seine Frau heißt Tiranuhs, er ſelbſt geht in lauter Roſomakenkleidern umher. Sie glauben, daß er ihnen in Sturmwinden die Kinder zuweilen durch ſeine Kamuli rauben läßt und ſolche zu Lichthaltern verwendet, worauf er Lampen in ſeiner Jurte ſetze. 1740 verſicherte man Stellern für ganz gewiß, daß der Billukai um Kampakowa ein Kind zu einem Lichthalter habe rauben laſſen.

Die Kamtſchadalen ſtatuiren auch einen Teufel, den ſie ſich ſehr liſtig und betrügeriſch vorſtellen, daher auch Kanna nennen. Um Niſchna zeigt man einen ſehr alten und großen Erlenbaum, worin der Kanna wohnen ſoll; ſie ſchießen jährlich viele Pfeile in denſelben, dergeſtalt, daß er ganz mit Pfeilen geſpickt ſein ſoll.

Haetſch iſt ein Vorſteher der unterirdiſchen Welt, wohin die Menſchen nach dem Tode verſetzt werden; er war vordem in der Oberwelt eines der erſten Kinder des Kutka. Balakitgh iſt der windmachende Geiſt, deſſen Frau aber, Savina Kuhagt, macht die Morgen- und Abendröthe.

Der Geiſt Tuil, der mit ſeinem Hunde Koſeia auf dem Schlitten fährt, iſt der Urheber des Erdbebens. Dieſer fährt unter der Erde, und wenn ſich ſein Hund die Flöhe oder den Schnee abſchüttelt, ſo wird die Erde davon bewegt.

Außer dieſen Sagen von Gottheiten und Geiſtern haben die Kamtſchadalen noch eine große Anzahl Erzählungen und Glaubensſätze, allein durchaus keine Ahnung von einem Sittengeſetz, einem Streben nach Veredlung. Wir lernen dieß aus Steller (S. 274.) kennen:

„Ohnerachtet die Itälmenen glauben, daß ſie keine Sünde wider Gott begehen können, ſo haben ſie doch abſcheulich viele Sünden, dafür ſie ſich ſehr fürchten, und wird mit der Erzählung ihrer Sünden auf Kamtſchatka ſo große Kurzweil von den getauften Itälmenen getrieben, als anderer Orten mit der Leſung des Eulenſpiegels. Eine Sünde überhaupt iſt bei den Itälmenen eine jede Sache, ſo wider das Verbot ihrer Voraltern, dadurch man in Unglück geräth; überhaupt ſind ſie voller Aberglauben. Ein kleines Regiſter kamtſchadaliſcher Sünden iſt folgendes:

1) Eine Sünde iſt, ſich in heißen Quellen zu baden, oder nahe hinzugehen, weil die Geiſter Kamuli daſelbſt kochen.

2) Eine Sünde iſt, den Schnee mit Meſſern außerhalb der Wohnung von den Schuhen abſchaben, davon entſtehen Sturmwinde.

3) Sünde iſt, mit nackenden Füßen im Winter aus der Wohnung zu gehen, weil Sturmwinde entſtehen.

4) Sünde iſt, eine Kohle mit dem Meſſer anzuſpieſſen, um Tabak anzuzünden, man muß ſie mit bloſſen Händen anfaſſen.

5) Wenn der Mann auf die Jagd geht, ſo darf das Weib die Wohnung nicht aufräumen oder nähen, denn dadurch verdirbt ſie die Spur.

6) Fiſche und Fleiſch oder Land- und Seethier-Fleiſch ſoll man niemals in einem Keſſel kochen wider die Natur; davon verliert ſich der Promiſſel und die Leute bekommen Geſchwüre.

7) Eine Sünde iſt, den erſten Fuchs in die Jurte zu tragen.

8) Von dem erſten Seebiber muß man den Kopf abſchneiden, ſonſt bekommt man keinen andern.

9) Wenn ein friſches Zobelfell in die Wohnung gebracht wird, ſo iſt es eine große Sünde zu ſingen.

10) Wenn Jemand einen Otter erlegt, ſo eſſen ſie das Fleiſch, ohnerachtet es eine Sünde iſt. Es darf aber der Otter nicht nach Hauſe getragen oder auf den Schlitten gelegt werden, ſondern er muß geſchleift werden. Kommt Jemand in die Wohnung und erzählt, daß er einen Otter erſchlagen, ſo laufen alle mit großem Schrecken heraus und nehmen alles mit ſich, nicht anders als ob es brennte, und fürchten ein großes Unglück. Das Fell vom Otter müſſen ſie im Walde abſtreifen und trocknen. Bringt man es nach Hauſe, ſo muß es mit Speichel und Fiſchroggen beſtrichen und ehrlich gemacht werden, doch aber darf es niemals bloß hängen, ſondern muß allzeit in einem Sack ſtecken.

11) Auf dem Wege muß man weder ein Meſſer noch ein Beil ſcharf machen, weil Sturmwinde davon entſtehen.

12) Wenn im Winter die Schuhe naß werden, darf man ſie nicht an einen Pfahl ſtecken und trocknen, ſo lange als die Bachſtelzen nicht angeflogen kommen. Nach dieſem iſt es keine Sünde.

13) Wenn Jemand im Frühjahre die erſte Bachſtelze ſieht und rufet ſie an, ſo bekommt er einen grindigen Poder.

14) Wenn Jemand in eines Bären Fußſtapfen tritt, ſo iſt es eine ſehr große Sünde und es ſchälet ſich bei ihm die Haut vom Fuſſe ab.

15) Wer den Concubitus verrichtet, dergeſtalt, daß er oben aufliegt, begehet eine groſſe Sünde. Ein rechtgläubiger Itälmene muß es von der Seite verrichten, aus Urſache weil es die Fiſche auch alſo machen, von denen ſie ihre meiſte Nahrung haben."

Steller bewundert namentlich das gute Gedächtniß, das die Itälmenen für die Unzahl von Regeln und Beſtimmungen haben; geſchieht Jemand etwas Böſes, wird er krank, ſo fällt er gleich auf die Gedanken, er habe ſich verſündigt. Dann muß der Schamane helfen.

Sie verehren das Feuer und opfern demſelben die Naſen von Zobeln, Füchſen und andern Thieren, und man kann gleich an den Fellen erkennen, ob ſie ein getaufter oder ungetaufter Itälmene gefangen. Pfeift das Feuer, ſo bedeutet das bei ihnen Glück, was bei den Jakuten Unglück anzeigt.

In Bezug auf die Thiere, namentlich die jagdbaren, ſind ſie voll der ſeltſamſten Meinungen.

Den Wallfiſch und die Orca verehren ſie aus Furcht, daß ſie ihre Baidaren umwerfen möchten, den Bär und den Wolf nicht minder. Sie haben Formeln, womit ſie dieſe Thiere beſprechen, nennen ſie auch niemals mit Namen, ſondern ſprechen nur Sipang, o Unglück. Sie glauben, daß alle Thiere ihre Sprache verſtehen.

Namentlich geben die Hunde zu mancherlei Aberglauben Anlaß. Bellt des Nachts ein Hund im Schlafe, ſo erſchrecken ſie ſehr, denn es bedeutet, entweder daß der Hausherr ihn erwürgen ſolle, weil er über ſeinen Herrn klage und nicht mit ihm zufrieden ſey, oder er muß ihn wegſchenken, um ſich kein Unglück über den Hals zu ziehen. Ebenſo fürchten ſie auch das Geheul der Füchſe und Wölfe. Den Raben und Krähen danken ſie, daß ſie gutes Wetter und keine große Kälte haben. Wenn die Krähen oder Elſtern des Nachts über einem Oſtrog ſchreien, erſchrecken die Itälmenen und fürchten großes Unglück. So fürchten ſie auch den Ruf der Nußbicker bei Nachtzeit.

Den Bachſtelzen danken ſie für Frühling und Sommer, weil ſie glauben, daß dieſe Vögel die Jahreszeit mit ſich bringen.

Sie meinen, man müſſe weder ein Land- noch ein Seethier umbringen und verzehren, ohne ſich vorher bei demſelben zu entſchuldigen und zu bitten, daß ſie dieß nicht übel deuten ſollen. Dann müſſe man ſie mit Cedernüſſen oder andern Dingen tractiren für ihr Fleiſch und Fell, damit ſie in der Meinung blieben, als wären ſie nur bei ihnen zu Gaſte geweſen, und damit die andern nicht leuteſcheu würden.

Die Itälmenen erklären gern den Urſprung der Dinge, gewöhnlich aber auf eine uns ſehr lächerliche Weiſe, ſo z. B. verwandeln ſich die Moraſthühner in Forellen, wenn ſie ins Waſſer fallen, und werden wieder Moraſthühner, ſobald ſie ans Ufer geworfen werden. Wenn man ein Gefäß von Birkenrinde auf ein Torfland hinwirft, ſo entſteht die Adlereule, weil ſich dieſelbe gemeiniglich daſelbſt aufzuhalten pflegt. Von den Eidechſen glauben ſie, daß ſie die Spione des Haetſch ſeyen und ihm die Leute verriethen, die im Laufe des Jahres ſterben müſſen. Daher müſſe man ſie mit dem Meſſer tödten, bevor ſie zu Haetſch zurückkehren können.

Der Fiſch Gayſühs oder Diebsfiſch ſoll ſeinen Leib von allen Fiſchen zuſammenſtehlen. Die Scholle Cambala ſoll ſowohl Fiſche ihrer Art als auch eine gewiſſe Art Seemöven ausbrüten. Um den Oſtrog am Kykſchikflüßchen iſt ein Innenſee, um welchen man Wallfiſchknochen gefunden; weil nun die Itälmenen nicht begreifen können, wie dieſe dahin gekommen, ſo erklären ſie ihren Urſprung alſo: Die Mäuſe ſammelten im Frühjahr Enteneier, dabei geſchah es denn manchmal, daß ihnen dieſelben zu ſchwer wurden, ſie ließen ſie alſo fallen, und ſo entſtanden daraus keine Enten, ſondern Wallfiſche.

Den Singvögeln ſchreiben ſie gutes Wetter zu, welche durch ihr Auffliegen Wind und Regen verhindern. Ueber die Ankunft der Schwalben und Bachſtelzen haben ſie auch eine Sage. Beide kommen, um ihnen den Sommer zu bringen. Daß aber die Bachſtelze eher kommt und ſich länger aufhält als die Schwalbe, komme daher, daß die Schwalbe unterwegs viele Anverwandte hätte, welche ſie nicht vorbeifliegen, ſondern beſuchen wollte. Damit ſie nun fertig werden möge, ſo fliege ſie früher, im Auguſt ab, und komme erſt ſpät, in der Mitte des Juli an. Die Bachſtelze aber ſei ein einſamer Vogel, der ſein Vergnügen für ſich allein und nicht in Geſellſchaft liebe, daher bleibe er vom Mai bis October. Dann fliegt er ab und bringt den Sommer in die untere Welt.

Um nun dieſe Gottheiten, Geiſter und mächtigen Weſen theils zu gewinnen, theils zu verſöhnen, wenn ſie ſich ungünſtig beweiſen oder beleidigt ſcheinen, bringt der Polarmenſch denſelben Opfer.

Die däniſchen Miſſionaire bemerkten freilich bei den Grönländern keinen eigentlichen Cultus, der mit Opfern verbunden geweſen wäre, kein eigentliches Anrufen oder Anbeten der Gottheit. Crantz bemerkt (I. 253.), daß die erſten Schiffer ſahen, wie die Grönländer alle Morgen, ſobald ſie aufgeſtanden, mit einer tiefſinnigen Betrachtung gegen Aufgang der Sonne hingerichtet geſtanden, und ſie deshalb für Sonnenanbeter ausgegeben; allein er verſichert, daß dieſe Betrachtung der Sonne nur Statt finde, um aus den Strahlen der Luft und der Bewegung der Wolken zu ſchließen, ob ſie denſelben Tag gutes oder ſchlechtes Wetter oder Sturm zu erwarten hätten, und daß ſie zu ſeiner Zeit noch alle Morgen alſo gethan.

An Statt der Götzenbilder findet man aber (Crantz I. 275.) Amulete bei den Grönländern, die ſie auf Anordnung der Zauberer tragen, und die ſo verſchieden ſind, daß einer über die des andern lacht. Dieſe beſtehen in einem alten Stückchen Holz, Stein oder Bein, in Schnäbeln und Klauen von Vögeln, die ſie ſich an den Hals hängen, oder einem ledernen Riemen, den ſie um Stirne, Bruſt oder Arme binden. Das Alles ſoll vor Geſpenſtern, Krankheiten und Tod bewahren, gut Glück bringen und namentlich verhindern, daß die Kinder bei Donnerwettern und andern Schrecken die Seele nicht verlieren. Ein Stück von einem Kleide oder Schuh der Europöer einem Kinde angehängt bringt demſelben etwas von der Europäer Geſchicklichkeit und Kräften zuwege. Beſonders laſſen ſie ſich gern von ihnen anblaſen. Beim Wallfiſchfang muß nicht nur alles reinlich gekleidet, ſondern auch die Lampe im Zelt ausgelöſcht ſeyn, damit der Wallfiſch nicht verſcheucht werde. Das Boot muß vorn mit einem Fuchskopf und die Harpune mit einem Adlerſchnabel verſehen ſeyn. Bei der Renthierjagd werfen ſie den Raben ein Stück Fleiſch hin, und die Seehundköpfe müſſen nicht zerbrochen, auch nicht in die See, ſondern vor die Thür auf Haufen geworfen werden, damit die Seelen der Seehunde nicht erzürnt werden und die andern verſcheuchen. An den Kajak hängen ſie gern ein Modell mit einem Männchen, das ein Schwert in der Hand hat, auch wohl nur einen todten Sperling, Schnepfe, oder ein Stück Holz, Stein, Federn und Haare, damit ſie nicht kantern; obſchon die ſo Beſchirmten aus Ungeſchick oder Zuverſicht am häufigſten umkommen. Sonderlich ſoll eine große Kraft in den Fuchszähnen und Adlerklauen liegen, die ſchädlichen Säfte aus den Gliedern zu ziehen.

Die Eskimos von Wintereiland heben die Häupter aller im Laufe des Winters erſchlagenen Thiere auf, was Parry (2. voy. S. 10) einer gewiſſen Superſtition zuſchreibt.

Auch bei den Kamtſchadalen hat man keine eigentlichen Opfer bemerkt, doch fand man bei ihnen Götzenbilder. Steller (S. 276.) meldet, wenn ſie eine Jurte bauen, wird dem Feuerheerd gegenüber ein Pflock in die Erde geſchlagen, welchen ſie Ahſuſunagtſch, d. i. Hausgott, nennen. An dieſen binden ſie ſüßes Kraut Eheu, beſteichen ihn auch manchmal mit Fett und Blut und glauben, daß er ihnen dieſerwegen allerlei Promyſſel zukommen laſſe. Dieſer Ahſuſunaghtſch iſt ein Sohn Charteja, der in den Wolken wohnt und dem Billukai mit donnern hilft. Die auf Lapatka verehren den Prolio und opfern Fiſche, Tabak und Hobelſpäne, wie Nürnberger Fliegenwedel gemacht. Sie verehren auch dieſe Fliegenwedel als Gott und wollen damit die krauſen Haare Gottes vorſtellen, die ſie ſich alſo einbilden. Sie nennen ſolchen Inaul. Wird einer krank, ſo ſchnitzt er Gott zu Ehren einen neuen Fliegenwedel. Einige fromme Itälmenen machen ſich kleine Taſchengötzen, die ſie wie die Geiſter Kanneti nennen. Dieſe ſpeiſen und

tränken ſie, und ſchilt keiner den andern einen Ketzer, wenn er nach ſeinem Belieben einen Gott oder Götzen mehr macht. Geſchieht Jemand ein Unglück, ſo meint er ſich verſündigt zu haben und ſchnitzt ein Männlein von Holz, trägt es in den Wald und ſtellt daſſelbe an einem Baume auf.

Mehr als das Opfern oder den Götterdienſt finden wir bei den Polarvölkern

die Zauberei

oder das Schamanenthum ausgebildet. Der Schamanismus geht überall dem Prieſterthume voraus, bei allen Nationen, unter allen Zonen, ja er erhält ſich ſelbſt noch lange Zeit neben dem Prieſterthume. — Bei keinem Volksſtamme finden wir ihn ſo ausgebildet, wie bei dem mongoliſchen oder finniſchen, in der Polarzone, wie in den Steppen, bei den Fiſchern und Jägern, wie bei den Nomaden. Bei Allen ſind die Grundzüge ſich ziemlich gleich, bei Allen läuft es darauf hinaus, daß gewiſſen Perſonen das Talent angeboren oder angelernt iſt, durch die vorhandenen Zauberinſtrumente den Geiſtern näher zu rücken und von ihnen Auskunft über deren Verhältniß zu den Menſchen, dann über die zukünftigen oder anderweit verborgenen Dinge zu erhalten.

Ueber die grönländiſche Zauberei liegt Cranzens Bericht vor (I. 268.):

„Wenn ein Grönländer ein Angekok werden will, ſo muß er von den Elementargeiſtern einen zu ſeinem Torngak oder familiaren Geiſt bekommen. Um dieß zu erhalten, muß der Grönländer eine Zeit lang in die Einöde, von allen Menſchen abgeſondert, in tiefſinnigen Betrachtungen zubringen und den Torngarſuk um Zuſendung eines Torngak anrufen. Durch die Entziehung des menſchlichen Umgangs, durch das Faſten und Abmatten des Leibes, und durch das ſteife Anſtrengen der Gedanken kommt endlich die Einbildungskraft des Grönländers in eine Unordnung, daß ſich ihm allerlei Bilder von Menſchen, Thieren und Abentheuern vorſpiegeln, die er für wirkliche Geiſter hält, weil er an nichts als an Geiſter denkt und ſein Leibesgebäude zugleich in große Unordnungen und Verzuckungen geräth, die er ſorgfältig zu unterhalten und zu vermehren ſucht. Einige werden ſchon von Jugend auf zu dieſer Kunſt beſtimmt, mit einer beſondern Kleidertracht ausgezeichnet, von einem berühmten Meiſter unterrichtet; und dieſen koſtet es dann weniger Mühe. Manche geben vor, daß ſie ſich an einen großen Stein ſetzen, den Torngarſuk rufen und ſagen müſſen, was ihr Begehr iſt. Wenn derſelbe kommt, erſchrickt der Lehrling, ſtirbt und bleibt drei Tage lang todt liegen. Alsdann wird er wieder lebendig und bekommt ſeinen Torngak, der ihm auf Erfordern alle Weisheit und Geſchicklichkeit beibringt und ihn in wenig Zeit in den Himmel und in die Hölle begleitet.

Dieſe Fahrt kann aber nur im Herbſt geſchehen, ja im Winter, wenn die Nächte am längſten, denn es muß allemal finſter ſeyn, und wenn der Regenbogen als der erſte Himmel ſich am nächſten über der Erde zeigt, iſt der Weg am kürzeſten. Der Angekok trommelt zuerſt einige Zeit und macht allerlei wunderliche Verdrehungen, wodurch er ſich abmattet und ſeine Phantaſie aufbringt. Alsdann läßt er ſich neben dem Eingange des Hauſes durch einen ſeiner Lehrjünger mit einem Riemen den Kopf zwiſchen die Beine und die Hände auf den Rücken binden, alle Lampen auslöſchen und die Fenſter verhängen. Denn Niemand muß ihn mit ſeinem Geiſt umgehen ſehen, Niemand darf ſich rühren oder nur im Kopfe kratzen, damit der Geiſt nicht gehindert werde. Nachdem er einen Geſang angeſtimmt, den alle mitſingen, fängt er mit großen Bewegungen und Raſſelungen an zu ſeufzen, zu ſchnauben und zu ſchäumen, fordert ſeinen Geiſt zu ſich, und hat oft viele Mühe, ehe er kommt. Wenn er gar nicht kommen will, ſo fährt ſeine Seele aus, ihn zu holen. Er liegt alſo indeſſen eine kleine Weile ſtill und kommt dann mit großem Freudengeſchrei, ja mit einem Sauſen wieder, daß Jemand, der einigemal dabei geweſen, verſicherte, es ſey nicht anders, als hörte man erſt über dem Hauſe und hernach drinnen unterm Dache einige Vögel hinfliegen. Kommt aber der Torngak von ſelbſt, ſo bleibt er draußen im Eingange. Mit demſelben beſpricht ſich der Angekok über das, was die Grönländer zu wiſſen verlangen. Man hört deutlich zwei verſchiedene Stimmen, eine draußen, eine drinnen. Die Antwort iſt allezeit ſehr dunkel und ſehr verwirrt, die Zuhörer erklären einander die Meinung, und wo ſie nicht darüber einig ſind, bitten ſie den Torngak, daß er dem Angekok deutliche Antwort gebe. Manchmal kommt auch wohl ein anderer als der gewöhnliche Torngak, da dann weder Angekok noch Zuhörer ihn deutlich verſtehen. Da muß dann die Antwort wie das Orakel zu Delphi erklärt werden, und es giebt dem Angekok hinlängliche Urſache ſich zu entſchuldigen, wenn ſeine Wahrſagung nicht zutrifft.

Hat er eine weitere Commiſſion auf, ſo fährt er mit ſeinem Torngak an einem langen Riemen hinauf in das Reich der Seelen, wo er einer kurzen Conferenz der Angekut Poglik, d. i. der dicken oder berühmten Weiſen, beiwohnt, eines Kranken Schickſal erfährt und ihm gar eine neue Seele mitbringt, oder hinunter zur Höllengöttin, wo er die Thiere losmacht. Er kommt aber bald wieder, fängt Grönländiſch an zu ſchreien und zu trommeln, weil er ſich indeſſen ſelbſt oder durch ſeine Schüler von den Banden loszumachen gewußt hat, und erzählt, wiewohl ſehr abgemattet, was er alles geſehen und gehört hat. Nach allem ſtimmt er ein Lied an, dabei geht er herum und giebt einem Jeden durch Berührung ſeinen Segen. Alsdann wird das Licht angezündet, und da ſieht man, daß der Angekok ſehr bleich, abgemattet und verſtört ausſieht und nicht ordentlich reden kann.

Nachdem er eine Zeit lang ſeine Kunſt mit gutem Erfolge ge-

trieben (denn nicht einem jeden Grönländer will es gelingen, und wer zehnmal um ſeinen Torngak vergebens getrommelt hat, der muß ſein Amt niederlegen), alsdann kann der Angekok Poglik werden. Da muß er auch in einem finſtern Hauſe, aber ungebunden, liegen. Und nachdem er ſingend und trommelnd ſein Begehren zu erkennen gegeben und er vom Torngarſuk dazu würdig geachtet worden — es gelangen aber nur Wenige zu dieſer Ehre —, ſo kommt ein weißer Bär und ſchleppt ihn an einer Zehe in die See. Er wird hier von ihm und einem Wallroß aufgefreſſen, in einer Weile aber auf ſeine vorige finſtere Stelle wieder ausgeſpieen, ſein Geiſt kommt aus der Erde wieder herauf und belebt die Knochen. Damit iſt der große Wahrſager fertig.

Crantz erklärt den größten Theil der Angekoks für gemeine Betrüger, doch ſagt er: es giebt unter ihnen einige, wiewohl wenige geſchickte Leute, andere ſind wirkliche Phantaſten, die meiſten bloße Betrüger. Die Verſtändigen, die man weiſe Männer oder echte Angekoks nennen könnte, haben theils durch den Unterricht ihrer Vorfahren, theils durch eigenes Nachdenken und lange Erfahrung eine gewiſſe Naturkunde erlangt, daraus ſie auf die Veränderung des Wetters und auf einen guten oder ſchlechten Fang einen ziemlich zuverläſſigen Schluß machen und den Leuten rathen können, wie ſie es in dieſer oder jener Sache anzuſtellen haben. Ebenſo verhalten ſie ſich bei einem Kranken, den ſie, wiewohl unter allerlei Gaukeleien, aufzumuntern und ſo lange ſie ſelbſt Hoffnung zur Geneſung ſehen, durch eine Diät, die in manchen Stücken nicht ſo lächerlich iſt, zu curiren ſuchen. Und weil ſie ſich auch durch ihren Verſtand und gute Aufführung in ein ſolches Anſehen geſetzt haben, daß ſich andere nach ihnen richten, ſo kann man ſie ebenſowohl die Phyſiker, Philoſophen, Aerzte und Moraliſten der Grönländer als ihre Wahrſager nennen. Wenn Europäer mit ſolchen Leuten verſtändig ſprechen, ſo läugnen ſie zwar die Erſcheinungen und Geſpräche der Geiſter nebſt allen damit zuſammenhängenden Abentheuern, berufen ſich aber auf die Tradition der Vorfahren, die doch Offenbarungen gehabt und außerordentliche Curen gethan haben ſollen, welche auf eine gewiſſe Sympathie hinauslaufen und geſtehen, daß ſie um der Einfältigen willen gewiſſe Erſcheinungen vorgeben und grauerliche Bewegungen machen müßten, um ſich bei ihnen in Anſehen zu ſetzen und ihren Vorſchriften ein Gewicht zu geben. Doch ſind viele und ſelbſt ſolche, die dieſe Betrügerei mit dem Heidenthume zugleich verlaſſen haben, welche behaupten, daß ſie oftmals wie außer ſich gerathen, und ihnen alsdann gewiſſe Bilder vorgekommen, die ſie für Offenbarungen gehalten, und die ihnen hernach wie ein Traum vorgekommen ſind.

Crantz deutet ferner auf die Lebhaftigkeit hin, womit die Grönländer träumen, und findet endlich im Teufel eine fernerweite ausreichende Erklärung dieſer Erſcheinungen.

Die mehrſten Zauberer, fährt er darauf fort (I. 273.), ſind bloße Betrüger, die allerhand Charlatanerie und Gaukeleien vornehmen und vorgeben, daß ſie Krankheiten über die Leute bringen und vertreiben, die Pfeile verhexen, Segen ſprechen, Geſpenſter verjagen und dergleichen können, damit ſie einen fürchterlichen Namen und gute Bezahlung für ihr Gutes- oder Böſesthun bekommen mögen. Dieſe müſſen über den Kranken murmeln und ihn anblaſen, damit er geſund werde, oder ihm eine geſunde Seele holen und einpflanzen, oder auch nur wahrſagen, ob ein Kranker geneſen oder ſterben werde. Da binden ſie ihm einen Riemen um den Kopf und ſtecken einen Stecken durch, womit ſie denſelben aufheben und fallen laſſen. Iſt der Kopf leicht, ſo wird der Menſch geſund; iſt er ſchwer, ſo ſtirbt er. Auf dieſe Weiſe erforſchen ſie auch, ob einer, der nicht zu rechter Zeit von der See zu Hauſe kommt, lebendig oder todt iſt; indem ſie den nächſten Verwandten des Ausgebliebenen mit dem Stecken den Kopf aufheben und in einem darunterſtehenden Gefäß mit Waſſer den Abweſenden im Kajak entweder umgekantert oder aufrechtſitzend und fahrend ſehen wollen. So ſollen ſie auch die Seele eines Menſchen, dem ſie ſchaden wollen, im Finſtern vor ſich citiren und mit einem Pfeile verwunden, und die Zuſchauer wollen dieſelbe an der Stimme kennen, worauf der Menſch eines langſamen Todes ſterben müſſe. Solche Hexenmeiſter heißen Illiſeetſok, und auf dieſe Art Zauberei legen ſich viele alte Weiber. Dieſe wiſſen auch ſehr geſchickt aus einem geſchwollenen Bein Haare und Fellflecke mit dem Munde, den ſie vorher vollgeſtopft, herauszuſaugen.

Seitdem die Miſſionarien in Grönland einheimiſch, hat das Anſehn der Angekoks bei den Heiden ſehr abgenommen und es hat mancher Heide den Angekok während ſeiner angeblichen Höllenfahrt aus dem Hauſe geworfen. Dennoch fürchtet man ſie und richtet ſich, ſelbſt wenn man über ihre Betrügereien ſpottet, genau nach ihren Vorſchriften, die zum Theil eine beſtimmte Diät, zum Theil die obenerwähnten Amulete betreffen.

Die Diät geht nicht nur die Kranken an, ſondern auch die Geſunden. Denn wenn Jemand geſtorben iſt, müſſen ſie ſich nicht nur einiger Speiſen, ſondern auch gewiſſer Arbeiten enthalten und die Kleider, in welchen ſie den Todten angerührt haben, wegwerfen. Sonderlich haben die Wöchnerinnen ſehr viel zu beobachten. Sie dürfen nicht unter freiem Himmel eſſen, aus ihrem Waſſergefäß muß Niemand anders trinken, noch bei ihrer Lampe einen Span anzünden, und ſie ſelbſt dürfen eine lange Zeit nicht darüber kochen. Sie müſſen zuerſt Fiſch, hernach Fleiſch, aber nur von dem, was ihre Männer gefangen haben, eſſen, und die Knochen nicht aus dem Hauſe werfen. Der Mann darf einige Wochen außer dem nöthigen Fang nichts arbeiten und handeln, damit das Kind nicht ſterbe. Dergleichen Enthaltungen von Speiſe und Arbeit werden auch den ledigen Frauen-

zimmern vorgeſchrieben, wenn ſie von Sonne oder Mond (oder vielmehr von einem Vogel im Fluge) beſchmiſſen werden, indem ſie ſonſt leicht zu Schaden, oder gar um Ehre und Leben kommen könnten; der Torngak der Luft könnte auch darüber erzürnt werden und ein arges Wetter erregen. Wenn die Männer einen ganzen Seehund verkaufen, welches ſie nicht gleich den erſten Tag thun dürfen, ſo wollen ſie den Kopf oder doch etwas, ſollten es auch nur etliche Barthaare ſeyn, davon zurückbehalten, damit ſie ihr Glück nicht verlieren.

Bei den Eskimos von Churchill fand Franklin (1. R. 319.) ähnliche Erſcheinungen. Erkrankt ein Eskimo, ſo wird nach einem Beſchwörer geſchickt, dem der Bothe zugleich ein angemeſſenes Geſchenk überbringt. Sobald der Zauberer ankommt, ſchließt er ſich mit dem Kranken in das Zelt ein und ſingt daſelbſt Tage lang, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen. Der Eskimo Auguſtus wußte ſo wenig als die übrigen Uneingeweihten den Sinn dieſer Geſänge und das Weſen, an welches ſie gerichtet ſind, anzugeben. Die Beſchwörer wenden allerlei Gaukeleien an, ſchlucken Meſſer, ſchießen ſich Kugeln durch den Leib u. ſ. w. Gewöhnlich ſtehen ſie aber ſo, daß man ſie nicht ſehen kann, und die Anweſenden glauben ihnen aufs Wort, ohne ſich von dem Thatbeſtand zu überzeugen. In einem Stamme, der 170 verheirathete Leute hatte, befanden ſich 16 Männer und 8 Weiber, die in die Geheimniſſe der Zauberei eingeweiht waren. Die Letzeren üben ihre Geſchicklichkeit nur an Perſonen ihres Geſchlechts.

In Kotzebueſund fand Beechey (I. 437.) eine triefäugige Alte, die ſich von den übrigen Eskimos abſonderte, auf ein Stück Treibholz ſetzte und immerfort unverſtändliche Worte murmelte. Sie ſchien ſich mit Geiſtern zu unterhalten, wurde aber öfters auf eine geheimnißvolle Weiſe um Rath gefragt. Aus mehrern ſpäter vorgekommenen Fällen erſah Beechey, daß ſehr alte Weiber einen großen Einfluß auf junge Leute ausübten.

Ein Schamane der Eskimos auf Winterisland (Parry 2. voy. 216.) berieth ſich mit ſeinem Toorngow, ob ein Kranker reiſen dürfe. Er nahm dabei eine wichtige Miene an, ſteckte dann beide Daumen in den Mund und murmelte unverſtändliche Töne.

Die Schamanen der Aleuten lernte Sarytſchew (I. 141 ff.) kennen. Ein ſolcher aus Akmagan unternahm auf Bitte der Verwandten einer kranken Frau die Heilung derſelben. Er ſetzte ſich mit einigen ſeiner Landsleute um die Kranke her und ſtimmte dann mit ihnen einen Schamanengeſang an, den er mit Trommelſchlag begleitete und dem nach einiger Zeit ein tiefes Schweigen folgte, deſſen Urſache die Erſcheinung eines Geiſtes bei dem Schaman war; dieſer bat nun den Geiſt, der Kranken Linderung zu gewähren, was aber der Geiſt lange nicht einwilligen zu wollen ſchien; doch endlich nahm er auf die anhaltende Bitte des Schamanen es auf ſich, die Kranke zu heilen, wobei er erklärte, daß ſie um ihres Vaters willen litte, der,

als er einſt auf die Wallfiſchjagd gegangen, aus den Köpfen der Verſtorbenen Hirnmark genommen und damit ſeine Pfeile beſtrichen, zu deſſen Beſtrafung denn, da er ſelbſt ſchon geſtorben, auf ſeine Tochter einer der böſen Geiſter mit dem Befehle entlaſſen worden, ſie abzuquälen. Hierauf fingen die Aleuten wieder an zu ſingen, und dann ſchwiegen ſie wieder. Nun ſprach der Schaman zum zweitenmale mit dem ihm untergebenen Geiſte und gab dann vor, er ſei ſchon in das Eingeweide der Kranken eingefahren, um die ganze Krankheit zu unterſuchen und alsdann Hülfe zu leiſten, woher auch zu hoffen ſtehe, daß ſie nach drei Tagen geneſen werde. Auch einen zweiten Geiſt verſicherte der Schaman herbeigerufen zu haben, der ihm das nämliche bekräftigt, womit ſich die Scene ſchloß. Die aleutiſchen Schamanen beſtimmen ihren Lohn nie ſelbſt, ſondern ſind mit dem zufrieden, was man ihnen giebt, auch laſſen ſie den Geiſtern niemals Opfer darbringen.

Bei den Aleuten findet ſich noch eine andere Art Beſchwörung, wobei alle mit helfen. Sarytſchew (I. 146.) erzählt, daß, als einſt anhaltendes böſes Wetter eingetreten, die Aleuten, Männer, Weiber und Kinder, ſich zuſammen thaten, ins Freie gingen, ein Feuer anzündeten, ſich gegen den Wind wendeten, mit den Händen in die Luft ſchlugen, aus vollem Halſe dazu ſchrieen und nun meinten, das Wetter würde ſich ändern.

Die Kamtſchadalen haben ebenfalls Schamanen (Steller 277.), am Bolſchaia Reka Giuspahas Schamanin numiusha, um Niſchna Kiulpilgingha, Schamanin Kittimigangy. Beide ſtehen nicht in ſonderlichem Anſehen, und jeder der nur will, ſchamanirt. Sie arbeiten ohne Zaubertrommel und ohne ſonderliche Umſtände; ſie ſchamaniren, wenn ſie etwas ihnen Unbekanntes wiſſen wollen, wenn ihnen etwas geſtohlen, wenn ſie einen Traum auslegen wollen; nicht aber um Krankheit, Tod und Unglück abzuwenden. Das Verfahren iſt folgendes: Ein Weib ſetzt ſich mit einer Gehülfin in einen Winkel, etwas von dem Licht und Feuer entfernt, bindet unter beſtändigem Murmeln ihren Fuß an einen Faden von rothen Neſſeln; kommt ihr derſelbe bei dem Aufheben ſchwer vor, ſo hält ſie sententiam negativam, kommt er ihr leicht vor, ſo findet das Gegentheil Statt. Wenn ſie ſich ſtellt, als ob ſie Geiſter herbeilocke, ſo ruft ſie husch, husch, klappert mit den Zähnen, als ob ſie einen Paroxysmus vom kalten Fieber hätte, wenn ſie dann Viſionen bekommt, fängt ſie laut an zu lachen und ruft chai, chai. Wenn ſie nach einer halben Stunde die Kamuli entläßt, geſchieht dieß mit beſtändigem Rufen isky. Die andere Frau, die neben ihr ſitzt, ruft ihr beſtändig zu, ſie ſolle ſich nicht fürchten und nur wohl Acht haben, daß ſie das, was ſie errathen wolle, wohl in Gedanken behalte. Sie glauben, daß während eines Ungewitters und Donnerwetters der Billukai herabkomme,

in den Körper der Schamaninen fahre und ſie zum Prophezeihen geſchickt mache.

Nächſt dem Schamanismus haben die Kamtſchadalen noch die Chiromantie, und ſie erklären Glück und Unglück aus den Linien der Hand, ſind aber mit ihren Regeln ſehr geheim. Entſteht ein Punkt, Linie oder Flecken in der Hand, oder verliert ſich ein ſolcher auf einmal, ſo fragen ſie alte Schamaninen darüber.

Auf Auslegung der Träume ſind die Kamtſchadalen ſehr begierig, und es iſt Morgens ihre erſte Arbeit, daß einer dem andern ſeine Träume erzählt und auslegt. Von einigen Träumen haben ſie beſtimmte Auslegungen, z. B. Läuſe oder Hunde ſehen bedeutet, daß Koſaken zu ihnen auf der Durchreiſe kommen werden. Verrichten ſie aber im Traume ihre Nothdurft, ſo bedeutet es Gäſte von ihrer Nation. Können ſie aber den Traum aus ihren Traumregeln nicht deuten, ſo ſchamanen ſie darüber, ob er glücklich oder unglücklich ſein werde, und geben dabei ſehr genau Achtung auf die Erfüllung des Traumes, um ihr Traumdeutungsſyſtem daraus zu vervollſtändigen. Es gehn dabei ſehr viele Betrügereien unter ihnen ſelbſt vor. Will Jemand mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß anknüpfen, ſo erzählt er nur, wie ihm geträumt habe, als habe er bei ihr geſchlafen, ſo hält ſie es dann für eine große Sünde, ihm ſolches abzuſchlagen, weil es ihr ſonſt das Leben koſten würde. Hat Jemand eine Kuklanka oder Barka oder ſonſt etwas nöthig, was er ſich aus Armuth nicht anſchaffen kann, ſo ſagt er nur, ich habe heute einen Traum gehabt, als hätte ich in dieſem oder jenem Kuklanka geſchlafen, ſo giebt ihm ſolches der Andere alsbald und ſpricht, nimm es, es kommt mir nicht mehr zu, weil er ſicherlich glaubt, es würde ihm das Leben koſten, wenn er das Stück nicht abgäbe.

Den Aberglauben in Bezug auf die Thiere haben wir oben ſchon kennen gelernt. Wenn ein Kind während eines Sturmwetters oder lange anhaltenden Regens geboren wird, ſo halten ſie ſolches für ſehr unglücklich und meinen, daß es allenthalben Stürme und Regen verurſache, wohin es auch komme, daher ſühnen ſie daſſelbe, wenn es erwächſt und ſprechen kann, mit dem Himmel aus und reinigen es folgendermaßen: Sie ziehen im heftigſten Sturm und Regen das Kind ganz nackend aus und geben ihm eine Schaale oder Muſchel in die Hand; dieſe muß es emporheben und um den Oſtrog und alle Balanganen und Hundehütten herumgehen, dabei muß es folgenden Spruch auswendig lernen und zu dem Billukai und den Kamuli beten: Bſaulga ſetzet euch nieder und hört auf zu piſſen und zu ſtürmen, die Muſchel iſt des ſalzigen und nicht des ſüßen Waſſers gewohnt, ihr macht mich allzunaß, und vor Näſſe muß ich erfrieren, ich habe ohnedem keine Kleider, ſeht wie ich zittre. Wird aber ein Kind bei ſchönem Wetter geboren, ſo halten ſie ſolches für ſehr glücklich, und es muß bei übeln

Wetter, wo es auch ſei, dieſe Ceremonie verrichten, und die Jſtälmenen glauben, daß dieß von großer Wirkung ſey.

Wir lernten oben das geſellige Leben der Polarvölker kennen und die ſich hier offenbarenden ſchätzbaren und ſchlimmen Eigenſchaften derſelben, wir ſahen, wie ſie ſich anfangs zwar ſchüchtern und mißtrauiſch, aber gar bald auch gutmüthig und dienſtfertig erweiſen und nur gereizt zu feindſeligem Betragen. kommen, was jedoch mehr einen vertheidigenden, als einen angreifenden Charakter hat. Wir ſahen daneben auch, wie ſie unter ſich ehrlich und redlich das Eigenthum des Nachbars achten, jedoch zu Zeiten nicht der Verſuchung widerſtehen können, das des Fremden zu plündern. Wir finden ſchon Rechtsbegriffe, wir finden Obrigkeiten, wenn auch ohne große Gewalt, wir finden eine wenn auch dunkle Ahnung eines höhern Weſens, einer göttlichen Gerechtigkeit, einer Vorſehung und Nemeſis, wir finden, wenn auch keine Opfer und Gebete, keinen eigentlichen Cultus, doch vielfache Verſuche, das Höhere, die Zukunft zu erforſchen und zu durchdringen.

Wir lernten die Geſchicklichkeit der Polarnationen in Anfertigung zweckmäßiger, ja des Schmuckes nicht ermangelnder Geräthe, Kleider, Wohnungen kennen, wir ſahen, wie ſie Felle, Knochen, Steine ohne große Hülfsmittel gut bearbeiten, wie ſie alles, was ihr Land darbietet, mit Umſicht benutzen.

Wir lernten ihre große Geſchicklichkeit in Schnitzarbeiten kennen, und wie ſie nicht ungeſchickt ſind in Offenbarung ihrer Gedanken, in Darſtellung ihrer Anſichten, ſo weit dieß ohne Schrift geſchehen kann.

Gleich den Americanern (ſ. o. S. 188,) ſind auch die Polarmenſchen geſchickte Kartenzeichner, wie wir ſchon oben S. 279 ſahen. Manche haben, wie Cranz (I. 293.) erzählt, den Kaufleuten Petitionen und Obligationen überſchickt, da ſie das, was ſie zu borgen begehrt, mit einer Kohle auf ein Stück Fell abgezeichnet, und die Zahl der Tage, nach welchen ſie es zu bezahlen verſprochen, mit ſo viel Strichen angedeutet haben. Sie haben ihr Wort auch richtig gehalten und ſich nur gewundert, daß die klugen Europäer ihre Malereien nicht eben ſo gut als ihr eignes Gekritzel verſtehen können.

Es bleibt uns übrig ihre Begriffe von Zahlen, vom Zeitmaß auseinander zu ſetzen. Cranz ſagt von den Grönländern (I. 286.): Ihre Numeralien gehen nicht weit, und bei ihnen trifft das Sprüchwort zu, daß ſie kaum fünf zählen können, weil ſie nach den fünf Fingern rechnen und hernach die Fußzehen zu Hülfe nehmen, und ſo mit Mühe zwanzig herausbringen, z. B. attausak eins, arläk zwei, pingajuak drei, sissamat vier, tellimat fünf. Dann fangen ſie bei der andern Hand an, zeigen zugleich mit den Fingern und nennen ſechs arbennek und die übrigen bis zehn heißen wie zwei, drei, vier und fünf. Die elfte Zahl nennen ſie arkanger und die ſechzehnte arbarsanget, und dieſe Zehner zählen ſie nach den Zehen. So drücken

ſie ſich bis einundzwanzig aus. Statt zwanzig ſagen ſich auch wohl Ein Menſch, nämlich alle Finger an Händen und Füßen, und zählen hernach ſo viel Finger zu, als über die Zahl iſt. Folglich ſagen ſie ſtatt hundert: fünf Menſchen. Die Meiſten ſagen, wenn es über zwanzig iſt, es iſt unzählig. Wenn ſie aber zu der Zahl eine Sache ſetzen, ſo drücken ſie manche Zahlen anders aus, als Iniout pingasut, drei Menſchen. Gleiche Erſcheinungen finden wir bei den Kamtſchadalen, deren nur wenige bis über vierzig mit Hülfe ihrer Finger und Fußzehen zu zählen verſtehen (Steller S. 631.).

Ihre Zeitmeſſung iſt ſehr einfach. Bis ins zwanzigſte Jahr können ſie ungefähr wiſſen, wie viel Winter einer gelebt hat —, Jahre und Tage rechnen ſie nach Wintern und Nächten — nachher können ſie nicht weiter zählen. Doch haben ſie von der Ankunft des erſten Miſſionärs und einiger nachfolgender bekannten Europäer, wie auch von der Anlegung der und jener Colonie gewiſſe Epochen gemacht, oder ſo daß ſie nun ſagen können, der und die wurden bei der Ankunft, Abreiſe deſſelben geboren, oder als man Eier ſammelte, Seehunde fing u. ſ. w. Sie rechnen vom Winterſolſtitium, das ſie aus den Sonnenſtrahlen an den Felſen auf etliche Tage ziemlich genau wiſſen können, wobei ſie ihr Neujahr und das Sonnenfeſt begehen, drei volle Mondenſcheine bis auf den Frühling; die Tag- und Nachtgleiche vermögen ſie nicht anzumerken. Dann ziehen ſie aus den Winterhäuſern in die Zelte. Im vierten Mondenſchein, d. h. im April, wiſſen ſie, daß die kleinen Vögel ſich wieder ſehen laſſen und die Raben Eier legen. Im fünften laſſen ſich die Angmarſet wie auch die Seehunde mit ihren Jungen wieder ſehen. Im ſechsten brüten die Eidervögel. Weil ſie aber in den hellen Sommernächten den Mond nicht mehr beobachten können, ſo würden ſie in ihrer Rechnung irre werden, wenn ſie ſich nicht theils nach dem Zunehmen der Eidervögel, theils nach dem Scheine der Sonne in Bergen und Klippen richteten, ſo daß ſie genau ſagen können, wenn die Seehunde, die Fiſche und Vögel da und dorthin in Menge kommen und wenn es Zeit ſeyn wird, die Winterhäuſer auszubeſſern, die ſie gemeiniglich bald nach Michaelis beziehen.

Den Tag theilen ſie in Ebbe und Fluth, wiewohl ſie darinnen nach Veränderung des Mondes immer anders rechnen müſſen, und die Nachtzeit nach dem Auf- und Niedergehen gewiſſer Sterne.

Die Kamtſchadalen theilen, wie Steller berichtet (S. 359.), das Jahr in zwei Hälften, in Sommer und Winter, deren jede aus ſechs Monaten beſteht, die wie bei den Americanern und Grönländern nach den darinnen vorkommenden Erſcheinungen benannt werden. Der Monat heißt Koatsch, was urſprünglich ſowohl Sonne als Mond bedeutet. Das Sommerjahr beginnt mit dem Monat

1) Mai, Tauakoatsch, Schnepfenmonat;
2) Juni, Koakoatsch, Kukuksmonat;

3) Juli, Aehtemstakoatsch, Sommermonat;
4) Auguſt, Kyhsuakoatsch, Mondſcheinmonat, weil ſie Abends bei Mondſchein Fiſche fangen;
5) September, Koasuchtakoatsch, Blätterfallmonat;
6) October, Pykiskoatsch, Reiſenmonat.

Der Winter beginnt mit:

7) November, Kasaakoatsch, Neſſelmonat, die man zum Trocknen ſammelt.
8) December, Nokkonosnabil, wörtlich: ich habe etwas erfroren;
9) Januar, Syhsakoatsch, Sysak, wörtlich: berühre mich nicht. Man darf nicht mit dem Munde oder durch einen hohlen Stängel aus Bächen und Quellen trinken, ſondern ſoll mit dem Löffel das Waſſer ſchöpfen;
10) Februar, Kytschakoatsch, von Kytscha, die Leiter, die zu den Balauganen führt und deren Holz um dieſe Zeit ſehr brüchig wird;
11) März, Ahdukoatsch, von Ahda, Rauchloch, weil um dieſe Zeit der Schnee um das Rauchloch der Hütten aufthaut und die Erde zum Vorſchein kommt;
12) April, Moskalkoatsch, Bachſtelzenmonat.

Die Tage werden nicht von einander geſondert oder in Wochen und andere Abſchnitte getheilt.

Die aſtronomiſchen Anſichten der Polarmenſchen ſind bereits oben dargelegt worden. Ihre einfache Chronologie, dann aber das gleichmäßig fortfließende, dieſelben Erſcheinungen darbietende Leben, das nicht wie bei uns durch öftere Dazwiſchentritte von Fremden unterbrochen wird, machen auch eine Geſchichte bei ihnen nicht möglich. Außer den oben mitgetheilten, auf Weltſchöpfung und Weltbeſtand bezüglichen Erzählungen haben ſie keine Traditionen von den merkwürdigen Begebenheiten ihrer Vorfahren. Sie wiſſen weiter nichts von ihnen, als daß ſie brave Jäger geweſen und daß ſie die alten Normänner erſchlagen haben.

In der Genealogie dagegen (Crantz I. 292.) ſind ſie ziemlich bewandert und können oft ihr Geſchlecht bis auf zehn Ahnen, nebſt allen Nebenäſten herzählen, welches manchem Armen ſehr zu Statten kommt, denn Niemand ſchämt ſich ſeiner armen Verwandten, und es darf einer nur darthun, daß er mit einem wohlhabenden Grönländer, wenn gleich ſehr weitläufig, verwandt iſt, ſo wird es ihm nicht an Nahrung fehlen. Die Grönländer halten übrigens die Tauglichkeit zur Arbeit und Geſchicklichkeit für die einzige Tugend, für den eigentlichen Adel und glauben, daß ſie ſich vom Vater auf den Sohn vererbe.

Wir ſahen oben bei Betrachtung der Geräthſchaften der Polarvölker, daß ſie viel Geſchick, ja eine gewiſſe Kunſtfertigkeit offenbaren.

Am Kotzebueſund fand Beechey (I. 394.) ein Inſtrument aus Wollroßzahn, das zum Ausziehen des Blutes aus den erlegten Thieren diente und mit eingegrabenen Figuren verſehen war. Die Figuren von Menſchen, vierfüßigen Thieren u. ſ. w. waren ſo geſchickt und treu gravirt, daß es viel Uebung in dieſer Kunſt vorausſetzt. Die Renthiere waren gewöhnlich heerdenweiſe dargeſtellt und wurden auf einer Abbildung von einem Manne mit Schneeſchuhen in gebückter Stellung verfolgt; auf einer andern war der Jäger dem Wilde ſchon näher und im Begriffe den Pfeil abzuſchießen; auf einer dritten wurde die Seehundjagd mit Hülfe eines zum Anlocken dienenden aufgeblaſenen Seehundsfelles dargeſtellt. Dieſes lag auf dem Eiſe und nicht weit davon ein Mann mit einer Harpune auf dem Bauche, um den nächſten aus dem Waſſer ſteigenden Seehund zu erlegen. Ein anderer zog einen Seehund auf einem kleinen Schlitten nach Hauſe, und mehrere Baidaren beſchäftigten ſich mit dem Harpuniren von Wallfiſchen, die vorher mit Pfeilen beſchoſſen waren. Die Abbildungen waren ſo charakteriſtiſch, daß Beechey verſichert, er habe über ihre Gebräuche richtigere Vorſtellungen daraus erhalten, als er ſich durch Zeichen und ſonſtige Mittheilungen würde haben verſchaffen können. Er fand auch kleine Näpfe, Futterale und elfenbeinerne Puppen bei ihnen, von denen manche nur 8 Zoll lang, doch ganz in der Landestracht gekleidet und ſo genau gearbeitet waren, daß weder die Nähte noch die Verbrämung fehlte.

Choris giebt uns Abbildungen von dieſen eingegrabenen Arbeiten (Tab. IV.). Die V. Tafel zeigt rund gearbeitete Thiere, worunter ſich ein Bär, ein Renthier, ein Wallroßkopf, Fiſche und Vögel erkennen laſſen. Ich ſelbſt kenne aus eigener Erfahrung eskimoſche und aleutiſche Schnitzarbeiten, die einen lebhaften Sinn für richtige Auffaſſung der Form darlegen.

Als das Sinnreichſte eskimoſcher Kunſt bezeichnet Beechey die Elfenbeinketten, die aus maſſiven Stücken Elfenbein geſchnitten ſind, aus denen jedes Glied einzeln gelöſt wird; man traf ſie zuweilen von 28 Zoll Länge. Zu welchem Zwecke ſie dienen, kann Beechey (II. 402.) nicht angeben; ein Theil des letzten Gliedes iſt häufig maſſiv gelaſſen und in die Geſtalt eines Wallfiſches geſchnitzt. Da dieſe Ketten ſehr ſtark ſind, ſo laſſen ſie ſich auf die eine oder die andere Weiſe zum Fang dieſes Thieres verwenden.

Geſang und Tanz findet ſich ebenfalls bei den Polarmenſchen, und wir haben bereits oben denſelben kennen gelernt. Er muß zum Theil die Stelle der Poeſie vertreten, die ſich noch nicht zur gegliederten Kunſt erhoben hat und ſelbſtſtändig auftritt. Auch hiervon haben wir bereits mehrfache Proben betrachtet, da ſie theils bei den Feſtlichkeiten in Freud und Leid ſich kund giebt, theils aber in den Mythen enthalten iſt, die ja ſelbſt ein Theil der Poeſie ſind.

Die Sprache

der Polarmenſchen iſt nicht minder ein Zeugniß ihrer weitern Entwickelnng als ihrer Geſellſchaftsverfaſſung.

Die Sprache der Grönländer, über welche wir die umſtändlichſten Nachrichten bereits ſeit Crantz (I. 277.) beſitzen, iſt in allen Dingen, die im Bereich des grönländiſchen Lebens liegen, ſo reich, daß ſie zu einer jeden Sache oder Handlung, ſobald ſie im Geringſten unterſchieden werden ſoll, ein beſonderes Wort haben. Sie können mit wenig Worten viel ſagen, ohne undeutlich zu werden. Für Begriffe, die ihnen neu ſind, gewährt die Beugſamkeit ihrer Sprache ſichere Aushülfe. Die Wörter werden auf mancherlei Weiſe, aber doch nach ſo feſtgeſetzten Regeln verändert, mit Vor- und Nachſylben verſehen, daß die Sätze ſo zierlich als deutlich hervortreten. Sie helfen ſich demnächſt, gleich den Nordamericanern, durch geſchickte Zuſammenſetzung einzelner Wörter, wenn ſie neue Begriffe, Erſcheinungen und Handlungen darzuſtellen haben. Dem Ausländer aber iſt dadurch die Handhabung der Sprache ſehr erſchwert. Die Thiergattungen haben je nach Alter, Geſchlecht und Geſtalt beſondere Namen. Geſchäfte, wie z. B. das Fiſchen, werden je nach den verſchiedenen Arten, womit man ſich beſchäftigt, beſonders bezeichnet.

Gewiſſe Laute fehlen den Grönländern, und kein Wort wird mit B, D, F, G, L, R und Z anfangen. Zuſammengeſetzte Conſonanten ſind ſelten, daher fremde Namen oft umgeändert werden, wie etwa Eppetah anſtatt Jephta, Peteruſſe anſtatt Petrus. Das R wird ſehr tief aus der Kehle geholt, und ſie haben Diphthonge, die ein Europäer kaum nachzubilden im Stande iſt. Die Buchſtaben werden beſonders von Frauenzimmern, die gern mit ng endigen, oft verändert aber nie verſetzt. Der Accent, der meiſt auf die letzte Sylbe fällt, muß am gehörigen Orte angebracht werden; wenn kein falſcher Sinn herauskommen ſoll; manche Worte werden, namentlich von Frauen, außer dem eigenthümlichen Accent noch mit beſondern Gebärden und Augenblinken begleitet und ihre Bedeutung dadurch noch feſter geſtellt. Wird etwas mit Wohlgefallen bejaht, ſo wird mit einem gewiſſen Laute durch die Kehle hinuntergeſchlürft. Um Verachtung oder Abſchen auszudrücken, wird die Naſe ebenfalls mit einem beſondern Laute gerümpft.

Die wenigen Adjective, welche die Sprache hat, ſind meiſt Participien, die ſtets hinter dem Hauptworte ſtehen, das allemal die Rede anfängt. Das Genus wird nicht bezeichnet, der Artikel iſt nicht vorhanden, dagegen haben die Worte einen Dualis. Die Collectiva ſind Pluralis, der dann in it endigt, z. B. Umiarsoit, das Schiff, Igloperksuit, die Stadt, d. i, Sammlung vieler Häuſer. Die Declination iſt einfach, der Genitiv bekommt ein b oder wenn ein Vocal folgt, ein m, die übrigen Caſus bekommen ein Affixum von einer Präpoſition. Die Hauptwörter werden ſehr verändert, z. B. Nunangoak,

ein kleines Land, Nunarsoak ein großes Land, Iglupiluk ein ſchlechtes Haus, Iglupilurksoak ein ſchlechtes großes Haus; bei ſolchen Zuſammenſetzungen wird mit großer Behendigkeit verfahren. Die Pronomina werden nicht vor das Hauptwort geſetzt, ſondern ein Buchſtabe davon hinten angehängt, z. B. nuna das Land, nunaga mein Land, nunet dein Land, nuna deſſen Land, nunane ſein Land, nunarput unſer Land, nunarpuk unſer beider Land, nunät derer Land, nunäk euer beider Land, nunartik ihr und ihrer beider Land. Präpoſitionen ſind fünf vorhanden, mik mit und durch, mit von, mut zu, me in oder auf, kut und agut durch und um. Im Dual und Plural, ſo wie nach dem Pronomen, wird m in n verwandelt. Die Präpoſitionen werden ſtets hinten ans Hauptwort gehängt, z. B. nunamit vom Lande, nunaunit von meinem Lande.

Die grönländiſchen Verba haben fünf Conjugationen, drei Tempora und ſechs Modus, und auch hier werden alle Veränderungen durch Anhang bewerkſtelligt. Bei allen Zeitwörtern wird noch ein Negativ angewendet, der durch alle Modus und Tempora durchgeht. Deponens und Paſſivum wird ebenſo durch einen Zuſatz aus dem Activ gebildet.

Gleich den Americanern (ſ. o. S. 181.) werden aus zwei bis ſechs Worten, die man abkürzt, neue Verba gebildet, z. B. aglekpok er ſchreibt; — aglek-iartor-pok, er geht hin zu ſchreiben; — aglek-iartor-asuar-pok, er geht eilends hin zu ſchreiben; — aglek-kig-iartor-asuar-pok, er geht eilend hin aufs neue zu ſchreiben; — aglek-kig-iartor-asuar-niar-pok, er geht eilends hin und befleißigt ſich aufs Neue zu ſchreiben.

Die Syntax iſt einfach und naturgemäs; das Hauptwort ſteht ſtets voran und die übrigen folgen je nach ihrem Gewicht; dem Fremden aber macht die künſtliche Behandlung des Verbum große Schwierigkeit; bei den Fragen verfahren ſie ebenfalls anders; z. B. piomangilatit? willſt du das nicht haben; wird beantwortet: nagga, nein, ich will es haben, oder ap, piomangilanga, ja, ich will es nicht haben.

Uebrigens bedienen ſich die Grönländer gern der Gleichniſſe, befleißigen ſich außerdem aber der möglichſten Kürze, was dem Fremden oftmals unverſtändlich wird. Sie ſind reich an bildlichen Ausdrücken und Sprichwörtern. Die Angekoks bemühen ſich durch ſeltſame, bildliche Redensarten, ihren Ausſprüchen ein beſonderes Gewicht zu verleihen und nennen z. B. den Stein die große Härte, das Waſſer das Weiche u. ſ. w. Bei den Gedichten wird weder Reim noch Silbenmaas angewendet und nur ein gewiſſer Tact beobachtet und das bereits oben (S. 216.) erwähnte amna-ajah angebracht.

Die Sprache der Eſkimos hat, nach dem Berichte des Capitän Parry*) überaus große Aehnlichkeit mit der grönländiſchen; eine Ver-

*) 2. voy. S. 551. und dazu S. 556. das Verzeichniß von Wörtern, Redensarten und Sprichwörtern.

gleichung der weſtamericaniſchen und oſtaſiatiſchen Polarſprachen, welche noch nicht Statt gefunden hat*), würde uns nun auch tiefere Blicke in

die Geſchichte

dieſer Völkerſchaften gewähren, die uns ähnliche Erſcheinungen wie die der Americaner darbietet.

Seit uralter Zeit iſt der Polarkreis bewohnt, der americaniſche ſowohl als der der alten Welt. Die Scandinavier, welche von Island aus bis Winland und Grönland vordrangen, fanden dort eine Bevölkerung, die offenbar dieſelbe mit den Eskimos und Grönländern unſerer Zeit iſt. Im Jahre 876 oder 877 ſah Gunnbjörn zuerſt Grönland, und im Jahre 972 fuhr Erik der Rothe zuerſt nach Grönland, wo er im Jahre 983 ſeine Wohnung an dem Eireksfjörd aufſchlug, und nachdem er von da aus weitere Reiſen in der Gegend ausgeführt hatte, erſt im Sommer des Jahres 985 nach Island zurückkehrte. Im nächſten Jahre begab er ſich abermals nach Grönland, um ſich förmlich daſelbſt anzuſiedeln und es folgten ihm an 30 Schiffe von Island aus dahin nach. Im Jahre 999 führte Leif Eirekſon das Chriſtenthum von Norwegen aus in Grönland ein. Im nächſten Jahre wanderten Snorre und Thorleit Kimbi, Thorbrands Söhue, von Island nach Grönland aus**). Im 11. Jahrhundert kamen grönländiſche Geſandte nach Bremen (Adam v. Brem. III. 26.) und Wolfram von Eſchenbach ſingt im Willehalm (348,22.)

kunec Matribleiz
der hat vil hers bei dir da
braht uz Scandinavia
in Gruonland unde in Gaheriz

woraus wir erſehen, daß der Polarkreis wenigſtens ſchon vor tauſend Jahren in derſelben Weiſe wie jetzt von Jäger- und Fiſcherſtämmen bewohnt war.

Der Verkehr der Normanen und Isländer mit dieſen Stämmen, die mit dem allgemeinen Namen Skrälingjar bezeichnet wurden, beſchränkte ſich theils auf Tauſchhandel mit Pelzwerk, theils auf vorübergehende Kämpfe, und war von Seiten der Eingebornen ganz paſſiver Art, wie er es auch noch heutiges Tages iſt — und wie wir denſelben auch bei den Americanern fanden. Nur die Strenge des Clima hat die Polarvölker vor dem Schickſale der Americaner, dem

*) Die kamtſchadaliſchen Sprachen ſ. bei Steller (S. 59. Anh.) Kracheninikoff histoire du Kamtschatka 8. u. 200. Dazu Adelungs Mithridates I. u. II.

**) S. Wilhelm Island, Hvitramannaland, Grönland und Finland. Heidelberg 1842. 8., namentlich S. 170 bis 220., alles nach ſcandinaviſchen Quellen und den Arbeiten der kopenhagener Kön. Antiquar. Geſellſchaft und deren Antiquitates Americanae. Hafn. 1837. 4.

der Verrichtung bis jetzt bewahrt. Eine erfreuliche Erſcheinung bieten ſie inſofern dar, als die menſchenfreundlichen Bemühungen der herrnhuthiſchen Brüder ihre Sitten gemildert und ihnen mancherlei Erleichterungsmittel dargeboten haben. Die dem Chriſtenthume zugeführten Grönländer haben ſich als lenkſame, bildungsfähige Menſchen gezeigt, wie wir aus den ſorgfältigen Berichten der Miſſionäre Egede, Cranz und deren Nachfolger erſehen.

Minder erfreulich iſt das Geſchick der oſtaſiatiſchen Polarnationen, namentlich der Kamtſchadalen und Aleuten; hier haben ſich ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts dieſelben Erſcheinungen gezeigt, die wir in Nordamerica bemerkten. Die europäiſche Cultur iſt hier als eine Verderben und Zerſtörung in ſich tragende Macht aufgetreten, die dem Einzelnen nur unnütze Bedürfniſſe, Krankheit, Entwürdigung und Elend, der Geſammtheit aber Auflöſung und Entartung brachte, ſo daß auch hier dereinſt die Urbevölkerung verſchwinden wird.

Bevor wir die Zuſtände des Jäger- und Fiſcherlebens verlaſſen und uns zu denen der Hirtenvölker wenden, müſſen wir noch einen Volksſtamm betrachten, der noch nicht von europäiſchen Einflüſſen berührt, zuerſt von Cook und deſſen Gefährten im Frühjahr 1778 auf der Nordweſtküſte von America unter 49° nördl. Breite im Nootka-Sunde beobachtet wurde*).

Die Bewohner des Nootka-Sundes

gehören zu den Mitgliedern der paſſiven Raſſe; ſie ſind etwas unter der Mittelgröße, rund und wohlbeleibt, ohne jedoch beſonders musculös zu ſeyn. Das Geſicht iſt rund und voll, die Schläfe etwas eingedrückt, die Jochbeine treten hervor, die Stirn iſt niedrig, der Mund hat volle, fleiſchige Lippen, die wohlgebildeten ebenen Zähne ſind nicht ſehr weiß. Die Augen ſind klein, ſchwarz und ſchmachtend. Die Augenbraunen ſind dünn, der Bart war bei einigen Individuen, die denſelben nicht durch Ausraufen vertilgt hatten, anſehnlich, das Haupthaar aber überaus dicht, grob, ſtark und ohne Ausnahme ſchwarz und ſchlicht. In der ganzen Körperbildung nähern ſie ſich den braſiliſchen Americanern, deren Geſtalt ebenfalls mehr ſtämmig als ſchlank zu nennen iſt. Die eigentliche Hautfarbe ließ ſich nicht ermitteln, da ſie entweder bemalt oder ſonſt mit Schmutz bedeckt ſind. Die Hautfarbe der Kinder war jedoch weiß, ſo wie auch die Haut der Erwachſenen an Stellen, wo der Schmutz entfernt war, der Färbung der Süd-

*) Cooks dritte Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach dem Nordpol; aus dem Engl. von Georg Forſter. Berlin 1789. 8. 3. Bd. S. 15 ff.

europäer nahe kam. Die Geſichter zeigten auch hier den Ausdruck jener Indolenz und phlegmatiſchen Trägheit, welchen wir an den übrigen Americanern bemerkten. Die Frauen ſind den Männern in Geſtalt, Farbe und Ausdruck ſo gleich, daß es ſchwer hielt, ſie zu unterſcheiden.

Wie alle von uns betrachteten Völkerſtämme entnehmen auch die Bewohner des Nootka=Sundes den weſentlichſten Theil ihrer Nahrung dem Thierreiche und der Fiſchfang iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Uebrigens aber wird alles Eßbare aus dem Pflanzenreiche wie aus dem Thierreiche aufgeſucht und verzehrt.

Die See bietet die reichlichſte Nahrung in den Miesmuſcheln, Heringen, Sardinen, einigen Brachſenarten und kleinen Weichfiſchen. Heringe und Sardinen werden theils friſch gegeſſen, theils getrocknet oder geräuchert, außerdem aber auch in Ballen gepackt als Vorrath aufbewahrt; dieſe Ballen ſind in Matten genäht und halten 4 Cubikfuß. Der Heringsroggen wird zu einer Art Caviar umgeſtaltet. Er wird nämlich auf kleine Zweige der canadiſchen Fichte oder auf langes, ſchmales Seegras geſtreut und geklebt, welche ebenfalls in Körben oder Beuteln von Matten aufbewahrt und vor dem Gebrauche ins Waſſer getaucht werden. Dieſer Roggen iſt das Winterbrot. Andere Fiſche, wie Brachſen und Seedrachen, werden geſpalten und getrocknet, von andern wird der Roggen friſch gegeſſen; Heringe und Sardinen werden geräuchert. Die große Miesmuſchel, die ſehr häufig im Sande vorkommt, wird in der Schale gebraten und zu künftigem Gebrauche auf hölzerne Spießchen geſteckt aufbewahrt und zum Genuß in Oel getaucht. Von größeren Seethieren wird der Delphin (delphinus phocaena) genoſſen, deſſen Fell und Fleiſch man in größere Stücke zerſchnitten und getrocknet ohne weitere Zubereitung verſpeiſet. Das friſche Fleiſch des Thieres wird in einen viereckigen Holztrog voll Waſſer gelegt und durch Hineinwerfen glühender Steine gekocht. Vermittelſt eines geſpaltenen Holzes werden die glühenden Steine in das Waſſer gelegt und die abgelöſchten wieder herausgenommen. Den Fiſchthran, den ſie reichlich von dieſem Delphin erhalten, genießen ſie theils ohne andern Zuſatz roh mit einem Löffel von Horn, theils wird er zu andern Speiſen genommen. Robben, Seeottern und Walfiſche werden, ſo wie die Möven und andere Seevögel häufig gefangen und gegeſſen.

Aus der Pflanzenwelt genießen die Bewohner von Nootka=Sund die bereits erwähnten Sproſſen der canadiſchen Fichte, zweierlei Zwiebeln oder Lilienwurzeln, Makatte und Kuquoppa, die einen ſüßlichen, ſchleimigen Geſchmack haben und roh verzehrt werden, die Wurzel Aheita, die faſt wie Süßholz ſchmeckt und in großer Menge aufbewahrt wird, ferner eine Farrenwurzel, ſo wie mehrere andere Wurzeln, deren botaniſche Beſchaffenheit die Reiſenden nicht näher ermitteln konnten. Nicht minder werden die Beeren und Blätter mancher

Sträuche, namentlich der Ribesarten, friſch gegeſſen. Im Allgemeinen bemerkte man, daß die Einwohner einen Abſcheu vor allen ſtechenden und ſcharfſchmeckenden Speiſen, wie z. B. Knoblauch, äußerten, wie ſie auch den Brantwein mit entſchiedenem Unwillen von ſich wieſen.

Reinlichkeit bei Bereitung der Speiſen wurde auch hier gänzlich vermißt und die Kochgeſchirre wurden nie gereinigt. Alle feſte Speiſe, zähes Fleiſch u. ſ. w. wird mit Zähnen und Händen zerriſſen; friſch ausgegrabene Wurzeln werden ohne weitere Reinigung ſofort zum Munde geführt.

Die Kleidung

der Bewohner des Nootka-Sundes iſt für beide Geſchlechter dieſelbe und beſteht aus einem *leinenen* Kittel oder Mantel, deſſen oberer Rand mit einem ſchmalen Pelzſtreifen beſetzt, der untere mit Franſen und Quaſten verziert iſt. Der Mantel geht unter den linken Arm und über die rechte Schulter, wo er mit zwei Schnuren zuſammengebunden wird; beide Arme bleiben frei. Das Kleid hängt bis an's Knie gerade herab, ſo daß die linke Seite bedeckt iſt, die rechte aber offen bleibt, oder nur von den Rändern berührt wird, außer wenn der Gürtel aus grober, geflochtener Wolle um den Leib gegürtet wird. Ueber dieſen Rock wird noch ein kleinerer Mantel von demſelben Zeug und mit gleichen Franſen genommen, der bis zur Mitte des Leibes reicht. Der Mantel iſt rundum geſchloſſen und hat nur eine Oeffnung, die groß genug iſt, um den Kopf hindurch zu ſtecken.

Den Kopf deckt eine Mütze, welche die Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels hat; ſie beſteht aus feinen Matten und iſt oben manchmal mit einem runden oder ſpitzigen Knopfe oder einem Gebinde lederner Quaſten verziert, unter dem Kinn aber durch eine Schnur feſtgehalten *).

Die Männer werfen über dieſe Kleidung oft noch das Fell eines Bären, Wolfes oder einer Seeotter, deren rauhe Seite auswärts gekehrt iſt, knüpfen ſie oben am Halſe zuſammen und rücken den Mantel theils nach vorn, theils nach dem Rücken. Wenn es regnet, nehmen ſie eine grobe Matte über die Schultern. Außerdem werden wollene Kleider wenig gebraucht. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen ſie Bären- und Wolfsfelle, welche am Rande mit anderem Pelzwerk oder auch mit Wollenſtoff beſetzt ſind und theils allein, theils über die gewöhnlichen Kleider getragen werden.

Die *Bereitung der Kleider* iſt eines der Geſchäfte der Frauen. Sie verwenden dazu theils Pflanzenſtoffe, theils Haar und Wolle der Thiere. Ihr Linnen wird aus der Rinde einer Fichtenart entnommen, welche vorher zu einer hanfähnlichen Subſtanz geſchlagen worden iſt.

*) Wir werden dieſe Tracht weiter ausgebildet ſpäter in China und Japan wiederfinden.

Die Fäden werden nicht geſponnen oder gedreht, ſondern ſogleich auf einem Stocke ausgebreitet, der auf zwei andern in die Erde geſteckten befeſtigt iſt. Die Arbeiterin ſetzt ſich mit untergeſchlagenen Beinen dazu und macht nun an Statt des Durchſchuſſes vermittelſt geflochtener Fäden Knoten durch den aufgezogenen Fichtenhanf. Die Knotenfäden laufen etwa einen halben Zoll weit von einander und bilden einen ſehr weichen Stoff, der freilich nicht ſo dicht wie das eigentliche Gewebe iſt, aber dennoch die Luft nicht durchläßt. Das Ganze iſt alſo der erſte Anfang der Weberei und in der Art gearbeitet wie die chineſiſchen und europäiſchen Stroh- und Binſenmatten, deren Halme durch horizontalfortgeſetzte Fäden verbunden ſind. Die wollenen Stoffe werden aus den Haaren und der Wolle der Füchſe und Luchſe gefertigt, ſind von verſchiedenen Graden der Feinheit, theils gröber, wie etwa unſer Frieß, theils dem feinen Flanell ähnlich und mit Muſtern verziert. Die feinſten Stoffe liefert die Luchswolle, unter welche auch die längern Haare des Thieres gemiſcht werden; die Grundfarbe iſt röthlich, die Muſter entweder dunkelbraun oder gelb. Ueber die Art ihrer Anfertigung hat man keine Beobachtungen der Augenzeugen.

Außer der Kleidung finden wir auch im Nootka-Sund den mannichfaltigen Schmuck und zuvörderſt die Bemalung. Sie bemalen ſtets den ganzen Körper mit einer rothen Farbe von groben lehmigen Ocher und Oel, wobei das Geſicht zuweilen theils mit ſchwarzer, theils mit brennend rother oder weißer Farbe beſonders verziert wird. Um dem Anſtrich mehr Glanz zu geben, ſtreuen ſie braune Glimmerblättchen auf. Bei feierlichen Gelegenheiten wird das ganze Geſicht mit Talg eingeſchmiert und die obere Hälfte mit einer andern Farbe als die untere verſehen; auf dieſem Grunde werden regelmäßige Figuren gebildet, die theils wie friſche Wunden, theils wie Schnitzwerk ausſehen.

Die Ohrläppchen und die Naſenſcheidewand iſt bei den meiſten Einwohnern durchbohrt. In die Oeffnung am Ohrläppchen oder in zwei andere, die höher hinauf im Ohrrand angebracht ſind, werden Knochenſtücken gehängt oder auch Federſpulen, kleine Schnecken, wollene Quaſten, dünne Kupferbleche, die auf ein Leder genähet ſind. Durch den gebohrten Naſenknorpel wird entweder eine weiche Schnur gezogen, oder ein kleines hufeiſenförmiges Blech von Kupfer, Meſſing oder Eiſen eingehängt, ſo daß die enge Oeffnung deſſelben in den Knorpel einkneipt und das übrige vor der Oberlippe hängt. Sie waren ſehr begierig auf die Meſſingknöpfe der Europäer.

Das Haar hängt ſchlicht herab und iſt reichlich mit Ungeziefer verſehen, welches auch hier als Näſcherei dient. Bisweilen wird das Haar in kleine Zöpfe getheilt, deren jeder von zwei zu zwei Zollen mit Zwirn unterbunden iſt, andere binden daſſelbe im Nacken zu einem Zopfe und ſtecken Cypreſſenzweige hinein. Bei feſtlichen Veran-

laſſungen wird eine Menge Baſt oder halbgeſchlagene Baumrinde um den Kopf gewickelt und dieſes mit kleinen Flaumfedern beſtreut und gleichſam gepudert oder auch mit eingeſteckten großen Adler- und andern Federn beſteckt.

Gleich den braſilianiſchen Juris (ſ. o. S. 114.) haben auch die Bewohner des Nootka-Sundes jene ſeltſamen Masken, die bei feſtlichen Gelegenheiten getragen werden. Dieſe geſchnitzten Masken bedecken theils die Stirn und das Oberhaupt, theils auch das ganze Antlitz. Einige ſtellten Menſchengeſichter dar mit Haaren, Bärten und Augenbraunen, andere gleichen den Köpfen der Adler und Sturmvögel, der Hirſche, Wölfe, Delphine und anderer Thiere. Die meiſten gehen über die natürliche Größe hinaus und ſind bemalt und mit Glimmerblättchen beſtreut. Manche trugen ungeheuer große Stücke Schnitzwerk, z. B. das weit herausragende Vordertheil eines Canots auf dem Kopfe, ja einer, dem es an einer Maske fehlte, ſetzte einen blechernen Keſſel, den er eben von den Engländern erhandelt hatte, auf den Kopf, und ſo traten den Europäern jene Wundergeſtalten hier lebend entgegen, welche die Sagen der Alten, die naturhiſtoriſchen Schriften der Römer und des Mittelalters und die Ornamentiſtik der altdeutſchen Dichtung und Baukunſt vor Augen ſtellen.

Beſondere Halszierden erwähnen die Berichterſtatter nicht, wohl aber fanden ſie Armbänder von weißen Corallen, die aus einer kegelförmigen muſchelartigen Subſtanz geſchnitten waren; ferner Büſchel von Riemen mit Quaſten oder ein breites, ſchwarzes, glänzendes, hornartiges Armband aus einem Stück. Die Fußknöchel waren in gleicher Weiſe mit gekräuſelten Lederriemen und gedrehten Thierſehnen aufgeſchmückt.

Die Wohnung

unſerer Fiſcher zeigt uns einen bereits vorgeſchrittenen, nach feſten Sitzen ſtrebenden Zuſtand, der uns im Weſentlichen die Lebensweiſe der oſtamericaniſchen Stämme vor Ankunft der Europäer vergegenwärtigen dürfte. Die engliſchen Reiſenden fanden im Nootka-Sunde zwei Dörfer; das eine am Eingange des Sundes gelegene, ſteht auf einer Anhöhe, welche vom Strande bis an den Rand des Waldes ziemlich ſteil hinaufläuft. In dieſem Zwiſchenraume ſtehen die Häuſer in drei Reihen hintereinander, das größere vorn, die kleineren hinter demſelben; an beiden Enden des Dorfes liegen noch einige zerſtreute Wohnungen. Zwiſchen den Häuſern einer Reihe laufen enge Fußpfade oder Gäßchen in ungleichen Zwiſchenräumen den Hügel hinan. Die Hauptſtraßen zwiſchen den Reihen ſind breiter. Die Häuſer ſelbſt beſtehen aus ſehr langen, breiten Planken, die auf ihren Kanten übereinander liegen und hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden ſind. Inwendig ſteht man größere Pfähle oder Streben in

ſchiefer Richtung. Die vordere Wand des Hauſes iſt 7—8 Fuß hoch, die hintere aber etwas höher, und die Planken, welche das Dach bilden, bekommen ſomit einen Abſchuß nach vorn. Die Dachplanken ſind nicht befeſtigt, damit man ſie beim Regenwetter dicht aneinander, bei ſchönem Wetter auseinander rücken kann, um Sonne und Licht einzulaſſen. Die Arbeit iſt übrigens roh und unſauber, da es an den nöthigen Werkzeugen zur Abglättung des Holzes fehlt. Der Eingang wird dadurch gebildet, daß man ein Paar Planken zurückt; als Fenſter dienen eingeſchnittene Löcher, vor welchen Mattenſtücke zur Abwehr von Wind und Regen angebracht werden.

Das Innere dieſer Gebäude hat gar keine Abtheilungen, ſo daß man ungehindert von einem Ende zum andern ſehen kann. Wie in den Winterhütten der Grönländer hat jedoch jede Familie ihre beſondere Stätte, deren Gränze an der Wand bezeichnet iſt und oft nur aus einer einzigen von der Wand nach der Mitte des Hauſes hinlaufende Planke beſteht. In jeder dieſer Familienabtheilungen ſteht dicht an der Wand eine 5—6 Zoll über den Fußboden erhöhete und mit Matten bedeckte Bank von Bretern, worauf die Familie ſitzt oder ſchläft. Dieſe Bänke ſind 7—8 Fuß lang und 4—5 Fuß breit. Mitten im Hauſe auf der Erde iſt die Feuerſtätte, die allen gemeinſchaftlich anzugehören ſcheint. Der Rauch hat ſeinen Ausgang durchs Fenſter und die anderweiten Oeffnungen.

Die Geräthſchaften beſtehen zuvörderſt in einer Menge Kiſten und Käſten von allerlei Größe, welche an den Wänden der Wohnung übereinander aufgethürmt ſind und worin ſie ihre Vorräthe von Kleidern, Pelzwerk, Masken und die übrigen werthvollen Habſeligkeiten aufbewahren. Einige dieſer Käſten ſind doppelt, ſo daß einer in den andern eingeſetzt iſt; andere haben einen breternen Deckel, der mit Riemen angeſchlagen wird; in der größten iſt nur oben ein viereckiges Loch eingeſchnitten, durch welches die Sachen hineingelegt und wieder herausgenommen werden. Dieſe Käſten ſind oft ſchwarz bemalt und mit den Zähnen verſchiedener Thiere beſetzt, auch mit einem ausgeſchnitzten Frieſe verſehen und mit Darſtellungen von Vögeln und Thieren geſchmückt.

Man ſieht im Innern der Häuſer außerdem die viereckigen und länglichen Waſſereimer, runde Schüſſeln und Schalen aus Holz, kleine flache, hölzerne Tröge von 2 Fuß Länge, aus welchen ſie eſſen, ferner Körbe, die aus Reiſern geflochten ſind, und allerlei Beutel von Mattenarbeit. Die Fiſchergeräthſchaften liegen ebenfalls umher, von der Decke hängen die zum Trocknen beſtimmten Fiſche herab, die im Hauſe ſelbſt ausgenommen werden und deren Eingeweide liegen bleiben, ſo daß Schmutz und Geſtank vorherrſchen. Nur die Schlafſtätten ſind etwas reinlicher gehalten und mit ziemlich feinen Matten belegt.

In vielen Häuſern bemerkte man noch einen beſonderen Schmuck; man ſah nämlich am oberen Ende ein oder ein Paar 5 Fuß hohe

Bilder, die aus dicken Baumſtämmen beſtanden und deren Vorderſeite ein coloſſales Menſchengeſicht darſtellt. An den Seiten ſind Arme und Hände ausgeſchnitten und die ganze Statue iſt über und über bemalt. Der allgemeine Name dieſer Bilder iſt Klumma; ein Paar, die, in einem Hauſe in der Entfernung von 3—4 Fuß ſich gegenüber ſtanden, nannte man Natschkoa und Matzita.

Die Werkzeuge der Fiſcher am Nootka-Sunde beziehen ſich theils auf den Erwerb, theils auf die Bereitung der Nahrungsmittel und übrigen Geräthſchaften.

Zur Jagd und zum Fiſchfang haben ſie Bogen und Pfeile, Schleudern, Spieße, kurze knöcherne Keulen und eine Art Axt. Die Pfeile haben Spitzen von Knochen mit Widerhaken, doch kommen auch eiſerne Spitzen vor. Eben ſo ſind die Spieße mit knöchernen Sitzen bewehrt. Die Axt, welche die Berichterſtatter mit den nordamericaniſchen Tomahawk vergleichen, beſteht aus einem 6—8 Zoll langen Stein, der an einem Ende zugeſpitzt und am andern in einen hölzernen Griff eingelaſſen iſt, welcher Kopf und Hals eines Menſchen vorſtellt, aus deſſen Munde der Stein hervorragt. Die Waffe iſt mit Menſchenhaar verziert und wird Taawisch oder Tsuskiah genannt Ein anderes Siaik genanntes Steininſtrument iſt 9—12 Zoll lang und mit viereckiger Spitze verſehen. Solcher Steingeräthe war eine große Anzahl vorhanden und ich glaube nicht, daß ſie lediglich zum Kriegsgebrauche beſtimmt waren, ſondern namentlich zum Behuf des Fällens der Bäume, der Abtrennung der Planken, wie der Bearbeitung des Holzes überhaupt gedient haben mögen.

Außer dieſen Steinwerkzeugen ſah man bei ihnen auch einen knöchernen Meiſel, demnächſt aber auch Meiſel und Meſſer von Eiſen. Die größten eiſernen Meiſel waren 3—4 Zoll breit und 8—10 Zoll lang, die meiſten aber kleiner. Sie ſind in einen hölzernen Griff gefaßt, worauf ſie mit einem Steine ſchlagen. Die Meſſer ſind von verſchiedener Größe, der Geſtalt nach gleichen ſie unſern Gartenmeſſern, doch iſt die Schneide auf dem äußern Bogen. Die Arbeit zeigte nichts Europäiſches. Man ſucht ſie ſtets blank und ſcharf zu erhalten und wetzt ſie ſtets auf Schieferſtein.

Zu ihren Stricken verwenden ſie theils die hanfartige Subſtanz, woraus die Kleiderſtoffe geknüpft werden, theils lederne Riemen und Sehnen der Thiere und vermuthlich vorzugsweiſe des Walfiſches; daraus werden unter anderem auch die Netze gefertigt, in denen ſie größere Landthiere fangen. Gleich den Nordamericanern beſchleichen ſie, in Masken und Felle gehüllt und die Stimmen der Thiere nachahmend, das Wild und erlegen das kleinere mit Bogen und Pfeilen, das größere mit dem Spieß.

Zum Fiſchfang hat man Canots, die aus einem einzigen ausgehölten Baumſtamme gebildet werden, deren größte über zwanzig Menſchen faſſen, über 40 Fuß lang, 7 Fuß breit und 3 Fuß tief

ſind. Von der Mitte laufen ſie nach den Seiten ſchmäler zu. Das Hintertheil iſt ſenkrecht abgeſtumpft und hat oben einen kleinen Kopf; das Vordertheil wird verlängert und ſteigt etwas in die Höhe, bis es ſich in eine ausgeſchnittene Spitze endigt, welche beträchtlich über die geradlinigten Seiten des Kahnes hervorragt. Manche Kähne ſind mit Schnitzwerk verziert oder mit Seehundszähnen beſteckt; am Vordertheile ſah man hie und da einen Schnabel, der mit der Figur eines Thieres bemalt war. Die Spitze beſteht in einigen, etwa zollſtarken Stöcken, die in halber Tiefe querüber in den Seitenwänden befeſtigt ſind. Die Ruder ſind klein und leicht und gleichen einem Blatte, welches unten zugeſpitzt, in der Mitte am breiteſten iſt und in einen langen Stiel verläuft, im Ganzen etwa 5 Fuß lang. Den Gebrauch der Segel hat man nicht bemerkt. In dieſen Kähnen bringen ſie einen großen Theil der Sommerzeit hin und eſſen und ſchlafen darinnen.

Die übrigen Fiſchergeräthſchaften beſtehen in Netzen, Angeln, Harpunen, Wurfſpießen und einem ganz beſonderen Werkzeug, welches dem Gewehre des Sägefiſches nachgebildet ſcheint. Es beſteht nämlich aus einer 20 Fuß langen, 4—5 Zoll breiten und halbzolldicken Latte, die faſt die Geſtalt eines europäiſchen Bootruders hat. Die beiden Seitenkanten ſind zwei Dritttheile der Länge mit ſcharfgezähnten Knochen beſetzt, welche 2 Zoll hervorragen, das übrige iſt frei und dient als Griff und Handhabe. Mit dieſem Inſtrumente werden Heringe, Sardinen und andere kleine, zugweiſe ankommende Fiſche angegriffen; man ſchlägt das Inſtrument mitten in den Zug und die Fiſche bleiben entweder auf oder zwiſchen den Zähnen ſtecken.

Die Angelhaken ſind etwas plump aus Holz und Knochen gemacht. Die Harpunen dagegen, womit Walfiſche und andere Seethiere erlegt werden, ſind beſſer gearbeitet und gleichen ſehr denen, die wir bei den Polarmenſchen kennen lernten. Es iſt ein Knochen mit doppelten Widerhaken, in welche man den ovalen, ſcharfen Rand einer Miesmuſchelſchale befeſtigt hat und innerhalb deren die Spitze der Waffe angebracht iſt. An dieſem Knochen iſt ein Strick befeſtigt, welcher etwa 2—3 Klafter lang iſt und den man vermittelſt einer 12—16 Fuß langen Stange fortſchleudert. Die Knochenſpitze iſt ſo auf der Stange befeſtigt, daß ſie, ſobald das Thier getroffen, von derſelben losgeht.

Beim Fiſchfange ſind ſowohl Männer als Frauen beſchäftigt; Letzteren fällt der Transport der gefangenen Beute anheim, ſie fangen auch in kleineren Canots Miesmuſcheln und andere Conchylien. Vor dem Dorfe bemerkte man große Fiſchhalter oder Wehre aus Reiſern, theils mit engeren, theils mit weiteren Maſchen, je nachdem ſich kleine oder große Fiſche darin fangen ſollten. Sie waren 20 Fuß lang und 12 Zoll breit, in ſeichtem Waſſer an eingerammten Pfählen in ſchräger Richtung befeſtigt.

Das häusliche und Familienleben

der Bewohner des Nootka-Sundes erſcheint nach den freilich nur unvollſtändigen Beobachtungen der Engländer im Weſentlichen daſſelbe zu ſeyn, wie bei den Americanern und den Eskimos. Die Frauen nehmen eine ſehr untergeordnete Stellung ein, ſie ſind die Mägde und Dienerinnen, welchen die weniger Kraft und Anſtrengung erfordernden Geſchäfte zufallen. Man fand die Frauen ſtets ordentlich bekleidet und in ihrem Betragen zeigten ſie ſich ſchamhaft und ehrbar, obſchon ſie von den Männern weder mit Achtung noch Zärtlichkeit behandelt werden. Sie waren auch innerhalb des Hauſes fortwährend beſchäftigt, indem ſie entweder Kleiderſtoffe wirkten, Sardinen zum Trocknen bereiteten oder in Körben aus geflochtenen Ruthen vom Strande abholten.

Innerhalb des Hauſes zeigten ſich die Männer ſtets müßig und namentlich waren die jungen Männer wenig beſchäftigt. Sie ſaßen entweder in kleinen Geſellſchaften beiſammen, um ſich in der Sonne zu wärmen, oder ſie wälzten ſich nackt und ohne alle Bedeckung in derſelben Abſicht im Sande am Seeſtrande herum.

Ueber die eheiichen Verhältniſſe fehlen uns nähere Nachrichten, doch ſcheint, wenn wir aus der Einrichtung ihrer Häuſer einen Schluß wagen dürfen, das Familienleben ganz dem der Eskimos gleich zu kommen. Ueber die Art und Weiſe, wie ſie ihre Todten behandeln, wurden ebenfalls keine Beobachtungen gemacht.

Das öffentliche Leben

der Bewohner des Nootka-Sundes zeigte ſich bei dem kurzen Aufenthalt der Europäer mehr in ſeiner Richtung nach außen, als nach ſeinem Innern. Indeſſen bemerkte man Oberhäupter, d. h. Perſonen, die das Volk bei öffentlichen Gelegenheiten zu vertreten haben, den Empfang der Fremden durch Anreden und gewiſſe Gebräuche beſorgen u. ſ. w. Daß dieſen Perſonen auf die Familienangelegenheiten irgend ein Einfluß zuſtehe, wurde nicht beobachtet.

Sobald die Einwohner die Ankunft der engliſchen Schiffe bemerkten, kamen wärend der erſten Windſtille drei Canots, das eine mit zwei, das andere mit ſechs, das dritte mit zehn Männern heran. Als ſie nahe genug waren, ſtand einer in den letztern Canots auf und hielt eine lange Rede, um die Fremden einzuladen ans Land zu kommen. Zu gleicher Zeit ſtreute er mit vollen Händen Federn nach den Europäern hin, und einige ſeiner Gefährten warfen in gleicher Weiſe einige Hände voll rothen Staubes nach den Schiffen. Der Redner war in Thierfelle gekleidet und trug eine Klapper in der Hand, die er fleißig bewegte. Nachdem er ſeine Anrede beendigt, nahmen die übrigen, einer nach dem andern, das Wort, keiner aber ſprach ſo heftig und ſo lange als der erſte. Nach Beendigung dieſer erſten Be-

grüßung blieben ſie in ihren Canots nahe am Schiff halten und ſprachen, ohne Furcht oder Mißtrauen zu zeigen, vertraulich mit einander. Von Zeit zu Zeit erhob ſich einer und ſagte nach Art der frühern Rede etwas her, einer ſang auch in unerwartet angenehmer Melodie ein ſanftes Lied, worin das Wot Haila als Schlußreim oft wiederholt wurde. Als nun ein aufſteigender Wind das Schiff dem Ufer näher brachte, ſtießen die Canots in größerer Menge vom Ufer ab, ſo daß einmal deren zweiunddreißig um das Schiff herumſchwammen, in deren jedem ſechs bis acht Perſonen, ſo Männer wie Frauen, befindlich waren, welche aufſtanden und Anreden hielten. Unter den Canots zeichnete ſich eines aus, an deſſen Vordertheil das Auge und der Schnabel eines Vogels in erſtaunlichen Dimenſionen angemalt war. Der Mann, welcher darin ſaß, ſchien ein Befehlshaber zu ſeyn; er war ſeltſam bemalt, von ſeinem Kopfe hingen viele Federn herab, in der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, in Geſtalt eines Vogels, von der Größe einer Taube. So freundlich die Eingebornen ſich auch zeigten, ſo konnte doch keiner beredet werden, an Bord zu kommen, doch folgten ſie dem Schiffe nach dem Ankerplatz und viele blieben über Nacht dem Schiffe zur Seite. Ein andermal kamen zwölf bis vierzehn Canots bis auf 300 Schritt an die engliſchen Schiffe heran und machten Halt, um die feierliche Begrüßung vorzubereiten. Sie ſtanden ſämmtlich in den Canots auf und begannen den Geſang, deſſen Tact bald ſchneller, bald langſamer war. Während des Singens bewegten ſie ihre Hände regelmäßig oder ſchlugen auch im Tempo mit den Rudern in die Seiten des Canots. Am Schluſſe eines jeden Liedes ſchwiegen ſie einige Secunden lang, fingen dann wieder an und riefen laut im Chor: hu — i!

In den nächſten Tagen entwickelte ſich nun ein förmlicher Tauſchverkehr und ein Handel, der von beiden Seiten mit der ſtrengſten Redlichkeit geführt wurde. Die Eingebornen brachten Felle der Bären, Wölfe, Füchſe, Rehe, Waſchbären, Rakuhn, Iltiſſen, Marder, und beſonders der Seeottern, theils ganz, theils zu Kleidern verarbeitet, ferner Kleiderſtoffe aus Baſtzeug, Bogen, Pfeile, Spieße, Angelhaken, hölzerne Masken, Säcke voll rothen Ocher, Glaskorallen, die ſie überhaupt gering achten, kleine Meſſingringe, Meiſel von Eiſen. In den nächſten Tagen kamen immer mehr an die Schiffe heran, nun aber begannen auch zahlreiche kleine Diebereien, die namentlich auf metallene Gegenſtände gerichtet waren. Dennoch wurde bei jedem erſten Beſuche die Feierlichkeit der Anrede und der Klapper niemals unterlaſſen. Als die Europäer an das Land gingen, wurden ſie freundlich aufgenommen und den Gäſten eine Matte zum Niederlaſſen angeboten.

Bemerkenswerth iſt, wie dieſe Fiſcher, trotz der kleinen Diebereien, die ſie ſich gegen ihre Gäſte und Handelsfreunde erlaubten, in Beziehung auf ihr Eigenthum ſo überaus ſtrenge Rechtsgrundſätze entwickelten. Sie verlangten gleich Anfangs für Holz und Waſſer, das ſie

an Bord ſchafften, Bezahlung, nicht minder für das Gras, welches die Engländer abmähen wollten; und ſo fand ſich zu jedem Dinge ein Eigenthümer.

Nicht minder freundſchaftlich und feierlich war auch der Abſchied von den Eingebornen. Sie begleiteten die Schiffe in ihren Canots bis zum Sunde hinaus. Einer der Befehlshaber blieb länger als die übrigen und ehe er weggehen wollte, machte ihm Capitän Cook noch ein kleines Geſchenk, worauf er ſogleich den Bibermantel, den er trug und auf welchen er ſelbſt hohen Werth ſetzte, als Gegengeſchenk dem Fremden aufdrang. Nachdem der Letztere ihm noch einen Degen geſchenkt, bat er und mehrere ſeiner Landsleute, man möchte doch ja wiederkommen und verſicherte, daß man einen großen Vorrath von nützlichen Waaren finden ſolle.

So ſehen wir hier an einer abgelegenen Seeküſte Spuren eines Verkehres, der vielleicht ſchon ſeit alter Zeit beſteht und der ehedem vor Ankunft der Europäer an der Oſtküſte von Nordamerica in gleicher Weiſe auch dort beſtanden haben mag. Beachtenswerth iſt es, daß man im Nootka-Sunde, der vorher von Europäern nicht beſucht zu ſeyn ſchien, Eiſen und Meſſing, wie auch Zinn vorfand, während doch nichts darauf hindeutete, daß die Eingebornen daſſelbe der Erde zu entnehmen verſtehen. Dieſes Eiſen ſcheint aber von Aſien herüber zu ſtammen und dürfte vielleicht durch die Hände der Tſchuktſchen oder Aleuten gehen*). Die ganze Aufnahme der Europäer, das freundſchaftliche, feierliche Entgegenkommen der Einwohner deutet darauf hin, daß ein friedlicher Verkehr unter dieſen Küſtenbewohnern Statt findet, der jedoch von Zeit zu Zeit durch Feindſeligkeiten unterbrochen wird.

Der Krieg

iſt auch dieſen Küſten nicht fremd und ſelbſt während des kurzen Aufenthaltes der engliſchen Expedition fand ſich Gelegenheit zu mancher desfallſigen intereſſanten Beobachtung.

Eines Morgens, als die Matroſen mit Holzhauen und Waſſerſchöpfen beſchäftigt waren, bemerkten ſie, daß alle Eingebornen rund um ſie her auf einmal anfingen, ſich beſtmöglichſt zu bewaffnen und daß die, welche keine eigentlichen Gewehre hatten, Steine auflaſen und ſich mit Knütteln verſahen. Dieſe feindlichen Zurüſtungen galten jedoch einem Haufen ihrer eignen Landsleute, die herankamen, um ſie anzugreifen, wie ſie ſelbſt den Matroſen zu verſichern ſich alle Mühe gaben. Es zeigte ſich auch bald der feindliche Haufe in zwölf großen Canots, welche in Schlachtordnung ſich aufſtellten und ſtill hielten, während die Unterhandlung ſchon begonnen hatte. Die beiderſeitigen Unterhändler begaben ſich in Canots zwiſchen beide Partheien und

*) S. o. S. 299.

redeten zuſammen, bis der Streit geſchlichtet war, der nichts anderes betraf, als das ausſchließende Recht mit den engliſchen Schiffen zu handeln.

Dennoch, verſichern die engliſchen Berichterſtatter, fehlt es ihnen nicht an Muth und ſie fürchten ſelbſt nicht die Ueberzahl der Feinde, ſondern ſcheinen auch in ſolchem Falle entſchloſſen ihre Rache durchzuführen.

Für den Krieg haben ſie eine beſondere Tracht; es iſt ein Mantel von dickem Leder mit ledernem Unterfutter, welcher ſo groß iſt, daß er aus einer gegerbten Büffel= oder Elennhaut gemacht zu ſeyn ſcheint. Sie hängen ihn auf die gewöhnliche Art um und bedecken ſich damit die Bruſt bis an die Kehle, während er hinten faſt die Erde berührt. Bisweilen iſt dieſer Mantel in verſchiedenen Abtheilungen zierlich bemalt. Wegen ſeiner Feſtigkeit widerſteht er nicht nur den Pfeilen, ſondern wie die Einwohner durch Zeichen auszudrücken verſuchten, auch den Speeren; er dient alſo gewiſſermaßen als Panzerhemde. Im Kriege tragen ſie noch einen ledernen Mantel, der in wagerechten Reihen mit getrockneten Hirſchklauen beſetzt iſt; jede der Hirſchklauen hängt an einem mit Federſpulen beſetzten Riemen. Bei einem der Tänze trug ein Anführer einen ſolchen Mantel, nebſt einer Maske vor dem Angeſicht und einer Klapper, in ähnlicher Weiſe wie die von uns vorher betrachteten Nordamericaner.

Auch dieſe Fiſchervölker haben den Gebrauch der Menſchenfreſſerei. Sie brachten den Engländern mehrmals Schädel und andere Knochen von Menſchen zum Verkauf und an vielen war es ſichtbar, daß ſie am Feuer geröſtet und mit den Zähnen zerfleiſcht worden waren.

Der Culturſtand

der Fiſcher im Nootka=Sunde ſcheint ziemlich derſelbe zu ſeyn, den wir unter den Nordamericanern fanden, obſchon eine Vergleichung der beiderſeitigen Zuſtände hinſichtlich der religiöſen Begriffe aus Mangel an Nachrichten gänzlich ausfällt. Wir finden jedoch bei den Bewohnern des Nootka=Sundes größere, in Dörfern beiſammenwohnende Gemeinden, bei denen der Begriff des Beſitzes ſowohl in Bezug auf die einzelnen Individuen, wie auch in Bezug auf die Gemeinden vollkommen ins Leben getreten iſt; wir finden ferner einen Verkehr, der auch über die Gränzen der Völkerſchaft hinausreicht.

Die religiöſen Begriffe dieſes Fiſchervolkes ſtehen vielleicht mit denen der Nordamericaner in Beziehung; die coloſſalen Pfeiler mit dem Menſchengeſicht deuten auf Schutzgottheiten, denn die ſcheinbare Nichtachtung vor denſelben iſt kein Grund ihnen religiöſe Bedeutung abzuſprechen. Sie bedienten ſich oft des Wortes **Akuihk**, wenn ſie von dieſen Bildern ſprachen, und Anderſon vermuthet, daß dieß Vorfahr

bedeute. Wir werden bei den Völkern der Südſee dieſelbe Erſcheinung wiederfinden.

Nicht mindere religiöſe Bedeutung finde ich in den Klappern, Masken und Tänzen. Die auſgeſchmückten Männer, welche die Fremden unter Schwingung der Klapper anredeten und empfingen, können ebenſowohl die Oberhäupter der Gemeinde, als auch die Schamanen und Zauberer derſelben geweſen ſeyn und das Auswerfen von Federn und rothem Staube iſt offenbar eine aus religiöſen Begriffen hervorgegangene Ceremonie.

Es fehlen uns die Sagen, die ſich an jene coloſſalen Menſchenſtatuen, ſo wie an die Tänze anſchließen; eben ſo wiſſen wir nichts über die Behandlung der Todten, über die Opfer, und wir haben nur die dürftige Beſchreibung der Ceremonien, die dem Tauſchverkehr vorangingen, die theils in Reden, theils in Geſängen beſtanden und wobei eben die Klapper eins der bedeutendſten Inſtrumente zu ſeyn ſchien. Außer der Klapper hatten ſie auch — gleich den Mönnitarris — eine zolllange Pfeiſe mit einem Loch, und obſchon die Engländer eigentliche feierliche, größere Tänze, wie ſie uns Prinz Neuwied mit ſo meiſterhafter Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit beſchreibt, nicht geſehen haben, ſo möchte ich doch aus dem Vorhandenſeyn der gemeinſamen, durch Tactſchlag geleiteten und mit Gebärden verbundenen Geſänge, der Masken und dieſer Toninſtrumente auf das Daſeyn ähnlicher Aufführungen ſchließen.

Dieſe Klappern aber ſind aus Holz, inwendig hohl und mit Kieſelſteinen gefüllt; von außen haben ſie gemeiniglich die Geſtalt eines Vogels, deſſen Schwanz als Handhabe dient.

Außer dem gemeinſamen Chorgeſang trugen auch einzelne Perſonen ein ernſthaftes Lied vor, wobei ſie mit der Hand auf dem Schenkel den Tact ſchlugen. Auch hörte man zuweilen muntere, ja poſſenhafte Melodien.

Gleich den Nordamericanern erfreuen ſie ſich an allerlei Farbenſchmuck und Bildwerk. Ihre Zeuge und Matten ſind theils durch Malerei, theils durch eingewebte Muſter verziert. Ihre Geräthe aus Holz tragen überall Schnitzarbeit an ſich. Die Käſten ſind mit Frieſen verſehen, und überall ſieht man Geſichter von Menſchen und Thieren angebracht. Die Zeichnungen ſind ſtets characteriſtiſch und namentlich iſt in den geſchnitzten Menſchengeſichtern die Nationalphyſiognomie der Bewohner des Nootka-Sundes getreulichſt wiedergegeben, auch überall das genaueſte Ebenmaaß beobachtet. Es ſcheint ein lebhafter Bildungstrieb in ihnen vorherrſchend und die Engländer fanden bei ihnen eine große Menge Menſchenfiguren im Kleinen; Abbildungen von Vögeln, Fiſchen und Seethieren, nebſt Modellen ihrer Hausgeräthe und Canots. Auf ihren Mützen war bisweilen ein ganzer Walfiſchfang abgebildet, und auch ihre übrigen Geräthſchaften ſind mit derar-

tigen hiſtoriſchen Bildern bedeckt, woran ſich gewiß die intereſſanteſten Sagen knüpfen.

So finden wir auch an dieſem weit von aller aſiatiſchen und europäiſchen Cultur abgelegenen Strande eine Entwickelung des paſſiven Menſchenſtammes, deren Erſcheinung um ſo intereſſanter iſt, als ſie ganz ſelbſtändig und nur aus ſich ſelbſt erfolgen konnte. Bemerkenswerth erſcheint dabei, daß wir hier gewiſſermaßen die Eigenſchaften der Polarfiſcher mit denen der nordamericaniſchen Reiterjäger vereinigt finden, eine Erſcheinung, die ſich dadurch erklärt, daß am Nootka-Sunde die See die Producte der Eiszone darbietet, während das Land die Bäume und das Wild der americaniſchen Gebirge und Steppen darreicht. Das mildere Clima und namentlich die Fülle des vorhandenen Holzes war ein Vortheil, den die hieſigen Eingeborenen vor den Polarmenſchen voraushaben, ſo wie auch die Seenähe ſie vor dem bitteren Mangel ſicher ſtellt, der zuweilen die Nordamericaner überfällt, wenn Schnee und Stürme ihr Jagdrevier unzugänglich machen.

Im Verlage des Unterzeichneten ſind ferner erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Prachtwerk
als Feſtgeſchenk für junge Chriſten.

Paulus,
die erſten Siege des Chriſtenthums
in Bildern
aus der Apoſtelgeſchichte
von
M. Wilhelm Naumann,
Oberkatecheten und Frühprediger an der Peterskirche zu Leipzig.

8. Mit 21 der feinſten, in zwei Farben vollzogenen und 21 in den Text gedruckten Holzſchnitten.
Zwei Bände in elegantem engliſchen Leinwand-Einband.
Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

In dieſem höchſt intereſſanten Werke hat der geiſtreiche Verfaſſer das Leben und die Schickſale des großen Apoſtels auf eine eben ſo anziehende als lehrreiche Weiſe geſchildert und ſich dadurch bei der gebildeten Jugend ein nicht geringes Verdienſt erworben. Die wichtigſten Scenen und Momente der Apoſtelgeſchichte ſind durch phantaſiereiche Bilder dargeſtellt, deren treffliche xylo- und typographiſche Herſtellung ein Zeugniß von den neueſten Fortſchritten der Holzſchneidekunſt und Typographie ablegen.

Lehrbuch
der deutschen Prosodie
und
Metrik.
Von
Dr. Johannes Minckwitz.

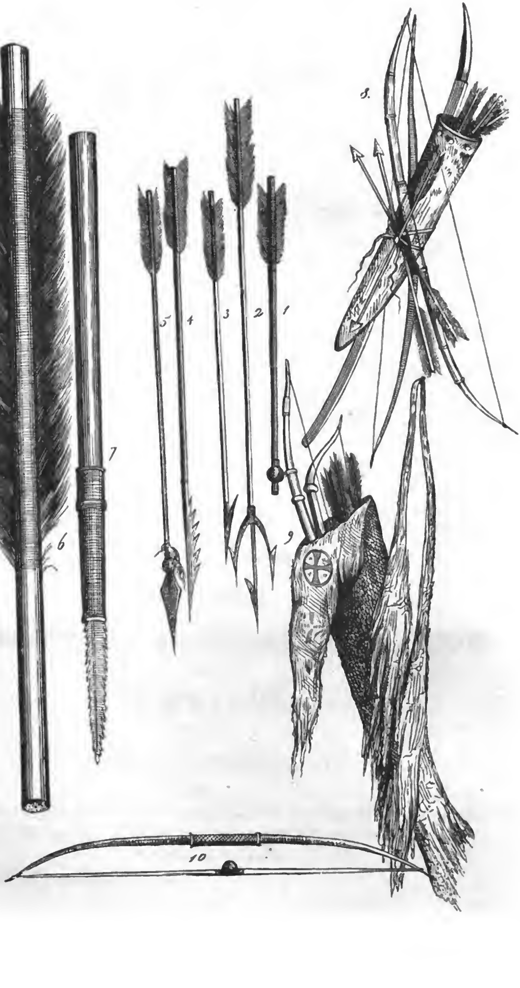
Nach neuen Grundsätzen bearbeitet zum Gebrauch für Gymnasien, Realschulen und Seminarien, wie auch zum Privatstudium.
Preis 15 Ngr.

B. G. Teubner in Leipzig.

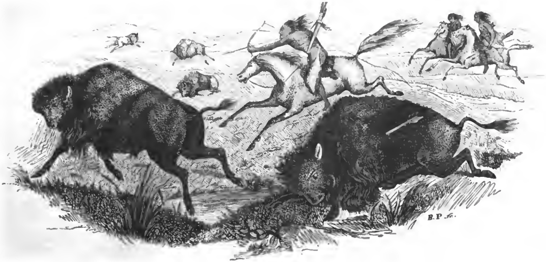
470,311

MA 920 1550 4

Tafel II.



Tafel III.



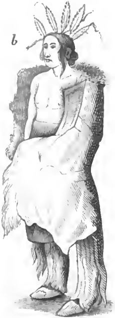
Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel IV.

a

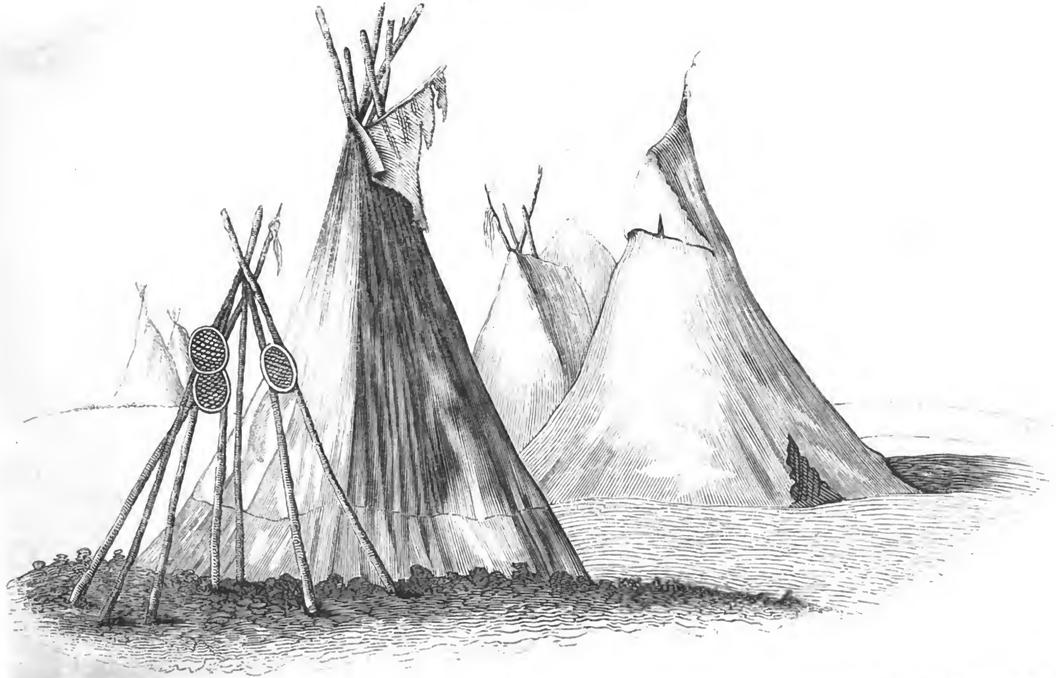
b



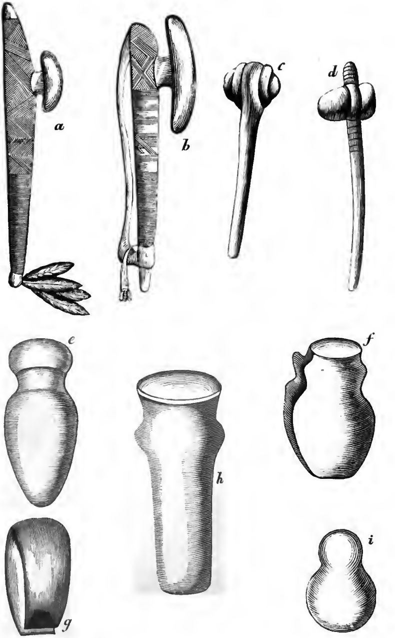
c

BIBLIOTECA
Digitized by Google

Tafel V.



Tafel VI.



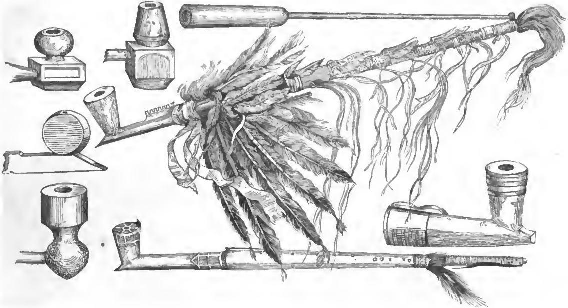
Digitized by Google

VITTORIO EMANUELE

Digitized by Google

Tafel VII.

Tafel VIII.

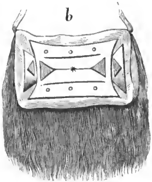


BIBLIOTECA VITTORIO EMANUELE IN ROMA

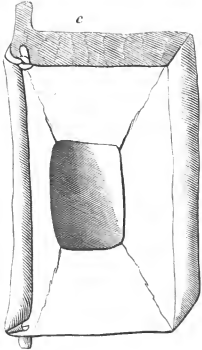
Tafel IX.

a

b



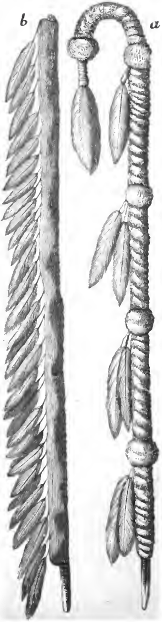
c



Tafel X.

Digitized by Google

Tafel XI.

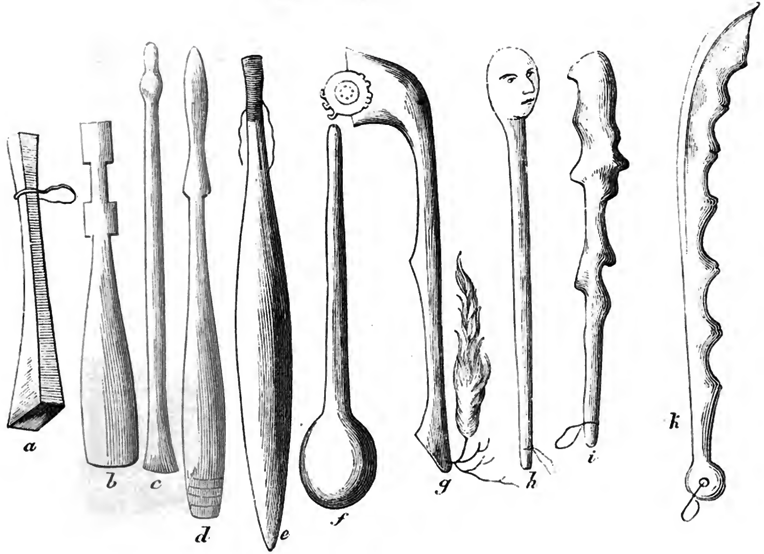


Digitized by Google

BIBLIOTECA
Digitized by Google

Tafel XII.

Tafel XIII.



Digitized by Google

Tafel XIV.

Digitized by Google

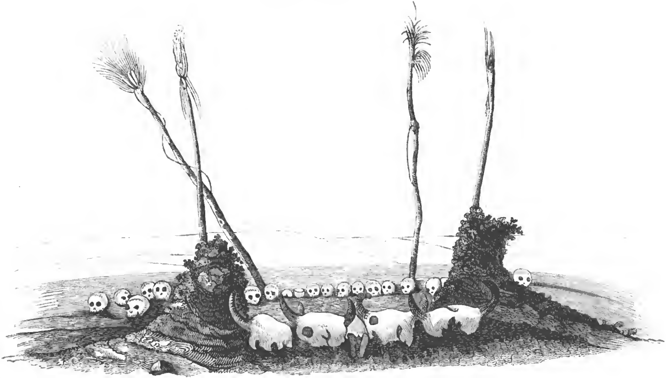
Digitized by Google

Tafel XV.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel XVI.



Digitized by Google

Tafel XVII.

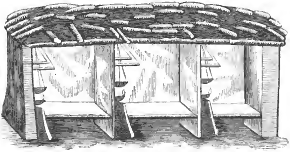
Tafel XVIII.

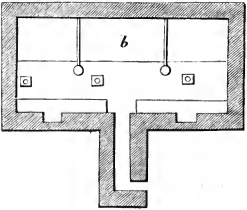
Digitized by Google

BIBLIOTECA

Tafel XIX.

a

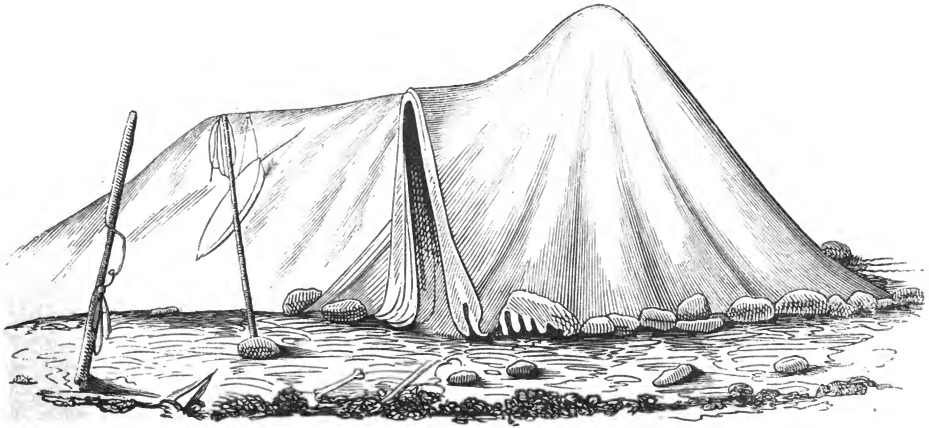




Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel XX.



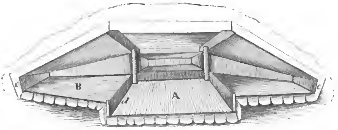
Digitized by Google

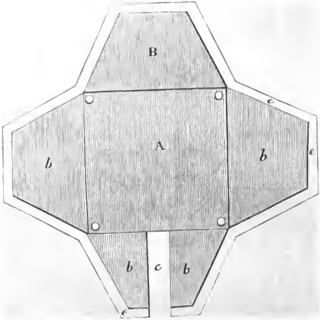
Tafel XXI.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel XXII.

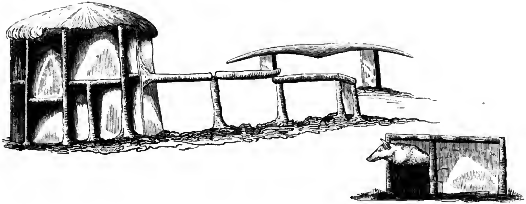




Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel XXIII.



Digitized by Google

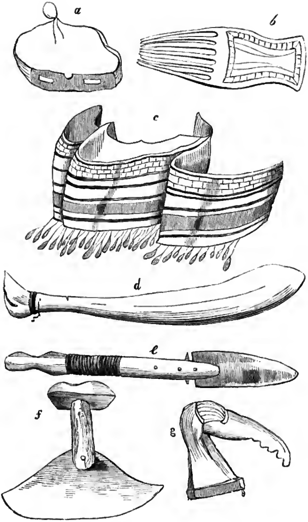
Tafel XXIV.

Tafel XXV.

Digitized by Google

Digitized by Google

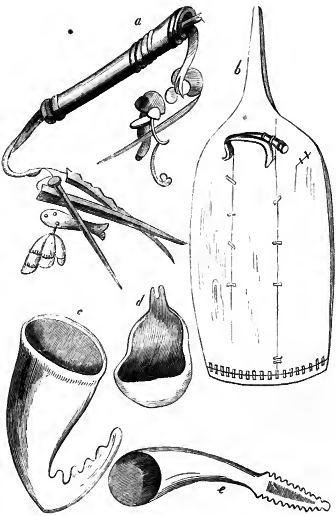
Tafel XXVI.



Digitized by Google

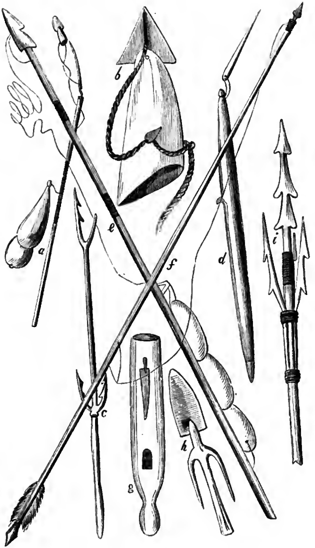
Digitized by Google

Tafel XXVII.



Digitized by Google

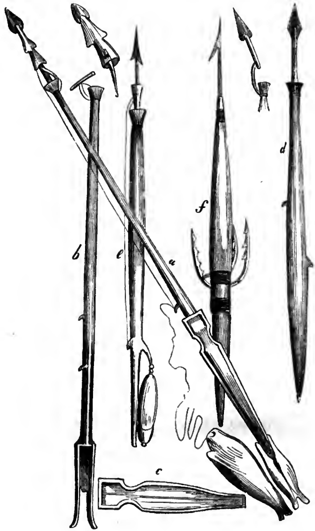
Tafel XXVIII. A.



Digitized by Google

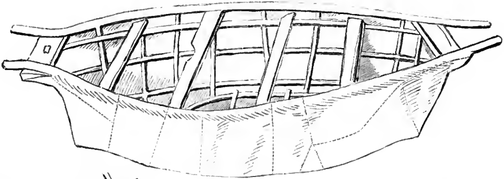
Digitized by Google

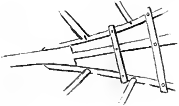
Tafel XXVIII. B.

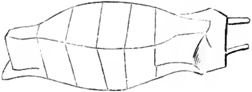


Digitized by Google

Tafel XXIX.







Digitized by Google

Tafel XXX.

470,311

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google